

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



JAHRBUCH 1993



V564/21

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Franz Moegle-Hofacker

unter Mitarbeit von Manfred Akermann und Rainer Gross

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen

zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen

Titelbild auf dem Schutzumschlag: Schloß Pfedelbach

(Foto: Werbestudio Prell, Pfedelbach)

Vorwort

Die Vielfalt der im Historischen Verein Württembergisch Franken geleisteten Arbeit, wie sie sich auch im vorliegenden Jahrbuch 1993 wieder in stattlichen Erträgen landeskundlicher Forschung widerspiegelt, ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, daß hier Menschen, die in der Region leben oder mit ihr seit Jahrzehnten eng verbunden sind, ihren Forschungsgegenständen quasi im eigenen Lebensumfeld nachspüren und – von diesem angeregt – ein Bild mit sehr persönlichem Bezug zu Geschichte zeichnen, sei sie nun nach-erlebt oder selbst erlebt. Im einzelnen hervorgehoben sei hier der letzte Beitrag dieses Bandes, in dem Zeitzeugen zur Geschichte der Künzelsauer Juden während der Zeit des NS-Regimes zu Wort kommen.

Persönliches Engagement um Geschichte spiegelt sich auch wider in den verschiedenen Ortsverbänden. Als hervorragendes Beispiel sei hier Murrhardt erwähnt. Seit einigen Jahren ist es dort dem wieder aufgelebten Ortsverband des Historischen Vereins für Württembergisch Franken gelungen, aus der jüngeren Generation Forscher der verschiedensten Fachrichtungen dafür zu gewinnen, die zuvor in der Vereinsarbeit etwas abseits gebliebene südwestliche Ecke der Region Württembergisch Franken, den Murrhardter Raum, näher zu durchforschen. Sie alle bauten auf der Arbeit und den Anregungen des für diesen Raum in nahezu allen Bereichen der historischen Landeskunde beispielgebenden Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt, auf. Dem Anlaß seines 60. Geburtstages sind nun auch zwei der hier eingebrachten Beiträge ausdrücklich gewidmet.

Den anderen regionalen Schwerpunkt des vorliegenden Bandes bilden Arbeiten aus dem Arbeitsumfeld des Hohenlohe-Zentralarchivs: Hier sind besonders Architekturgeschichte, Denkmalpflege und musikgeschichtliche Arbeiten hervorzuheben, die in grundlegender Weise neue Erkenntnisse zutage fördern.

Auch geographisch wird darüber hinaus das gesamte Vereinsgebiet, vom »Madonnenländle« über Künzelsau bis Schwäbisch Hall und das Limpurgr Land mit eindrucksvollen Einzelbeiträgen repräsentiert. Thematisch kommen dabei Bau- und Kunstgeschichte, Archäologie, Paläontologie, Musikwissenschaft, Technik-, Wirtschafts-, Sozial-, Religions- und politische Geschichte, Zeitgeschichte und Zeitzeugen unserer jüngsten Vergangenheit im vorliegenden Jahrbuch zu Wort.

Die Fülle dieses farbigen vielgestaltigen Straußes aus dem ganzen Tätigkeitsbereich des Vereins in seinem 145. Arbeitsjahr für den gesamten Forschungsraum Württembergisch Franken möchte auch gleichzeitig Festgabe sein zum 85. Geburtstag des langjährigen Vorsitzenden, Dr. Ernst Breit, Schwäbisch Hall, ohne dessen unermüdlichen Einsatz und stetiges Engagement die Vereinsarbeit, so wie sie sich auch im vorliegenden Jahrbuch 1993 präsentiert, nicht denkbar wäre.

Dem Jahrbuch Württembergisch Franken ist zu wünschen, daß es den stetigen Aufschwung der letzten Jahre beibehalten und daß die erfolgreiche Arbeit für

Autoren, alle an der Herstellung Beteiligten und nicht zuletzt für die Leser, mit demselben hohen Engagement, derselben Umsichtigkeit und demselben Finger­spitzengefühl fortgesetzt werden kann

Der Historische Verein für Württembergisch Franken dankt den Schriftleitern, Herrn Oberarchivrat Dr. Franz Moegle-Hofacker und Herrn Stadtoberarchivrat Manfred Akermann für die umsichtige und wohl überlegte Redigierung dieses Jahrbuches, sowie Herrn Kreisarchivar Rainer Groß für seine wertvolle Mitarbeit. Das Buch ist geeignet, neue Freunde und Erforscher der Geschichte dieses Raumes zu finden.

Albert Rothmund

Vorsitzender des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken

Inhalt

| | Seite |
|--|-------|
| Walther-Gerd Fleck: Das Schloß Pfedelbach 1572–1988 | 7 |
| Petra Kowalewski: Bodo Ehardt und seine Wiederherstellung des Schlosses Neuenstein (1906–1914) | 123 |
| Ulrike Plate: Die ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Januarius in Murrhardt. Die archäologischen Untersuchungen von 1973 | 185 |
| Dieter B. Seegis: Alte und neue Funde fossiler Lungenfisch-Reste aus dem Keuper der Umgebung von Murrhardt | 233 |
| Andreas Traub: Zur Überlieferung des Meßgesangs im Kloster Schöntal | 249 |
| Hans-Dieter Bienert, Sveva Gai und Andreas Kozlik: Aus der Geschichte der frühneuzeitlichen Flammglashütte im Wald bei Schöntalhöfle (Großerlach-Grab) | 269 |
| Hans-Dieter Bienert und Sveva Gai: Hinweise auf frühneuzeitliche Glasproduktion bei Kirchenkirnberg, Stadt Murrhardt | 301 |
| Mathias Klink: Zur demographischen Entwicklung in Sulzbach/Murr während des Dreißigjährigen Krieges. Statistische Auswertung der Kirchenbücher | 311 |
| Gerhard Fritz und Irmgard Hein: Soziale Ursachen des Murrhardter Stadtbrandes von 1765. Untersuchungen zur Familie Pfizenmaier, in deren Haus 1765 der Murrhardter Stadtbrand ausbrach | 351 |
| Jochen Vötsch: Die Hohenloher Religionsstreitigkeiten in der Mitte des 18. Jahrhunderts | 361 |
| Hans Oskar Koch: Sigismund Ranqué (1743–1795), ein unbekannter Komponist der Mozart-Zeit aus Ballenberg im »Madonnenländle« | 401 |
| Hellmar Weber: Die Geschichte des Vitriolwerks bei Ottendorf von 1817 bis 1832 | 417 |
| Armin Müller: Zwischen Tugend und Gewalt. Die Haller Rechtsparteien in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25 | 445 |
| Martin Frey und Stefan Kraut: ... und lebten unter uns. Juden in Künzelsau | 475 |

| | |
|---|-----|
| Neue Bücher | 523 |
| Verfasser und Herausgeber der besprochenen und angezeigten Werke | 561 |
| Nachruf: Kurt Neider | 562 |
| Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1992 | 563 |
| Neue Mitglieder 1992 | 575 |
| Orts- und Personenregister | 577 |
| Verzeichnis der Mitarbeiter | 587 |

Das Schloß Pfedelbach 1572–1988

VON WALTHER-GERD FLECK

Vorgeschichte¹

Der Ort Pfedelbach wird erstmals im Jahr 1037 im Öhringer Stiftungsbrief genannt und seit 1270 werden Herren von Pfedelbach erwähnt. Diese waren wohl die Grundherren, aber offenbar nicht die alleinigen Besitzer, denn sie trugen auch einige Güter in Pfedelbach zu Lehen, welche dem Hause Hohenlohe gehörten. Ob sie diesen noch weiterhin dienstverpflichtet waren, oder wie ihre gesellschaftliche Stellung insgesamt aussah, ist nicht bekannt. Im Jahr 1419 vermählte sich Reitza von Pfedelbach, die letzte der Familie, mit Zeisolf von Adelsheim, womit das Geschlecht der Herren von Pfedelbach ausgestorben ist.

Ihr Sohn Götz von Adelsheim verkaufte 1472 seinen Besitz an die Grafen Gottfried, Friedrich und Kraft von Hohenlohe. Zu diesem gehörten das Schloß »mit Gräben und Begriff«, Baum- und Krautgarten, sowie das ganze Dorf Pfedelbach mit allen Vogteien, Gerichten, Nutzen und vielerlei Zubehör. Dies besagt eindeutig, daß in Pfedelbach ein Schloß vorhanden, von Gräben umgeben und wohl in seinem Gesamtareal von einem Palisadenzaun o. ä. geschützt war.

Betrachtet man den Ortsplan (P1), so spricht alles dafür, daß dieses Schloß, aus einer sicher bescheidenen mittelalterlichen Burg hervorgegangen, bereits an der Stelle des heutigen stand. Der Ortskern² war entlang der von Gleichen herabkommenden Hauptstraße, sowie an dem Abzweig der Straße nach Oberohrn und dem Weg zum Friedhof gebaut. Die von Süd nach Nord verlaufende Hauptstraße führt dann von da weiter am Schloß vorbei nach Öhringen und ein Weg zweigt nach Westen Richtung Windischenbach ab. Hier, am tiefgelegenen Nordende des Dorfes war die Gelegenheit günstig, den parallel zur Hauptstraße verlaufenden Pfedelbach zur Speisung von Wassergräben zu nutzen, ehe er weiter der Ohrn zufließt. Daß bei den Sanierungsarbeiten im Schloß seit 1962 keinerlei Reste oder Spuren von einem Vorgängerbau gefunden wurden, spricht nicht gegen einen solchen. Er wurde wohl für den sicher merklich größeren Nachfolgebau restlos abgeräumt oder seine im Boden verborgenen Reste wurden nicht angeschnitten.

1 F. Kempt, E. Fritz, H. Bräuer u. a.; Redaktion G. Taddey: Pfedelbach 1037–1987. Aus Geschichte und Gegenwart (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 30). 1987. Aus diesem Werk, insbesondere S. 24ff., wird hier rekapituliert, was für das Verständnis der Baugeschichte des Schlosses von Bedeutung ist. Die spärlichen oder ganz fehlenden Quellenangaben sind wohl der Eigenschaft des Bandes als Heimatbuch zuzuschreiben. Dafür, daß die Angaben verlässlich sind, wird der Redakteur der Gewährsmann sein.

2 Urkarte NO LXIV, 29 und 30 von 1833.

Daß sich hier ein großes herrschaftliches Areal befand, zeigen neben dem Schloß der Lange Bau, das Kellereigebäude und der ehemalige Hofgarten. Schließlich bestärkt auch die Lage der evangelischen Kirche diese Annahme. Sie wurde 1588/89 durch die Gräfinwitwe Agathe von Hohenlohe, also durch die Herrschaft gebaut und damit auf herrschaftlichem Grund errichtet. Außerdem war an dieser Stelle eine Kapelle aus gotischer Zeit. Da Pfedelbach im Mittelalter keine Pfarrei hatte, sondern von den Chorherren des Öhringer Stiftes geistlich betreut wurde, gab es auch keine Pfarrkirche. Die Kapelle wurde wohl noch von den Herren von Pfedelbach auf ihrem eigenen Grund nahe bei ihrer Burg erbaut.

Erst 1565, also nach Einführung der Reformation, erhielt Pfedelbach eine Pfarrstelle und nach der Erbauung des Schlosses, als es neben Waldenburg Residenz wurde, erhielt es 1577 eine Superintendentur (Dekanat). Das zog dann notwendig den Kirchenneubau nach sich, welcher wiederum die Vorgängerkapelle beseitigte.

Stellung im Gesamthaus Hohenlohe³

Durch die Hauptlandesteilung 1553–55 bildeten sich die beiden noch heute bestehenden Hauptlinien Hohenlohe-Neuenstein und Hohenlohe-Waldenburg. Pfedelbach fiel an letztere. Ihr Begründer war Graf Eberhard (1535–1570), der seine Residenz in Waldenburg nahm. 1554 vermählte er sich 19-jährig mit Agathe, Gräfin von Tübingen, und 1557–58, 2 Jahre nach der Teilung, ließ er das aus einer hochmittelalterlichen Burg entstandene, im 15. Jahrhundert erweiterte und ausbaute Schloß durch den Steinmetz- und Stadtbaumeister Balthasar Wolff und den Zimmermann Christoph Mayer aus Heilbronn modernisieren⁴. 10 Jahre danach entschloß er sich, in Pfedelbach einen zweiten Wohnsitz zu bauen, der insbesondere im Winterhalbjahr einen angenehmeren Aufenthalt versprach, als das hoch und exponiert gelegene Waldenburg. Aus der Gestaltung des Schlosses läßt sich ablesen, daß dies nicht der einzige Grund war, sondern daß Eberhard ein Schloß nach neuestem Geschmack und nach den Regeln der Renaissancebaukunst haben wollte. Der ebene und freie Platz in Pfedelbach eignete sich dazu besser als Waldenburg. Darüber hinaus ist anzunehmen, daß der abzutragende Altbestand von geringem Wert war. Graf Eberhard berief den Steinmetz- und Baumeister Sebastian Mayer aus Heilbronn, wohl einen Verwandten des Christoph Mayer. Dieser plante und errichtete 1568–72 das Schloß mit dem großen Wassergraben und dem Langen Bau. Beide Schlösser, Waldenburg und Pfedelbach, tragen die Wappen Hohenlohe und Tübingen und letzteres – am Langen Bau – die Jahreszahl der Vollendung, 1572⁵.

3 Vgl. neben dem Heimatbuch (wie Anm. 1) auch *Adolf Fischer*: Geschichte des Hauses Hohenlohe, II. Theil, Stuttgart 1868. (Reprint: Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken Bd. 2, 1991).

4 Vgl. *W.-G. Fleck*: Schloß Weikersheim und die hohenlohischen Schlösser der Renaissance. 1954, S. 14.

5 *Fleck* (wie Anm. 4), S. 14 und *Ders.*: Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg, 1977, S. 207ff.

Durch die tragischen Ereignisse der »Waldenburger Fastnacht« vom 7. Februar 1570 starb Eberhard am 10. März, als das Bauwesen in vollem Gange war⁶. Seine Gemahlin vollendete es und nahm dort ihren Wohnsitz. In Pfedelbach erzog sie auch ihren Sohn Georg Friedrich I. (1562–1600), welcher beim Tod des Vaters erst 8 Jahre alt war. Auch er starb jung am 22. Oktober 1600. Ab wann er in Waldenburg residierte, ist nicht genau bekannt. Er hatte noch zu Lebzeiten bestimmt, daß sein Sohn Ludwig Eberhard (1590–1650) Pfedelbach erhalten sollte, Philipp Heinrich Waldenburg und Georg Friedrich II. Schillingsfürst. Mußte die Gräfinwitwe Agathe von 1570 bis gegen 1580 für ihren Sohn die Regentschaft übernehmen, so nochmals von 1600 bis zu ihrem Tod 1609 für die Enkel. Nach Adolf Fischer⁷ führte sie diese »... mit Kraft und Würde«. Sie machte Pfedelbach zu einem bedeutenden Platz der Herrschaft Hohenlohe-Waldenburg, was auch durch die von ihr 1588/89 erbaute Pfarrkirche unterstrichen wird.

Durch die Aufteilung an seine drei Söhne hatte Georg Friedrich I. die Zersplitterung der Herrschaft Waldenburg vorbestimmt, was – wie viele andere Teilungen im Hause Hohenlohe in der folgenden Zeit – bedeutete, daß erstrangige Bauvorhaben, wie sie in der Renaissancezeit nach Pfedelbach noch in Kirchberg, dem Saalbau in Hermersberg, dem Schloß Öhringen, ganz besonders aber in Weikersheim entstanden, danach nicht mehr gebaut werden konnten, da die wirtschaftlichen Grundlagen der einzelnen Linien immer schmaler wurden. Für Pfedelbach bedeutet dies, daß die gewichtige Rolle, die es von 1572 an in der Herrschaft Waldenburg spielte, mit dem Tod der Gräfinwitwe Agathe 1609 zu Ende ging. Graf Ludwig Eberhard zog, neuvermählt 1610 mit seiner Gemahlin Dorothee, Gräfin von Erbach, in Pfedelbach ein. Die Teilung in die 3 neuen Linien wurde 1614/15 endgültig vollzogen. Nach seinem Tod 1650 regierten seine beiden Söhne Friedrich Kraft (1623–81) und Hiskias (1631–85) gemeinsam die Linie Hohenlohe-Waldenburg-Pfedelbach, und nachdem ersterer 1681 kinderlos gestorben war, blieb Hiskias Alleinregent. Ihm folgte sein Sohn Ludwig Gottfried (1668–1728) nach, mit welchem die Linie erlosch und alles an Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein fiel, das inzwischen katholisch geworden war. Als Folge davon wurde in Pfedelbach die Bildung einer eigenen Kirchengemeinde befördert und im Schloß 1731/32 die katholische Hofkapelle sowohl für den Hof, als auch für die kleine Gemeinde eingerichtet. Vom fürstlichen Hof wurde das Schloß nie für längere Zeit bewohnt. Erste Modernisierungen im Sinne des Barock hatte bereits Ludwig-Gottfried vorgenommen. Eine durchgreifende, 1754 geplante und 1755 begonnene Barockisierung blieb in den Anfängen stecken. Der Bau war nur noch von Vögten, Förstern und Pfarrern bewohnt. Von 1806–1840 hatte das für die Herrschaft Bartenstein zuständige königlich württembergische Amtsgericht hier seinen Sitz. Mit dem Neubau eines katholischen Gotteshauses 1887/88 entfiel auch die Funktion der Schloßkapelle als Gemeindekirche. So schritt der Niedergang rasch voran.

6 *Fleck* (wie Anm. 5), S. 212.

7 *Fischer* (wie Anm. 3), S. 93.

Im Jahr 1962 übernahm dann die Gemeinde Pfedelbach das Schloß vom Haus Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein in völlig verwahrlostem Zustand. Bis 1979 wurde es in mehreren Abschnitten saniert und einer neuen Nutzung zugeführt⁸.

Beschreibung des Baues von 1572

Nachdem die Gemeinde Pfedelbach das Schloß im Jahre 1962 erworben hatte, wurde der Verfasser damit beauftragt, eine Bestandsaufnahme zu machen und daraus eine Planung für die Wiederherstellung und eine mögliche neue Nutzung in enger Zusammenarbeit mit der Gemeinde zu entwickeln. Vom Herbst 1962 an entstand in mehr als 1-jähriger Arbeit eine zeichnerische Bestandsaufnahme des Schlosses im Maßstab 1:50 mit eingetragenen Beobachtungen zur Baugeschichte, dem Baualter, späteren Veränderungen u. a. Anhand dieser und den hierzu beigezogenen sonstigen Quellen wird das Schloß im folgenden beschrieben. (Vgl. Planabbildungen P1–P32, nicht maßstabsgetreu, S. 89–119).

Lage und Grundform

Auf die Lage im Rahmen des Ortes wurde schon oben eingegangen. Das Schloß ist fast genau nord-südlich ausgerichtet (P2). Es hat rechteckige Grundform im Verhältnis von 1:2 (23,75 m × 47,50 m). Die Schmalseiten nach Norden und Süden sind mit rechteckigen Häusern besetzt, wiederum fast exakt mit einer Grundrißfläche von 1:2 und je 2 runden Ecktürmen, deren Durchmesser die halbe Gebäudebreite mißt. An den Mitten ihrer Hofseiten, zu einem Drittel vortretend, haben sie 8-eckige Treppentürme, $\frac{1}{3}$ der Gebäudebreite im Durchmesser zählend. Für den Schloßhof verbleibt somit zwischen den beiden Häusern die halbe Gesamtlänge und er bildet dadurch, seine Außenmauern mitgerechnet, ein Quadrat.

Die Mitte der westlichen Langseite besetzt ein weiterer Rundturm gleichen Durchmessers wie die Ecktürme. Deren Mittelpunkte liegen in den Ecken des Rechtecks und seiner sinngemäß in der Mauerflucht. Damit tritt er nur als Halbkreis vor, die Ecktürme als $\frac{3}{4}$ -Kreise. Um den Halbmesser der Türme tritt entsprechend vor die Mitte der Ostseite der rechteckige Torbau vor, dessen ursprünglich geplante Länge $\frac{3}{4}$ der Breite der Wohnhäuser hatte und seine Grundfläche zunächst ein Verhältnis von wiederum fast genau 1:2.

Diese Zahlen und Maßverhältnisse wird man sicher nicht dem Zufall zuschreiben können, vielmehr muß man hierin bestätigt sehen, was schon oben angedeutet wurde, daß nämlich Graf Eberhard einen Bau erstehen ließ, in den Dimensionen zwar mäßig, in der Gestaltung jedoch völlig auf der Höhe seiner Zeit, der Renaissance, welche Regularität und Ebenmaß erstrebte.

Diese Regularität wird weitergeführt in dem das Schloß umgebenden Graben, der

⁸ Heimatbuch (wie Anm. 1), S. 154ff.

es allseitig gleich breit umzieht und den 4 Ecktürmen mit Rundungen korrespondiert. In seinen geraden Stücken mißt seine Breite $1\frac{1}{2}$ Haustiefen oder $\frac{3}{4}$ Hauslängen, wodurch er ein Grundflächenverhältnis von 5:7 erreicht. Nach Osten, gegenüber der Eingangsseite, macht der »Lange Bau«, ein 84 m langer Wirtschaftsbau, Front zum Schloß. Sein Haupttor hat Bezug zur Schloßbrücke, und daß er nicht ganz parallel zum Schloß steht, ist wohl bedingt durch den Verlauf des Pfedelbachs (siehe spätere Besprechung). Insgesamt eine beeindruckende Schloßanlage von einer Regelmäßigkeit, wie sie so nicht sehr häufig durchgehalten wurde. Daß im Lauf der Ausführung gewisse Abweichungen hingenommen werden mußten, tut der Idee dieser Idealarchitektur, die – wie nachher zu zeigen ist – sich auch im Aufriß fortsetzt, keinen Abbruch.

Der rechteckige Torbau war genau in der Frontmitte angeordnet. Da aber sein Grundriß mit 9 m Länge nur die Torhalle und eine Wärterstube daneben aufnehmen konnte, rutschte die den Graben überquerende Brücke, im letzten Stück ursprünglich als Schlagbrücke ausgebildet, aus der Mittelachse etwas nach Süden (P3). Diese Abweichung wurde noch verstärkt, als der Torbau erst die Höhe der Fensterstürze des Erdgeschosses erreicht hatte. Hier endet die Kante der Südostecke (Abb. 14). Er wurde um $\frac{1}{3}$ seiner seitherigen Länge nach Süden vergrößert zur Aufnahme einer Wendeltreppe neben der Torhalle. Damit liegt zwar das Tor jetzt mittig im Torbau, dieser aber ist beträchtlich nach Süden aus der Frontmitte verschoben.

Wie die Bauuntersuchung eindeutig ergeben hat, war der Schloßhof zunächst so konzipiert, daß die Mitten der beiden Häuser von den Treppentürmen markiert waren, in der Mitte der Ostseite der Torbau vor die recht dünne Längswand vortrat und gegenüber mit gleichem Vorsprung der Rundturm, der platt abgeschnitten wurde. Vier schießschartenartige runde Gucklöcher gingen nach außen. Noch ehe das Obergeschoß begonnen wurde, wohl mit der Änderung des Torbaues, wurden diesen dünnen Längsmauern Pfeiler mit Segmentbogen vorgelegt, im Westen 5 Bogen, im Osten 6. Eine Verbindung der beiden Häuser durch Galerien war zweifellos immer geplant und offenbar zunächst in einer reinen Holzkonstruktion. Durch das Vorsetzen der Bogen wurde ein Unterbau geschaffen, auf welchem eine stabilere, geschlossene Konstruktion möglich wurde.

Aussehen

Auch die Aufrisse des Schlosses zeigen, daß die reguläre Konsequenz der Grundrißgestaltung im Aufbau beibehalten wurde. So gibt der Nordbau, der nur geringe spätere Veränderungen erfuhr, hierüber sehr gut Auskunft (P12). Seine Nordseite zeigt einen gequadrerten Sockel und darüber 3 durch Gesimse getrennte Geschosse. Das Satteldach hat Giebel nach Osten und Westen und die Ecktürme, um 1 Geschoß höher, tragen »welsche Hauben«, die einfach geschweiften, in der Renaissancezeit üblichen polygonalen Dachhelme (Abb. 15, 16). Die Front ist 4-achsig angelegt mit den ebenfalls in der Zeit üblichen Doppelfenstern mit steiner-

nem Mittelpfosten. Der 1. Stock ist herausgehoben durch 3 größere Mittelfenster und einen etwas einseitig angeordneten Balkon. Im 2. Stock deutet ein Okulus die Mitte nochmals leicht an.

Dieser nahezu symmetrischen Fassade entspricht die Hoffront des Nordbaues (P8). Auch sie ist waagrecht durch Stockwerksgesimse gegliedert. Der Treppenturm übertrifft die Ecktürme noch um ein Geringes in der Höhe und beidseits sind je 2 Fensterachsen vorhanden. Beide Giebelseiten nach Osten und Westen sind 2-achsig aufgebaut mit 3-geschossigen, ebenfalls waagrecht gegliederten Giebeln, je Stockwerk mit zwei Schweifungen und Kugeln auf den Absätzen nach außen abgeschlossen. Nahezu gleich war der in der Barockzeit stark veränderte Südbau konzipiert. Seine Außenseite hatte allerdings keine Mittenbetonung.

Neben der Nordseite kann die Westseite in ihrer Renaissancegestalt als Musterbeispiel einer konsequenten, aber vornehm zurückhaltenden Gestaltung gelten (P14, 30). Bei der großen Frontlänge kommt die waagrechte Gliederung durch Quadersockel und Stockgesimse besonders stark zur Geltung, unterstrichen dadurch, daß der Mittelturm auf Traufhöhe endet. Das Gewicht liegt auf den Haupthäusern mit ihren Giebeln und Ecktürmen. Die geringe Erhöhung des Südgiebels, bedingt durch den Saal im 2. Obergeschoß, fällt kaum auf (P18).

Nach dem gleichen Prinzip war auch die Ostseite aufgebaut, wobei nicht bekannt ist, wie hoch der ursprünglich geplante 2-achsige Torbau sein und wie er enden sollte (P11, 27). Durch seine Verbreiterung wurde schon bald die Symmetrie dieser Front gestört. Eigenartig ist, daß die beiden Fensterachsen über dem Tor und der Torstube bis oben durchgeführt wurden, da die angesetzte Wendeltreppe aber zur Hauptseite fast fensterlos blieb und damit die Ungereimtheit noch betont wurde. Der heute nach alten Quellen rekonstruierte Abschluß des Torbaus entstand erst in einer späteren Bauphase, was noch zu besprechen ist. Es muß daher offenbleiben, wie er bei Fertigstellung des Schlosses im Jahre 1572 aussah.

Wie oben erwähnt, wurden die Hoffronten der beiden Verbindungsflügel schon verändert, ehe der Bau über das Erdgeschoß hinausgewachsen war. Über den nunmehr angefügten Arkaden entstanden mit kräftigen Außenmauern Gänge mit Fachwerkwänden zum Hof hin. Die ursprünglich angelegten, nur etwa 30 cm dicken Mauern hätten wohl Gänge tragen sollen, die auch nach außen in Fachwerk gebildet gewesen wären. Durch die ausgeführte Lösung gewann der Bau an Geschlossenheit.

Im Westen ist der Gang noch in der genannten Form vorhanden, wogegen er im Osten durch eine steinerne Säulengalerie mit toskanischer Ordnung im 1. und jonischer im 2. Obergeschoß, sowie mit Dockenbalustraden ersetzt wurde (P7, 10, 23, 26). Diese Galerie kröpft in der Breite des Torbaus auf gewölbten Konsolen risalitartig vor. Darüber steigt dieser noch 2 Stockwerke hoch auf. Daß hier zunächst wohl der gleiche Gang vorhanden war wie gegenüber, geht einmal daraus hervor, daß die Kragkonstruktion später in das Pfeiler- und Bogenmauerwerk eingefügt ist, wie der Befund eindeutig ausweist, und zum anderen ist aktenkundig, daß Georg Kern, der hohenlohische Baumeister und Burgvogt, in Neuenstein

1609–12 diese Galerie erbaute. Sie entstand also nach dem Tod der Gräfinwitwe Agathe zum Einzug des Grafen Ludwig Eberhard. Da der obere Abschluß des Torbaus auf den Risalit der Galerie Bezug nimmt, kann er frühestens mit dieser zusammen entstanden sein. Da er 1668, 1672 und 1681 abgebildet ist und wohl kaum in der Notzeit des 30-jährigen Krieges entstanden sein wird, ist er demnach ebenfalls von Kern errichtet worden. Ansonsten müßten ihn Friedrich Kraft und Hiskias zwischen 1650, dem Tod des Vaters, und 1668, dem Datum der ersten bildlichen Darstellung, erbaut haben, was unwahrscheinlich ist.

Das Schloß Pfedelbach ist als Putzbau über einem Quadersockel konzipiert und ausgeführt worden. Die Dächer trugen immer Ziegeldeckung und die Turmhelme waren geschiefert. Im Hof war mehrfarbige Roll- und Beschlagwerkmalerei an den Fenstern des Nordbaues erhalten, sowie Rankenmalerei in den Gefachen der Westwand. Deren sichtbares, reiches Fachwerk hatte eine Grünfassung (Abb. 39). Darin muß man »... einen Repräsentationsanspruch des Schloßherrn sehen, der heute in seiner Attitüde kaum noch nachzuvollziehen ist, ...«⁹ Grün konnte nur durch künstliche Oxydation von Kupfer gewonnen werden und war eine extrem teure Farbe.

Auch der Arkadenunterbau, die Fensternischen der Steingalerie, die Tür zum Mittelurm, der Treppenturm u. a. waren entsprechend bemalt (Abb. 38). Gleiches galt für den Südbau. Die Palette bestand aus den damals üblichen Farben Rot (Eisenoxyd oder Roter Ocker), Gelb (Ocker), sowie Schwarz und Grau (Holzkohle), auf weißem Kalkgrund. Auf den Außenseiten waren vom Putz der Erbauungszeit nur noch spärliche Reste erhalten, auf denen keine Farbfassung nachzuweisen war, auch geben die alten Abbildungen keine Hinweise auf eine solche, was aber nicht gegen ein ehemaliges Vorhandensein spricht. Dem Geist der Zeit entsprechend mußte sie nicht nur im Hof, sondern auch außen vorhanden sein. War dies nicht der Fall, so wohl aus Gründen der Sparsamkeit, wogegen die Grünfassung im Hof spricht. Diese Frage muß offen bleiben.

Der oben schon genannte »Lange Bau«, der dem Platz vor Graben und Brücke eine respektable Kulisse abgibt, ist 2-geschossig mit Satteldach und Staffelgiebeln (Abb. 22). Seine Mitte betont das wappenbekrönte Rundbogen-tor (Abb. 23) und drei regelmäßig angeordnete Zwerchhäuser mit Giebeln verstärkten den repräsentativen Eindruck. Sie sind nur in einer Abbildung von 1673 überliefert¹⁰. Auch er muß verputzt gewesen sein. Dekorative Bemalung wird er als der dem Schloß zugeordnete Wirtschaftsbaus kaum gehabt haben. So kann mit Fug und Recht festgehalten werden, daß das Schloß Pfedelbach

9 J. Cramer: Zur Außenfarbigkeit adliger Landsitze des 16. und 17. Jahrhunderts in Südwestdeutschland, in: Burgen und Schlösser, 1988/II, S. 104.

10 Titelblatt der Leichenpredigt für Gräfin Floriana Ernestina, gest. 1673 in Pfedelbach. Stich nach Zeichnung von Joachim Georg Creutzfelder. M. Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg. Katalogteil. 1957. 6117.

ein in der Renaissancezeit in jeder Hinsicht vorbildlicher Bau war, den man zu den bedeutenden seiner Zeit zählen muß. Es ist dementsprechend im Folgenden aufzuzeigen, daß dieser Eigenschaft auch die innere Disposition entsprach.

Innere Einteilung und Ausstattung

Im Vorigen wurde die Gestalt und Erscheinung des Schlosses beschrieben, wie sie aus der Bauzeit 1568–72 und der Ergänzung 1609–12 hervorging¹¹. Auch die folgende Beschreibung des Inneren bezieht sich auf diesen Renaissancezustand, also den Erstzustand; spätere Veränderungen werden gesondert erläutert¹².

Für die Unterbringung des wohl mäßig großen gräflichen Hofhalts standen die beiden Häuser an den Schmalseiten des Hofes zur Verfügung. Das südliche war der Repräsentationsbau, das nördliche derjenige für den täglichen Gebrauch.

Südbau

Das Südhaus ist nicht unterkellert, sein Erdgeschoß mit gratigen Kreuzgewölben überdeckt. Es enthielt die große, vom Hof her zugängliche Küche mit dem gemauerten Herd und einem Rauchfang darüber an der Südwand und dem Küchenstüblein im Südostturm. Hier konnten der Koch, die Beschließerin oder wer auch immer ihre schriftlichen Arbeiten erledigen, die diebstahlgefährdeten Dinge verschließen und durch ein Guckfensterchen in der Tür den Betrieb in der Küche beobachten (P 15).

Am westlichen Hausende waren, ebenfalls vom Hof zu betreten, die Mehlkammer, die Backstube mit einem Backofen und dem Pastetenofen und wieder eine Turmstube ähnlicher Funktion wie die vorige. Dazwischen, nur vom Treppenturm aus zugänglich, befand sich das »Backhaus«, ein Raum wohl zur Vorbereitung der Backwaren. Direkt vor der Küchentür war der laufende Brunnen, dessen Überreich in den Wassergraben floß.

Den 1. Stock dieses Baues nahm im Ganzen ein Saal ein, dessen Decke von zwei Stützen und einem Unterzug getragen wurde. Zu ihm öffneten sich die beiden Turmstuben und eine Tür führte zum Südbalkon (P 16).

In ihm darf man den Speisesaal oder die »Tafelstube« erblicken, wie die Zeitgenossen sagten. Über seine Ausstattung wissen wir nur, daß die noch in den Wandkreu-

11 Er ist dargestellt auf den drei Abbildungen des Schlosses aus dem späteren 17. Jahrhundert: 1. Titelblatt der Leichenpredigt für Superintendent Michael Baumann, gest. 1668 in Pfedelbach. – 2. Titelblatt der Leichenpredigt für Gräfin Floriana Ernestina, gest. 1673 in Pfedelbach. Stich nach Zeichnung von Joachim Georg Creutzfelder. *Schefold* 6117. Titelblatt der Leichenpredigt für Graf Friedrich Kraft, gest. 1681 in Pfedelbach.

12 Beschreibung des Schlosses anläßlich der Teilung der Linie Waldenburg an die drei Brüder Ludwig Eberhard, Philipp Heinrich und Georg Friedrich II., am 26. September 1614 erstellt von Heinrich Schickhardt, Fürstlich-Württembergischer Baumeister, Bernhard Cantzler, Keller von Michelstatt, und Georg Kern, Baumeister. Hierzu wurde auch ein Grundriß gezeichnet, der das Erdgeschoß des Schlosses, des Langen Baues und weiterer Nebengebäude mit Raumbezeichnungen darstellt. Hohenlohe-Zentral-Archiv Neuenstein (= HZAN), 1. Wa XIII, D 33.

zungen steckenden Holzstützen recht einfach waren, 8-eckig mit quadratischem Fuß und einem konisch auslaufenden Sattelholz unter dem Unterzug (dessen heutige Durchbiegung zeigt, daß es statisch fast nutzlos ist). Die Deckenfläche muß, nach Spuren zu schließen, verputzt gewesen sein mit einem Anschlußgesims an Unterzug und Wände. Da spätere Veränderungen mit allem gründlich auf-räumten, ist mehr nicht bekannt. Stützen und Unterzug waren einst unverkleidet und wohl farbig gefaßt. Die Decke könnte eine einfache Felderung gehabt haben und die Fenster- und Türnischen ornamentale Bemalung.

Im 2. Obergeschoß befand sich abermals ein großer Saal mit einem Längsunterzug, jedoch stützenlos. Auch zu ihm öffneten sich die Turmstuben und ein »heimliches Gemach« war in der Mauerdicke verborgen. In diesem Raum wird man den *Fürstlichen Sahl* sehen dürfen, den die Beschreibung von 1614 erwähnt. Auch von seiner Ausstattung haben spätere Veränderungen nichts übrig gelassen. Einzig feststellbar war, daß sein Längsunterzug an den Giebeln quadratische Pfosten mit leicht ausgebogten Bügen unterstellt hatte. Die Titulation als *Fürstlicher Sahl* läßt eine einigermaßen reiche Ausstattung oder Ausmalung vermuten, von der leider keinerlei Reste feststellbar waren (P17).

Wie noch zu besprechen ist, wurden in den Räumen des Nordbaus zahlreiche und qualitätvolle ornamentale Malereien festgestellt; so war insbesondere die Wendeltreppe reich ausgemalt. Restauratorische Untersuchungen im Südbau ergaben außer den Rußschichten der großen Küche weder in der Treppe noch sonstwo Befunde. Im Treppengehäuse wurde eindeutig festgestellt, daß der Erstputz vollständig entfernt und durch einen zweiten ohne Bemalung ersetzt wurde. Entsprechendes gilt auch für die beiden Obergeschosse. Welcher späteren Veränderungsphase der Neuputz zuzuordnen ist, war nicht eindeutig feststellbar.

Ob und wie das Dachgeschoß des Südbaus genützt war, ist nicht bekannt, da das einstige Satteldach später einem Mansarddach weichen mußte. Nur die Reste des Hängewerks in der Decke über dem 2. Obergeschoß ermöglichten die Rekonstruktion des Saales.

Nordbau

Der Nordbau ist zu zwei Dritteln unterkellert. In der Beschreibung von 1614 schon heißt es: ... *hat in dem Schloß ein Keller ... aber wegen deß Wassers nicht tieff, undt deßwegen nicht zum besten*. Sein flaches Tonnengewölbe liegt mit dem Scheitel unter dem Hofniveau. Seine nördliche Außenwand im Sockelbereich steht zum Graben hin frei. Der heute niedere Keller wurde mehrmals des Wassers wegen aufgefüllt. Bei Probegrabungen war bei mehr als 2 m Tiefe unter der heutigen Grabensohle (ungefähr heutige Kellersohle) das Mauerfundament noch nicht erreicht, vielmehr besteht der Sockel bis in die genannte Tiefe aus Bossensteinen, was besagt, daß der Graben und der Wasserspiegel zu Ende des 16. Jahrhunderts sehr viel tiefer gelegen haben müssen als das heutige Niveau. Da so die nördliche Anke des Kellergewölbes außer der Auflast von oben kein Widerlager hatte, dem

Gewölbescheitel aber die Mitteltragwand des Hauses aufgesetzt war, entstand das Einknicken des Gewölbes, der erste Bauschaden, wohl schon vor der Fertigstellung des Schlosses. Der sechseckige überwölbte Raum im Nordostturm ist vom Keller aus zugänglich, der ebensolche im Nordwestturm durch ein Einstieglich von oben (P2).

Im Erdgeschoß enthielt der Nordbau die Räume für den engeren privaten Dienst; die heizbare Hofstube, welche Aufenthalts- und Eßraum für die engeren Bedienten war, eine kleinere Küche, in der die aus der großen Küche gegenüber kommenden Speisen verfeinert und gegart wurden, sowie zwei Kammern und ein *Cämmerlein* im Turm für die Übernachtung der engeren Bedienten. Ein *heimliches Gemach* vervollständigte das Raumprogramm (P15).

Das 1. und 2. Obergeschoß waren gleichermaßen in sechs Räume samt zwei Turmräumen eingeteilt, jeweils drei an der Hofseite und drei an der Außenseite. Von der Wendeltreppe betrat man den Mittelraum, die Diele zu deren beiden Seiten Räume liegen, von denen aus man wiederum die Galerien zum Südflügel erreicht. Auch der Mittelraum an der Außenseite, die Stube oder der große Wohnraum, war von der Diele zugänglich. Die Räume beidseits davon mit den anschließenden Turmräumen sind als die Schlafräume, die Kammern, anzunehmen, welche auch von den hofseitigen Vorräumen zugänglich waren, welche wohl der engsten Dienerschaft dienten. So enthält ein Geschoß jeweils eine Wohnung, in der Renaissancezeit als *Gemach* bezeichnet. Die beiden Schlafräume haben jeweils am Durchgang zum Turmzimmer ein *heimliches Gemach* in der Wanddicke (P16, 17).

Wie die Gräfinwitwe diese Räume nutzte, wird nicht mehr zu erfahren sein. Im Dachstock beim Westgiebel und dem Nordwesteckturm waren noch einige Räume wohl für Personal abgeteilt und der Torbau enthielt in all seinen Stockwerken ebensolche Räume. In seinem Erdgeschoß unter der Wendeltreppe befand sich der Bedientenabot.

Besonders zu erwähnen ist noch das oberste Turmzimmer des Nordostturmes. Vom offenen Dachboden her war es durch einen ebenfalls offenen Zugang erreichbar und hatte reiche Ausmalung mit Rollwerk und am Eingang eine Quadermalerei. Darüber lag noch eine frühbarocke Rankenmalerei. Diese Ausstattung ist nur erklärbar, wenn man den Raum als »Sommerstube« annimmt, einen nur in der warmen Jahreszeit benützten Raum, um sich zurückzuziehen und einen weiten Ausblick in die Natur zu genießen (Abb. 27).

War im Südflügel, dem Saalbau, nahezu nichts über die Ausstattung der Erbauungszeit nachweisbar, so gab es im Nordflügel reiche Befunde. Der Treppenturm ist von unten bis oben ornamental bemalt. Diese Malerei setzt sich fort um die Türen von der Wendeltreppe in die Dielen und auch in die Fensterischen der drei Haupträume nach Norden und die Turmräume hinein. Die Fachwerkwände waren felderweise verputzt mit farbigen Hölzern und Bandelierung, wobei in den Zimmern Ocker, in den Dielen Rot verwendet war. Dies galt für die beiden Obergeschosse. Auch in der oberen Galerie nach Westen ist

eine solche reiche Fassung noch nachweisbar und ebenso im Erdgeschoßraum ihres Mittelturmes. Im 1. Obergeschoß, wo sie wohl auch vorhanden war, fiel sie späteren Veränderungen zum Opfer. Auch hier dominiert der Ocker. Die Treppe war vorwiegend in Grau gefaßt. Die Bandelierung der Fachwerk- und Deckenfelder ging bis ins Dachgeschoß hinein. So kann festgehalten werden, daß der dem Wohnen dienende Nordbau seiner Zeit gemäß recht bunt dekoriert war (Abb. 26).

Langer Bau

Die Schilderung der Räume des Schlosses hat gezeigt, daß der Wohnbau nur für die gräfliche Familie, den engsten Dienst und allenfalls für einige Gäste ausreichte. Der Saalbau diente allein der Repräsentation und der leiblichen Versorgung. So war der »Lange Bau« oder »Marstall« nicht nur eine Architekturlulisse für das Schloß, sondern ein hochwichtiger Wohn- und Wirtschaftsbau. Ein wappengeschmücktes großes Mitteltor führt in einen Vorraum und weiter in zwei hintereinanderliegende, ebenerdige, tonnengewölbte Räume, welche der Plan von 1614 als Keller bezeichnet. Der erste ist allseitig eingebaut. Sein Tor vom Vorraum her zeigt beidseitig Quadermalerei, steinfarbig (gelber Sandstein) mit schwarzer Einfassung und ebensolchen Fugen. Der zweite geht nach rückwärts in den Hang hinein, so daß beide stets angenehm temperiert waren und die davorgelegte Schleuse durchaus sinnvoll ist. Sie dienten sicher nicht nur der Lagerung von Wein, sondern auch der Aufbewahrung zahlreicher anderer Vorräte (P 32, Abb. 1).

Vom großen Tor nach rechts, nach Süden, folgt die Schmiede, ein Raum mit schwarz bandelierten Putzfeldern zwischen den Deckenbalken. Von ihm führt eine kurze Treppe in einer Viertelswindung hinab in eine ehemals gewölbte Wasserstube, die von dem in ganzer Länge unter dem Bau hindurchfließenden Pfedelbach gespeist wurde. So hatte der Schmid immer kühles Wasser, die Geräte und Hufeisen zu härten. Danach folgt der dreiteilige *Pferdstall*. Nach links, nach Norden, schließt sich ein Raum an mit einer Treppe nach oben. Hier ist in den besagten Plan eingeschrieben *Zu aller handt Sach*. Gemeint sind wohl die zahlreichen Obergeschoßräume, zu denen die Treppe führt. Weiter geht es mit dem *Wagenhauß*, das heute allerdings nur mehr eine zweiflüglige Tür hat. Das vorauszusetzende Remisentor scheint so vermauert worden zu sein, daß nichts mehr davon zu erkennen ist. Danach folgen ein *Stall zu Pferden* und der *Viechstaal*. Und wieder kommt ein Raum *Zu aller handt Sach*, von dem aus eine Treppe nach oben führt. Den Beschluß bilden der *Schwein Staal*, das *Waschhauß* und die *Metzgen*. Über diesen 3 Räumen war die große Erdgeschoßhöhe für einen von Anbeginn vorhandenen, von der Treppe daneben zugänglichen Zwischenstock genützt. Damit war den vielseitigen Bedürfnissen eines Hofhalts mit zahlreichen Mitgliedern Genüge getan.

Der über die beiden Treppen zugängliche Oberstock enthielt Wohnräume, die im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen unterworfen waren, so daß über die

ursprüngliche Anordnung nichts Genaues mehr ermittelt werden kann, doch konnten in den mehr als 20 Räumen zahlreiche Personen unterkommen. Über dem in den Hang hinein gebauten rückwärtigen Keller ist eine von der Hangseite begehbare Tenne mit je zwei Stützen vorhanden, ähnlich denen des Speisesaals. Der heute offene Dachboden muß ebenfalls nutzbar gewesen sein, da in seinem Giebel an der Kirchstraße eine Tür samt Treppe angeordnet ist. Von ihr ging es wohl weiter in den Dachboden des Langen Baues, dessen Fußbodenestrich ihn als ehemalige Kornschütte ausweist (Abb. 22, 24, 25).

Weitere Nebengebäude

Südlich des Langen Baues, der Rundung des Wassergrabens folgend, säumen den Vorhof noch zwei Scheunen mit angebauten kleinen Ställen und dazwischen die *Cantzelley*. Alle drei Gebäude sind schon lange verschwunden. Hinter der zweiten Scheune ist der *Mist-Hof* mit einem Ausgang zur Dorfstraße, und Gärten an der Süd- und Ostseite umschließen das Ganze.

Außenanlagen

Der Hauptzugang zum Schloßbezirk war am Nordende des Langen Baues, nahe der Kirche, wo der Plan von 1614 ein großes Tor mit Fußgängerpforte daneben, sowie ein Torhaus mit *Vohrgemach* und *Thorstube* zeigt. Beides ist seit langem abgegangen. Hier umgreift den Graben im Norden der *Lustgarten* mit einem Brunnen, einem Gartenhaus und *Staffeln von dem Gardten hinunter in den See*. Neben der Brücke, heute noch vorhanden, ist der *Einritt in den See*. Der Graben wird gleichzeitig als *Wassergraben rings um das Schloß* und als See bezeichnet. War er ganz gefüllt, so wirkte er sicher als solcher. (Über den Einritt konnten die Pferde in die Schwemme getrieben werden.) Die Brücke hat einen größeren, feldseitigen Bogen und einen kleineren zum Schloß hin. Letzterer wurde später eingefügt. Hier war ursprünglich eine Schlagbrücke, deren Falz um das Tor her noch erhalten ist. Auch die Seilrollen des Zugmechanismus sind noch vorhanden.

Als bemerkenswert ist der ursprüngliche Hauptzugang bei der Kirche hervorzuheben, da er eine gewisse Absonderung des Schloßareals vom Dorf deutlich macht. Nur über die an der Rückseite des Langen Baues verlaufende Kirchgasse erreichte man – zumindest mit Pferd und Wagen – den Kirchplatz, an den wieder das äußere Schloßtor grenzte. Ob aus dem Dorf oder von Öhringen kommend, mußte man das ganze Schloßareal umrunden. Der Eingang von der Hauptstraße in den Misthof war wohl rein wirtschaftlich genutzt (heute der befahrbare Hauptzugang). Ob der Orientierung des Schlosses weg vom Dorf nach Osten gen Waldenburg einige Bedeutung beizumessen ist, sei dahingestellt. Auf die heute nicht mehr zu erkennende Eingangssituation weist nur noch ein Apotropaion, eine die bösen Geister bannende Fratze an der abgefasten Ecke des Langen Baues hin (P1, Abb. 1).

So viel zum Schloßbau, wie ihn Graf Eberhard plante und – da es ihm nicht vergönnt war, ihn zu vollenden – seine Witwe Gräfin Agathe fertigstellte und von 1572–1609 bewohnte.

Bei der Beschreibung des Pfedelbacher Schloßbaues wurde mehrfach die Regularität in Planung und Gestaltung hervorgehoben und es wurde gesagt, daß sich Graf Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg »... ein Schloß nach neuestem Geschmack und nach den Regeln der Renaissancebaukunst ...«¹³ errichten wollte. Es sei daher noch kurz auf diese Regeln eingegangen, um zu zeigen, welche Bedeutung der Bau für seine Zeit und seine Erbauer hatte. Wie die zeitgenössischen Definitionen »Renaissance« oder »Rinascimento« besagen, war das Bestreben der Zeit, geistig und gestalterisch an die Antike anzuknüpfen. Für den Palast- und Schloßbau in Italien, Frankreich und Deutschland bedeutete dies, daß ein solcher Bau ein in sich ruhendes, im Grundriß, Aufbau und der inneren Einteilung harmonisches Ganzes sein sollte. Die Verwendung antikisierender Teilformen stand im deutschsprachigen Raum nicht so sehr im Vordergrund, sondern vielmehr die Schlüssigkeit der Gesamtkonzeption.

Vom mittelalterlichen Burgenbau wurde der Grundgedanke des »Festen Hauses« übernommen. Dies bedeutete bei größeren Anlagen, deren Volumen über einen großen Hauskörper hinausging, die Bildung eines von Gebäuden umgebenen Innenhofes. Wo es die Situation erlaubte, umgab man diesen Bau mit einem Graben, möglichst mit Wasser gefüllt, und der innere Teil der Zugangsbrücke konnte als Schlagbrücke aufgezogen werden. Einige Schießscharten ergänzten meist den martialischen Eindruck des sich ansonsten palastartig gebenden Schloßbaus.

So wurde für die größeren Schloßbauten die Vierflügelanlage über rechteckigem oder quadratischem Grundriß der Leittypus. Hier wiederum war eine Reihe von Varianten möglich: Vier gleich tiefe Flügel; drei gleich tiefe Flügel und ein vierter Galerieflügel; zwei Flügel gleich tief, die zwei anderen schmal als Verbindungsgalerien, so wie dies in Pfedelbach der Fall ist. Weitere Varianten waren möglich, und die Fülle der Renaissanceschlösser läßt nichts unversucht.

Ein regelmäßiger Grundriß ergibt notwendigerweise auch eine solche Baukörpergestalt. Die einfachste ist gleiche Traufhöhe für alle vier Flügel und darauf ein Walmdach. Werden Satteldächer verwendet, so ergeben sich Giebel, und schon erfährt die Baumasse in der Dachzone eine Gliederung. Anstelle von Giebeln kann eine solche auch durch Eckaufbauten mit Zeltdächern erfolgen oder durch ebensolche Aufbauten mit aufgesetzten Giebeln. Die Giebel selbst können aus der Dreiecksgrundform heraus aufs Vielfältigste verziert werden (Abb. 6). Wird die vor allem die Ecken und die Flügelmitten betonende Dachgliederung durch risalitartiges Vortreten oder durch turm- oder pavillonartige Ausbildung in die Fassaden heruntergezogen, so entsteht ein im Ganzen plastisch durchgegliederter Bau. An die Stelle von quadratischen Eckgliederungen können auch Rundtürme

13 Siehe S. 8.

treten, auf Traufhöhe endend oder diese überragend und eventuell mit Giebeln eine Verbindung eingehend. Sind die Flügel von unterschiedlicher Tiefe, so werden auch die Dachfirste verschieden hoch und es entsteht eine so vielfältig gegliederte Anlage, wie sie das Schloß Pfedelbach trotz seiner mäßigen Größe darstellt.

Schließlich ist noch wichtig, daß die Lage der Räume ihrer Gewichtung entsprechend sinnvoll im Bauwerk angeordnet wird. Schon im mittelalterlichen Burgenbau war ein repräsentativer Saal der wichtigste und möglichst an markanter Stelle angeordnete Raum. So auch im Schloßbau der Renaissance. Bei einer Vierflügelanlage mit gleichen Flügeln bot sich die Lage in der Mitte des Flügels an, der dem Eingang gegenüberlag, wodurch auch den einzelnen Flügeln unterschiedliches Gewicht verliehen wurde. In Pfedelbach sind im Südbau die Säle angeordnet und im Nordbau die Wohnräume, wodurch sich ersterer durch etwas größere Traufhöhe auszeichnet.

Auch die Art und Anordnung der Treppen spielt eine wichtige Rolle. Seit dem Mittelalter war die Wendeltreppe, zumeist in einem eigenen Turm untergebracht, die gängige raumsparende Treppenform. Aus Italien kommend findet allmählich auch die zweiläufige gerade Treppe mit Wendepodest ihren Eingang im deutschen Schloßbau. Bei einer Vierflügelanlage ist es naheliegend, in jeder Hofecke einen Treppenturm zu erstellen. Auch jede andere regelmäßige Anordnung der Treppen ist möglich. Wichtig ist, daß sie die Wege zu den Haupträumen des Schlosses entsprechend repräsentativ erschließen.

In Pfedelbach entschloß man sich für Wendeltreppen, die jeweils an der Hofmitte der beiden Hauptgebäude – also zentral – angeordnet sind.

Das Bestreben der Renaissance nach allseitiger Ausgewogenheit führt durch die verschiedene Wertigkeit einzelner Räume und ganzer Raumgruppen notwendigerweise zur allmählichen Sprengung dieses Grundsatzes und hin zum zentrierenden Gestaltungsprinzip des durch den Absolutismus geprägten Barock, das den Fest- oder Empfangssaal des Monarchen in den Mittelpunkt der Schloßanlage stellt, welche sich durch vielfältige Achsenbezüge so nach außen öffnet, daß von ihr aus die Residenzstadt und das ganze Land symbolisch erfaßt werden und alle Beziehungen zurück zum Monarchen führen¹⁴.

Innerhalb des deutschen Renaissanceschloßbaues hat hier das Haus Hohenlohe einen wesentlichen Beitrag geleistet, endend mit dem Schloß Weikersheim des Grafen Wolfgang II. von Hohenlohe-Neuenstein. Diese Entwicklung wurde durch die Notzeit des 30-jährigen Krieges völlig unterbunden und der gegen Ende des 17. Jahrhunderts allmählich wieder auflebende Schloßbau griff dann die Ergebnisse der in Frankreich kontinuierlich weiter verlaufenden Entwicklung auf. Wie

¹⁴ Gewisse Entwicklungslinien in den einzelnen Ländern wurden da und dort in der Literatur gezeichnet. Eine einigermaßen vollständige Sammlung der vielerlei Möglichkeiten des regulären Renaissance-Schloßbaues, eine Zuordnung zu verschiedenen Leitypen und eine entsprechende statistische Auswertung hinsichtlich formaler, herrschaftlicher und geographischer Beeinflussungen und Auswirkungen steht noch aus. Eine gute Untersuchung und Zusammenfassung ist zu finden bei S. Uhl: Schloß Warthausen. Baugeschichte und Stellung im Schloßbau der Renaissance in Schwaben. Biberacher Studien Bd. 4, 1992, S. 88 ff. »Die großen Flügelanlagen«.

unsere Barockschlösser ohne den 30-jährigen Krieg ausgesehen hätten, vermag niemand zu sagen¹⁵.

Hatte Graf Eberhard von Hohenlohe-Waldenburg bald nach seinem Regierungsantritt 1557–58 sein Residenzschloß Waldenburg durch den Heilbronner Stadtbaumeister und Steinmetz Balthasar Wolff und den Zimmermeister Christoph Mayer, ebenfalls aus Heilbronn, modernisieren lassen (s. S. 8), so zog sein älterer Halbbruder Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein denselben Baumeister bei, um die einstige Wasserburg Neuenstein, welche stauferzeitliche und spätgotische Teile bewahrt hat, in den Jahren 1558–64 ebenfalls den neuen Bedürfnissen anzupassen. An den alten Palas, den Bergfried und den doppeltürmigen Torbau im Norden und Osten des heutigen Schlosses wurden zwei große neue Flügel mit runden Ecktürmen angefügt, welche die durchgehende Traufe um ein Geschoß überragten. So entstand eine fast regelmäßige, rechteckige Anlage um einen Innenhof mit zwei Treppentürmen in den Ecken. Vor die Außenseite des Hauptflügels wurde ein nur bis zum I. Stock reichender Mittelurm gelegt. Im 1. Stockwerk dieses Traktes befand sich auch der große Saal. Somit hatte die Anlage einen gewissen Schwerpunkt erhalten. Da der Baumeister des 10 Jahre später begonnenen Schloßbaus in Pfedelbach, Sebastian Mayer, wiederum aus der Heilbronner Bautradition kam, darf eine enge Verwandtschaft der West- und Südseiten beider Schlösser nicht verwundern (Abb. 5).

Zu nennen ist als nächstes die Umwandlung der Burg Kirchberg an der Jagst in ein modernes Schloß ab 1590 durch Graf Wolfgang II. als Witwensitz für seine Mutter, Gräfin Anna von Hohenlohe¹⁶. Schon 1583 entstand ein Plan, Stadt und Schloß Kirchberg zu einer modernen Festung auszubauen. Bauherren waren Graf Wolfgang und sein Bruder Philipp, der Planer mit großer Sicherheit der Stuttgarter Hofkammerdiener und Baumeister Georg Stegle (s. S. 41 Stadtkirche Waldenburg). 1590–95 entstand auf der Bergzunge über der Jagst ein Schloß mit zwei Hauptgebäuden, durch schmale Galerieflügel verbunden (Abb. 7). Die Hauptbauten hatten Satteldächer mit Ziergiebeln. Von der Stadt her führte der Zugang über einen breiten Graben, flankiert durch zwei Bastionen durch den Südflügel hindurch in den Hof. Dieser Flügel enthielt die Wohnräume, der gegen die Bergspitze zu gelegene Nordflügel im Erdgeschoß die Hofstube und im 2. Obergeschoß den großen Saal, wodurch seine Traufe spürbar höher lag, als die der anderen Flügel. Der nicht völlig rechteckige Grundriß und die Erschließung des Hofes durch einen Hauptbau hindurch, sind von den begrenzten örtlichen Gegebenheiten her bedingt. Wieder dürfen die Ähnlichkeiten zwischen den Schlössern Kirchberg und Pfedelbach nicht als Zufall angesehen werden. Die unterschiedliche Gewichtung der Bauteile ist in Kirchberg durch Baumassenverteilung und Zugangsführung in Richtung einer barocken Zentrierung verstärkt. Auch dies ist sicher kein Zufall,

15 *W.-G. Fleck*: Schloß Weikersheim und die hohenhohischen Schlösser der Renaissance. Tübinger Forschungen zur Kunstgeschichte, Heft 8. 1954.

16 *E. Grünenwald*: Schloß Kirchberg an der Jagst. Baugeschichte und Parkanlagen von 1590 bis 1800. In: Württembergisch Franken, Neue Folge 28/29, Schwäbisch Hall 1954, S. 178 ff.

wie der etwa gleichzeitig geplante und ausgeführte Residenzschloßbau des Grafen Wolfgang II. in Weikersheim zeigt.

Nachdem dieser schon seit 1587 in Weikersheim wohnte, plante er von August 1588 bis März 1589 mit Georg Stegle zusammen den großen Neubau, dem Zug um Zug die alten Bauteile weichen sollten¹⁷. 1595 wurde der Bau in Angriff genommen und bis 1605 weitergeführt. Dann waren etwa zwei Drittel des Gesamtplans, allerdings mit gewissen Abweichungen von diesem, fertiggestellt und der Weiterbau wurde vorläufig aufgeschoben. Der 1610 erfolgte Tod des Grafen Wolfgang II. besiegelte schließlich die Vollendung des großen und anspruchsvollen Objekts (Abb. 8).

Geplant war ein völlig regelmäßiger Bau auf dem Grundriß eines gleichschenkligen Dreiecks, der mit gleich breiten dreigeschossigen Flügeln einen geschlossenen Hof umgeben sollte. Nach außen sollten die Fronten durch je zwei große Ziergiebel gegliedert sein, an den Hofseiten durch je einen gleich gestalteten Mittelgiebel. Die längere Grundseite des gleichschenkligen Dreiecks war der nach Süden ausgerichtete Hauptflügel, der den großen Saal, die Tafelstube, die Kapelle und die große Hofstube enthielt, während in den beiden Flügeln an hofseitigen Korridoren die Wohn- und Schlafräume angeordnet waren und im Erdgeschoß Küche, Wirtschafts- und Handwerkerräume u. ä. Das Kellergeschoß unter dem Hauptflügel enthielt, ebenfalls von einem Korridor erschlossen, ein Bad mit Umkleide-, Ruheraum und Einrichtung zum Heizen und Warmwasser bereiten, ferner Vorratsräume und den direkt von der Sakristei zugänglichen Kirchenkeller mit dem Abendmahlswein. Unter den Flügeln waren große Weinkeller. Zugänglich sollte der Hof durch die abgeflachte Nordspitze sein, und die Stockwerke wurden durch die Treppen in den drei Ecken erschlossen. Als repräsentativer Zugang zum Saalbau entstand in der Südostecke eine große, zweiläufige, massiv überwölbte Treppe, die sogenannte »Reittreppe«. In der Südwestecke war ein Treppenturm mit einer Wendeltreppe angeordnet, und in die Nordspitze neben der geplanten Hofeinfahrt war der Bergfried, zu einem Treppenturm umgebaut, integriert. Er sollte der einzige Teil der mittelalterlichen Burg sein, der in den Neubau übernommen wurde als Zeichen der alten Tradition. Auch in Waldenburg und Neuenstein wurden die Bergfriede aus gleichem Grunde in die Modernisierung übernommen. Mit der geschilderten Grundkonzeption steht der Bau an der Schwelle von der Renaissance zum Barock. Durch die völlig regelmäßige, streng geometrische und stereometrische Anlage mit dem geschlossenen Innenhof, umgeben von einem zwingerartigen Umgang mit breitem, gefüttertem Wassergraben, erfüllt er die Ideale der Renaissance-Schloßarchitektur. Das in Weikersheim gewählte Dreieck anstelle des üblichen Rechtecks oder Quadrats mit der außerdem streng vorgenommenen Trennung in den Hauptflügel mit den Repräsentationsräumen und die Seitenflügel birgt bereits das barocke Ehrenhofprinzip in sich. Quadrat, Rechteck oder andere regelmäßige geometrische Grundfiguren besitzen mehrere Symmetrieachsen, wogegen das gleichschenklige Dreieck nur eine solche hat, die im

17 W.-G. Fleck: Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg. 1979, S. 219ff.

vorliegenden Fall durch die Mitte des Saalbaus verläuft. Hier brauchen nur die Flügel auseinandergebogen zu werden, und das mit einer Hauptachse auf seine Umgebung bezogene Ehrenhofschloß des Barocks ist da. Damit ist ein kurzer Überblick über die gestalterischen Bemühungen und Ziele des Renaissance-Schloßbaues in Deutschland gegeben.

Veränderungen unter Graf Ludwig Eberhard ab 1609 sowie unter seinen Söhnen, Friedrich Kraft und Hiskias, ab 1650

Eine erste Veränderung geschah 1609–12 durch die Errichtung der offenen Säulengalerie und die Herstellung des Torbaues in seiner heutigen Form durch den Baumeister Georg Kern für Graf Ludwig Eberhard, den Enkel des Erbauers¹⁸. Für ihn war der Gesichtspunkt des angenehm warmen Wintersitzes nicht mehr relevant. Er wollte die klassische Architektur Italiens und deren Offenheit nach Pfedelbach holen (P31).

Als Ludwig Eberhard 1650 starb, traten seine beiden Söhne Friedrich Kraft und Hiskias gemeinsam die Regierung an. Ersterer heiratete 1657 Floriane Ernesta geb. Herzogin von Württemberg-Weiltingen. Er ließ anlässlich dieses Ereignisses Pfedelbach mit einem Bannzaun umgeben, samt vier Toren, und legte nach Nordosten, wohl zum besonderen Schutz, an der Stelle der günstigsten Annäherung noch eine Schanze an. Diese aufwendigen und letztlich nutzlosen Befestigungsmaßnahmen lassen sich nicht nur erklären dadurch, daß er seiner Gemahlin aus herzoglichem Hause besondere Sicherheit bieten und Pfedelbach als Residenzort aufwerten wollte¹⁹, sondern durch die schlechten Erfahrungen, die seine Eltern und damit auch er selbst als 10–12-jähriger im 30-jährigen Krieg gemacht hatten, besonders in den Jahren 1632–34²⁰.

Sicherung Pfedelbachs durch Tore und Bannzaun 1657

Da ein Schloß und seine Umgebung stets zusammen gehören und eine entsprechende Wechselwirkung besteht, sei diese Befestigung – oder besser Sicherung – Pfedelbachs hier kurz betrachtet. Eine Karte der Herrschaft Pfedelbach und eine Skizze hierzu, den Ort betreffend, zeigen sehr genau den Verlauf des Bannzauns (Palisaden) und die Tore. Beides fertigte der in Pfedelbach ansässige Maler Joachim Georg Creutzfelder²¹. Im Heimatbuch Pfedelbach wird als Entstehungs-

18 *E. Grünenwald*: Georg Kern, der hohenlohische Baumeister. In: *Württembergisch Franken* 42 / neue Folge 32 (1958) S. 124.

19 *Heimatbuch Pfedelbach* (wie Anm. 1) S. 30 und *K. Schumm*: Joachim Georg Creutzfelder (1622–1702), Maler in Pfedelbach, als hohenlohischer Kartograph. In: *Württembergisch Franken* 49 (1965) S. 59 ff.

20 *Fischer* (wie Anm. 3) S. 75.

21 Abbildungen 16 und 17 im *Heimatbuch Pfedelbach* (wie Anm. 1), sowie *Schumm* (wie Anm. 14) S. 59 ff.

datum »um 1670« angegeben. Nach Grünenwald²² erhielt Creutzfelder 1697 den Auftrag zu einer *Grenzen- und Markungsdelineation* des Stammesteiles Pfedelbach. Wahrscheinlich wird man diese mit der vorhandenen Karte gleichsetzen müssen. Ob um 1670 oder 1697 gefertigt, so entstand das Werk zu einer Zeit, als die nach 1657 begonnene Umwehrung längst fertig, aber noch in gutem Zustand war (P1). So sind vier Tortürme dargestellt: Einer zweigeschossig mit Walmdach an der Straße nach Öhringen, das Untere Tor, ein nahezu gleicher mit einem Dachreiter an der Straße nach Windischenbach, desweiteren das Obere Tor gegen Heuberg mit wohl zwei Fachwerkgeschossen und Walmdach auf dem massiven Tor und schließlich das Schaftor in Richtung Baierbach, wie die beiden ersteren ausgebildet.

Zwischen ihnen umzieht der Zaun den Ortsetter in allerhand Knicken, Vor- und Rücksprüngen. An den jeweiligen Ecken sind spitzdreieckige Vorsprünge gezeichnet, die – wenn auch en miniature – an Bastionen erinnern.

Nimmt man die Urkarte vor, das Ergebnis der von König Wilhelm I. ab 1819 angeordneten Vermessung des Königreichs Württemberg²³, so stellt man erstaunt fest, daß nur das Windischenbacher Tor verschwunden ist, die anderen drei jedoch noch vorhanden sind und der Verlauf des Zaunes sich an den Grundstücksgrenzen verfolgen läßt. Hierbei finden manche unverständlichen Spitzen in der Parzellierung eine Erklärung. Von der vorgelegten Schanz zeugt nur noch der Flurname. Schon in der Karte von 1697 vermag man sie nicht zu erkennen. Die Tortürme könnten die Vorbilder für diejenigen in Bartenstein gewesen sein, welche ab 1711 bei der Anlage des Städtchens entstanden.

Neben den locker bebauten Ortsstraßen umfaßte der Bannzaun auch Gärten und Obstwiesen, sowie den Friedhof samt Kapelle. Eine derartige Einfriedung hatte durchaus sichernden Charakter. Wohl konnte die Palisade von Einzelgängern überwunden werden, aber Wagen, Berittene und Marschkolonnen waren auf die ohnehin nicht sehr guten Straßen angewiesen und konnten bei geschlossenen Toren, wenn unerwünscht, sehr wohl ferngehalten oder zumindest erheblich behindert werden. Mit förmlicher Belagerung und einer dadurch erforderlichen Auswärtsverteidigung brauchte Pfedelbach nicht zu rechnen.

Von den seit 1650 gemeinsam in Pfedelbach residierenden Brüdern Friedrich Kraft und Hiskias ist bekannt, daß sie eifrig an ihrer Kirche hingen, 1673 eine Kirchenkonventsordnung erließen und 1674 die Erneuerung der Kirchen- und Consistorialordnung veranlaßten. Graf Hiskias soll seinen recht ungewöhnlichen Namen durch ein Gelübde seiner Mutter erhalten haben, welche während der Schwangerschaft von einer schweren Krankheit genas (Hiskia, Hesekiel, Ezechiel = »Der Herr ist stark«). Nach dem Tode seines Bruders 1681 residierte er bis zu seinem eigenen Tod 1685 allein. Ihm folgte sein Sohn Ludwig Gottfried nach, mit welchem 1728 die Linie Hohenlohe-Pfedelbach ausstarb.

22 E. Grünenwald: Die Malerfamilie Creutzfelder in Pfedelbach. In: Hohenloher Chronik, Nr. 9, 1956, S. 3f.

23 Vgl. Anm. 2.

Auch er setzte sich, wie sein Onkel und sein Vater, sehr für die kirchlichen Belange ein und bestimmte in dem Pfedelbacher »Successionsrecess« von 1710, daß auch nach seinem Tode in der gesamten Herrschaft die evangelisch-lutherische Religion unangefochten bleiben solle.

Veränderungen der Barockzeit

Es folgt hier die Betrachtung dessen, was die Barockzeit am Schloß Pfedelbach verändert hat. Mangels Bauakten muß versucht werden, aus den Befunden am Bau ein ungefähres Bild zu zeichnen.

Joachim Georg Creutzfelder

Auffällig ist, daß um 1650, dem Regierungsantritt der Brüder Friedrich Kraft und Hiskias, der aus einer Nürnberger Malerfamilie stammende Maler Joachim Georg Creutzfelder in Pfedelbach ansässig ist und dort *des Gerichts und Heiligenpfleger*, also ein angesehenener Bürger ist. Nach einem jüngeren Aktenfund im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein²⁴ kam er Ende 1639 oder Anfang 1640 in jungen Jahren, offensichtlich als Waise, von Nürnberg nach Langenburg. Der damals dort residierende Graf Georg Friedrich zu Hohenlohe-Weikersheim (ein Sohn des Grafen Wolfgang II.), der enge Beziehungen zu Nürnberg hatte, schloß am 1. Januar 1640 für den von ihm offensichtlich nach Langenburg geholten Joachim Georg Creutzfelder einen auf vier Jahre angelegten Ausbildungsvertrag mit dem *ehrsamen und kunstreichen* Bürger und Maler zu Hall, Johann Schreyer. Er übernahm sowohl den Unterhalt als auch die Ausbildungskosten. Über die Gründe für die Ansiedlung Creutzfelders in Pfedelbach und das Zustandekommen seiner offensichtlich recht engen Verbindung zu den Grafen Friedrich Kraft und Hiskias ist nichts bekannt. Nimmt man an, er sei 1644 beim Abschluß seiner Ausbildung etwa 18 Jahre alt gewesen, so erscheint er um 1650 als 24-jähriger in Pfedelbach. Da er schon 1655 sich dort ein Haus bauen kann, scheint seine wirtschaftliche Lage recht günstig gewesen zu sein. Seine drei Söhne sind 1650, 1658 und 1662 in Pfedelbach geboren. Der erste hieß Johann Georg, der zweite, der auch Maler wurde, Leonhard Florian und der dritte Friedrich Hiskias. Letzterer erhielt demnach die Namen der zur Zeit seiner Geburt regierenden Grafen. Man wird daraus schließen dürfen, daß zwischen diesen und Creutzfelder eine über das Untertanenverhältnis hinausgehende Beziehung bestand. Wenn sie ihn nicht nach Pfedelbach geholt haben, was unbekannt aber nicht auszuschließen ist, so müssen sie ihn doch gefördert haben.

Nach Grünenwald ist von Joachim Georg Creutzfelder bekannt, daß er 1656 die Brüstungsbilder in der Stadtkirche in Langenburg malte, im gleichen Jahr einen

24 Heimatbuch (wie Anm. 1) S. 50f.

nicht bekannten Auftrag in Pfdelbach und 1658 einen ebensolchen in Kirchberg an der Jagst ausführte. Ab 1683 malte er die Bilder der Decke des großen Saales im Schloß Kirchberg. Seit etwa 1680 arbeitete sein Sohn Leonhard Florian mit ihm zusammen.

Im Schloß Pfdelbach befindet sich heute im »Bürgersaal« ein siebenteiliges Leinwanddeckenbild, das 1962 auf dem Dachboden des Südflügels demontiert und teilweise zusammengefoldet aufgefunden wurde (über seinen möglichen ursprünglichen Standort siehe unten). Das Thema dieses Bildes kann »Das Jahr« genannt werden. Es zeigt die Planeten, im Mittelfeld die Sonne, sowie die Tierkreiszeichen und die vier Jahreszeiten. Ein Vergleich mit den ab 1683 entstandenen Kirchberger Bildern macht nahezu zur Gewißheit, daß das Deckenbild Joachim Georg Creutzfelder zum Autor hat oder Vater Joachim Georg und Sohn Leonhard Florian gemeinsam (Abb. 41).

Im zweiten Obergeschoß des Südflügels waren weiterhin drei Leinwanddeckenbilder vorhanden (heute im Bürgersaal und im »Altentreff«). Ein Tondo zeigt die vier Jahreszeiten und die beiden anderen, ein kleineres ovales und ein großes mit stark bogigem Umriß, haben den alttestamentarischen König Hiskia zum Thema (Abb. 42–44). Diese drei Bilder sind zweifellos von derselben Hand, jedoch sicher jünger als das Vorgenannte und die Kirchberger Bilder. Gewisse verwandte Dinge legen eine Kontinuität nahe. Dies zeigt, daß Vater und Sohn Creutzfelder einer natürlichen Entwicklung folgten und vor allem der Sohn Leonhard Florian sich vom frühen zum hohen Barock weiter entwickelte. Zum anderen mag gefolgert werden, daß das Thema des Königs Hiskia eine wichtige Rolle spielte. Hier wurde bereits ein gewisser Einklang zwischen Joachim Georg Creutzfelder und Graf Hiskias festgestellt. Die Darstellung der Bilder weist auf eine Entstehung nach dem Tod des Grafen Hiskias hin. Da sein Sohn Ludwig Gottfried dessen kirchlich religiöse Ambitionen weiterführte, mag er hier eine Apotheose seines Vaters beabsichtigt haben, da König Hiskia sich für die Erhaltung des jüdischen Glaubens einsetzte und den entweihten Tempel in Jerusalem wieder weihte²⁵. Solcherlei symbolische und allegorische Allusionen sind für die Barockzeit durchaus gebräuchlich.

Bauliche Veränderungen des späten 17. und des 18. Jahrhunderts

Was an baulichen Veränderungen des Schlosses Pfdelbach in der Zeit des späten 17. und des 18. Jahrhunderts zu beobachten ist, wird im Folgenden zunächst ohne zeitliche Einordnung aufgezählt. Am Äußeren ist zu erkennen, daß im gesamten Erdgeschoß alle Fenster der Renaissancezeit an beiden Häusern, ohne die Türme, einheitlich in hochformatige Fenster mit Korbbogen, profiliertem Gewände,

²⁵ König Hiskia 719–691 v. Chr. (727–698?). Er kam im 25. Lebensjahr an die Regierung und weihte den Tempel in Jerusalem neu, nachdem ihn sein Vater König Ahas durch Götzendienst entweiht hatte. Als er 701 durch König Sanherib von Assyrien trotz hoher Zahlung in Jerusalem eingeschlossen war, wurde er durch den Sieg der Ägypter über Sanherib befreit. Dies war die Gnade Jahres für seine Frömmigkeit. 2. Könige 18–20, 2. Chronik 29.

Agraffenschlußstein²⁶ und profilierter Bank umgewandelt wurden, sowohl durch Verkleinern der doppelten Vorgängerfenster, als auch durch Vergrößern der kleinen Küchen- und Backstubenfenster. An den Türmen des Südbaues wurden um die belassenen kleinen Fenster entsprechende Blendrahmen in Putz gelegt (Abb. 17, 34, 35).

Auch im ersten Obergeschoß entstanden neue Fenster, hochrechteckig mit unprofilierten Gewänden. An den Türmen und dem Mittelraum des Nordbaues blieben die alten Öffnungen unverändert und am Südwestturm wurde nur das Mittelfenster erneuert. Im zweiten Obergeschoß blieb der Nordbau unangetastet, wogegen der Südbau durchweg die neuen Öffnungsformate erhielt. In den dritten Obergeschossen seiner Türme wurde je ein Fenster verändert, an den anderen teils durch Blenden ein Anpassungsversuch unternommen. Der Nordflügel blieb auch in dieser Höhe unangetastet.

Im Hof wurde dem Südflügel eine Wand vorgelegt, unten massiv, darüber in Fachwerk, hinter welcher der Treppenturm verschwand und nurmehr einen schmalen Risalit bildete und somit beidseits von ihm Flure entstanden. Links der Treppe erscheinen im Erdgeschoß die nämlichen Korbbogenreifen wie außen, in den Obergeschossen die rechteckigen, die ohne Rücksicht auf den Treppenlauf über diesen stockwerksgleich weggezogen sind. Zu entsprechend regulärer Anordnung von Rechteckfenstern sind die westlichen Fachwerkgänge verändert. Alles ist flächig verputzt (Abb. 20, 40). Die gegenüberliegenden Säulengalerien sind nur dadurch beeinträchtigt, daß ihr Anstoß an den Südbau durch den neuen Korridor verdeckt wird. Am Nordbau war zu erkennen, daß gleiches beabsichtigt war wie gegenüber, aber unvollendet blieb. Aus den Fenstern beidseits des Treppenturms waren Türen gemacht und Kragsteine sollten die Streichbalken für die Decken des Fachwerkanges aufnehmen (Abb. 18).

Schließlich erhielten als einschneidendste Veränderung im Äußeren der Südflügel ein Mansarddach mit geschweiften stehenden Gauben und seine Türme geschweifit-gebrochene Helme mit ovalen Gauben (Abb. 17, 36).

Auch im Inneren gab es recht erhebliche Veränderungen. Im Erdgeschoß wurde die Dürnitz im Nordbau in zwei Räume unterteilt und auch die Diele und die »Herrenküche« verändert. Letztere blieb aber – Herd und Schlot an anderer Stelle – erhalten. An die Stelle der großen Küche im Südbau trat eine katholische Hofkapelle mit Sakristei im Turm, Hofloge im vorgelegten Flurbau und Orgel in einem Teil der Bäckerei. Die große Backstube scheint belassen worden zu sein (P3). Im ersten Obergeschoß blieb der Nordbau – von den Fenstern abgesehen – unverändert. Der Speisesaal im Südbau wurde unterteilt nach dem Schema des Nordflügels. Die beiden Holzstützen verschwanden in den Wandkreuzungen, und von einer Diele am Treppenturm waren ein Mittelzimmer nach Süden, zwei Zimmer nach Osten, eines davon mit Turmkabinett und ein kleinerer Saal, ebenfalls mit Turmkabinett, nach Westen zugänglich (P4).

²⁶ Die Agraffenschlußsteine tragen großenteils menschliche Gesichter, was wohl kaum apotropäisch zu deuten sein wird.

Im zweiten Obergeschoß blieb wiederum der Nordbau unverändert und der Tanzsaal im Südbau erhielt fünf Zimmer und einen Vorraum wie sein Gegenüber (P5). In seinem Mansardstock ging von dem Vorraum bei der Treppe ein Mittelflur aus, der mäßig große Einzelräume erschloß (P6).

An Ausstattung und Resten von solcher waren festzustellen, wiederum den Stockwerken von unten nach oben folgend:

Im Erdgeschoß des Nordbaues in allen Räumen einfache Stuckprofile, die Decken einfassend; im Südbau die reiche Ausstattung der Kapelle (s. u.).

Im ersten Obergeschoß des Nordbaues gab es Reste von zwei reicheren Parkettböden im Südostturm und im Nordosteckraum, verschiedene Türen, Reste von Täferung und Lambrien ebenfalls im Nordosteckzimmer, sowie wiederum einfache Deckenprofile in Stuck.

Im Südbau nach starken Veränderungen der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts waren nur noch einige wenige Stuckprofile an den Decken vorhanden.

Im zweiten Obergeschoß ergab der Nordbau keine Befunde; im Südbau waren neben verschiedenen Türen noch Decken mit Stuckprofilen und die obengenannten drei Leinwanddeckenbilder vorhanden. Das Tondo war in einfachem Profilrahmen im Südwestturm, davor im Eckzimmer das größere Bild mit stark bewegtem Rahmen und im Südostturm das ovale Bild, von feingliedrigen Rocailles umgeben. Im Dachstock hatten nur der Südwest- und der Südostturm einfache Stuck-Deckenprofile.

Zeitliche Einordnung

Zur zeitlichen Einordnung der aufgezählten Baumaßnahmen und überkommenen Teile seien die am Bestand festzustellenden Anhaltspunkte und vorhandene schriftliche Hinweise aufgezählt: In dem später aufgeteilten Nordwesteckzimmer im ersten Obergeschoß des Nordbaues (48–50) waren Reste eines reichen Fußbodens aus großen Quadraten und diagonal eingefügten kleineren solchen, sowie die Täferung der aus einem Renaissancefenster verkleinerten Fensternische nach Westen und Teile einer Brustlambrie am Ort erhalten (jetzt ausgebaut und aufbewahrt). Lambrie und Fensternische zeigen in kräftig geschnitztem Relief samt Bänderverzierung ein symmetrisch verschlungenes »L« (wie das doppelte C des Herzogs Karl Eugen von Württemberg), das nur auf den Grafen Ludwig Gottfried gedeutet werden kann und womit die großen Rechteckfenster und damit auch der dem Südflügel vorgelegte Gang diesem zugeordnet werden müssen (Abb. 28). Zu den Deckenbildern mit dem Thema des Königs Hiskia wurde schon oben festgestellt, sie müßten wohl ebenfalls Ludwig Gottfried zuzuordnen sein.

Die katholische Hofkapelle wurde 1732 – vier Jahre nach dem Tod Ludwig Gottfrieds – durch Graf Ferdinand von Hohenlohe-Bartenstein eingebaut. Schließlich ließ Fürst Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein durch seinen Bauinspektor H. Wölfling um 1755 ein Projekt zur Modernisierung des Schlosses ausarbeiten, und am 14. März 1755 erhält Hofzimmermeister Schillinger von

Öhringen den Auftrag, ... *auf den Flügeln nach Süden ein ganz neues gebrochenes Holländisches Dach nebst zwei Thürmen auf die Rondellen mit doppelten Kuppeln nachdem vom Zimmermann gegebenen Riß machen sollen, außer denen zwei Kuppeln, welche nach des Bauinspektors Wölflings Riß zu machen*²⁷.

Ludwig Gottfried 1685–1728

Somit kann man die begonnene, nie zu Ende gebrachte Umgestaltung im Sinne des Barock dem Grafen Ludwig Gottfried zuschreiben. Da die Schnitzerei der o. g. Fensternische und Lambrie, sowie die Korbbogen-Fenstergewände und dazu passenden Türen im Hof Formen des früheren Barock zeigen (Louis XIV.), wird man die Baumaßnahmen um und nach 1700 anzusetzen haben. Auch die Aufteilung der beiden Säle des Südflügels wird Ludwig Gottfried vorgenommen haben, da verschiedene Anschlüsse der neuen Trennwände die Verschmälerung der Fensternischen der Außenwände voraussetzen, wie sie die von ihm vorgenommene Änderung in hochrechteckige Fenster erbrachten. Sein Vater und sein Onkel scheinen demnach beide einträchtig im Nordbau zusammengewohnt zu haben. Damit stellt sich die Frage nach dem ursprünglichen Standort des siebenteiligen Deckenbildes, der Allegorie auf den Jahresablauf. Mit großer Wahrscheinlichkeit entstand es zeitlich nahe bei den Kirchberger Deckenbildern, also in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts. Es kann somit sowohl wenige Jahre vor dem Tod des Grafen Hiskias, zwischen 1680 und 1685 entstanden sein, oder bald danach zwischen 1685 und 1690. Es wesentlich später anzusetzen, wird kaum vertretbar sein. Hat es noch Graf Hiskias bestellt, so kann es nur für den Saal im 2. Stock des Südbaues gedacht gewesen sein, da damals sonst kein Raum mit genügend großem Plafond vorhanden war (der untere Saal hatte einen Längsunterzug). Es müßte dann bei den Arbeiten unter Ludwig Gottfried bereits wieder transloziert worden sein und hier wäre wiederum nur ein Standort möglich gewesen in dem Saal am Westende des Südbaues im 1. Obergeschoß. Dieser, der am dort sehr zerstörten Baubestand nicht mehr nachzuweisen war, ist überliefert in einem Grundriß von K. A. Koch um 1900 beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, wo der Saal mit einem großen offenen Kamin versehen ist. Auch Hermann Heuß²⁸, der einige später vorgenommene Änderungen gegenüber dem Kochschen Plan richtig bringt, stellt den Saal noch dar, allerdings ohne den Kamin. Von der Raumgröße her wäre hier das Deckenbild beherrschendes Element gewesen, im ehemaligen Tanzsaal dagegen hätte es sich fast verloren. Der wirkliche Sachverhalt muß offenbleiben, ebenso wie die Frage, warum Ludwig Gottfried – kinderlos – die Zahl der Wohnräume nahezu verdoppelte auf Kosten der großen Festräume. Mit den vorgelegten (bzw. noch vorzulegenden) Gängen an der Hofseite sollte erreicht werden, daß die Dienerschaft rings um den Hof gehen konnte, ohne die herrschaftlichen Räume betreten zu müssen, ein zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu uns

27 H. Heuß: Hohenloher Barock und Zopf. 1937, S. 44.

28 Heuß (wie Anm. 22) S. 55.

gelangter Gesichtspunkt französischer Grundrißdisposition. Damit wird wieder der Zeitansatz bald nach 1700 bestätigt.

Aus solchen »modernen« Überlegungen heraus wird man Graf Ludwig Gottfried auch die Verlegung der großen Küche in den »Langen Bau« zuschreiben dürfen, da der Schloßbau jener Zeit den lauten und düftereichen Küchenbetrieb möglichst vom Schloß fernhielt und in Kauf nahm, daß die Speisen nach längerem Transport in der Nähe des Speiseraums nochmals gewärmt und aufbereitet werden mußten. Im Langen Bau war eindeutig zu beobachten, daß nördlich der Mitte, wo Kern Wagenhaus, Pferde- und Viehstall angibt, im 18. Jahrhundert eine große Küche mit Schlotmantel, Pastetenöfen, Rauchkammer und anderen Arbeits-, Vorrats- und Nebenräumen eingerichtet wurde. Da das Schloß nach dem Tod Ludwig Gottfrieds nie mehr von einem ganzen Hofstaat bewohnt wurde, wäre diese Maßnahme dann wenig verständlich. (Außerdem ist nachweisbar, s. u., daß die Verlegung der Küche schon längere Zeit vor dem Einbau der Hofkapelle erfolgt sein muß). Da die gleichmäßige Durchfensterung des Schlosses auch die Küche erfaßte, mag auch diese Maßnahme noch ihre Verlegung begünstigt haben. Wozu der Raum dann verwendet wurde, ist unbekannt.

So zeichnet sich von Graf Ludwig Gottfried das Bild eines frommen protestantischen Landesherren ab, der – seinem Porträt in Rüstung, Perücke und Herrscherpose nach zu schließen – sich seiner Würde und Verpflichtung einerseits durchaus wohl bewußt war, andererseits aber an seinem Hof ein zwar kommoderes und der Zeit gemäßes aber gemäßigtes Leben führen wollte und führte. Die begrenzten finanziellen Möglichkeiten erzwangen wohl, daß selbst das recht bescheidene Erneuerungsprojekt halbfertig liegen blieb.

(Da ganz offensichtlich Ludwig Gottfried den Dachstuhl des Südflügels unverändert ließ, wird der vorgelegte Gang durch ein Schleppdach überdeckt worden sein.)

Hofgarten und Charlottenberg

Zu der im Zusammenhang mit seinem Wohnsitz stehenden Bautätigkeit sind noch zwei Dinge zu nennen: Der Hof- und Herrengarten und das Schloßchen Charlottenberg. Zur Erbauungszeit des Schlosses Pfdelbach gab es neben Nutzgärten hinter dem Langen Bau noch den *Lustgarten* jenseits des Grabens vor dem Nordbau. Zu einem barocken Herrensitz gehörte aber auch ein entsprechend respektabler Garten, und so wird die Anlage eines solchen, westlich von Schloß und Hauptstraße, wohl auch dem Grafen Ludwig Gottfried zuzuordnen sein. Da ein Renaissanceschloß von den Gestaltungsgrundsätzen seiner Zeit her in sich geschlossen war ohne weiterreichende Bezüge zu seiner Umgebung, bestand in Pfdelbach keine Möglichkeit, einen größeren Garten sinnvoll anzubinden. Die westlich am Schloß vorbeiführende Hauptstraße war nur an ihrer Außenseite locker bebaut. Dahinter befand sich ein ebenes Gelände, für einen einigermaßen regulären Garten im Sinne des Barock geeignet. Noch die Urkarte zeigt 1833 hier einen Garten mit einem Mittelquadrat, von Wegen umzogen. Ein Gärtnerhaus (auch Gartenhaus

genannt) und eine Orangerie müssen vorhanden gewesen sein. Zwischen den Häusern der Hauptstraße hindurch führte der Hofgartenweg. Ein weiteres Gartentor war am Ende der gegenüber dem »Misthof« abgehenden Gasse²⁹.

In den Jahren 1712 und 1713 erbaute Graf Ludwig Gottfried für seine Gemahlin Luise Charlotte, geb. Gräfin von Hohenlohe-Langenburg, auf dem Heuberg hoch über Pfedelbach mit weiter Aussicht nach Norden in das Hohenloher Land hinein ein Belvedere, Schlößchen Charlottenberg³⁰ genannt, das uns in seinen letzten Resten als sechsachsiger rechteckiger Bau mit Walmdach überkommen ist. Es war wohl nur zum Tagesaufenthalt gedacht, vervollständigte aber in idealer Weise das Programm einer barocken Residenz durch die axiale Lage hoch über derselben und durch die Bezugnahme auf das Herrschaftsgebiet mittels der weiten Aussicht auf dasselbe (Abb. 32, P38).

Schon 1372 wird ein Hof auf dem *Hawberg ob Pfedelbach* genannt, so daß hier offensichtlich herrschaftlicher Grund für das Bauvorhaben zur Verfügung stand. Erst ab 1730 entstand dann weiter weg vom Schlößchen auf der Hochfläche die Siedlung Heuberg durch Ansiedelung fremder Katholiken unter Graf Ferdinand von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein.

Dreimal ist das Schlößchen, wenn auch sehr in der Ferne, auf alten Abbildungen überliefert. Zuerst erscheint es auf dem ganzfigurigen Portrait des Fürsten Joseph von Hohenlohe-Bartenstein (1707–1764), also wohl zwischen 1750 und 1760³¹. Als Blick durch ein Fenster sieht man über der rechten Schulter des Fürsten die Südseite des Schlosses Pfedelbach und dahinter den Heuberg, gekrönt von dem kleinen Bauwerk als eingeschossigem Gebäude mit 6 Fensterachsen und einem Walmdach mit mittlerem Dachaufbau. Dieser ist eingeschossig über den 2 mittleren Achsen und hat ebenfalls ein Walmdächlein. Rechts schaut ein weiteres niedriges Gebäude hinter dem Hauptbau hervor.

Auf dem Aquarell von Fr. Dieterich um 1790³² ist links im Mittelgrund der Heuberg mit dem Schlößchen zu sehen. Es ist als eingeschossiger siebenachsiger Bau gezeigt mit einem Walmdach und einem Giebel über den 3 mittleren Achsen. Beidseits sind hinter ihm weitere Gebäude zu sehen (Abb. 10).

Schließlich ist es zu sehen auf einer um 1820 entstandenen Radierung³³, die Pfedelbach von Nordwesten zeigt. Mitten über dem Ort, hoch auf dem Berghang mit Weingärten und Obstbäumen steht es als zweigeschossiges Haus mit fünf Fensterachsen, einem Walmdach und einem mittleren giebelbekrönten Dachaufbau. Weitere Gebäude sind nicht dargestellt (Abb. 11).

Schon 1782 wurde das Anwesen an Bauern verkauft, die es wirtschaftlich nutzten. Die auf beiden genannten Ansichten hinter dem Schlößchen angedeuteten Baulichkeiten legen die Annahme nahe, daß der Neubau 1712/13 im Areal des herrschaftlichen

29 Heimatbuch (wie Anm. 1) S. 49 und 90.

30 Heimatbuch (wie Anm. 1) S. 189.

31 Abbildung Nr. 6.

32 Abbildung Nr. 7.

33 Abbildung Nr. 8.

Hofes errichtet wurde und damit als Lusthaus an vorhandene Gebäude angebunden wurde, die geeignet waren, die hier weilende Hofgesellschaft zu versorgen. Durch die Urkarte von 1833 und den heutigen Bestand wird dies bestätigt.

Im Anschlag der Gebäudebrandversicherung zum 1. Januar 1936³⁴ erscheint das ehemalige Schlößchen als ein rechteckiger Bau von 20,10 × 11,00 m Grundfläche, eingeschossig mit Walmdach. Das östliche Drittel enthält ein heizbares Zimmer und einen Vorplatz mit Treppe, der größere westliche Teil ist als Scheuer bezeichnet. An der Bergseite nach Süden sind beidseits weitere Gebäude, Wohnhaus, Stall, Scheuer, Geräte- und Backhaus vorhanden. Dies entspricht im wesentlichen noch dem heutigen Zustand, so daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zwar der höfische Glanz verloren ging, die Grundsubstanz jedoch noch vorhanden ist. Ein Foto um 1940 (Heimatsbuch Abb. 118) bestätigt dies. Im Ostteil überragt ein Schornstein das Walmdach. Der mittlere Dachaufbau ist nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1936 war der Landwirt Wilhelm Hub Eigentümer. Sein 1938 geborener Sohn, der heutige Besitzer, erinnert sich, daß das Zimmer ein Deckenbild hatte. Am 15. April 1945 bei den Kämpfen in der Gegend um Pfdelbach trafen amerikanische Artilleriegranaten das einstige Schlößchen und setzten es in Brand, so daß nur Teile der Umfassungsmauern übrig blieben. Bei dem 1947 erfolgten Wiederaufbau wurde im Einvernehmen mit dem damaligen Landesamt für Denkmalpflege der äußere Habitus mit einfachsten Mitteln wiederhergestellt, so daß der Bau als Landmarke erhalten blieb. Im Inneren wurde er Stall und Scheuer, was er bis heute geblieben ist.

Der heutige Bestand bestätigt vor allem die Darstellung auf dem Bild des Fürsten Joseph. Die Talseite (Norden) hat 6 hochrechteckige Fenster. Von allen sind noch die Sandsteinsohlbänke erhalten und das westliche ist im ganzen, das anschließende noch mit einem Seitengewände erhalten. Die anderen wurden nach der Zerstörung als Nischen wiederhergestellt. Beide Schmalseiten, noch erhalten, sind fensterlos. An der Hofseite (Süden) ist noch ein ebensolches Fenstergewände erhalten. Aus den spärlichen Unterlagen kann man folgern, daß das Gebäude mehrere Räume enthielt. So ist nach Nordosten 1 Zimmer mit 2 Fenstern belegt. Der davor befindliche Vorplatz mit Treppe besagt, daß in dem ehemaligen Dachaufbau sich wohl ein Belvedere befand. Naheliegender wäre, daß die Gebäudemitte in ganzer Tiefe einen Saal enthielt und nach Westen nochmals je ein Raum an der Tal- und Bergseite anschloß. So wäre der Bau ein angenehmer Tagesaufenthalt für eine kleinere Hofgesellschaft gewesen, deren leibliche Betreuung vom Gutshof aus geschehen konnte. Die erhaltenen Reste lassen der Phantasie reichlichen Spielraum über das, was Graf Ludwig Gottfried hier seiner Gemahlin Charlotte einst schuf.

Ferdinand 1728–1745

Nachdem Ludwig Gottfried 1728 gestorben und damit seine Linie Hohenlohe-Waldenburg-Pfdelbach erloschen war, übernahm Graf Ferdinand von Hohenlohe-

³⁴ Im Archiv der Gemeindeverwaltung Pfdelbach.

Waldenburg-Bartenstein die Herrschaft Pfedelbach. Zwar tastete er den »Successionsrecess« Ludwig Gottfrieds von 1710, was die Landesreligion anbetraf, nicht an, doch zog er so viele katholische Untertanen nach Pfedelbach, obwohl es nicht mehr Residenz war, daß schon 1732 eine dem Landkapitel Krautheim zugeteilte Gemeinde entstand, die von Kapuzinern versorgt wurde, welche in Pfedelbach ein Hospitium einrichteten, das sich im Kanzleigebäude befand.

Katholische Hofkapelle

Im gleichen Jahr wurde in der leerstehenden Küche die Hofkapelle eingerichtet. Der Fußboden wurde tiefer gelegt. Die neuen großen Fenster gaben reichliches Licht. Zwischen den zwei Fenstern der Ostseite steht der Altar mit Säulenaufbau und gesprengtem Giebel. Sein Leinwandbild zeigt Maria auf der Mondsichel und der Weltkugel, umgeben von Engeln. Die geschnitzte und vergoldete Gloriole darüber zeigt das Herz Jesu und die Taube des Hl. Geistes auf einem Baldachin sitzend. Das Tabernakel davor ist klassizistisch. Auch die Glorioten beidseits über den Fenstern umrahmen das Herz Jesu. Die Balustrade mit der Kommunionbank zeigt Regence-Formen. Der aus dem Rund entwickelte Kanzelkasten vor dem ersten Südfenster hat korinthische Dreiviertelsäulchen. Auf seinem stark verkröpften Schaldeckel ist vollplastisch der Vogel Phönix dargestellt, das Symbol des Hauses Hohenlohe (Abb. 29). Die nächste Fensternische enthält den Beichtstuhl. Nach Westen in dem ehemaligen Nebenraum der Bäckerei war auf die ganze Raumbreite eine dem Gewölbe angepaßte Wand mit einer Brüstung aus Friesen und Füllungen und Fenstern angeordnet. Die stark hervorgehobene Mitte diente wohl der Herrschaft, wenn sie gelegentlich hier weilte. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde in diese Mitte eine von hinten zu spielende Orgel mit einem Rokoko-Prospekt eingefügt und aus dem entfallenen Mittelteil durch Anstücken seitlich gegenüber der Kanzel ein allein der Herrschaft vorbehaltenes Oratorium gebildet (Abb. 30).

Den Formen nach zu schließen entstand die Orgel nach 1750, also mindestens 20 Jahre nach Einrichtung der Kapelle. Die Einrichtung aus furnierten Edelhölzern mit reichlicher Vergoldung, dem Altarblatt und einem gestickten Antependium ist sehr prächtig. Die Sakristeieinrichtung ist gleichzeitig, in gestrichenem Holz, mit einem kleinen Beichtstuhl, Schrank und Laden für Gewänder und Paramente (Abb. 31). Die vorzügliche Qualität, die Gediegenheit und der Reichtum der Ausstattung, welcher heute eine Plastik über dem Opferstock am Mittelpfeiler unbekanntem Themas fehlt, zeigen, wie wichtig es der rekatholisierten Linie Hohenlohe-Bartenstein war, ihren Glauben in dem streng protestantisch gebliebenen Pfedelbach zu repräsentieren.

(Die restauratorische Untersuchung ergab, daß der Raum nach der durch Verrufung nachweisbaren Nutzung als Küche und vor dem Einbau der Kapellenausstattung – also zwischen ca. 1700 und 1732 – mehrfach in lichtem Grau und Weiß gestrichen wurde und demnach durch Graf Ludwig Gottfried zu einem unbekanntem Zweck genutzt wurde.)

Joseph und Karl Philipp 1745–1764, der Entwurf Wölflings

Ein letzter Versuch der katholischen Bartensteiner Linie, sich in dem protestantischen und ringsum von Protestanten umgebenen Pfdelbach zu manifestieren, war das Modernisierungsprojekt, das der inzwischen in den Reichsfürstenstand erhobene Karl Philipp durch seinen Bauinspektor H. Wölfling ausarbeiten ließ. Wölfling hatte aus den heterogenen Teilen des Schlosses Bartenstein eine großartige Barockresidenz erstehen lassen.

Sein Entwurf für Pfdelbach ist ein Kabinetstück gekonnter Planung im Sinne des aus Frankreich kommenden frühen Klassizismus der Mitte des 18. Jahrhunderts, einer Zeit, welche auch die schonende und sinnvolle Verwendung vorhandener Bausubstanz im Sinne des damals »Modernen« pflegte. Wie schon andernorts dargelegt, muß Wölfling ein Schüler und vielleicht zeitweiliger Mitarbeiter von Leopoldo Retty gewesen sein, dem in Ludwigsburg bei Giovanni Donato Frisoni, seinem Onkel, geschulten ansbachischen Hofbaumeister. Retty zeichnet in Hohenlohe verantwortlich für die barocke Ausgestaltung des Schlosses Kirchberg und für das Schloßchen Ludwigsruhe bei Langenburg. Für Herzog Carl Eugen von Württemberg plante und begann er das neue Residenzschloß in Stuttgart³⁵.

Vom vorhandenen Bestand verwendete Wölfling die beiden Wohnhäuser samt Eck- und Treppentürmen, allerdings ohne die vorgelegten Flure. Selbst die innere Einteilung in sechs Kompartimente behielt er bei. Die beiden Galerieflügel allerdings beseitigte er. Nach Osten, zum Hof und Langen Bau hin, öffnete sich der Ehrenhof und vom Torbau blieb nur ein mit Balustraden gefaßtes Podium, gegen die Brücke mit einem Gittertor verschlossen. An die Stelle der Westgalerie trat ein »Corps de Logis«, bis zu den Wendeltreppen reichend und mit einem Balkon auf dem Stumpf des halbrunden außenseitigen Mittelturmes (Abb. 9).

Im Äußeren war das Erdgeschoß mit den Korbbogenfenstern durch ein Gesims als Sockelgeschoß markiert. Die beiden Obergeschosse waren zusammengefaßt, das erste aber durch höhere Fenster als Bel Etage markiert. Gequaderte Lisenen faßten die Ecken, und Mansarddächer bedeckten die Flügel. Die Türme erhielten gebrochene Hauben mit kuppelförmiger Endung. Sie überragten die Traufen ebenso um ein Geschoß wie es die dreiachsige Mitte des Corps de Logis tun sollte. Seine Attika war auf Traufhöhe durch ein Gesims vom Unterbau getrennt und gequaderte Lisenen gliederten alle Achsen. Darüber in der Mitte krönte das hohenlohische Wappen mit dem Fürstenhut, Fahnen und Trophäen den Bau. Vasen belebten Firste und Turmhelme. Die Fenster der Obergeschosse hatten alle gohrte Gewände mit Agraffen und ein großes Tor zog in der Mitte den Besucher ins Vestibule hinein. Das ganze Schloß präsentierte sich über dem beibehaltenen Graben auf einem konischen, genuteten Unterbau. Vor der Brücke waren trichterförmig symmetrisch Pfortner-, Wach- und Schilderhäuser angeordnet. Die Hauptstraße westlich des Schlosses war aufgelassen und der Garten bis an den Graben herangezogen. Vom Halbrund führte eine Brücke hinüber zu einer Querallee, an die sich das Parterre mit Wasserbecken

35 Fleck (wie Anm. 5) S. 213ff., 245ff., 276ff. u. 283ff.

und Fontäne anschloß. So zeigt die Planung eine Schloßanlage, die, wäre sie je Wirklichkeit geworden, nicht nur alles in den Schatten gestellt hätte, was es in Hohenlohe gab, sondern sich in ihrer künstlerischen Qualität mit Höfen wie Ludwigsburg, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim und Ansbach hätte messen können und auch in Würzburg Bestand gehabt hätte.

Wie der dargestellte Grundriß der Bel Etage zeigt, verstand es Wölfling, aus dem gegebenen Bestand eine Disposition nach neuesten französischen Gesichtspunkten zu machen, ja der korridorlose Grundriß kam einer solchen förmlich entgegen. In beiden Flügeln entstand je ein Appartement. Das Südliche war wohl dasjenige des Fürsten mit zwei Vorzimmern, der »Chambres de Parade«, des Audienz- und Empfangszimmers also, mit einem Dais (Baldachin) über dem Fürstenthron. Danach folgt das Schlafzimmer mit dem Himmelbett und schließlich die »Chambres Ordinaires«, das Wohn- und Schreibzimmer. In den Türmen sind zwei Kabinette und bedient können die Zimmer von dem Raum bei der Wendeltreppe aus werden, welcher *Palier et Passage* (Treppenflur und Durchgang) benannt ist. So zeigt das Appartement die für das französische Hofzeremoniell klassische Raumabfolge. (Die deutschen Fürstenhöfe waren von diesem beeinflußt, wogegen in Österreich der spanische Einfluß maßgebend war.) Danach waren vor dem Empfangs- und Audienzzimmer (hier Paradezimmer genannt), je nach Rang des Monarchen, ein oder mehrere Vorzimmer erforderlich, in denen Hofmeister, Offiziere, Räte und Minister den Besucher empfingen, bis er schließlich zum Landesherrn vorgelassen wurde. An diesen wichtigsten Raum des Appartements schloß sich das Schlafzimmer an, da hier morgens der »Lever« stattfand, die Morgenaufwartung der engeren Amts- und Würdenträger, die der Monarch – angekleidet im Bett liegend – entgegennahm und die Anweisungen für den Tag erteilte. Nachdem er sich erhoben hatte, durften ihm die Teilnehmer je nach Rang in den Rock helfen, Stock und Hut reichen u. a. Ob bei den Grafen und Fürsten Hohenlohe des 18. Jahrhunderts je solche Zeremonien stattfanden, wäre noch zu klären. Das Wohnzimmer und die Kabinette dienten dem Fürsten zum Lesen, Schreiben oder der Regierungsarbeit, sowie zu privaten Gesprächen. (Die Regierungsarbeit mit Ministern und Beamten in kleiner Runde im Schreibkabinett des Monarchen hat der heutigen Ministerrunde den Namen »Kabinett« gegeben.)

Im Nordbau war ein gleiches Appartement angeordnet, jedoch nur mit einem Vorzimmer und dafür der »Chambre à Manger Ordinaire«, dem täglichen EBzimmer. In dem neu zu erstellenden Mittelteil befand sich der Saal, die große Treppe daneben, und vor dem Fürstenappartement ein Durchgangszimmer, ein kleiner Vorplatz und ein Räumchen »Pour le Buffet«, eine Anrichte also, die darauf hinweist, daß bei festlichen Anlässen im Saal gespeist werden sollte.

Über die weitere geplante Einteilung des Schlosses gibt es keine Pläne. Sicher waren im zweiten Obergeschoß entsprechende Appartements geplant und im Mansardstock Gastzimmer und Räume für die zum engsten Hof gehörenden Personen. Der geplante Mittelpavillon entspricht durchweg dem in Bartenstein Ausgeführten, nur daß er prächtiger geworden wäre. Jedenfalls darf man daraus

schließen, daß er im zweiten Stock auch einen weiteren, in die Attika hineinreichenden Saal für Bälle, Redouten etc. enthalten hätte. Zweifellos sollten die vorhandenen Nebengebäude entsprechend ausgenützt oder erweitert werden, um dem in einem solchen Schlosse möglichen recht aufwendigen Hofleben den nötigen Service zu gewährleisten. Realisiert wurde fast nichts von alledem, da der in der Residenz in Bartenstein unter Fürst Karl Philipp in Gang befindliche Schloßbau wohl die ganzen verfügbaren Mittel aufzehrte.

Liest man nach dem oben Dargelegten nochmals den Auftrag an den Hofzimmermeister Schillinger vom 14. März 1755, so wird klar, warum er das Dach des Südflügels nach seinem Riß, die Turmdächer aber nach demjenigen des Bauinspektors Wölfling machen sollte. Des letzteren Plan, der die Flügel nicht um die vorgelegten Gänge verbreitern wollte, paßte nicht zum Vorhandenen. Die Türme aber, davon unabhängig, erhielten tatsächlich die Hauben von Wölflings Plan samt den Blechvasen als Abschluß³⁶. Diese letzte barocke Veränderung, offenbar ein Versuch, die in den 20er Jahren nach dem Tode Ludwig Gottfrieds liegen gebliebenen Arbeiten noch ein wenig in Richtung des Wölfling'schen Idealprojekts voranzubringen, geschah auf Initiative des Fürsten Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein, jedoch für seinen Bruder Joseph, dem Pfdelbach zugewiesen war, der aber als Domherr zu Straßburg, Köln und Salzburg, sowie als Kapitular zu Augsburg und Ellwangen in seiner von 1745 bis zu seinem Tod 1764 währenden Pfdelbacher Zeit nicht allzu oft dort geweiht haben dürfte (gestorben und bestattet in Ellwangen).

Der neue Marstall

Josephs Pfdelbacher Zeit ist eindeutig die großzügige Neugestaltung des Marstalls im Langen Bau zuzuordnen. Der Vorraum neben der Schmiede wurde belassen, die beiden folgenden Stallräume aber zu einem Raum zusammengefaßt mit profilierten Holzstützen, kombiniert mit Stuckornamenten, flachen Korbbögen und Stuck-Deckenkehlen. Er hat 18 Pferdestände und einige Hundeböden. Sein Zugangsportal war bekrönt von einem Schild mit doppeltem verschlungenem »J« und dem Fürstenhut, was eindeutig auf Joseph hinweist (P32, 33).

Das Witwenpalais

Zur Abrundung und Vervollständigung der barocken höfischen Bautätigkeit in Pfdelbach muß noch das nachmalige Gasthaus zur »Sonne« genannt werden. Nachdem 1728 Graf Ludwig Gottfried gestorben war und mit ihm die evangelische Linie erlosch, erhielt sein inzwischen katholisch gewordener Neffe Ferdinand von Hohenlohe-Bartenstein den Pfdelbacher Landesteil. Er behielt allerdings seinen Wohnsitz in Bartenstein. Als er – 1744 Fürst geworden – am 3. April 1745 starb,

36 Die Ausführungen bei Fleck (wie Anm. 5) S. 213ff. sind durch die neuen Feststellungen überholt.

wurde seiner Gemahlin Maria Anna Felicitas, geborene Gräfin und Erbtruchsessin von Waldburg-Zeil-Wurzach, Pfedelbach als Witwensitz zugewiesen. Das Schloß scheint ihr zuwider gewesen zu sein, da sie schon 1737, bei ihrer Vermählung, erreichte, daß sie mit ihrem Gemahl Graf Ferdinand neben dem dort residierenden Karl Philipp in Bartenstein wohnen blieb. Nunmehr umging sie die unbeliebte Bleibe dadurch, daß sie das Anwesen westlich vom Schloß, an der Hauptstraße beim Hofgartenweg erwarb. Dort muß sich ein respektables Wohnhaus mit einer Grundfläche von 10 × 14 m, samt Nebengebäuden befunden haben, dessen 1662 datierter gewölbter Keller noch erhalten ist. Darauf ließ sie einen zweigeschossigen Neubau mit Mansarddach, geschweiften Gauben und mittlerem Zwerchhaus, sowie Freitreppe und Portal von palaisartigem Charakter errichten. Sein Grundrißtypus erscheint im Laufe des mittleren und späteren 18. Jahrhunderts des öfters bei Bürgerhäusern (P34–37).

Das Portal führt in das Treppenhaus, welches die Mitte des rechteckigen Grundrisses einnimmt. Nach beiden Seiten führen Türen zu den Zimmern, und unter der Treppe hindurch gelangt man in den Dienstbereich. Auch die beiden oberen Stockwerke sind so disponiert; hier ist allerdings der mittlere Durchgang nicht möglich. Aus einem ausführlichen Inventar vom September 1751, nach dem am 22. August 1751 erfolgten Tod der Fürstenwitwe erstellt, läßt sich die Nutzung der Räume rekonstruieren³⁷.

Im Erdgeschoß befand sich links des Eingangs das Tafelzimmer, dahinter ein Zimmer für Bediente mit anschließender Kammer. Von diesem Zimmer führte eine schmale, weitgehend noch vorhandene Treppe in den ansonsten nur von der Straße aus zugänglichen Keller. So konnte der Tischwein immer kühl serviert werden. Rechts vom Eingang betrat man das *Frauenzimmer*, wohl einen Personal-aufenthaltsraum, hinter dem sich die Küche befand. Ein Hintereingang mit Korridor erschloß die Küche und die Diensträume, sowie einen Abort, ohne daß das der Herrschaft vorbehaltene Entrée benützt werden mußte.

Im Obergeschoß, der *Bel Etage*, befand sich die Wohnung der Fürstin. Sie begann rechts der Treppe mit dem saalartigen, die ganze Haustiefe einnehmenden Raum, der als Vorzimmer bezeichnet wird, demnach als Empfangsraum und wohl auch für gesellschaftliche Zwecke gedacht war. Durch eine Tür in seiner Hinterwand über eine offene Veranda ist der Abort zugänglich und nach links führt eine Tür weiter zum *Grünen Zimmer*. Dieses war der Wohn- und Empfangsraum der Fürstin. Danach folgt das Cabinet, das private Wohn-, Lese- und Schreibzimmer und schließlich das Schlafzimmer, welches wiederum an den Treppenvorplatz grenzt.

Im Mansardgeschoß wohnte die Gesellschafterin der Fürstin, die Gräfin von Fugger. Sie hatte über dem Schlafzimmer der Fürstin ihren Wohnraum und dahinter über dem Cabinet den Schlafrum, der als *Stubenkammer* bezeichnet wird. Dies wohl deswegen, weil diese Kammer (= Schlafrum) heizbar war, was normalerweise nur bei Stuben (= Wohnraum) der Fall war. Rechts der Treppe lag

37 Im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (= HZAN).

die Garderobe, der Raum, in dem die Kleider aufbewahrt und gepflegt wurden. Dahinter befand sich das *Fräuleinzimmer* und von diesem aus zugänglich der *Fräulein Stubenkammer*, von der aus eine Tür zum Schlafzimmer der Gräfin führte. Unter der Aufsicht der Gräfin Fugger waren hier offensichtlich die Kammerzofen untergebracht.

So war das *Palais* samt dem durch den niederen Dienst bewohnten Nebengebäude zwar kein ausgedehntes, aber doch standesgemäßes Quartier für die Fürstinwitwe und ihren bescheidenen Hofhalt.

Aus den Aufzählungen des Inventars ist zu entnehmen, daß das Gebäude reichlich mit Mobiliar, Leuchtern, Gemälden und Hausrat aller Art versehen war. Auch gab es Wandbespannungen und bedruckte Tapeten (aus Zeug, nicht aus Papier). Als letzte Überbleibsel dieser einst reichen Ausstattung sind im ehemaligen Kabinett eine qualitätvolle Stuckdecke in Rokokoformen und ein kassetierter Parkettboden, sowie die auf Fries und Füllung gearbeitete Brustlambrie erhalten geblieben (Abb. 33). Die stuckierte Ofennische im einstigen Schlafzimmer der Fürstin bestätigt die Aussage der letzten Eigentümer, wonach bis in die Mitte der 20er Jahre unseres Jahrhunderts hier eine ebensolche Decke vorhanden gewesen sei.

Das erwähnte Inventar war gleichzeitig eine Bewertung des Nachlasses der Fürstin. Es ergibt an Aktiva 5664 Gulden, 10 Kreuzer und 3 Pfennige und an Passiva 5880 Gulden, 49, Kreuzer, 2 Pfennige. Dieses Rechenergebnis wird zumindest einer der Gründe gewesen sein, warum das Anwesen 1753 versteigert wurde (Heimatbuch S. 90ff.). Von dem Erwerber, dem Chirurgen Beyer, ging es schon 1755 wieder an den Landesherrn zurück und diente danach als Wohnung für Hofbeamte. 1769 kaufte es der Oberjägermeister Carl von Tettenborn, der aber schon 1770 aus bartensteinischen Diensten ausschied. In welchem Jahr es dann ein Baron von Folleville erwarb, ist nicht mehr feststellbar. Er verkaufte es 1780/81 an die Kammerherrin von Helmstatt zu Bischofsheim (Neckarbischofsheim), von welcher es im gleichen Jahr 1781 der Faßmaler Johann Michael Probst erwarb. Er besaß es bis zu seinem 1819 erfolgten Tod³⁸.

Faßarbeiten von ihm sind nachgewiesen an Altären in St. Michael in Schwäbisch Hall, sowie in den Kirchen in Bieringen und Oberkessach. Von ihm wird die im ehemaligen Kabinett erhaltene, auf Leinwand gemalte Louis-Seize-Wanddekoration stammen. Sie zeigt eine Wandgliederung mit konischen, sich nach oben verbreiternden Pilastern mit Füllungen, Rosetten und Blattgehängen, die durch einen ebensolchen Fries unter der Decke verbunden sind. In den Feldern dazwischen sind in reichen Rahmen runde und ovale romantische Landschaften mit Staffagefiguren gemalt. Auf der nicht durch Fenster- und Türöffnungen durchbrochenen Wand nach Süden ist das Mittelfeld durch eine große, rechteckig gerahmte Landschaft, ebenfalls mit Figuren betont. Vom ehemaligen Schlafzimmer der Fürstin ist überliefert, daß mit der Stuckdecke auch eine ähnliche Wandbespannung entfernt worden sei (Aussage der letzten Eigentümer).

³⁸ Diese und die folgenden Angaben verdanke ich Herrn Beutter vom HZAN.

Den ausgeprägten klassizistischen Formen und den Louis-Seize-Dekorationen nach zu schließen, muß Probst diese Bespannungen bald nach dem Erwerb des Gebäudes gemalt haben. (Im Inventar von 1751 sind an dieser Stelle andere Bespannungen beschrieben.) Er erweist sich hier über seine Berufsbezeichnung hinaus als gewandter Dekorationsmaler und begabter Landschaftler. (Faßmaler = Hersteller von Farbfassungen der Figuren, Reliefs und des Schreinerwerks von Holzaltären.)

Da wohl durch die Folgen der napoleonischen Kriege und den etwa gleichzeitig erfolgenden Stilwandel Aufträge für ihn rar wurden, verwandelte er sein Haus in das Gasthaus zur »Sonne«. Ab 1808/09 erscheint er unter den umgeldpflichtigen Wirten von Pfedelbach. Er scheint das neue Gasthaus zu guter Blüte gebracht zu haben, so daß es auch nach seinem Tode unter dem neuen Besitzer Georg Benner vor allem bei den Öhringer Honoratioren sehr beliebt war (Heimatbuch S. 91).

Trotz häufigem Besitzwechsel (Heimatbuch S. 92) blieb die »Sonne« Gasthaus bis 1978. In den letzten Jahrzehnten verwehrte das Gebäude bis zur Baufälligkeit, bis in fast letzter Minute die Rettung des für Pfedelbach wichtigen Bau- und Kulturdenkmals gelang.

Die evangelische Pfarrkirche

Eingangs wurde gesagt, daß die Gräfinwitwe Agathe von Hohenlohe 1588/89 an der Stelle einer gotischen Kapelle, wohl aus dem 15. Jahrhundert, die neue Pfarrkirche erbauen ließ. Die Bauzeit war laut einem Inschriftstein im Chor³⁹ nur ein Jahr und im August 1589 konnte die Kirche geweiht werden. Ein Patrozinium ist nicht bekannt. Von diesem Kirchenbau sind noch der Chor und der Turm erhalten. Das Schiff wurde wegen Einsturzgefahr 1890 baupolizeilich geschlossen, danach abgebrochen und durch den Architekten Theophil Frey aus Stuttgart ein Neubau errichtet und der Turm um ein neues Glockengeschoß erhöht. Im Januar 1894 war die Einweihung.

Über das Aussehen der Kirche der Renaissancezeit gibt uns das Gemälde des Amtsrichters Pistorius um 1835 (Heimatbuch Abb. 39) einigermaßen verlässlich Auskunft (Abb. 12). Pfedelbach ist von Nordosten gesehen dargestellt und die Kirche nimmt die Mitte des Bildes ein. Vom Chor sind die drei Fenster nach Norden, Nordosten und Osten zu sehen. Das vierte Fenster und der Turmunterteil sind verdeckt. Über der Traufe des Chors steigen drei Turmgeschosse auf, dasjenige mit den doppelten Rechteckfenstern, darüber das damalige Glockengeschoß mit den etwas höheren Kielbogenfenstern und zu oberst unter dem steilen Helm ein Türmerstock mit kleinen Fenstern und, soweit zu erkennen, einem Umgang. Der Vergleich mit dem erhaltenen Bestand ergibt eine sachlich richtige Darstellung, so daß man schließen darf, auch das Schiff sei richtig wiedergegeben.

39 Vgl.: 400 Jahre Kirchengemeinde Pfedelbach 1565–1965. Herausgegeben vom Evangelischen Pfarramt Pfedelbach. 1965. S. 10.

Bei gleicher Firsthöhe ist das Dach über dem Schiff in der Neigung des Chordaches abgeschleppt, wodurch ein breiterer Bauteil mit geringerer Traufhöhe entsteht. Zwei hohe Fenster sind zu sehen. Das dritte westlichste ist von einem Haus verdeckt, muß aber von der Gebäudeform her zwingend vorhanden gewesen sein. Eine entsprechende Ausbildung im Süden ließ von der Wendeltreppe am Turm noch deren gerade Seite nach Westen frei, die heute vom Neubau verdeckt ist. So ist die Kirche in der Urkarte von 1833² dargestellt, was abermals Herrn Pistorius große Genauigkeit bescheinigt.

Das Aquarell von Dieterich um 1790 (s. Abb. Nr.), Pfedelbach fast genau von Osten darstellend, gibt zwar den Turm und das Chorhaupt so weit richtig wieder, läßt aber die Traufe auf einer Höhe, wodurch das Bild einer hohen, schmalen und kurzen Kirche entsteht (Abb. 10).

Die bei Ebner in Stuttgart um 1820 erschienene Radierung (s. Abb. Nr. 8) zeigt die Kirche von Nordwesten. Man sieht den Giebel und das große Dach des Schiffes mit drei Gauben darauf. Dahinter erscheint der Oberteil des Turmes mit der etwas abgesetzten Türmerstube und dem steilen Helm. Der Chor ist nicht zu sehen (Abb. 11).

Nochmals wird die Darstellung von Pistorius bestätigt durch den Lageplan vom 22. Oktober 1890 von Geometer H. Woellhaf im Baugesuch für den Kirchenneubau⁴⁰.

Schließlich gibt ein Schriftstück⁴¹ vom 14. April 1589 wieder, was den ausführenden Handwerker 1587 und 1588 zur Ausführung verdingt wurde. Getätigt wurden die Vergaben am Regierungssitz Waldenburg und es war alles zu verfertigen, ... *wie es von meiner gnädigen Frau angeben* ... Daraus ist ersichtlich, daß die Gräfin Agathe alles höchst selbst in die Wege leitete. Die Ausführungsanweisungen an den Steinmetzmeister Michel Preunen und den Zimmermeister Wilhelm Stemeis sind so präzise, daß sie nur auf Grund eines vorliegenden Planes erteilt worden sein können. Die noch vorhandenen Bauteile Chor, Turm und Wendeltreppe entsprechen bis ins Detail der gegebenen Anweisung. Demnach darf man davon ausgehen, daß auch das Langhaus nach dieser Planung ausgeführt war. Ein Saalraum mit einem Verhältnis der Breite zur Länge von 3:4 war massiv gemauert, hatte hohe Fenster mit Mittelpfosten, wie sie am Chor noch vorhanden sind, und an drei Seiten Eingangstüren. Der über Langhaus und Chor einheitlich durchgehende Dachstuhl besaß über ersterem ein Hängewerk, so daß der Kirchenraum stützenfrei war. In ihn als Holzkonstruktion eingestellt war die ... *Borkirch* ... für das ... *gemein Volk* ... , über eine Holzterasse im Raum zu erreichen. Ferner gab es eine ... *Neben Borkirchen, neben meiner gnädigen Frau Borkirch* ... Da letztere, die Herrschaftsempore, im ersten Obergeschoß des Turmes lag, über die Wendeltreppe zu erreichen, durch ein großes Fenster nach außen hervorgehoben und sich zum Chor öffnend, muß die Seitenempore daneben an der Südwand angeschlossen

40 Das Baugesuch im Ev. Pfarrarchiv Pfedelbach. Hier ist der Umriß des alten Schiffs gelb (= Abbruch) dargestellt. Die im Baugesuchsheft folgenden Pläne für den Neubau verzeichnen lediglich die belassenen Bauteile und machen keine Angaben über den abzubrechenden Bau.

41 *Pfedelbachisch Kirchenbau 1589*, im Ev. Pfarrarchiv Pfedelbach.

haben, was wiederum bedeutet, daß die Hauptempore vor der Westwand lag und die Nordwand demnach frei war. Dies ist eine Anordnung, wie sie im späteren 16. Jahrhundert mehrfach zu finden ist.

Von der Herrschaftsempore ging eine Steintreppe in die Kirche hinab, damit die Herrschaft am Abendmahlsgottesdienst teilnehmen konnte. Den Altar, die Kanzel (*Predigtstuel*) und den Taufstein hatte ebenfalls der Steinmetzmeister... *vonn gehauener Arbeit auf daß schönst ... zu fertigen*. Man wird den Altar im Chor und die Kanzel nördlich am Chorbogen annehmen dürfen. Der Taufstein müßte dann vor dem Altar, nahe am Langhaus gestanden sein. Alle drei Stücke sind nicht mehr vorhanden.

Der in Waldenburg residierende Sohn der Gräfin Agathe, Graf Georg Friedrich I., ließ dort 1592/93, ebenfalls unter Abbruch eines kleineren Vorgängerbaues, die evangelische Pfarrkirche St. Ägidien erbauen⁴². Nur 4 Jahre nach der Pfedelbacher Kirche entstand hier ein nahezu gleicher Bau mit einem dreijochigen, hallenartigen Schiff und einem im halben Achteck schließenden Chor. Er hat einen durchlaufenden First und ein von der Chortraufe abgeschlepptes Dach. Die Strebepfeiler des Chors gleichen samt dem umlaufenden Gesims auf Sohlbankhöhe denen in Pfedelbach bis ins Detail. Die hohen Maßwerkfenster haben lediglich ihre spitzen Bogen gegen runde getauscht. Die Fenster typischer Renaissanceprofilierung an den Treppentürmen gleichen sich ebenfalls. Auch im Chor von Waldenburg setzt das Stern-Rippengewölbe auf Konsolen an. Daß es durch Plastiken bereichert ist, entspricht der größeren Bedeutung der Residenzstadt. Das Schiff ist eine Halle von 9 Jochen von Kreuzrippengewölben, getragen von 4 Rundpfeilern. Die einst dreiseitig umlaufende Empore wurde bei einer jüngeren Umgestaltung entfernt. Das hier gewölbte, pfeilergetragene Langhaus hebt die Kirche der Residenzstadt deutlich über diejenige in Pfedelbach hinaus.

Die Übereinstimmungen sind aber so auffällig, daß man an beiden Kirchen den gleichen Baumeister anzunehmen geneigt ist. Von Waldenburg ist bekannt, daß der Planer der Stuttgarter Baumeister Georg Stegle (auch Jakob Stegle) war⁴³, welcher von Graf Wolfgang II. mehrfach in Hohenlohe beschäftigt wurde und mit dem zusammen er die großartige Planung für den Schloßneubau in Weikersheim erarbeitete. So war Stegle 1585 und 1586 in Langenburg, Neuenstein und Döttlingen tätig. Vom August 1588 bis zum März 1589 entstand die Planung für Weikersheim und im Jahr 1591 ist er wieder in Weikersheim und in Kirchberg anzutreffen. Seine letzte für Hohenlohe nachweisbare Arbeit ist demnach die 1592/93 entstandene Stadtkirche von Waldenburg. Um 1548 in Drackenstein geboren, starb Stegle 1598 in Stuttgart. Nach dem Dargelegten dürfte es kaum einen Zweifel daran geben, daß er auch die Kirche in Pfedelbach entwarf.

Aus der Tatsache, daß an beiden Kirchen gotische Formen neben solchen der Renaissance erscheinen, den Schluß ziehen zu wollen, es seien alte Bauteile verwendet worden, ist falsch. Vielmehr bediente sich der protestantische Kirchen-

42 J. H. Rauser: Waldenburger Heimatbuch. 1980, S. 84ff.

43 W. Fleischhauer: Der Baumeister Jakob Stegle aus Drackenstein. In: Heimatgeschichtliche Blätter zwischen Hohenstaufen und Helfenstein. Beilage der NWZ, Nr. 1/1978.

bau in seiner Frühzeit, also im 16. Jahrhundert, häufig an Fenstern und Gewölben noch der altgewohnten Formen, die den meist neu erarbeiteten, den Bedürfnissen des dominierenden Predigtgottesdienstes gerecht werdenden Grundformen den gewohnt sakralen Charakter erhalten sollten. Detailvergleiche mit vorreformatorischen gotischen Formen erlauben eine einwandfreie Datierung.

An den wegen des hohen überkommenen Bestandes an Kirchengebäuden nicht sehr zahlreichen Neubauten läßt sich besonders ab etwa 1590 eine Wandlung zu mehr renaissancetypischen Formen hin beobachten. Trotz des in Pfedelbach fehlenden Schiffes läßt sich von hier nach Waldenburg diese Wandlung deutlich beobachten. Durch die ausschließliche Verwendung des Rundbogens in Waldenburg wird hier das Maßwerk der Fenster durch die Kielbogenabschlüsse geradezu verfremdet, wogegen es in den Pfedelbacher Spitzbogenfenstern noch als vereinfachte Spätgotik erscheint. Auch der Triumphbogen, die Öffnung des Chores zum Schiff, in Pfedelbach noch einigermaßen in gotischer, hochsteigender Proportion, wird in Waldenburg zur breiten Rundbogenöffnung, teilweise wohl auch bedingt durch den insgesamt größeren Kirchenraum.

Warum der Turm in Pfedelbach an der Südseite zwischen Schiff und Chor angeordnet ist, in Waldenburg dagegen an der westlichen Giebelseite, ist derzeit nicht erklärbar. Die zum Herrschaftsstand führende Wendeltreppe ist jeweils dem Schloß zugekehrt, daher in Pfedelbach im Süden, in Waldenburg im Norden angeordnet⁴⁴. Interessant im Zuge dieser Entwicklung ist noch die Beobachtung, daß Georg Kern beim Neubau der Stadtkirche in Neuenstein 1610–11, hier unter Verwendung eines tatsächlichen gotischen Chores und Turmunterbaus von 1499, abermals denselben Bautypus verwirklicht⁴⁵. In der Halle des Schiffes tragen jetzt sechs Achteckpfeiler die flache Decke und die Fenster sind gerade gedeckt. Die gotisierenden Reminiszenzen sind bei den neuen Teilen verschwunden.

Veränderungen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1962

Wie oben (S. 9) dargelegt, wurde das Schloß Pfedelbach seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts nur noch für untergeordnete Zwecke verwendet. Verständlicherweise beschränkte daher die Herrschaft den Erhaltungsaufwand auf ein Minimum und Veränderungen geschahen in geringem Umfang allenfalls, um der veränderten Nutzung gerecht zu werden. Bei solch restriktivem Verhalten galt das Aussehen des Schloßbaues nichts mehr, und alles was geschah, war zu seinem Nachteil.

Lediglich das von 1806–1840 im Schloß untergebrachte königlich württembergische Amtsgericht gab anscheinend nochmals den Anstoß für einen kleinen Neu-

44 Das mehrfach in der Literatur zu findende Gerücht, der Chor in Waldenburg enthalte Teile des Vorgängerbaus, entbehrt jeder Grundlage. Bei der Außerneuerung Anfang der 80er Jahre dieses Jahrhunderts konnte der Verfasser das völlig von Putz befreite Mauerwerk als an der ganzen Kirche einheitlich feststellen. Alte Teile waren nirgends verwendet. Die Beschreibung des Pfedelbacher Kirchenbaus bestätigt für dort den Chor als völligen Neubau.

45 Hessler, Taddey: Stadtkirche Neuenstein, o. J.

bau. Anders ist das dicht beim Ostgiebel des Langen Baues an der Kirchgasse stehende Gebäude Nr. 147 kaum zu erklären. Es ist ein einfaches, eingeschossiges Traufhaus, dem an der Langseite zur Straße drei Arkaden in Holzkonstruktion vorgelegt sind mit einem Obergeschoß samt Giebel darüber. In ihm darf man wohl ein Wachhaus sehen, in welchem die Gendarmerie postiert war. In der Urkarte von 1833 ist es verzeichnet und aus dieser Karte geht eindeutig hervor, daß noch zu dieser Zeit der einzige offizielle Zugang zum Schloß über die Kirchgasse führte, welche auf dem Platz vor der Kirche endete. So mußte jeder auf dem Weg zum Gericht hier vorbeigehen (Abb. 25).

Die gravierendste Veränderung am Schloß war die schrittweise Demontage des großen, dominierenden Torbaues. Er erhielt 1612 unter Graf Ludwig Eberhard die große, geschweifte Haube mit dem Uhrtürmchen darauf, wodurch dem streng regulären Renaissanceschloß des Grafen Eberhard ein dominanter frühbarocker Akzent zugefügt wurde. Auf fünf alten Abbildungen ist der prächtige Turm dokumentiert, so erstmals 1668 auf dem Titelblatt der Leichenpredigt für den Superintendenten Michael Baumann (Abb. 2), sodann 1678 auf demjenigen der Gräfin Floriana Ernestina (Abb. 3) und nochmals 1687 auf dem für den Grafen Friedrich Kraft (Abb. 4). Nach einer Pause von 100 Jahren ist der Turm bei Dieterich 1790 noch in voller Pracht zu sehen und bei Ebner um 1820 überragt noch der markante Helm den hier ansonsten einigermaßen summarisch dargestellten Ort. Danach wurde er offenbar ein Opfer der im 19. Jahrhundert bei wenig genutzten Schlössern üblichen Instandhaltungspraxis, in dem man fällige Reparaturen durch Abbruch vermied.

Bei Pistorius 1835 und bei Mayer 1840 hat der Torbau zwar noch alle Vollgeschosse, doch nurmehr ein einfaches Walmdach (Abb. 13). Auf den Fotos des späteren 19. Jahrhunderts ist auch das oberste Stockwerk verschwunden und das Schleppdach zu sehen, das bis zur Erneuerung vorhanden war (Abb. 9, 11).

Wohl etwa zur gleichen Zeit wurde die 1687 dargestellte welsche (geschweifte) Haube des Treppenturms am Nordbau durch ein gerades Dach ersetzt. Im Inneren wurden verschiedentlich große Räume unterteilt. Im zweiten Obergeschoß verbreiterte man durch einen auskragenden Vorbau die Westgalerie vor dem Südflügel so, daß darin die Küche für die anschließende Wohnung untergebracht werden konnte. Aus den Arkaden beider Galerien wurden durch Schließen mit Fachwerk-wänden Holzlegen gemacht. Der Brunnen im Hof verschwand, in der Südwestecke entstand eine Garage, und um den Bewohnern den Weg zum Ort zu verkürzen, legte man vom Südwestturm aus einen Gittersteg über den Graben, wodurch der Erdgeschoßraum des Turmes zum offenen Durchgang wurde. Die Wohnung im ersten Obergeschoß des Südbaus wurde in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts als Arztpraxis mit Wohnung modernisiert. Alles andere wurde kaum noch instandgehalten und nurmehr verbraucht.

Erneuerung seit 1963

Nachdem alle Bemühungen fehlgeschlagen waren, das Schloß durch private Investoren instandsetzen und nutzen zu lassen, übernahm es 1962 die Gemeinde. Umgehend wurde der Verfasser mit der Planung beauftragt. Ab 7. September 1962 wurde – mangels brauchbarer Pläne – zunächst in monatelanger Arbeit eine zeichnerische Bestandsaufnahme im Maßstab 1:50 angefertigt. In dieser wurden, soweit erkennbar, auch die im Laufe der Zeit erfolgten Veränderungen und das Alter der einzelnen Bauteile eingetragen. Weitere Beobachtungen während der Bauzeit wurden nachgetragen.

Die Schadensuntersuchung ergab, daß der Nordflügel insgesamt der am stärksten geschädigte Bauteil war. Daneben zeigte der Südwestturm sehr bedenkliche Risse. Der Südflügel, im 18. Jahrhundert gründlich erneuert und mit einem neuen Dach versehen, wurde danach mit seinen recht ansehnlichen Wohnungen ständig von Beamten bewohnt und daher einigermaßen instandgehalten. Mit nur geringen Veränderungen befand sich der Nordflügel noch weitgehend im Zustand der Erbauungszeit. Seit dem 19. Jahrhundert wurde er in einfache Wohnungen aufgeteilt, nur notdürftig repariert und damit stark verbraucht. Über Jahrzehnte hinweg drang durch undichte Stellen im Dach Wasser ein und verursachte schwerste Schäden.

Da ein Vorbesitzer, der das Schloß kurzzeitig 1961/62 besaß, mit einer »Instandsetzung« am Südwestturm begann, indem er den Turmhelm erneuern ließ, an dem stark rissigen Mauerwerk jedoch nichts tat, wurde dieser Turm zwangsläufig zum Beginn der Bauarbeiten. Deren Ablauf war folgender:

- | | |
|------------------|---|
| 1966/67 | Südwestturm, innere Stabilisierung und äußere Instandsetzung. Außenerneuerung der Westseite des Südbaues und der Westgalerie bis zum Mittelturn. |
| 1966 | Verlegen der Kanalisation im Hof. Durchführung nach außen unter der Brücke zur vorhandenen Leitung. Anlegen eines Rohrkanals für die Führung der Heizungsleitungen von der im Keller des Nordbaus vorgesehenen Zentrale zum Südbau. |
| 1967/68 | Außenerneuerung der Westgalerie vom Mittelturn bis zum Nordbau sowie an der Hofseite. |
| 1968–71 | Instandsetzung des Nordbaus. Innere Sicherung durch Stahlbetondecken. Neues Dach. Innerer Ausbau. |
| 1972, 17. Januar | Einweihung des vollendeten Nordbaus. |
| 1974–76 | Äußere und innere Erneuerung des Südbaus und des Südostturms. |
| 1977–79 | Erneuerung des Torbaus und der Ostgalerie. |
| 1979, 19. Juli | Festakt im Schloßhof zur Fertigstellung des Baues. |
| 1980/81 | Erneuerung des Langen Baues. |

Für die Instandsetzung des äußeren Erscheinungsbildes des Schlosses wurde gemeinsam mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart folgendes Konzept erarbeitet: Die beiden prägenden Bauphasen der Renaissancezeit am

Ende des 16. und am Beginn des 17. Jahrhunderts und des Barock in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sollten ablesbar bleiben. Dies bedeutete, daß der Südbau seine barocken Formen unverändert behielt. Lediglich der in jüngerer Zeit in Beton erneuerte Balkon beim Südostturm wurde wieder in Sandstein ausgeführt und ein zur Tür gemachtes Fenster an der Südseite zurückgebaut. Im Hof wurden die Garage und die erkerartigen Küchenanbauten im 2. Obergeschoß entfernt und ein loggiaartiger Ausbruch im vorgelegten Korridor an der Hofseite ebenfalls wieder rückgebaut (Abb. 34–40, P23–30).

Die das ganze Schloß im Erdgeschoß außen umziehenden Korbbogenfenster des 18. Jahrhunderts blieben auch am Nordbau unangetastet. Da er noch fast unverändert die Renaissancegestalt zeigte, entschloß man sich, im 1. und 2. Obergeschoß die barocken hochrechteckigen, von unprofilierten Gewänden gerahmten Fenster wieder durch die Renaissanceform mit den steinernen Mittelpfosten zu ersetzen. An der Hofseite waren diese Fenster ohnehin noch vorhanden und ihre breiten Fensternischen waren bei der barocken Veränderung unverändert belassen worden, so daß mit dieser geringen Korrektur der Zustand der Renaissance gut verdeutlicht werden konnte.

An der Westgalerie wurden die Fachwerkwände der Hofseite bei der begonnenen Barockisierung ebenfalls mit hochrechteckigen Fenstern versehen. Im Zuge der Arbeiten ergab sich, daß von dem reichen, ehemals sichtbaren Fachwerk noch fast zwei Drittel so gut die Veränderung überstanden hatten, daß eine Wiederherstellung der ganzen Hofseite im Zustand von 1572 möglich und vertretbar war. Da hier, sowie an erheblichen Teilen des Putzes der Nordseite und der Ostgalerie, die reiche und farbenfreudige ornamentale Renaissancemalerei mit Roll- und Beschlagwerk sowie mit Blattranken an der Westgalerie noch erhalten war, konnten somit 3 Seiten des Hofes im Renaissancegewand restauriert werden, wogegen die Südseite die strengen Gestaltungsabsichten des Barock zeigt.

Der Außenputz war nur am Südbau und im Hof noch einigermaßen ganzflächig erhalten, ansonsten war er nur noch in Resten vorhanden oder gänzlich abgegangen. Daß der Bau einst völlig verputzt war, ließ sich eindeutig nachweisen, so daß klar war, ihn wieder zu verputzen, was schon zum Schutz des Bruchsteinmauerwerks erforderlich war. Am Südbau war eine gemalte Lisenenquaderung noch weitgehend erhalten. Sonst ließ sich an den Putzresten der Außenseiten keine Malerei nachweisen. Lediglich die gemalten Eckquader des Torbaus hatten einige Spuren hinterlassen. Die Frage, ob der Renaissancebau auch außen einst so bunt und reich bemalt war wie im Hof, muß daher offenbleiben.

Der Entschluß, den Torbau in seiner Gestalt von 1612 wieder herzustellen, fiel erst während der Inangriffnahme dieses letzten Bauabschnitts, was jedoch in erster Linie eine Frage der Kosten war. Wie er 1572 bei Fertigstellung des Schlosses nach oben abgeschlossen war, ist unbekannt. Die Veränderung im Zuge der Errichtung der Steingalerie ist durch mehrere alte Abbildungen sowohl der Ost- als auch der Westseite hinlänglich überliefert und das Vorhandensein des zuletzt fehlenden Stockwerks war im Baubestand eindeutig nachweisbar (s. S. 12f.). So wurde in

Übereinstimmung mit dem Landesdenkmalamt der Entschluß gefaßt, nicht das Provisorium aus dem Ende des 19. Jahrhunderts wieder herzustellen, sondern die ursprüngliche, das Ortsbild stark prägende Form. Erfreulicherweise konnte die Finanzierung dieses letzten Bauabschnitts sichergestellt werden.

Eine endgültige Planung für das Innere des Schlosses hing völlig davon ab, ein Nutzungskonzept zu haben. Da die Gemeindeverwaltung 1958 ein neues Rathaus bezogen hatte, entfiel diese Nutzung, für welche der Bau durchaus geeignet gewesen wäre. Da für Schulung, Tagungen und ähnliches kein Bedarf gegeben war, weder im kommunalen oder kirchlichen Bereich, noch bei der Industrie, bildete sich schließlich das Konzept eines »Gemeindehauses« im weitesten Sinne heraus (P19–22). Dadurch ist das Schloß – der bauliche Mittelpunkt des Ortes – auch in das kommunale Leben eingebunden. Der Nordbau enthält im Erdgeschoß den »Bürgersaal« mit Vorraum, Garderobe, Toiletten und Küche, den jedermann mieten und selber bewirtschaften kann. Entgegen erster Bedenken der Gemeinderäte, fand und findet er großen Zuspruch. In ihm konnte das große Jahreszeitenbild von J. G. Creutzfelder eingebaut werden. Im 1. Stock befindet sich die Ortsbücherei, deren Frequenz erheblich zunahm, nachdem sie genügend Raum zur Verfügung hatte. Hier, sowie in der Diele davor und im Treppenturm konnte die reichlich erhaltene dekorative Renaissancemalerei restauriert und wieder hergestellt werden. Neben der Bücherei befindet sich noch ein Zimmer für den Altentreff, welches das große »Hiskias«-Deckenbild aufnahm, sowie die Wohnung für die Gemeindeschwester. Im 2. Obergeschoß und im Dachgeschoß fanden 4 Wohnungen Platz.

Für das Erdgeschoß des Südbaus war die Nutzung durch die Kapelle, sowie durch Abstellräume gegeben. Erstere wird häufig mit dem Saal zusammen genutzt. Die im 1. Stock schon vorhandene Arztpraxis mit Wohnung wurde lediglich modernisiert und auch hier enthalten der 2. Stock und der Dachstock je 2 Wohnungen. Die wenigen Räume im Torbau sind einzelnen Wohnungen zugeordnet.

Durch die 2 Jahre nach dem Abschluß der Schloßerneuerung in Angriff genommenen Arbeiten am Langen Bau, in dem jetzt ein Arzt, ein Zahnarzt, Notariat, Polizei, Rotes Kreuz und DLRG Unterkunft gefunden haben, wurde die eingeschlagene Planungsrichtung konsequent weitergeführt.

Größere bauliche Eingriffe, vor allem bedingt durch mangelnde Standsicherheit, waren am Nordbau und am Torbau samt den Galerien erforderlich. In ersterem hatten das durch das Dach bis in die unteren Stockwerke eindringende Wasser, sowie undichte Abflußrohre von Küchen und Aborten so starke Fäulnisschäden an Dach und Geschoßdecken hervorgerufen, daß der Bau über allen drei Geschossen Massivdecken und darüber einen neuen Dachstuhl erhalten mußte. Die im ersten Stock unter späteren Putzschichten hervorgekommenen farbig gefaßten Fachwerkwände wurden ausgebaut und danach an alter Stelle wieder aufgestellt.

Durch die formal und technisch kühne Veränderung des Torbaus und die Errichtung der Steingalerien waren statische Verhältnisse entstanden, denen die Balkendecken und die Steinsäulen auf die Länge nicht gewachsen waren. Auch der

Abbruch des Helmes und des obersten Stockwerks des Torbaus hatte daran nichts geändert. So mußten die Galerien völlig abgebaut werden. Nach dem Einziehen von Stahlbetondecken wurden sie – jetzt nicht mehr als Tragkonstruktion – aus den alten und wo nötig neuen Teilen wieder aufgebaut. Auf so gefestigtem Unterbau war auch die Wiederherstellung des Turmhelms statisch unproblematisch.

In dem das Schloß umziehenden einstmaligen Wassergraben hatte im Süden und Südwesten der kurzzeitige Vorbesitzer unerlaubt Auffüllungen vornehmen lassen. Im Zuge der Instandsetzung der Grabenmauern wurde dies rückgängig gemacht und durch geringe Höherlegung ein trockener Grund gewonnen. Mit einem Weg, Rasen, Blumen und ein paar Bänken ist der Graben jetzt an Stelle des vormaligen Sumpfes ein angenehmer Aufenthalt für Pfedelbachs Bürger.

Beschreibung und Erklärung der Leinwanddeckenbilder im Schloß Pfedelbach

Die Darstellungen des siebenteiligen Deckenbildes (Abb. 41)

Das Deckenbild ist auf Leinwand gemalt. Es wurde Anfang 1962 durch Hauptkonservator Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden, nachmaliger Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, in gefaltetem Zustand auf dem Dachboden sichergestellt und von Restaurator Eckert, Bad Mergentheim, restauriert. Die 7 Teile sind auf Preßspanplatten aufgezogen und konnten trotz sehr schlechten Erhaltungszustandes ohne nennenswerte Retuschen oder Ergänzungen wieder in guten Zustand gebracht werden.

Das Gesamtthema des Zyklus kann »Das Jahr« genannt werden. Im *sechseckigen Mittelfeld* ist die *Sonne* dargestellt. In der oberen Spitze erscheint das astronomische Zeichen der Sonne. Eine weibliche Person mit Strahlenkrone und Szepter fährt in einem vierrädrigen Wagen. Dessen Räder haben flammen- und strahlenartige Speichen. Sein Kasten hat einen geschweiften Bord und ist mit Akanthuswerk und Masken verziert. Gezogen wird der Wagen, wie für Darstellungen der Sonne üblich, von 4 Rossen. Auf diesen reiten 2 weibliche und 2 männliche Gestalten, von links nach rechts den Frühling mit Blumen (weiblich), den Sommer mit Ähren (weiblich), den Herbst mit Früchten (männlich) und den Winter mit der Fackel (männlich) darstellend. Das Mittelfeld stellt demnach die Sonne und ihren Einfluß auf den Jahresablauf dar.

In den 6 Außenfeldern sind die um die Sonne kreisenden Planeten dargestellt, welchen wiederum die Tierkreise zugeordnet sind. *Die Reihe beginnt links in der Mitte* mit dem Planeten *Mars*. Oben ist sein Zeichen dargestellt. Mars selbst sitzt im vierrädrigen Streitwagen, gerüstet mit Helm, Panzer, Schild, Schwert und Streitkolben. Der Wagen wird gezogen von zwei Windhunden. Vorneauf sitzt ein Falke. An Tierkreisen sind zugeordnet Widder und Krebs, dargestellt durch zwei Putti oben und unten, je mit den beiden Tieren.

Es folgt halblinks unter dem Mittelfeld *Luna*. Oben das Zeichen (zunehmender

Mond). Luna selbst, behelmt und mit Spieß und Eule in vierrädrigem Wagen, welcher von zwei Genien mit Kronen und Sternen gezogen wird. Zugeordnet sind die Sternbilder des Löwen und des Wassermannes, dargestellt durch einen kleinen Löwen vorne im Wagen und einen aus dem Wasser steigenden Putto darunter.

Die nächste Darstellung halbrechts unter dem Mittelfeld zeigt den Planeten *Merkur*, erkenntlich an seinem Zeichen. Merkur sitzt in einem zweirädrigen Wagen, den geflügelten Helm auf dem Kopf und den geflügelten Schlangensstab in der Hand. Vorne auf dem Wagen, den zwei Adler ziehen, sitzt ein Affe. Zugeordnet sind die Sternbilder Zwillinge und Jungfrau, dargestellt durch zwei sich umarmende Kinder und durch eine junge Dame.

Rechts in der Mitte folgt *Venus*. Oben ihr astronomisches Zeichen. Venus sitzt in vierrädrigem, mit Akanthuswerk verziertem Wagen, der von zwei schnäbelnden Tauben gezogen wird. In Händen hält sie ein Herz und einen Pfeil. An ihr Gewand klammert sich Amor und zu ihren Füßen sitzt ein Schwan. Sie wird gekrönt von einem Putto, welcher durch sein Attribut gleichzeitig das Sternbild der Waage bedeutet. Das zweite Sternbild ist der Stier, welcher in Wolken sichtbar wird.

Halbrechts oben folgt *Saturn* (Kronos) mit seinem Zeichen. Saturn sitzt auf einem vierrädrigen Wagen und ist gerade dabei, mit einer Sense seinen Sohn zu töten, um ihn zu verschlingen. Der Wagen wird gezogen von 2 geflügelten Schlangen, im Wagen sitzt ein Hase. Die zugeordneten Tierkreise von Steinbock und Skorpion sind dargestellt durch zwei Putti mit diesen Tieren.

Den Kreis beschließt halblinks oben *Jupiter*. Wieder ist das astronomische Zeichen gegeben. Jupiter sitzt in vierrädrigem Wagen, Szepter und Blitzbündel in Händen. Er trägt eine Krone. Mit im Wagen sind der schwarze Adler und der Hirsch. Den Wagen ziehen zwei Pfauen. Zwei Putti stellen die Sternbilder der Fische und des Schützen dar.

In der Reihe der Planeten fehlen Uranus und Neptun. Ersterer wurde 1781 entdeckt, letzterer 1834 erstmals theoretisch postuliert. Damit ist vom Bild her als terminus ante das Jahr 1781 gegeben. Aus der Gruppierung der Tierkreise zu den Planeten ist (nach Auskunft der Sternwarte Stuttgart) keine bestimmte Jahreskonstellation zu ermitteln möglich und damit auch keine Datierung. Die Zuordnung ist offenbar rein astrologischer Natur.

Die drei Deckenbilder aus dem 2. Obergeschoß des Südflügels

Alle drei Bilder sind auf Leinwand gemalt und wurden 1977 von Restaurator Eckert, Bad Mergentheim, restauriert. Im südwestlichen Eckturm befand sich das Tondo mit Holzrahmen mit vergoldeten Agraffen in einem einfachen Stuckprofil. Das Ovalbild mit gleichem Holzrahmen und Agraffen war im südöstlichen Eckturm, ebenfalls in einfachem Stuckprofil mit vier Rocailles bereichert. Im südwestlichen Eckzimmer neben dem Turmkabinett mit dem Tondo war das Bild angeordnet, dessen bewegter Umriß aus dem Oval entwickelt ist. Der stark profilierte Stuckrahmen wird von einer Goldleiste begleitet. Von der Thematik her stehen

letzteres Bild und das Tondo im Turmkabinett daneben in keinem direkten Zusammenhang, wogegen ersteres und das im Südostturm das gleiche Thema behandeln. Es kann kein Zweifel bestehen, daß alle drei Bilder vom gleichen Künstler und ungefähr zeitgleich gemalt wurden.

Das Tondo (Rundbild – Abb. 42)

Dargestellt sind vier Putti auf einer Wolke. Derjenige links in der Mitte hält in beiden Händen Rosen. Sein Haar ist mit Blumen geschmückt und er blickt auf den Putto vor ihm. Er symbolisiert den Frühling. Derjenige vor ihm zeigt dem Betrachter den Rücken mit den Flügeln. Er hat eine Ährengarbe und eine Sichel in den Händen, was ihn als die Allegorie des Sommers ausweist. Zwischen beiden Figuren wirft ein rotes Tuch reiche Falten. Über ihnen in der Mitte des Bildes stemmt ein kräftiger Putto, ein blaues Tuch um die Lenden und mit großen Flügeln versehen, einen großen Teller mit roten und weißen Trauben in die Höhe, was ihn als den Herbst ausweist. Neben ihm wärmt sich der für den Winter stehende Putto seine Hände über einem Kohlenbecken.

Die symbolische Darstellung der vier Jahreszeiten läßt sich in vielerlei allegorische und mythologische Zyklen antiker oder biblischer Thematik einreihen.

Das Ovalbild (Abb. 43)

Es zeigt vor Architektursockeln einen Knienden, der durch einen weiten goldenen Mantel mit Hermelinkragen als König ausgewiesen ist. Mit seiner rechten Hand facht er das Räucherbecken vor sich an. Er blickt empor zu einer Frauengestalt, die auf dem Architektursockel sitzt, die Linke erhebend, vor sich einen Pfau, das Rad schlagend. Umgeben ist sie von einem roten Vorhang und den Hintergrund bildet ein blauer solcher. Die Gruppe bedeutet die himmlische Herrlichkeit im Sinne des Alten und des Neuen Testaments und die Auferstehung im Sinne des letzteren (Pfau = himmlische Herrlichkeit und Auferstehung; Blau = Sinnbild des Himmlischen; Rot/Purpur = Farbe Gottes).

Somit ist klar, daß hier ein König in Verehrung und Anbetung dem Herrn des Himmels ein Räucheropfer darbringt. Umgeben ist er von neun weiblichen Gestalten (neun = Hl. Zahl; 3×3 Engelchöre). Von links nach rechts trägt die erste Gestalt einen Leuchter, die zweite eine brennende Kerze; die dritte hält eine Tafel. Von der vierten Gestalt ist hinter dem König nur der Kopf sichtbar, während die fünfte die Krone in ihren Händen hält. Vor ihr, mit Perlen im Haar, ist halbverdeckt die sechste zu sehen und dominierend daneben die siebte in rotem und blauem Gewand, den Triangel schlagend. Rechts über ihr bläst die achte Gestalt die Flöte und die neunte singt aus einem Buch in ihrer linken Hand.

Wie schon oben dargelegt, ist die feierliche Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem im Jahr 719 v. Ch. durch König Hiskia gemeint unter Bezug auf Graf Hiskias von Hohenlohe-Pfedelbach.

Das große Deckenbild (Abb. 44)

Es zeigt das gleiche Thema vor einer vergrößerten Architekturkulissee. Der Himmlischen Herrlichkeit, der Frauengestalt mit dem Pfau, ist noch kein Putto zugesellt. Alle drei sitzen auf einer Wolke. Der blaue Hintergrund und der rote Vorhang sind etwas zurückgenommen in ihrem Gewicht. Dafür sitzt rechts auf dem Architektursockel eine Gestalt mit einem Likatorenbündel in der Rechten als Zeichen der Gerechtigkeit.

Die Gestalt des Königs Hiskia ist zwar zentral geblieben und die ihn umgebenden Gestalten sind von ihm etwas distanziert, doch ist er selbst in der Gesamtkomposition weniger dominant. Sein Hermelinmantel ist jetzt blau mit goldenem Futter, also in der Farbe des Himmlischen und mit königlichem Futter. Vor ihm steht die Räucherschale, die er wieder mit der rechten Hand anfacht. Die Linke, im ersten Bild untätig herabhängend, ist jetzt ausdrucksvoll zu der himmlischen Erscheinung hin erhoben.

Die drei Figuren links von ihm sind ein Fahnenträger mit Federhut, eine Frau mit einer Kanne und eine weitere mit einem Rauchfaß. Zwei Putti sind im Hintergrund zu erkennen. Rechts sind sechs Figuren angeordnet, so daß wiederum die Zahl neun erreicht ist. Die erste Gestalt kniet anbetend, die zweite bläst die Trompete, die dritte trägt einen Leuchter und die vierte spielt auf der Harfe. Den Triangel schlägt die fünfte Gestalt und die sechste scheint zu singen.

Dieses Bild ist zweifellos die zweite Fassung dieses Themas und aus der dicht gedrängten Komposition des ersteren Bildes wurde eine wohlgruppierte barocke Komposition mit großer räumlicher Tiefe, in welcher der König Hiskia trotz der kleineren Darstellung das klare Zentrum bildet. Ausfällig ist, daß in beiden Fassungen die neun Begleitfiguren immer ähnlich schematische Physiognomien haben, während König Hiskia sehr prägnant mit hoher Stirn, schütterem Haar, kräftiger Nase und langem Kinnbart im Profil gezeigt ist. In beiden Fassungen ist eindeutig dieselbe Person gemeint, und so liegt der Schluß nahe, es handle sich um eine portraitähnliche Darstellung des Grafen Hiskias.

Insgesamt kann gesagt werden, daß die drei besprochenen Bilder, welche mit großer Wahrscheinlichkeit von Florian Creutzfelder stammen, recht bedeutende barocke Malereien sind.

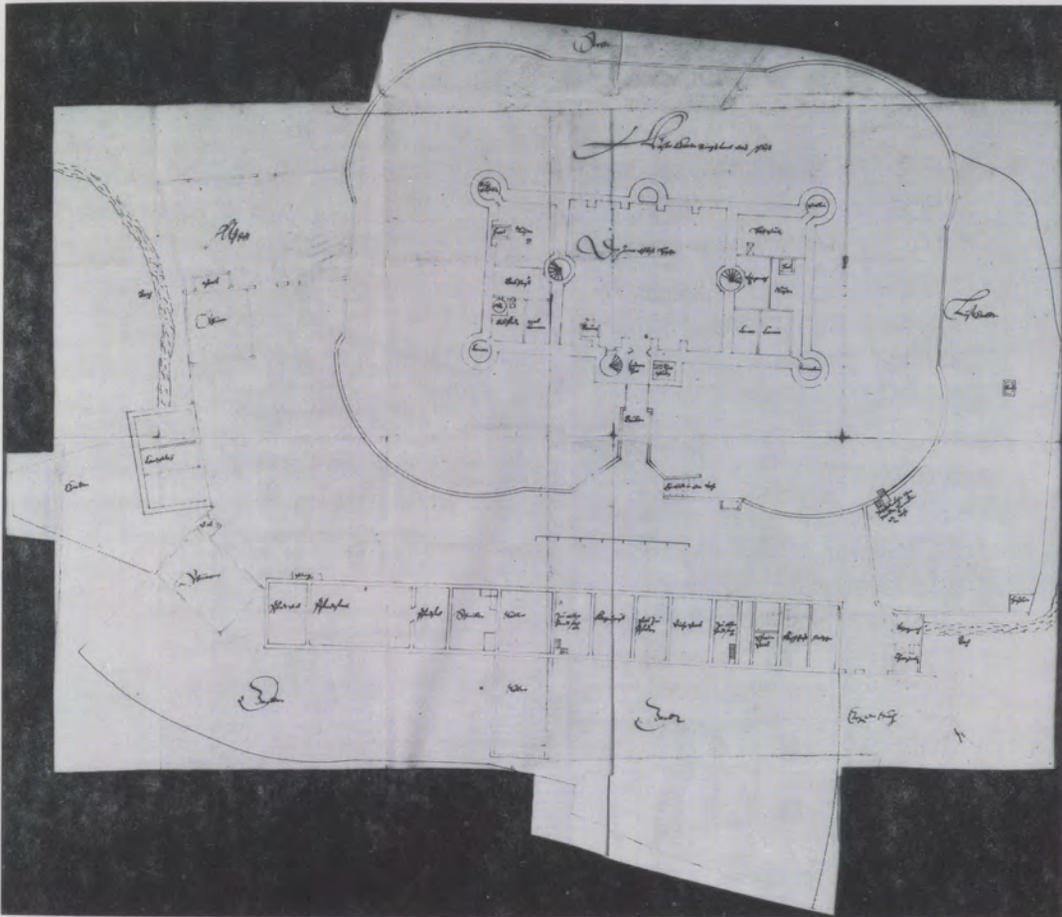


Abb. 1 Schloß Pfdelbach mit Nebengebäuden und Umgebung. Erdgeschoßgrundriß, gezeichnet von Gerog Kern als Beilage zur Beschreibung des Schlosses, erstellt am 26. September 1614 anlässlich einer Teilung. Der Grundriß des Südflügels ist spiegelverkehrt. Neben dem Tor ist im Schloßhof der Brunnen vor der Küche dargestellt. Zu erkennen ist, daß an Stelle des heutigen inneren Brückenbogens eine hölzerne Schlagbrücke vorhanden ist. Im äußeren Hof ist bei dem Eintritt in den Wassergraben ein rechteckiger Brunnentrog gezeichnet. HZAN 1. Wa XIII D 33

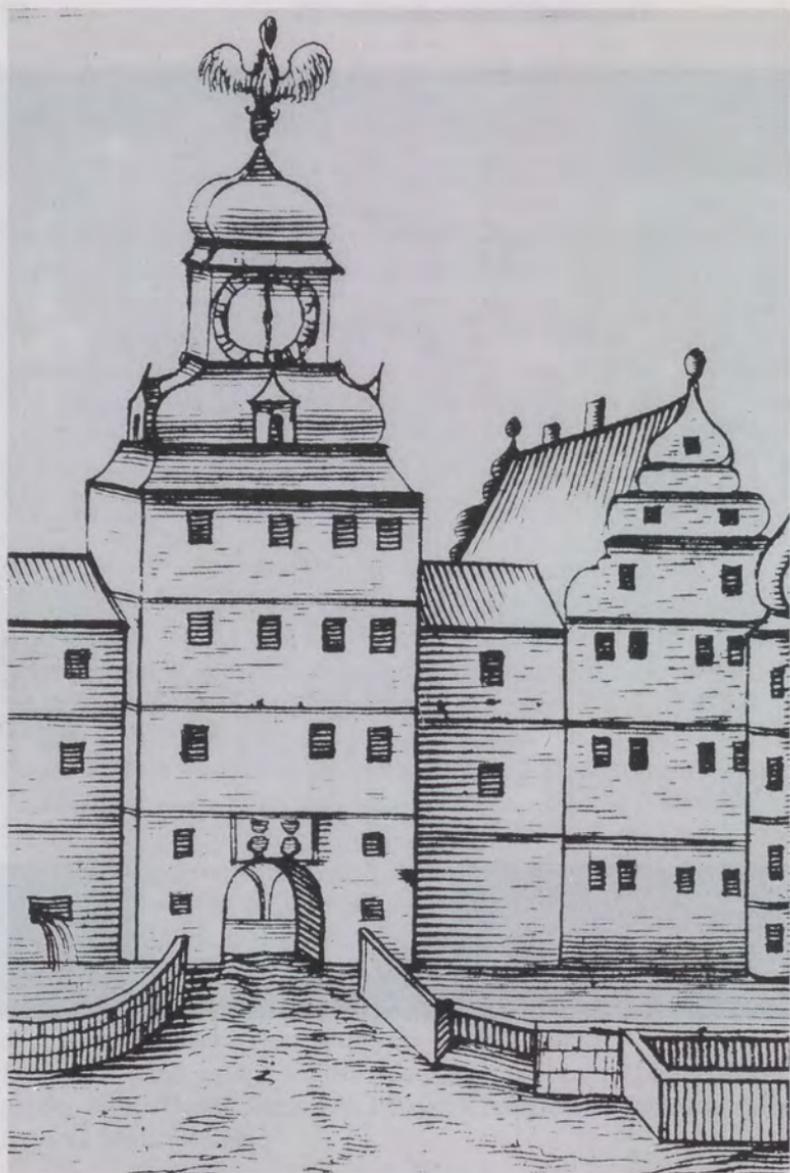


Abb. 2 Schloß Pfedelbach von Osten. Ausschnitt aus dem Titelblatt der Leichenpredigt für Magister Superintendent Michael Baumann aus Crailsheim. Seit 1664 in Pfedelbach. Dort gestorben 1668. Gezeichnet von Joachim Georg Creutzfelder, gestochen von J. Phil. Thelott, Augsburg. Torbau und Nordflügel sind sehr genau dargestellt. Die beiden unteren Stockwerke des Torbaus sind sehr gedrückt. Durch das Tor hindurch erkennt man die Arkaden der Westgalerie. Links neben dem Tor ist der Auslauf des Brunnens. Vor der Brücke ist der Eintritt in den Graben zu sehen und der Brunnentrog. (HZAN)

Abb. 3 Leichenzug der Gräfin Floriana Ernestina von Hohenlohe, geb. Herzogin von Württemberg-Weiltingen, 1624–1678, vermählt 1657. Ausschnitt aus dem Titelblatt der Leichenpredigt, gezeichnet von Joachim Georg Creutzfelder, gestochen von Peter Troschel, Nürnberg.

Rechts ist das Schloß mit dem Torbau zu sehen. Der innere Teil der Brücke ist noch in Holz. Links anschließend der Eintritt in den Wassergraben und daneben der Brunnen mit Brunnenstock. Am Langen Bau sind die drei ehemaligen Zwerchhäuser zu sehen, davor das Tor. Um den Leichenzug nicht zu verdecken, ist das Torhaus weggelassen und die Kirche als das Ziel des Zuges ist vom Künstler an die linke Bildseite gerückt, obwohl sie in seinem Rücken liegt.



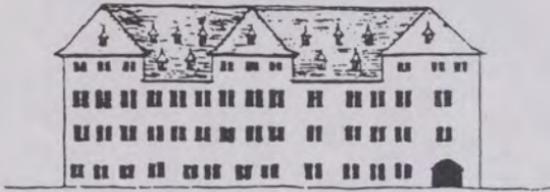
Abb. 4 Schloß Pfedelbach von Westen. Ausschnitt aus dem Titelblatt der Leichenpredigt für Graf Friedrich Kraft von Hohenlohe, 1623–1681. Gestochen von Jacob Sandart, Nürnberg. (HZAN) Die im Original nur 2 × 23 cm große Darstellung ist in allen wesentlichen Teilen zutreffend



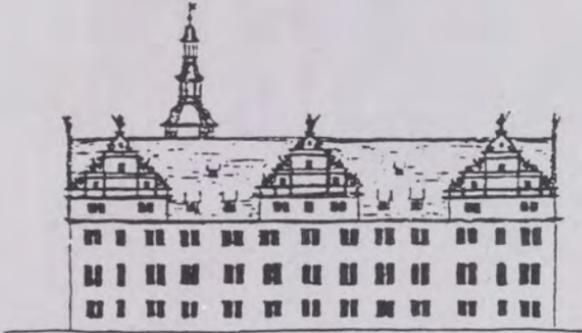
Abb. 5 Neuenstein, Schloß, um 1845. Litographie von Obach. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Nr. 14295



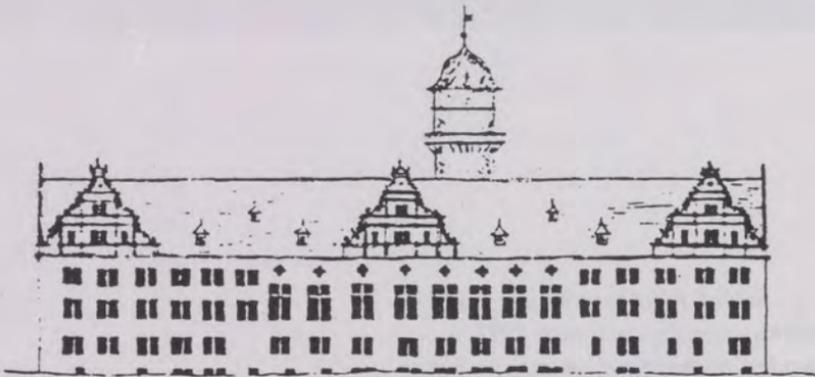
Altes Schloß in Stuttgart. Westseite vor 1572



Alte Kanzlei in Stuttgart. Nordseite um 1580



Schloß Dessau. Bau von 1578



*Schloß Weikersheim. Südseite nach der Planung von 1589
Zeichnungen W.-G. Fleck 1951*

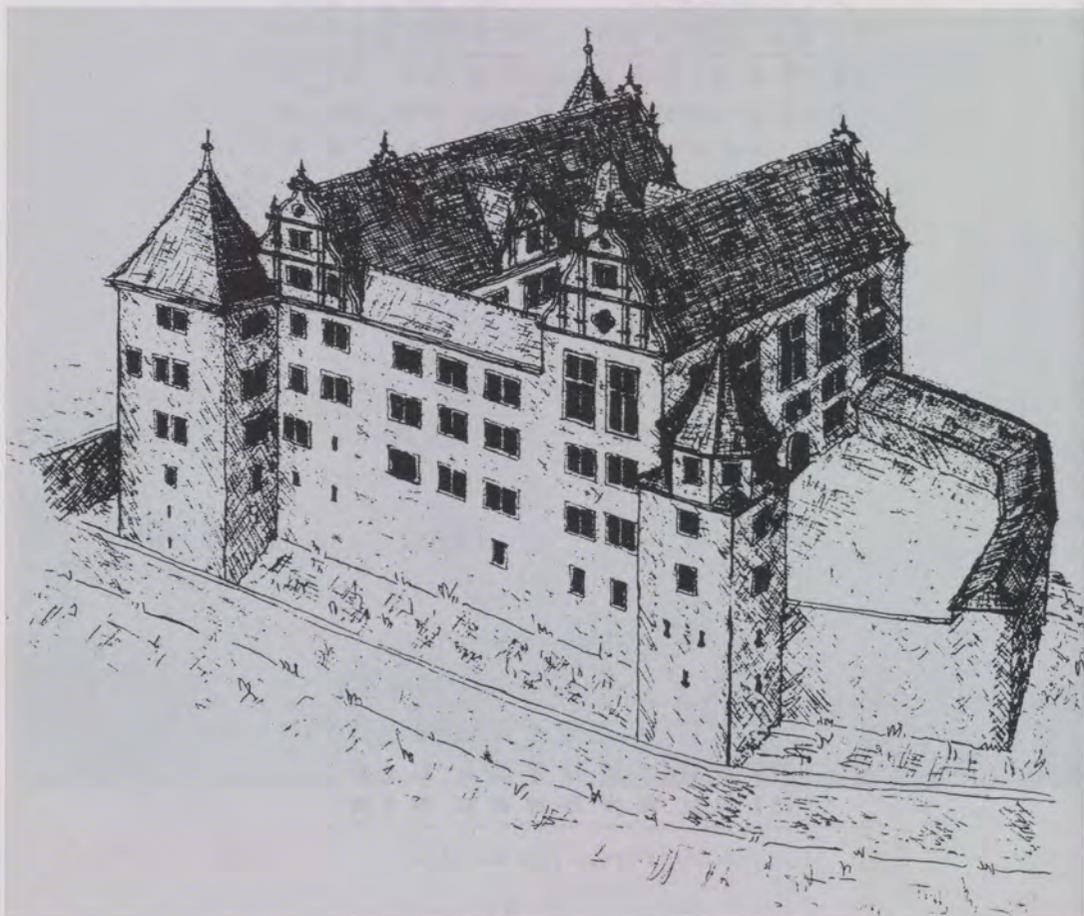


Abb. 7 Schloß Kirchberg an der Jagst.
 Rekonstruierter Zustand nach 1597.
 Die beiden stadtseitigen »Basteien« hatten
 in ihren unteren Stockwerken militärische
 Funktion. Der Turm an der Ecke des
 Saalbaus wurde von der Burg übernommen.
 Zeichnung W.-G. Fleck 1951 und 1992

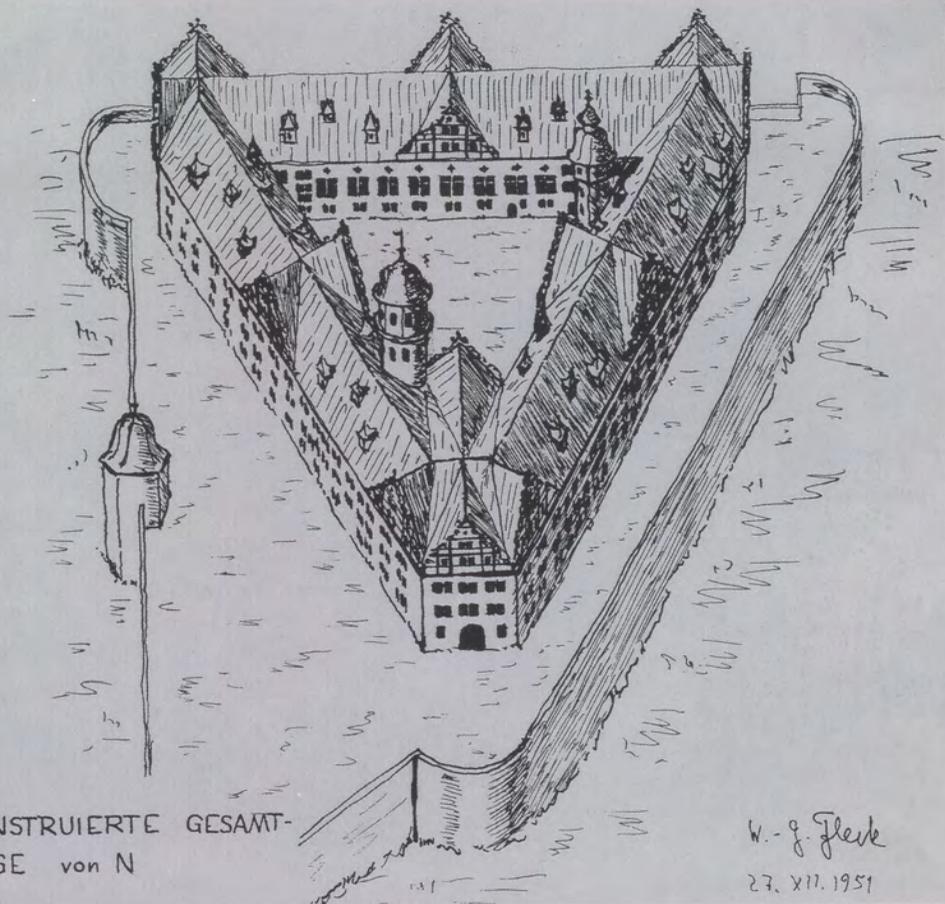
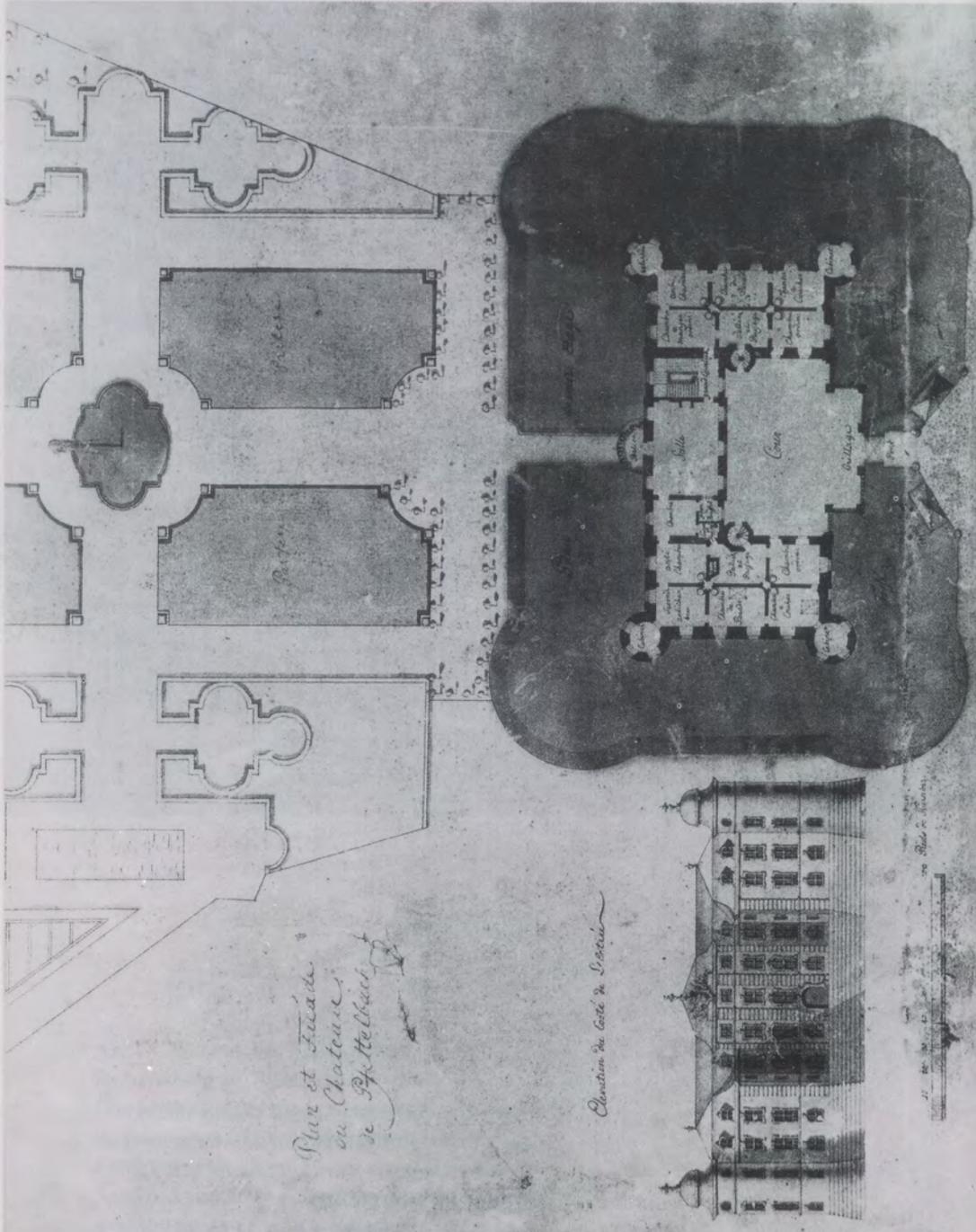


Abb. 8 Schloß Weikersheim.
Rekonstruktion der nur teilweise
ausgeführten Planung von 1589,
von Norden.
Zeichnung W.-G. Fleck 1951



*Plan et Facade
du Chateau
de Versailles*

Plan de la Cour de St. Louis

Plan de la Cour de St. Louis



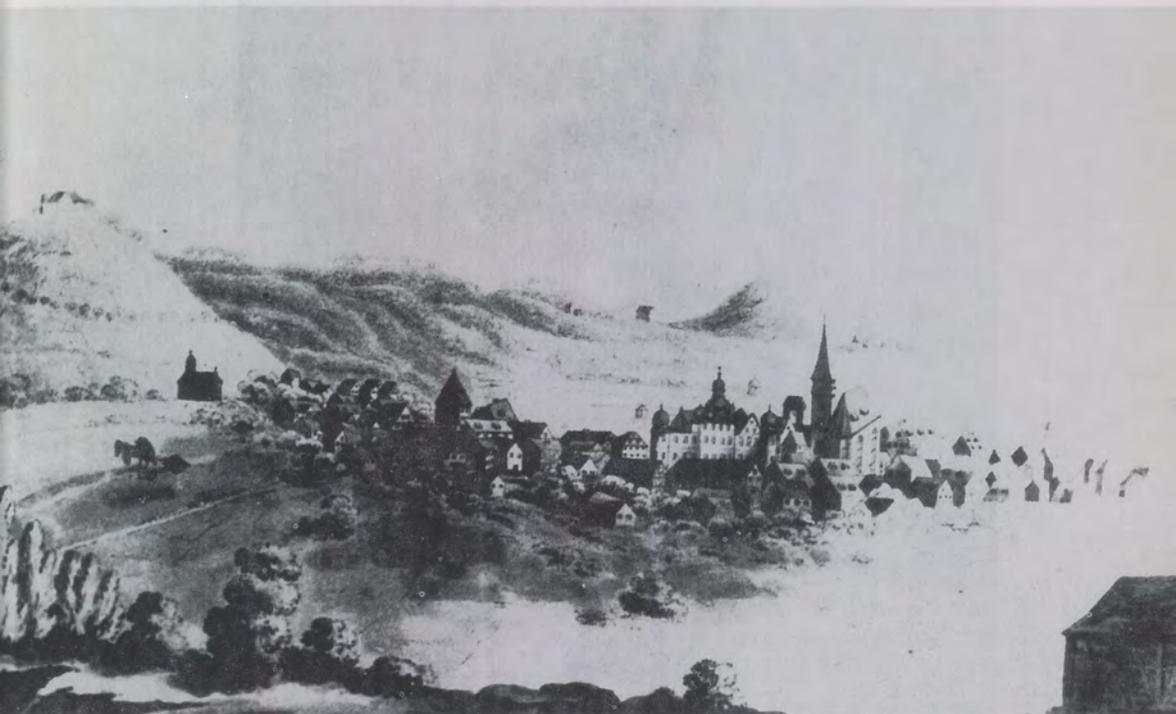


Abb. 10 Pfdelbach von Nordosten um 1790. Die Ostseite des Schlosses mit dem Torbau ist gut zu erkennen. Das Schiff der daneben stehenden Kirche ist zu schmal und zu hoch dargestellt. Links auf der Höhe das Schlößchen Charlottenberg. Aquarell von F. Dieterich (Schefold 6119/Schloß Niederstetten).

- ◁ Abb. 9 Schloß Pfdelbach. Umbau- und Modernisierungsplanung von Bauinspektor H. Wölfling, 1755. HZAN. Der Titel des Blattes: »Plan et Facade du Chateau de Pfdelbach.« Der Grundriß samt Graben und Garten: »Plan du premier Etage.« Der innere Brückenteil ist noch immer in Holz. Links daneben die Ansicht: »Elevation du Costé de L'Entree.« Der Maßstab: »100 Pieds de Nürnbg.« (Schefold 6115)



Abb. 11 Pfedelbach von Nordwesten. Um 1820. Vom Ort sind vorwiegend Dächer zu sehen. Lediglich die Kirche und der Helm des Torturms ragen daraus hervor. Auf der Höhe steht das Schloßchen Charlottenberg. (Landsbibliothek Stuttgart)



Abb. 12 Pfedelbach von Nordosten 1835. Gemälde von Amtsrichter Pistorius. Der Torbau des Schlosses hat seinen Helm verloren. Die Kirche ist richtig dargestellt. Auf der Höhe ist Charlottenberg angedeutet (Schefold 6121)

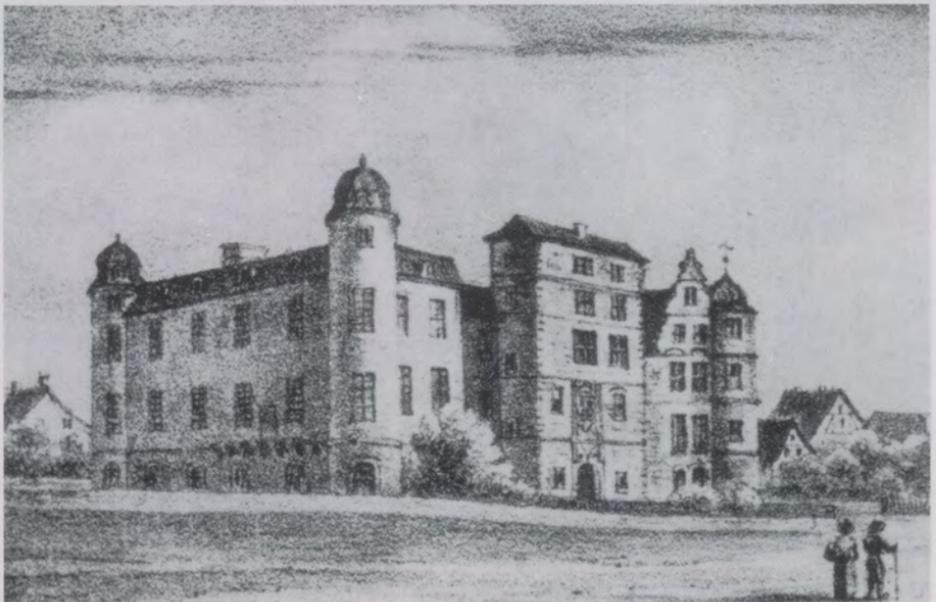


Abb. 13 Schloß Pfedelbach von Südosten, aus dem Sammelbild »Hohenlohs Burgen«, um 1840. Der Torbau hat noch alle 5 Stockwerke, der Turmhelm jedoch ist entfernt (Schefold 6122)

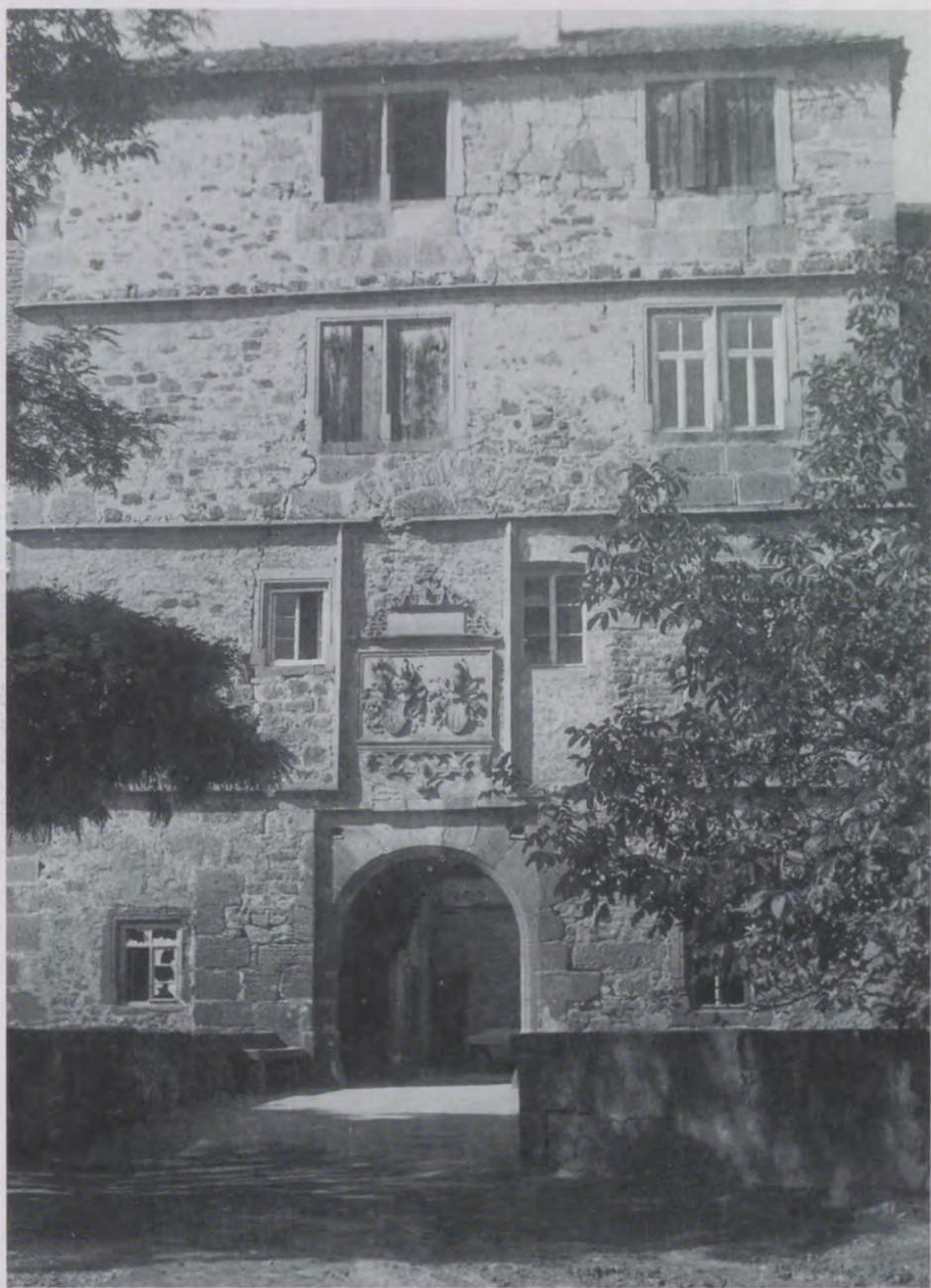


Abb. 14 Schloß Pfedelbach, Torbau. Um das Tor die Vertiefung für die Schlagbrücke; oben rechts und links die Rollen für die Aufzugseile. Über dem Tor das Allianzwappen Hohenlohe-Tübingen. Links vom Tor sind die Eckquader des zunächst schmaler geplanten Torturms zu sehen. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 15 Schloß Pfedelbach, Nordflügel. Nur wenige Fenster wurden durch die begonnene Barockisierung verändert. Der Balkon wurde durch Artilleriebeschuß im April 1945 beschädigt. Der Quadersockel reicht noch tief in die Grabenauffüllung hinunter. Aufn. W.-G. Fleck 1962



*Abb. 16 Schloß Pfedelbach, Nordwestturm, Nordflügel und Westgalerie mit Mittel-
turm. Im Erdgeschoß und 1. Stock sind einige barocke Fenster zu sehen, sonst ist der
Erstzustand gut erhalten. Aufn. W.-G. Fleck 1962*



Abb. 17 Schloß Pfedelbach, Südflügel und Südwestturm. Im obersten Turmgeschoß blieb das Renaissancefenster erhalten. Es sollte so durch einen Stuckrahmen kaschiert werden, wie das mit dem ebenfalls alten Erdgeschoßfenster geschah. Durch das Einbrechen der großen Fenster entstanden starke Risse. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 18 Schloss Pfedelbach, Nordbau, Hofseite mit Treppenturm. Die in den Anfängen steckengebliebene Barockisierung hat im Erdgeschoß neue Türgewände eingesetzt und im Obergeschoß dem Treppenturm ein ohne Rücksicht auf die Treppe dahinter auf Geschoßhöhe sitzendes Fenster eingebaut. Die der ansteigenden Wendeltreppe folgenden Fenster wurden vermauert. Die Konsolsteine sollten die Schwellen für den vorzulegenden Fachwerkgang tragen. Links neben dem Turm wurde ein Fenster zur Türe vergrößert. Das Stockgesims über dem Erdgeschoß wurde abgespitzt. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 19 Schloß Pfedelbach, Ostgalerie, Hofseite. Es ist zu erkennen, wie die auskragenden Bogen des Risalits der Steingalerie vor die Bogen der ursprünglichen Fachwerkgalerie vorgesetzt wurden. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 20 Schloß Pfedelbach, Südflügel, Hofseite. Durch die begonnene Barockisierung ist der Treppenturm in der Fläche des vorgelegten Ganges und unter dem Mansarddach verschwunden. Hinter den Fenstern sind die Läufe der Wendeltreppe zu sehen. Die Loggia und die Vorbauten sind 19. und 20. Jahrhundert. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 21 Schloß Pfedelbach, Westgalerie, Hofseite 1966. Das von der barocken Veränderung unberührt gebliebene Renaissancefachwerk ist teilweise freigelegt. Aufn. W.-G. Fleck



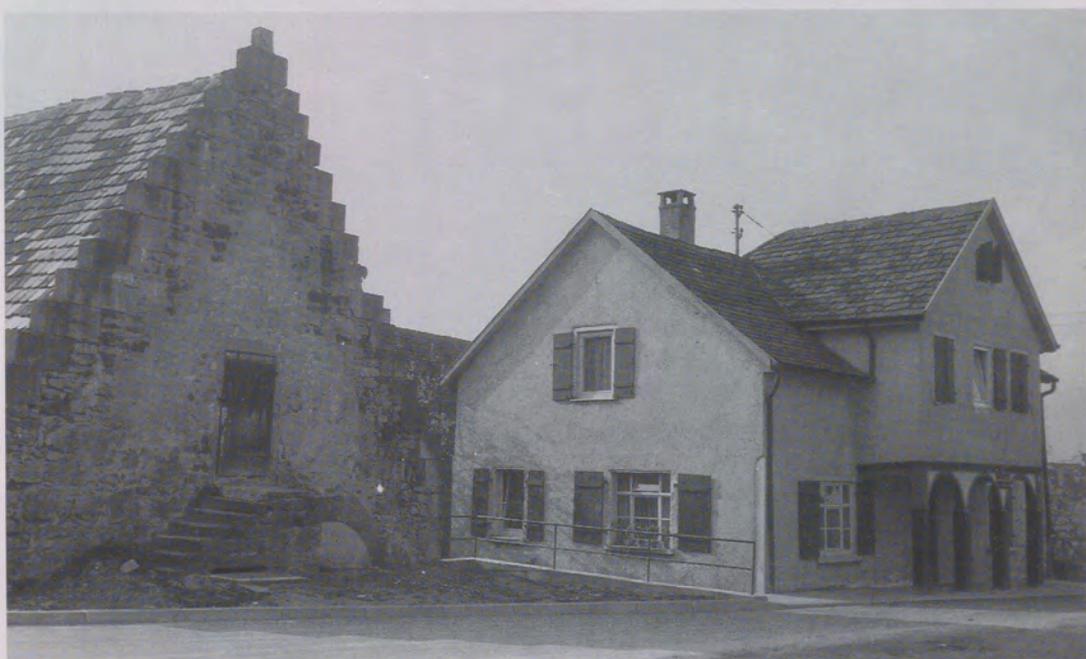
Abb. 22 Schloß Pfedelbach, Langer Bau. Westseite gegen das Schloß. Nur geringe barocke Veränderungen im Erdgeschoß, sonst der Zustand von 1572. Aufn. W.-G. Fleck 1966



Abb. 23 Schloß Pfedelbach, Allianzwappen Hohenlohe + Tübingen mit der Jahreszahl 1572 am Langer Bau. Aufn. W.-G. Fleck 1969

Abb. 24 Schloß Pfedelbach, Langer Bau, Ostseite des Südteils. Das Erdgeschoß ist im ansteigenden Hang verschwunden. Rechts die Tenne über dem nach Osten vorgebauten Keller. Aufn. W.-G. Fleck 1966

Abb. 25 Schloß Pfedelbach, Langer Bau. Der Giebel des nach Osten in den Hang hinein vorgebauten Kellers von 1572 und daneben das Wachhaus aus der Zeit des königlich württembergischen Amtsgerichts, Anfang 19. Jahrhundert. Aufn. W.-G. Fleck 1966



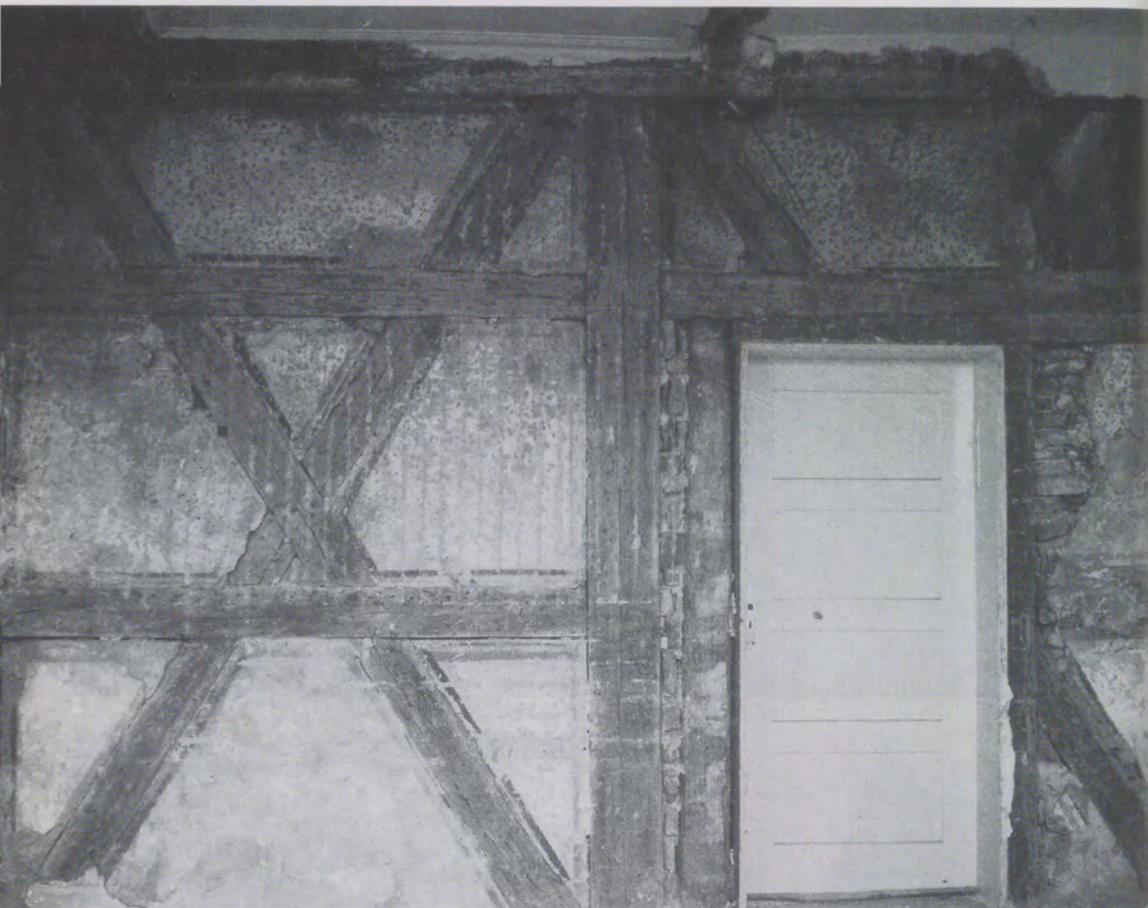


Abb. 26 Schloß Pfedelbach, Nordflügel I. Obergeschoß. Freigelegte Fachwerkwand in der Diele mit Bandelierung der Erbauungszeit. Aufn. W.-G. Fleck 1969

Abb. 27 Schloß Pfedelbach, Nordbau. Fenster niche im obersten Stock des Nordostturms. Frühbarocke Akanthusmalerei; darunter Rollwerkmalerei. Ehemalige »Sommerstube«. Aufn. W.-G. Fleck 1968







Abb. 29 Schloß Pfedelbach, Südflügel, Kapelle. Kanzel an der Südwand, daneben Eingang zur Sakristei, davor die Altarschranken. Das Fenster aus dem späten 19. Jahrhundert wurde durch Vandalismus zerstört. Aufn. W.-G. Fleck 1962

◁ Abb. 28 Schloß Pfedelbach, Nordflügel 1. Obergeschoß. Barockisierte Fensternische nach Westen. Im Niscentäfer unten das doppelte L für Ludwig. Aufn. W.-G. Fleck 1962

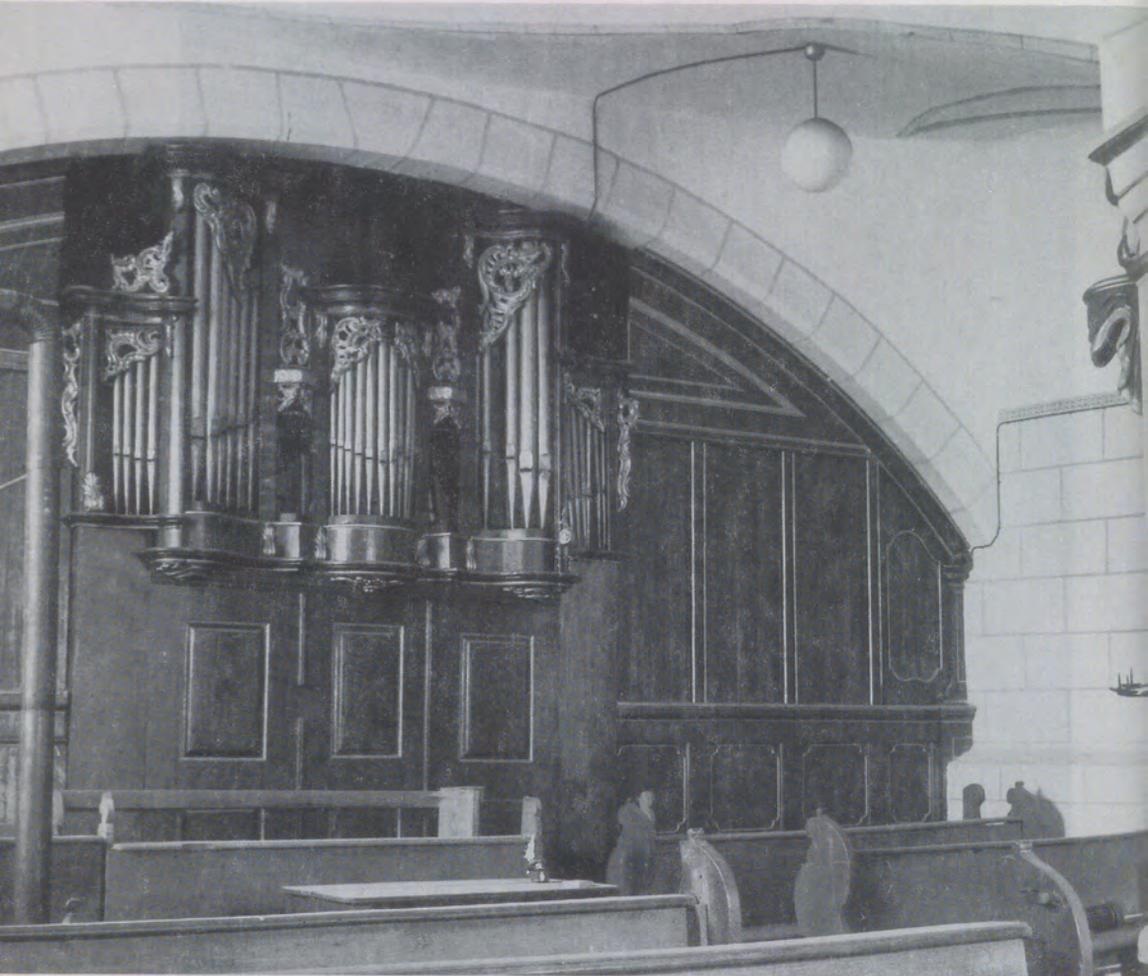


Abb. 30 Schloss Pfedelbach, Kapelle im Südflügel. Sie wurde 1732 in die ehemalige Küche eingebaut. Im Bogen der Westwand war eine Hofloge mit Fenstern angeordnet, in welche um 1750 die Orgel eingesetzt wurde. Die Fenster wurden geschlossen. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 31 Schloß Pfedelbach, Schloßkapelle. Sakristei im Südostturm. Links der Beichtstuhl; in der Fensternische ein Paramentenschrank. An den Wänden Kreuzwegstationen des späten 19. Jahrhunderts. Aufn. W.-G. Fleck 1962



Abb. 32 Schloßchen Charlottenberg, Talseite 1992. Aufn. W.-G. Fleck



Abb. 33 Pfedelbach, Witwenpalais, später Gasthaus »Sonne«. Obergeschoß, ehemaliges Schlafzimmer der Fürstinwitwe. Aufn. W.-G. Fleck 1980

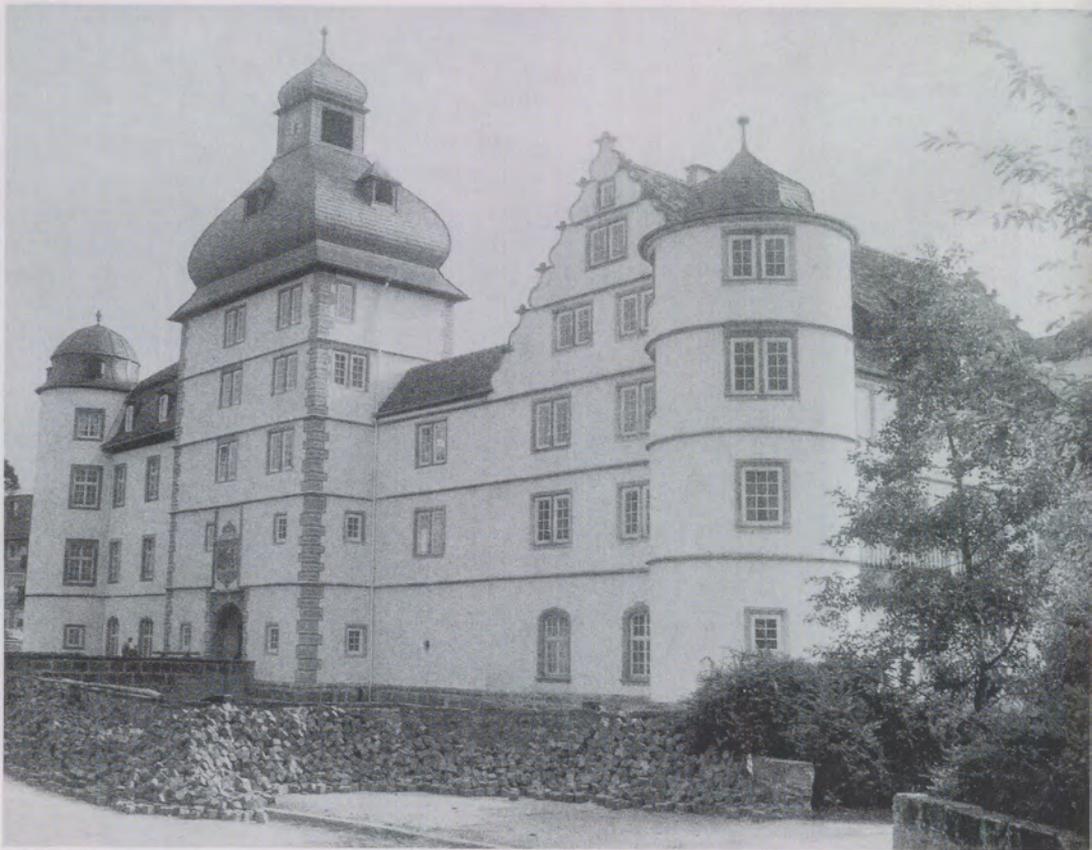


Abb. 34 Schloß Pfedelbach. Ostseite nach der Erneuerung. Aufn. W.-G. Fleck 1979



Abb. 35 Schloß Pfedelbach. Nord- und Westseite nach der Erneuerung.
Aufn. W.-G. Fleck 1979

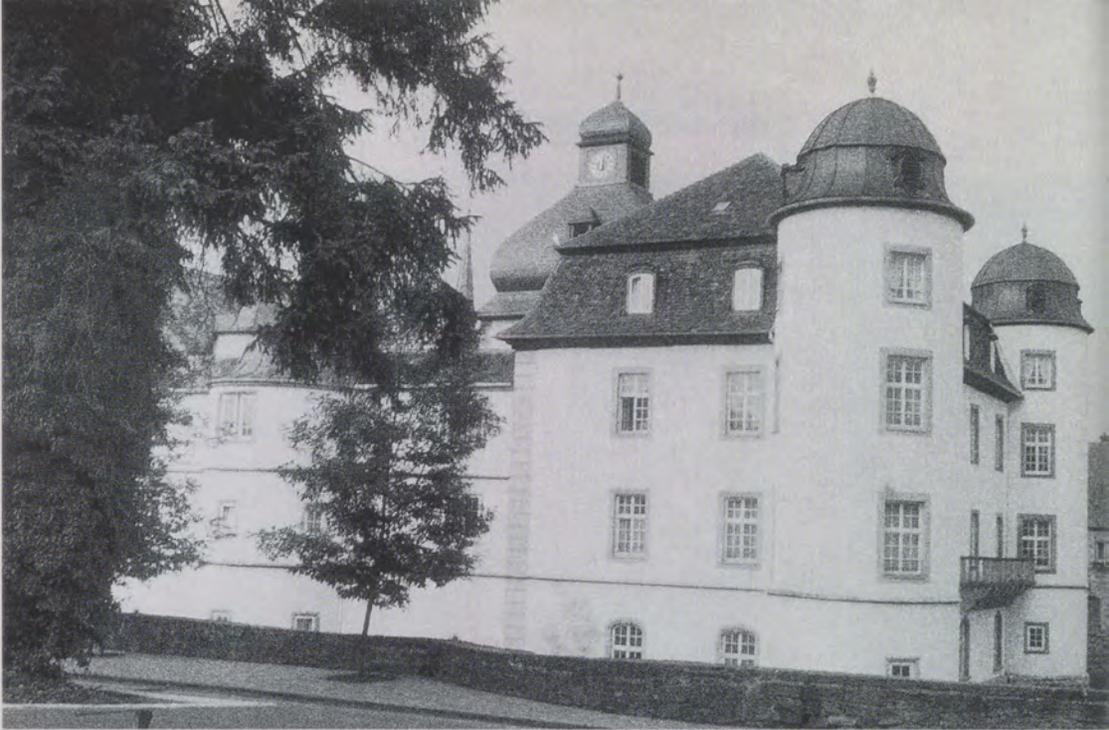


Abb. 36 Schloß Pfedelbach. West- und Südseite nach der Erneuerung. Aufn. W.-G. Fleck 1979



Abb. 37 Schloß Pfedelbach. Ostgalerie und Torbau, Hofseite nach der Erneuerung. Aufn. W.-G. Fleck 1979

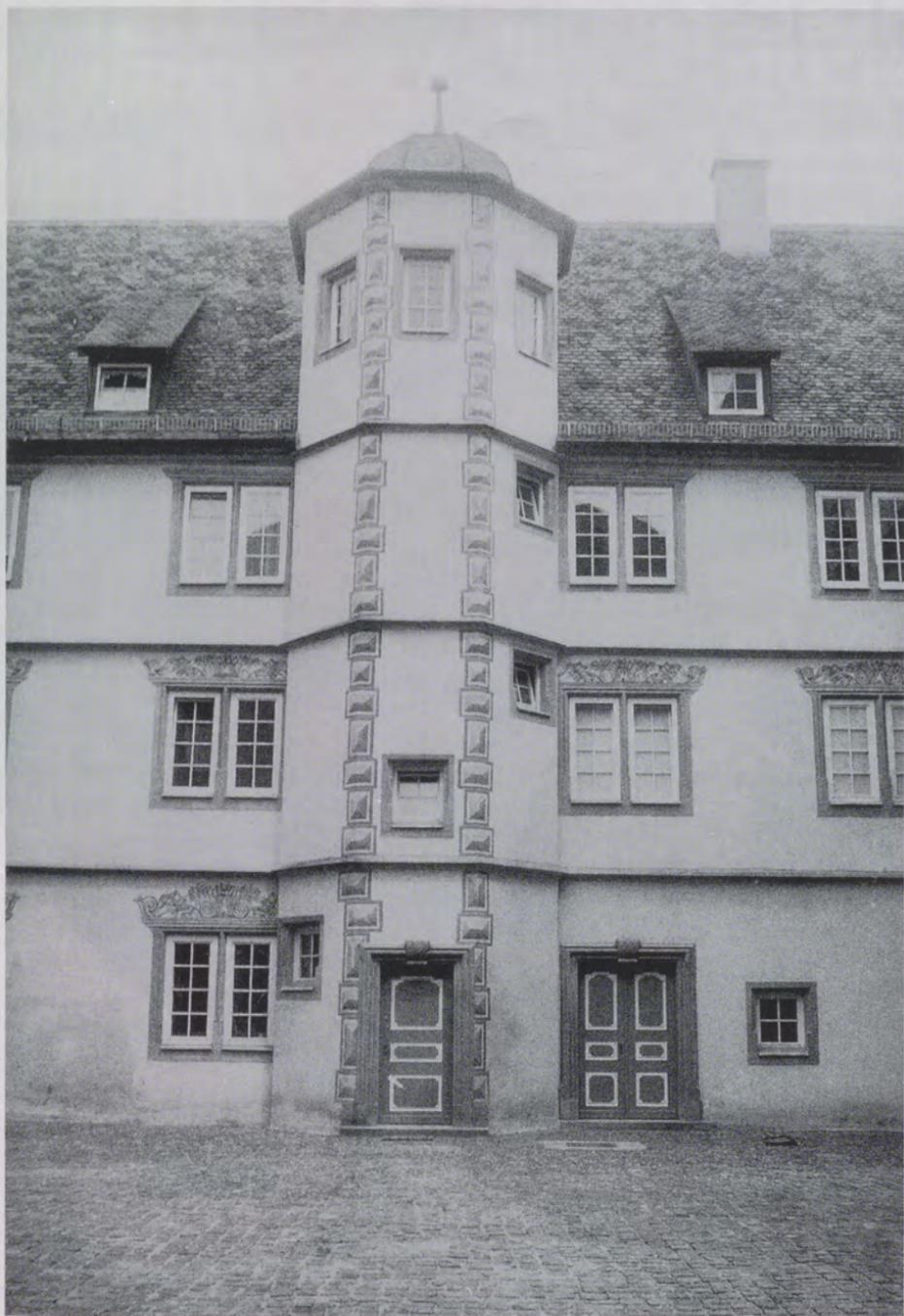


Abb. 38 Schloß Pfedelbach. Nordbau, Hofseite nach der Erneuerung.
Aufn. W.-G. Fleck 1979



*Abb. 39 Schloss Pfedelbach.
Westgalerie, Hofseite nach der
Erneuerung.
Aufn. W.-G. Fleck 1979*



*Abb. 40 Schloss Pfedelbach.
Südbau, Hofseite nach der
Erneuerung.
Aufn. W.-G. Fleck 1979*



Abb. 41 Schloß Pfedelbach. Deckenbild von Joachim Georg Creutzfelder, um 1680. Gesamthema »Das Jahr«. Allegorische Darstellung (s. Beschr. S. 47 ff)



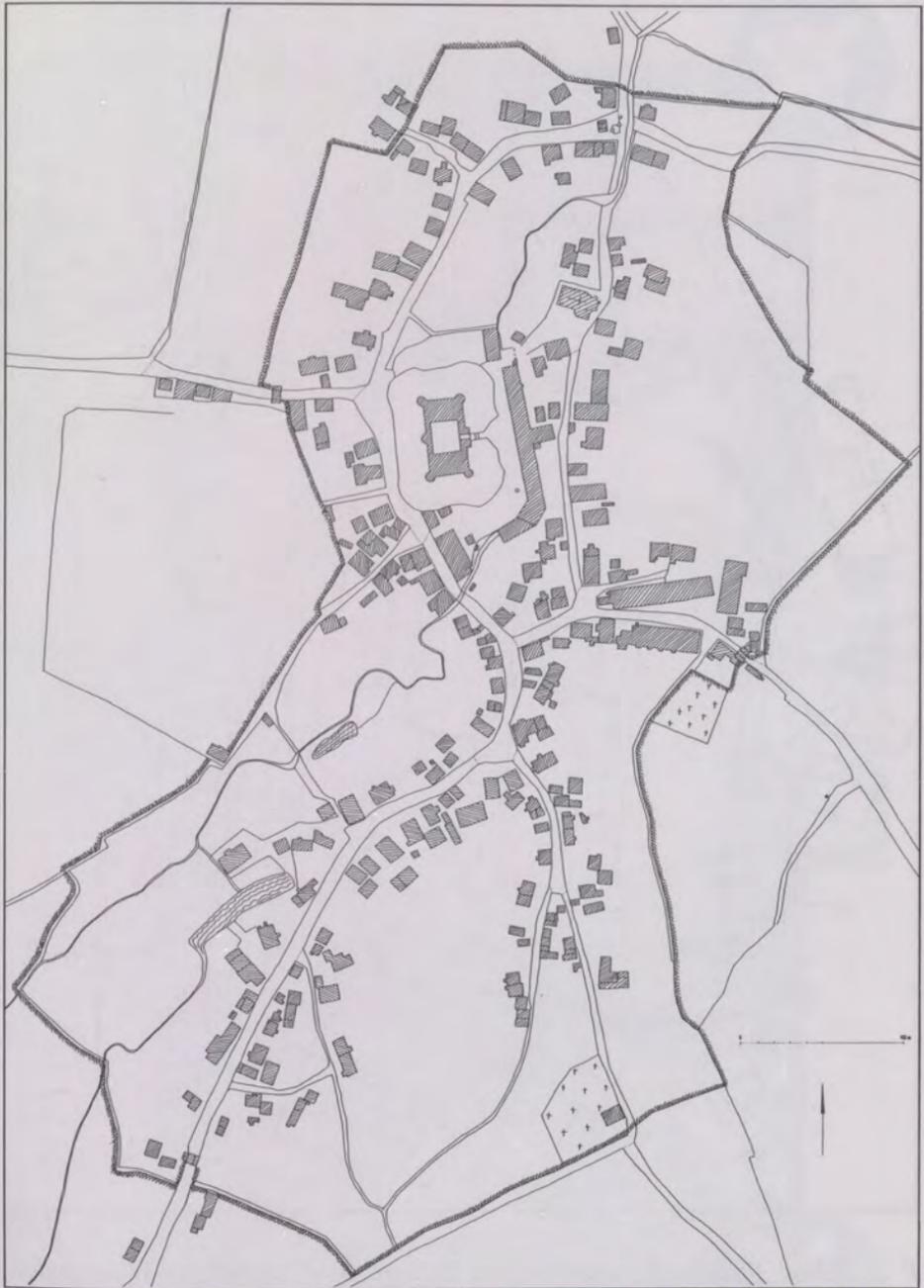
Abb. 42 Schloß Pfedelbach. Deckenbild von Leonhard Florian Creutzfelder, um 1700. »Die vier Jahreszeiten« (s. Beschr. S. 49)



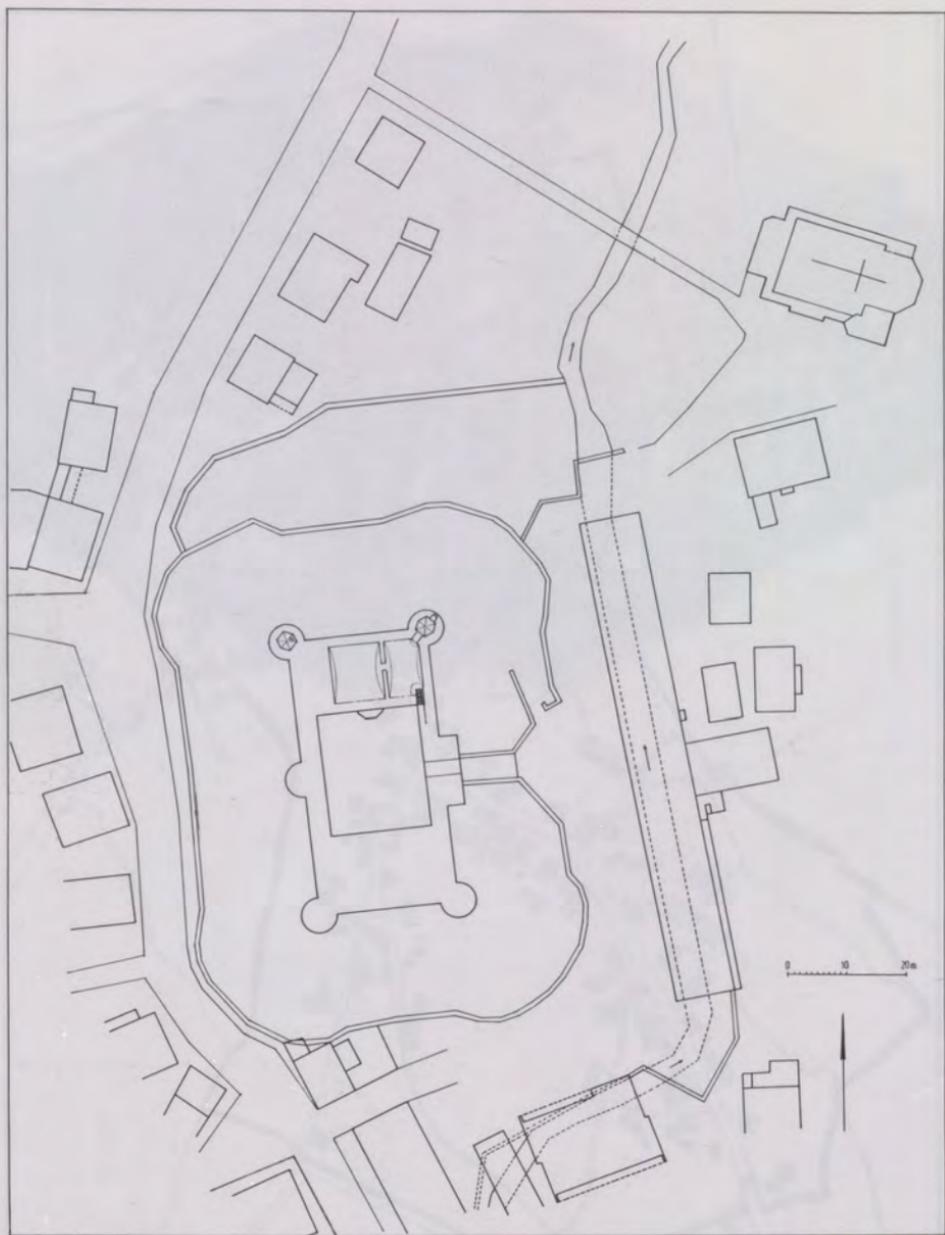
Abb. 43 Schloß Pfedelbach. Deckenbild von Leonhard Florian Creutzfelder, um 1700. »König Hiskia« (s. Beschr. S. 49)



Abb. 44 Schloß Pfedelbach. Deckenbild von Leonhard Florian Creutzfelder, um 1700. »König Hiskia« (s. Beschr. S. 50)

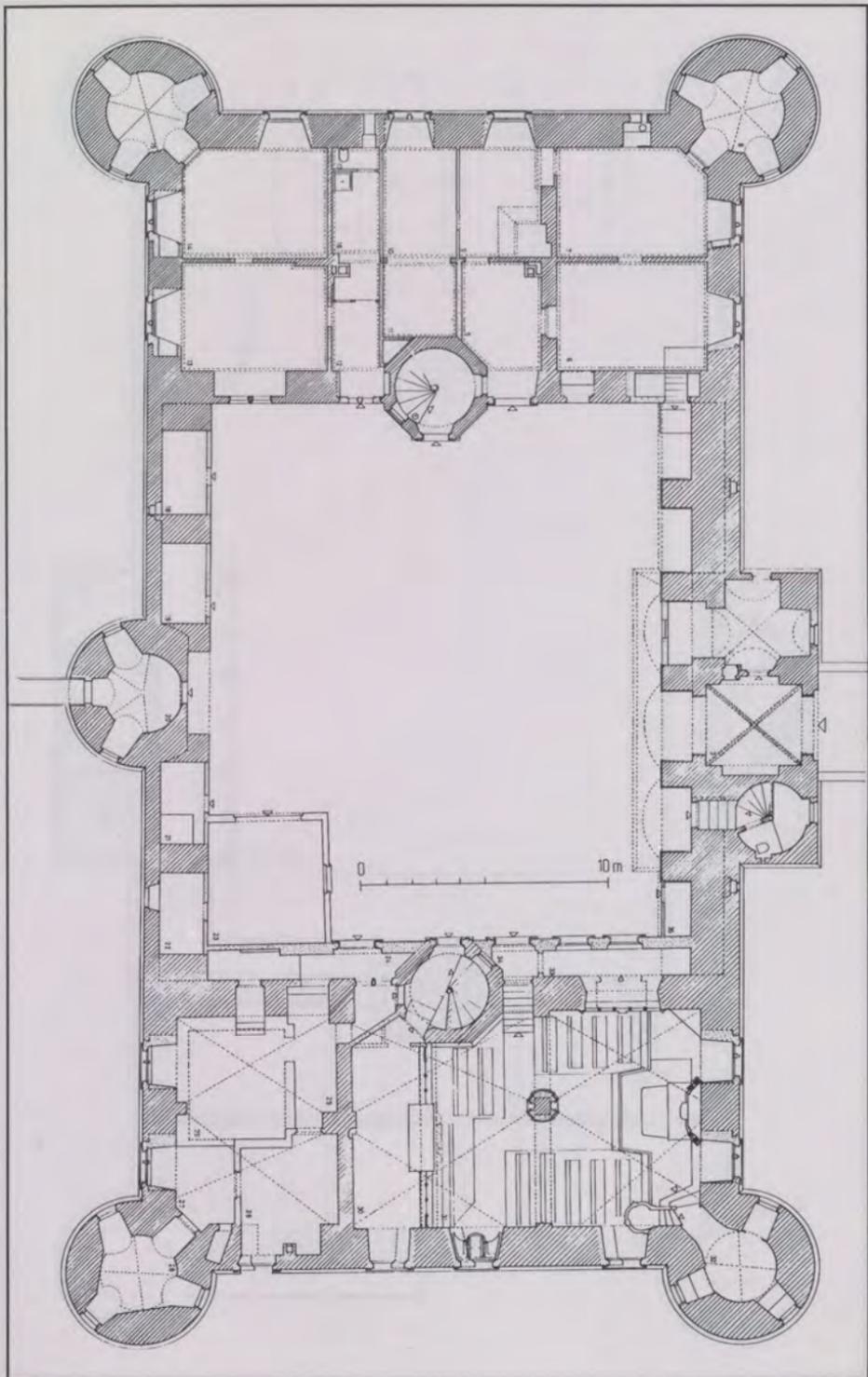


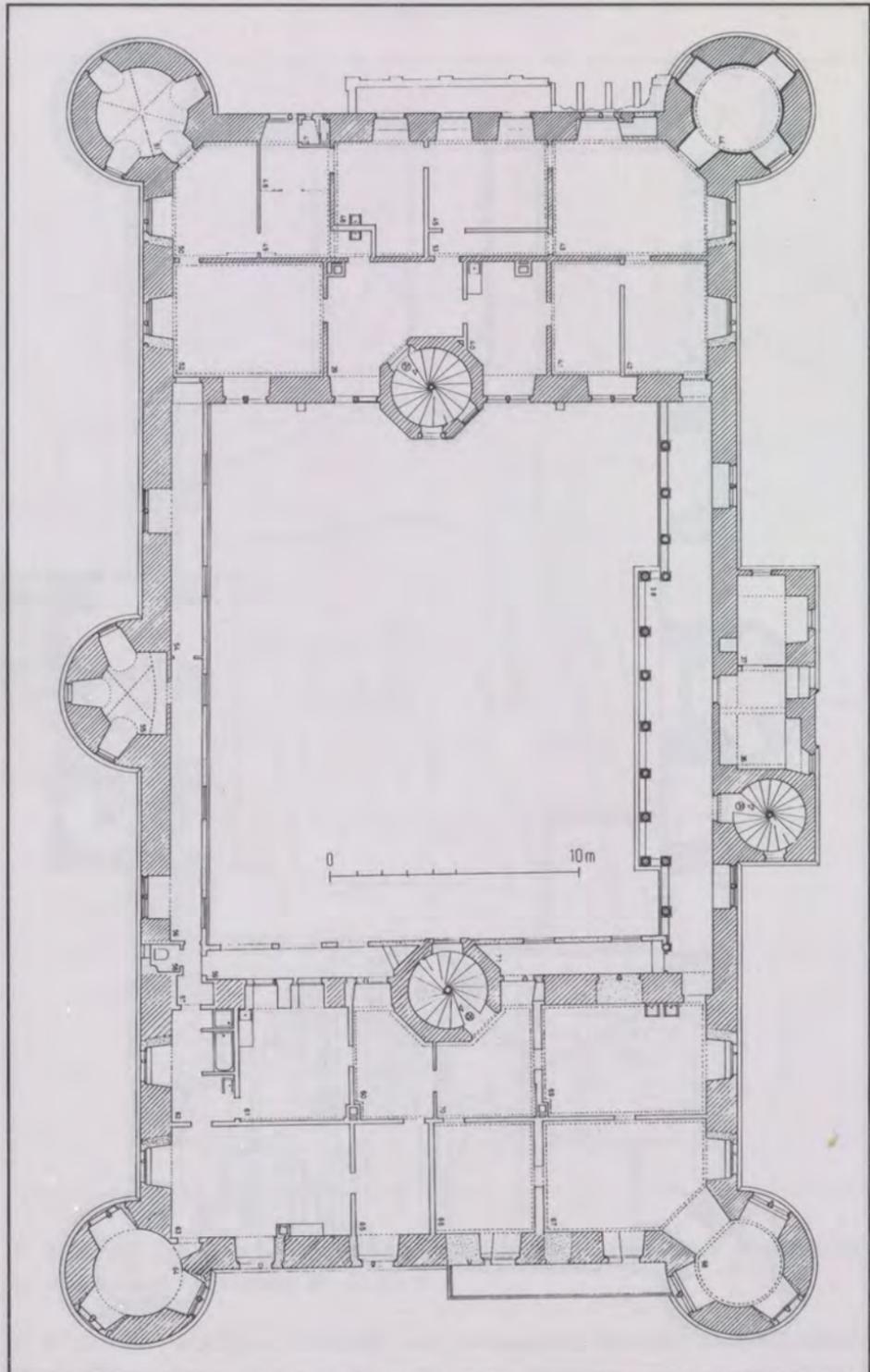
P 1 Ortsplan von Pfedelbach. Nach dem Primärkataster von 1833 und den Karten Creutzfelders um 1670. Zeichnung W.-G. Fleck



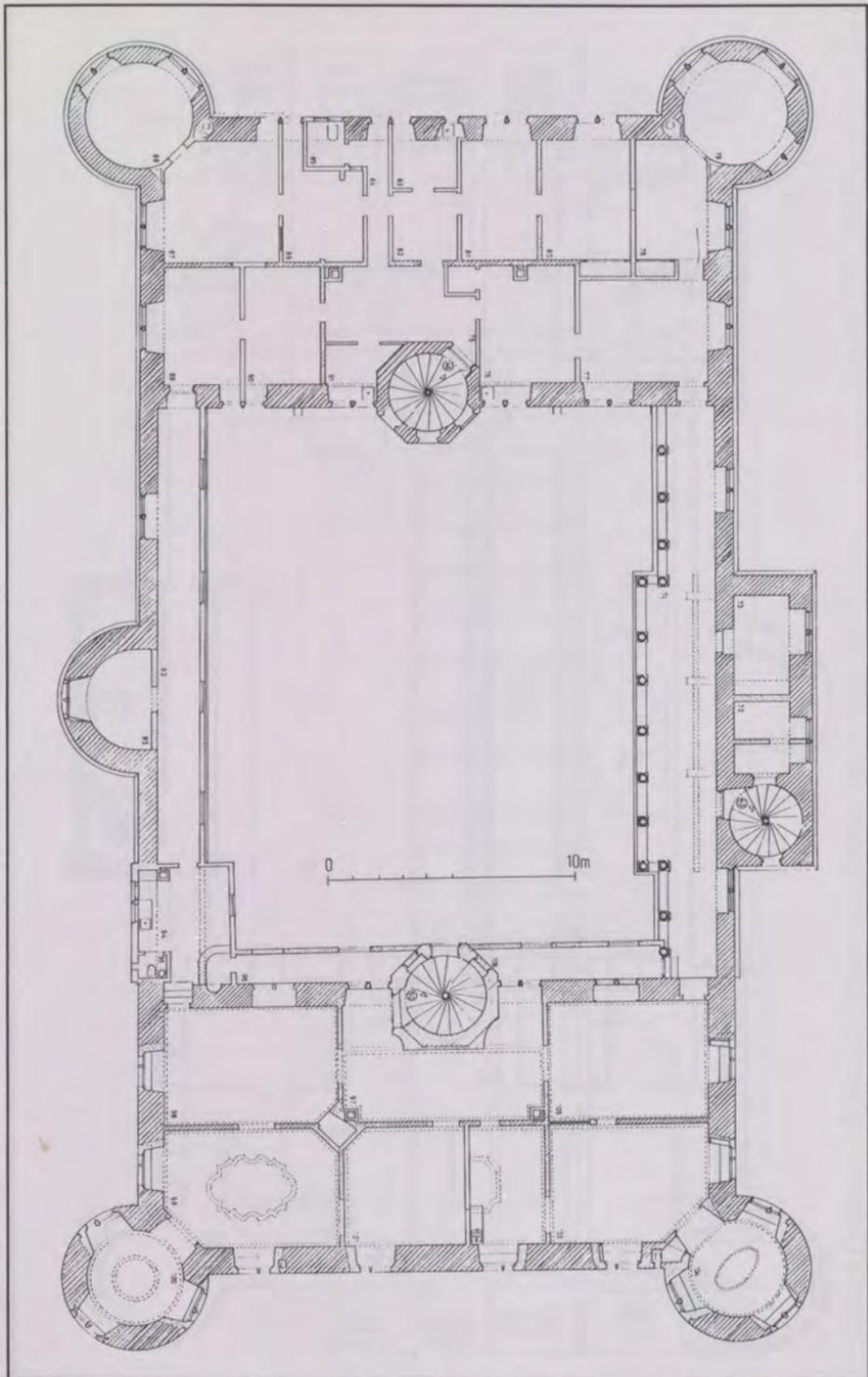
*P 2 Schloß Pfedelbach, Lageplan mit Kellern. S = ehemaliges Witwenpalais;
W = Wachhaus. Zeichnung W.-G. Fleck*

*P 3 Schloß Pfedelbach, Grundriß vom Erdgeschoß. Zustand 1963. Zeichnung ▷
W.-G. Fleck*

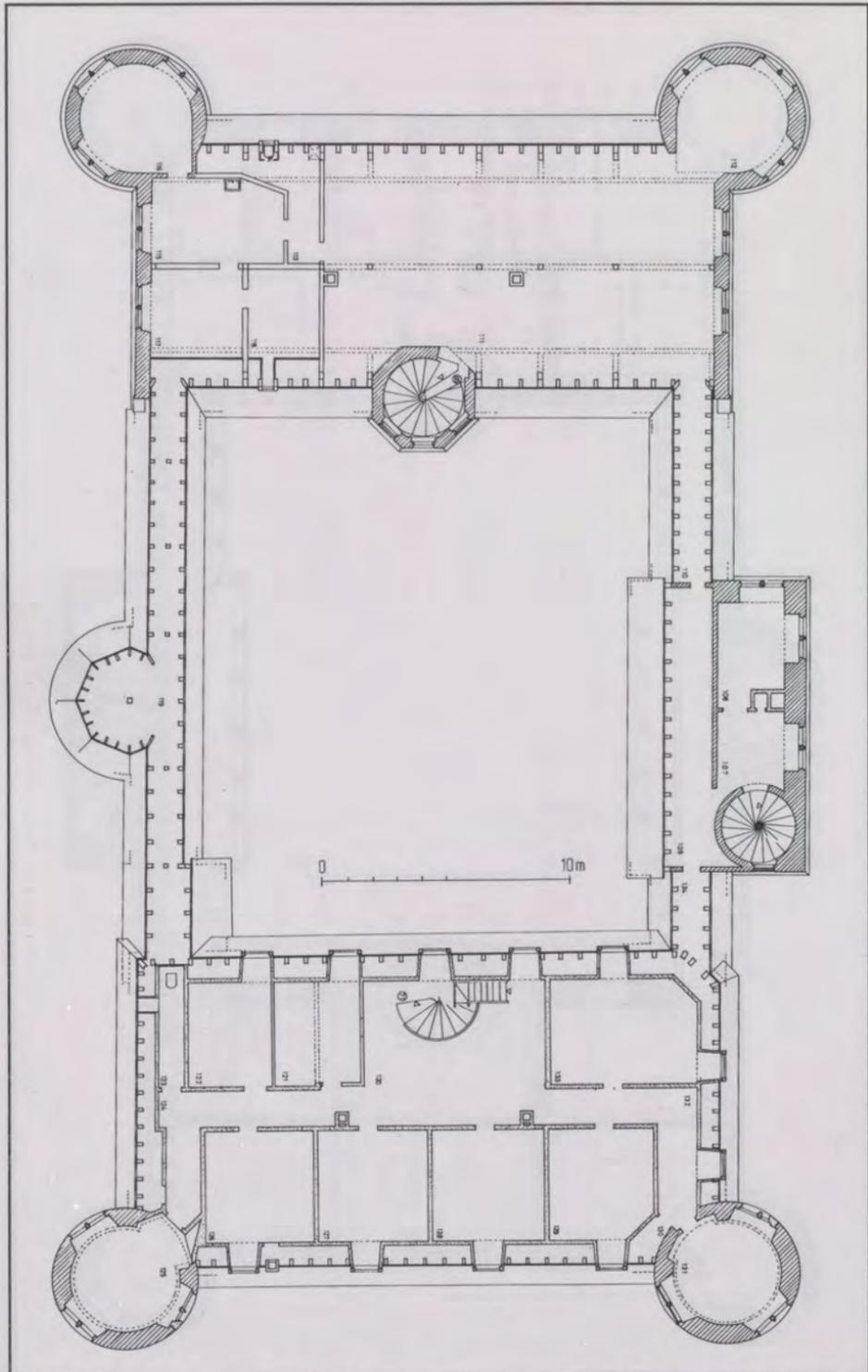




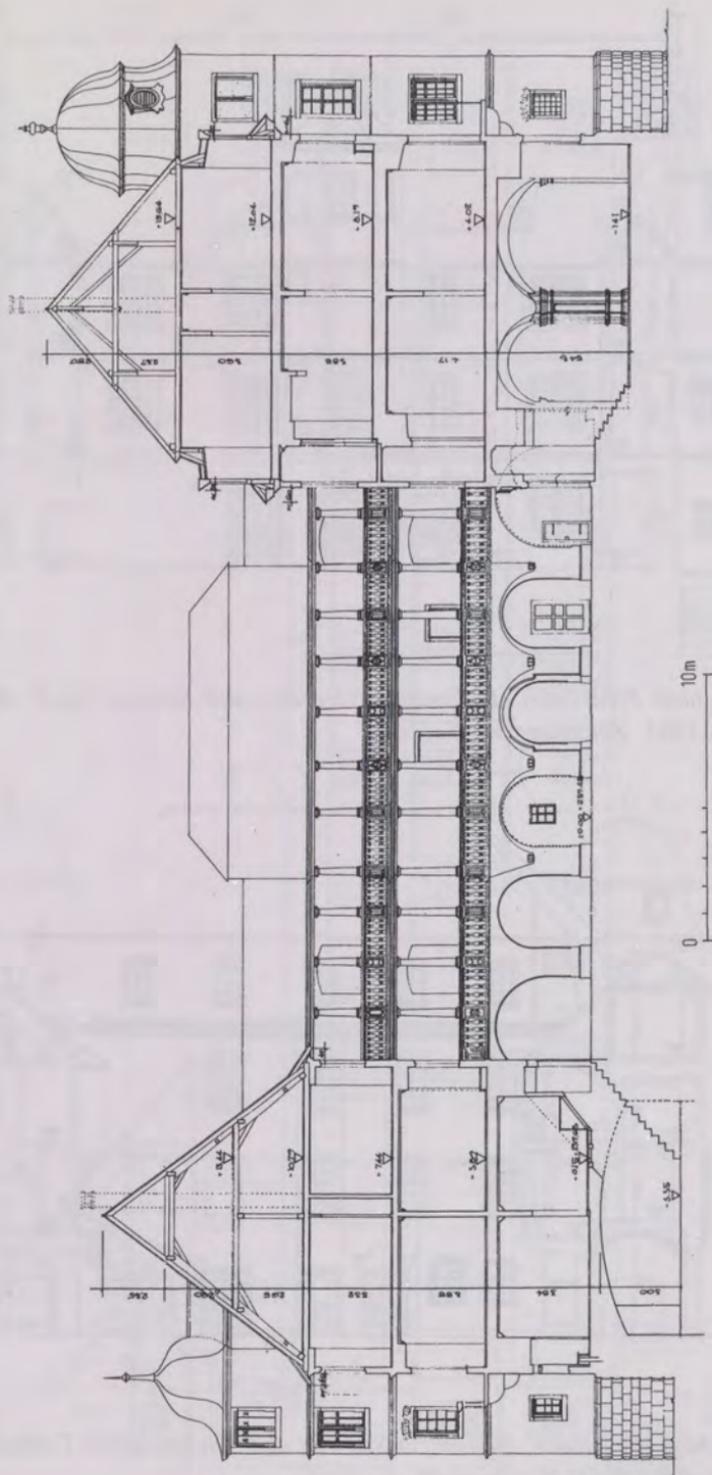
P 4 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 1. Obergeschoß. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



P 5 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 2. Obergeschoß. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck

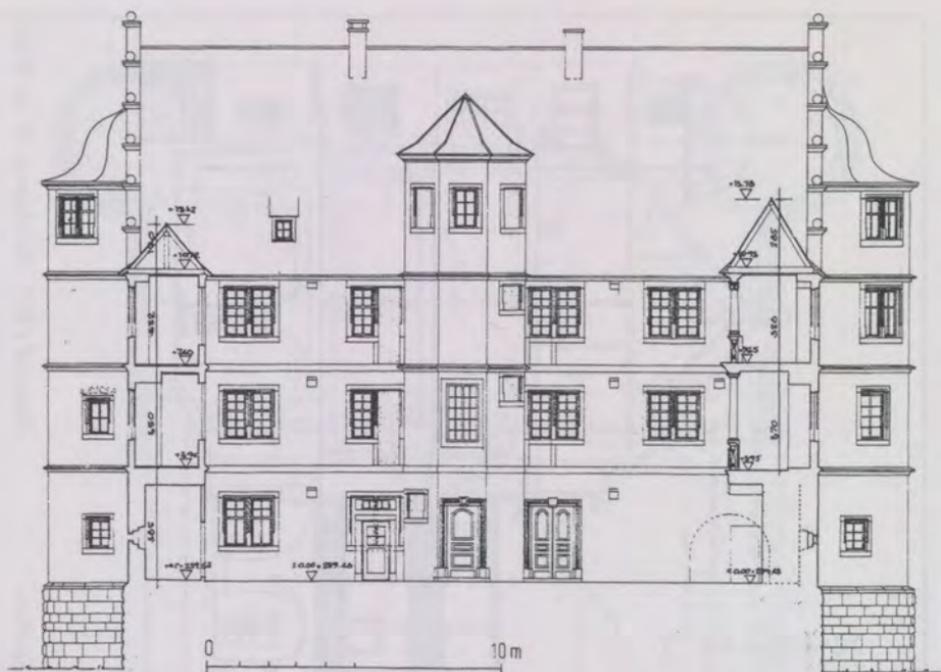


P 6 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom Dachgeschoß. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck

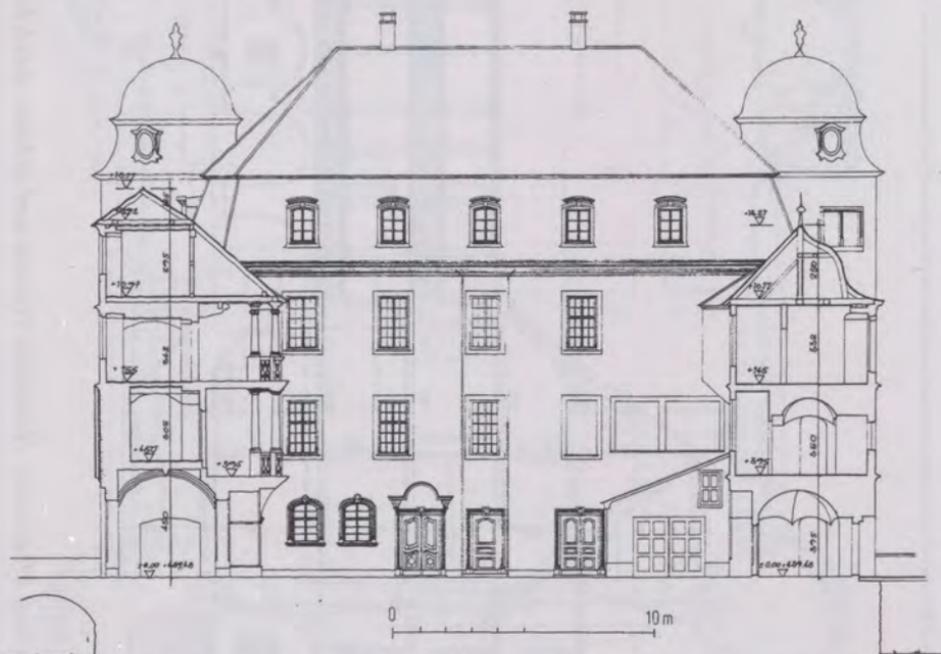


P 7 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Ostseite und Schnitt durch Nord- und Südbau.

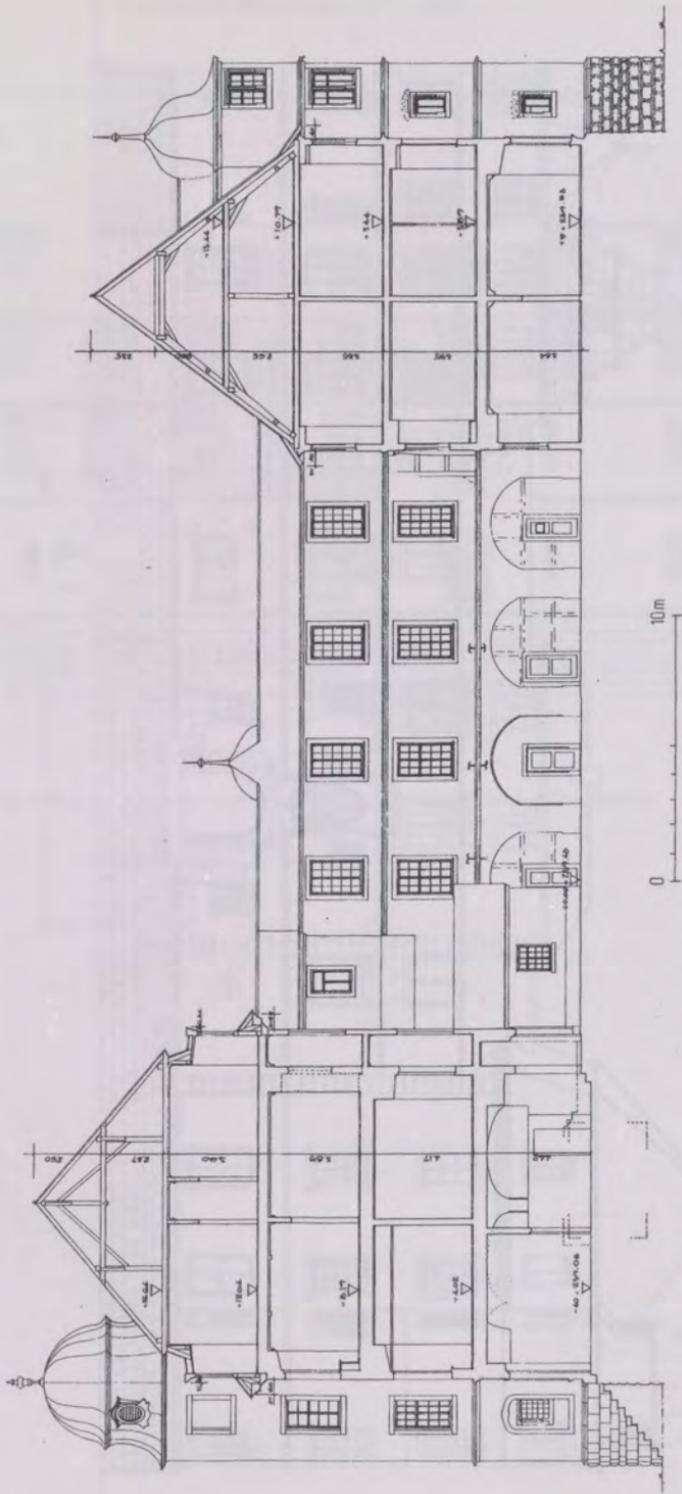
Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



P 8 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Nordseite und Schnitte durch die Galerien. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck

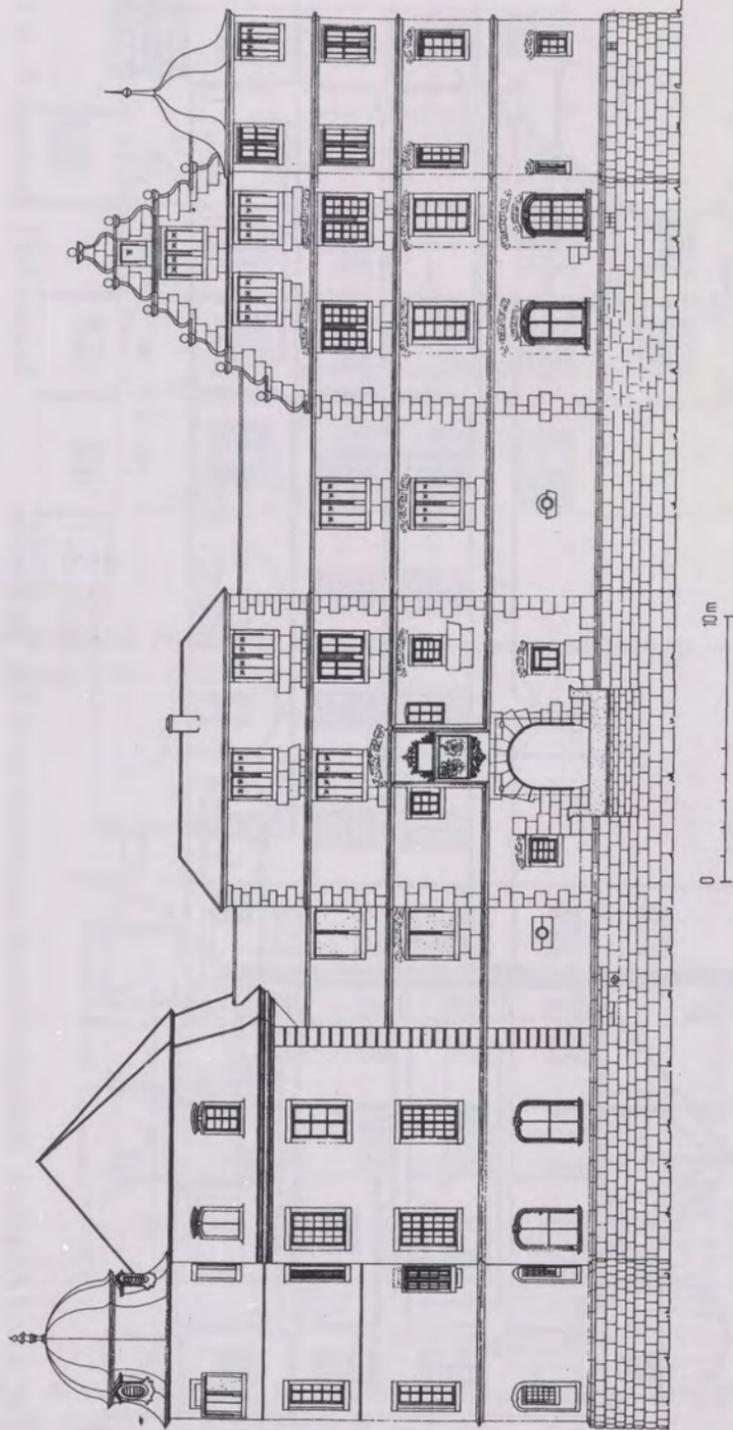


P 9 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Südseite und Schnitte durch Torbau und Mittel-turm. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck

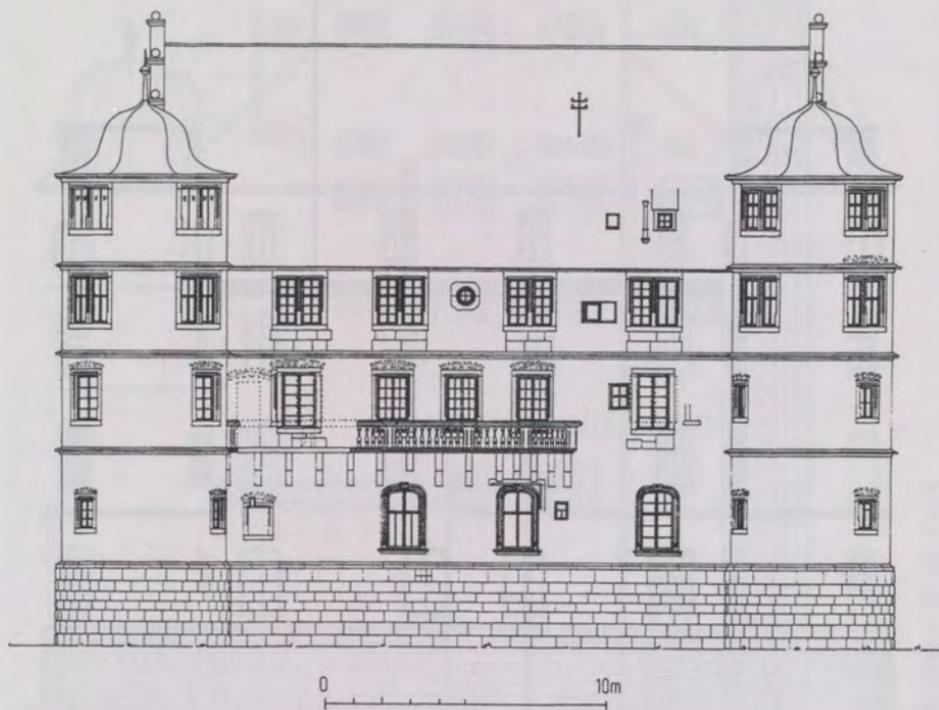


P 10 Schloss Pfedelbach, Hofansicht Westseite und Schmitte durch Süd- und Nordbau.

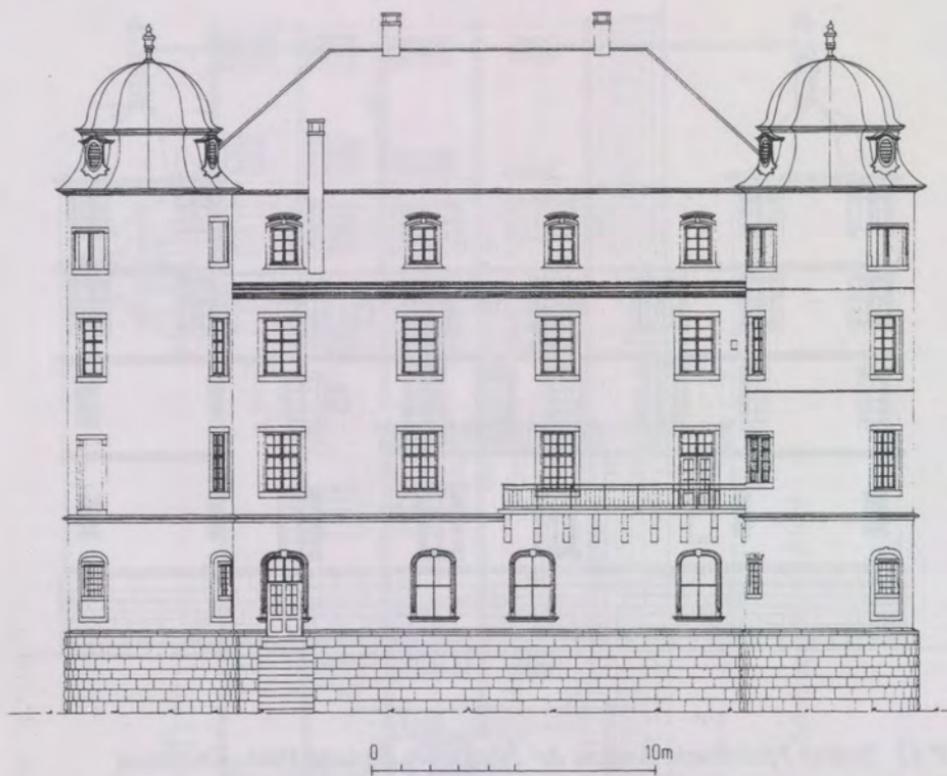
Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



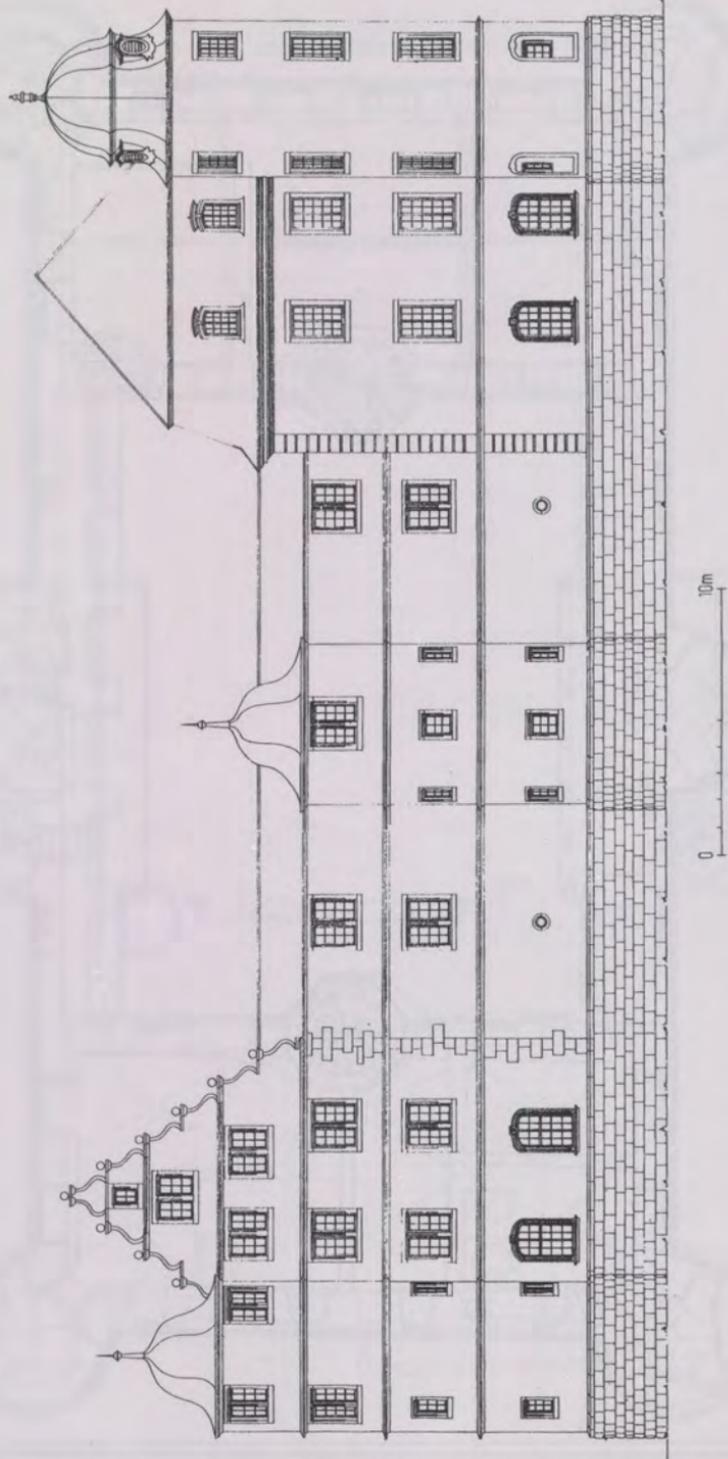
P 11 Schloss Pfedelbach, Ansicht der Ostseite. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



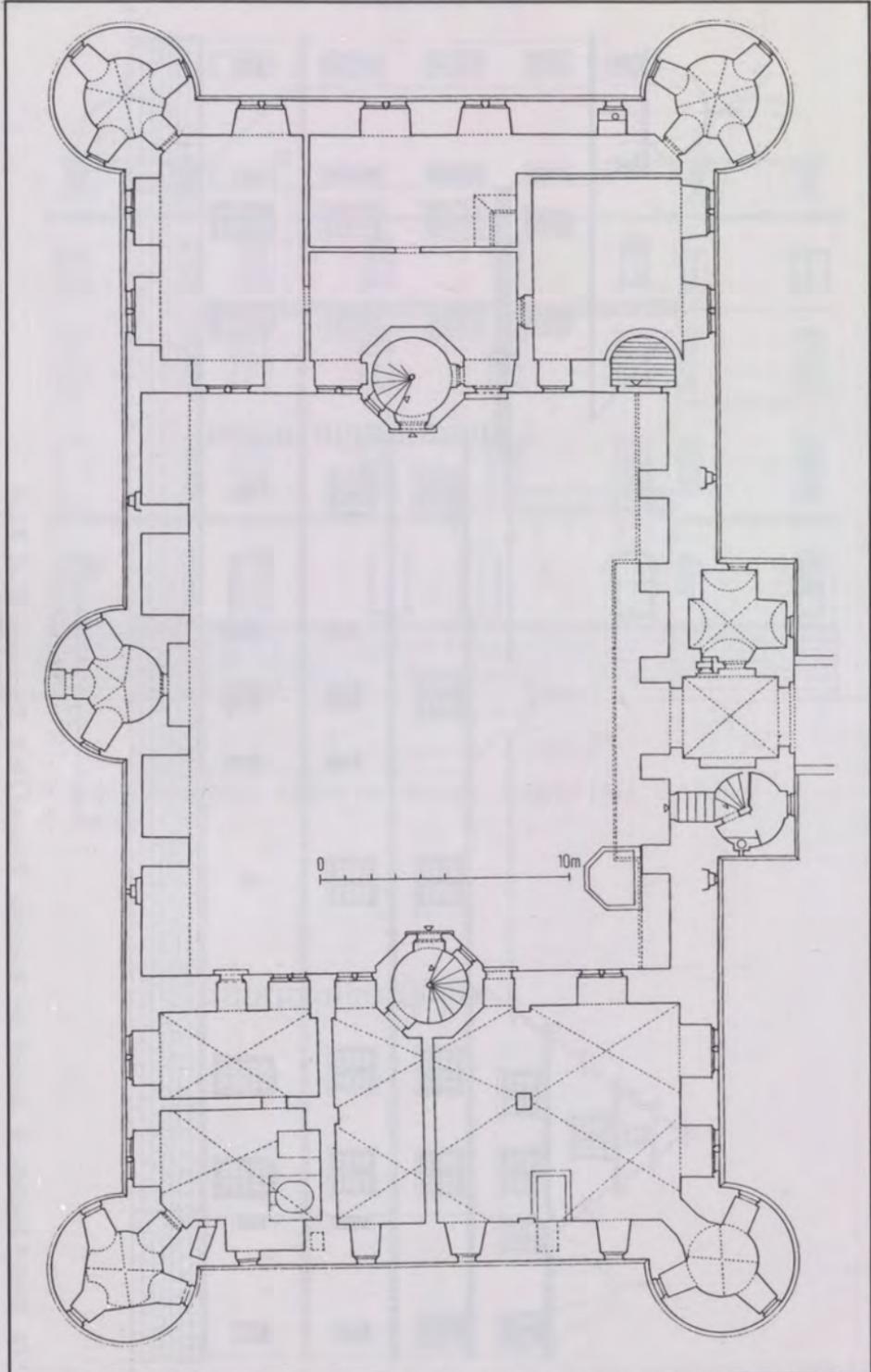
P 12 Schloß Pfedelbach, Ansicht der Nordseite. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



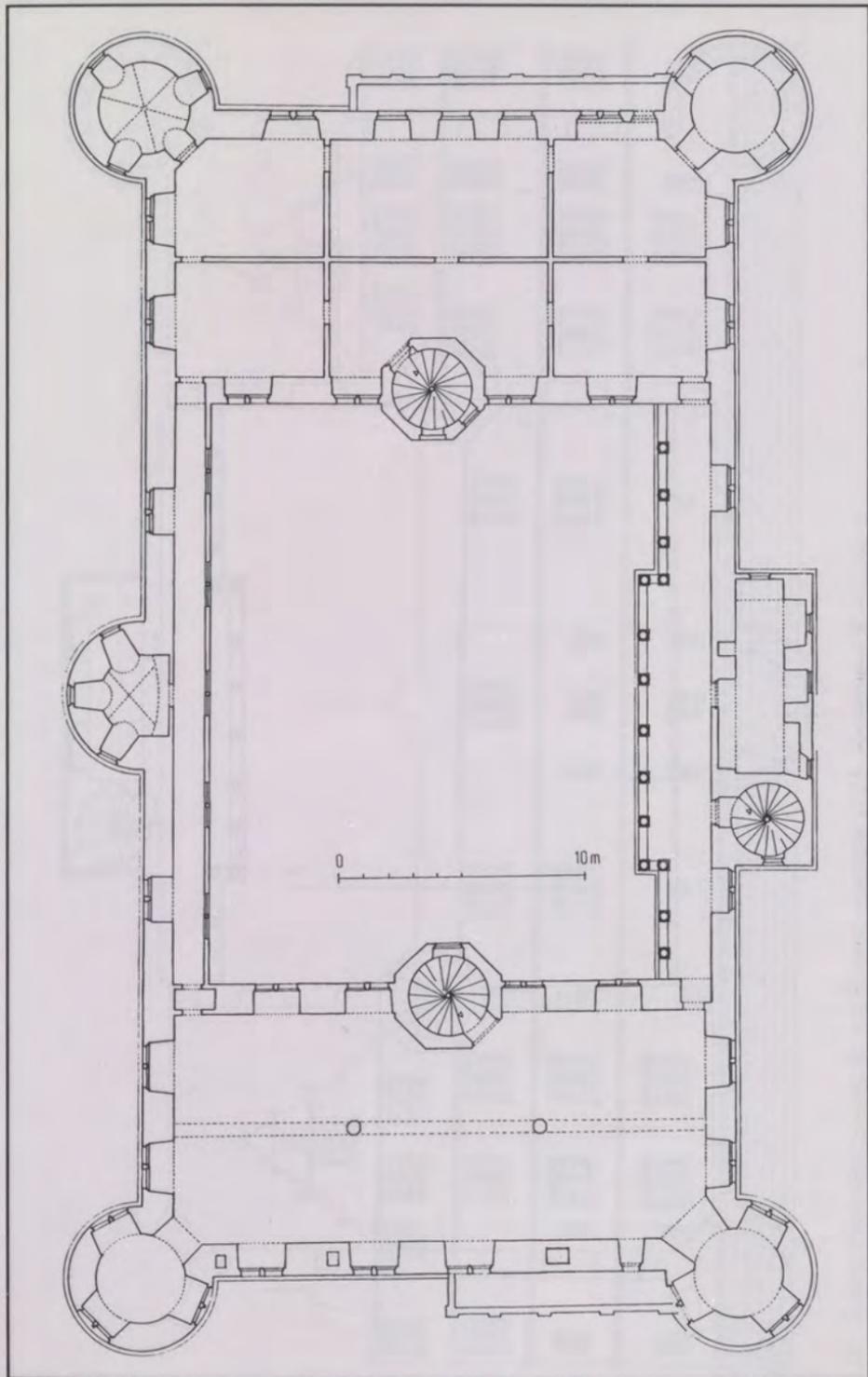
P 13 Schloß Pfedelbach, Ansicht der Südseite. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



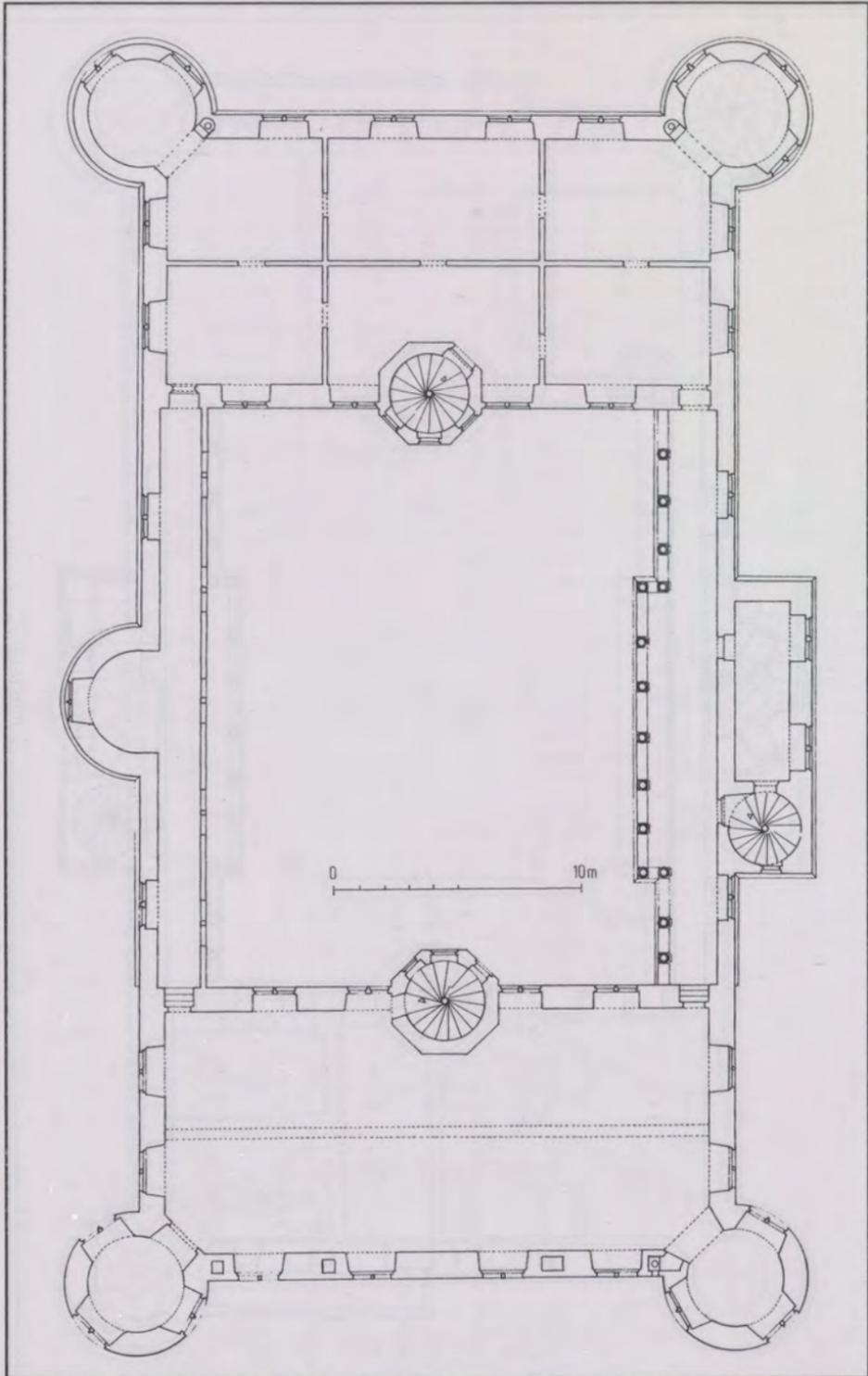
P 14 Schloss Pfedelbach, Ansicht der Westseite. Zustand 1963. Zeichnung W.-G. Fleck



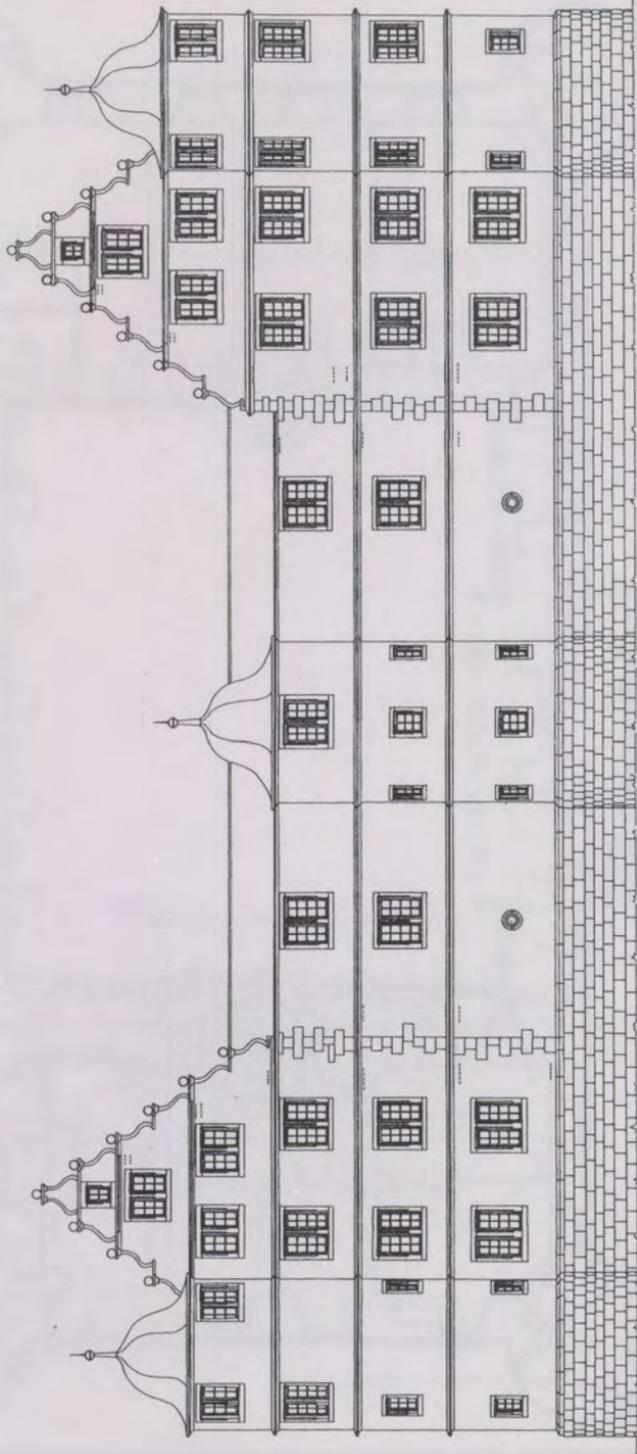
P 15 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom Erdgeschoß. Zustand 1615. Zeichnung W.-G. Fleck



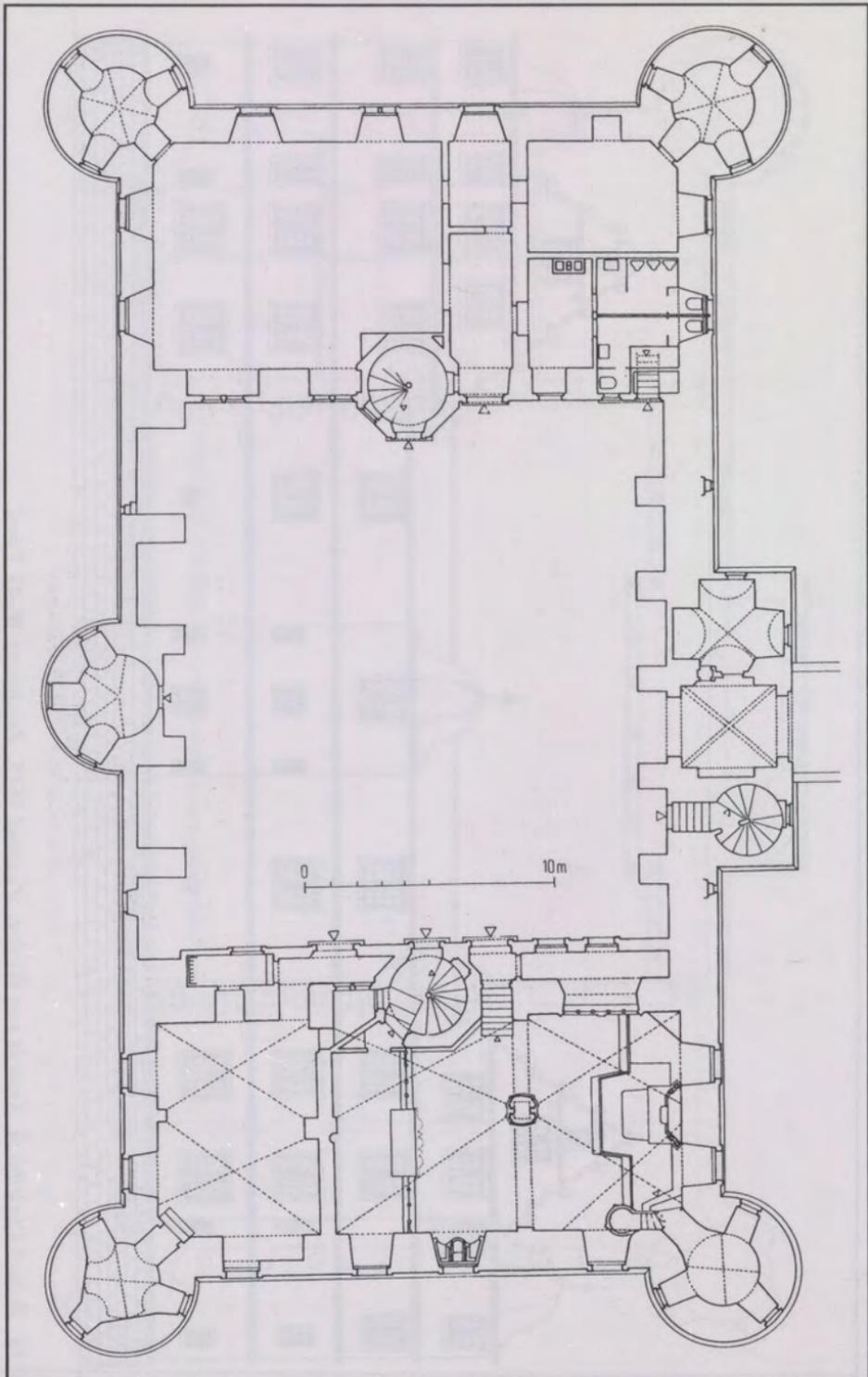
P 16 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 1. Obergeschoß. Zustand 1615. Zeichnung W.-G. Fleck



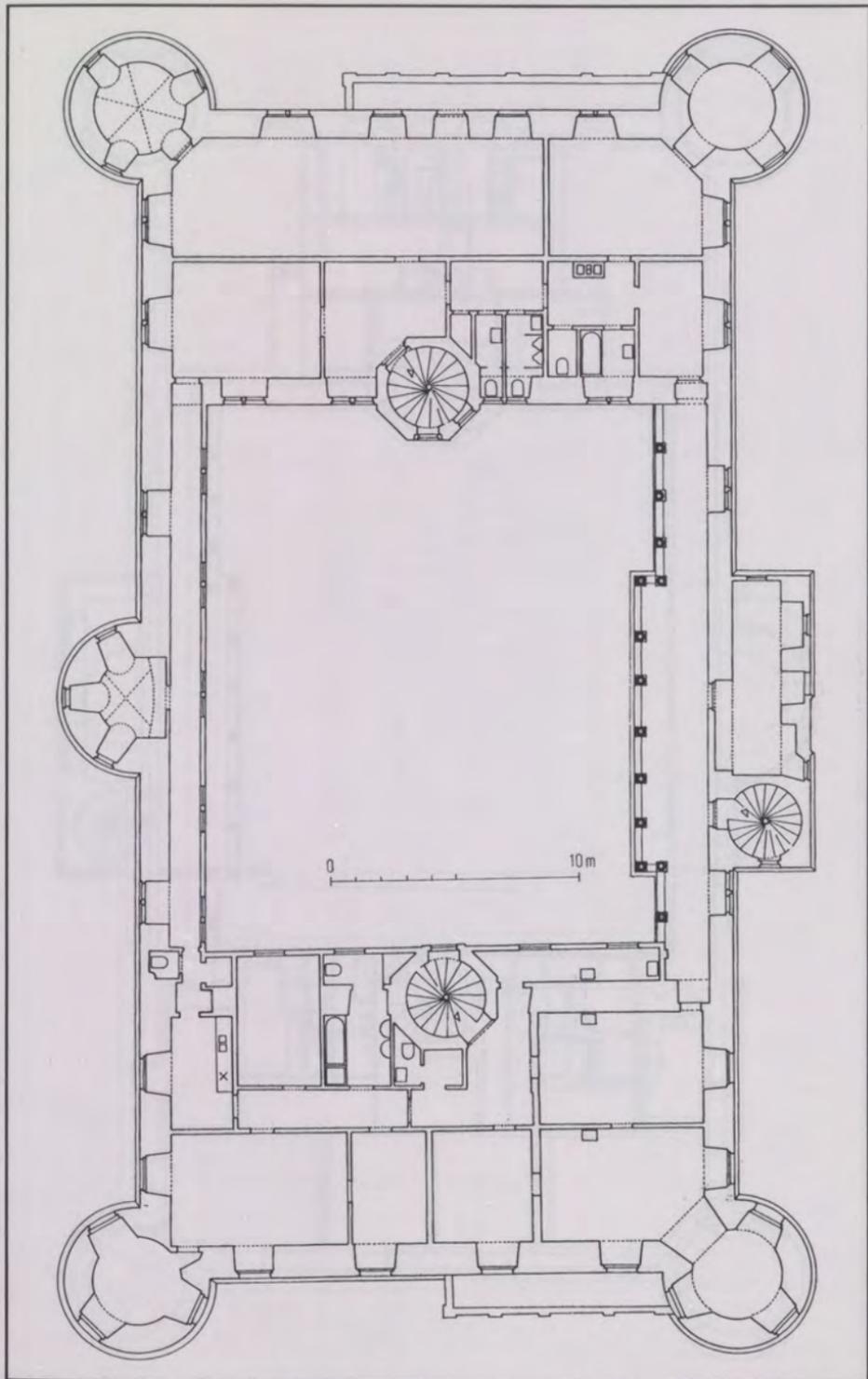
P 17 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 2. Obergeschoß. Zustand 1615. Zeichnung W.-G. Fleck



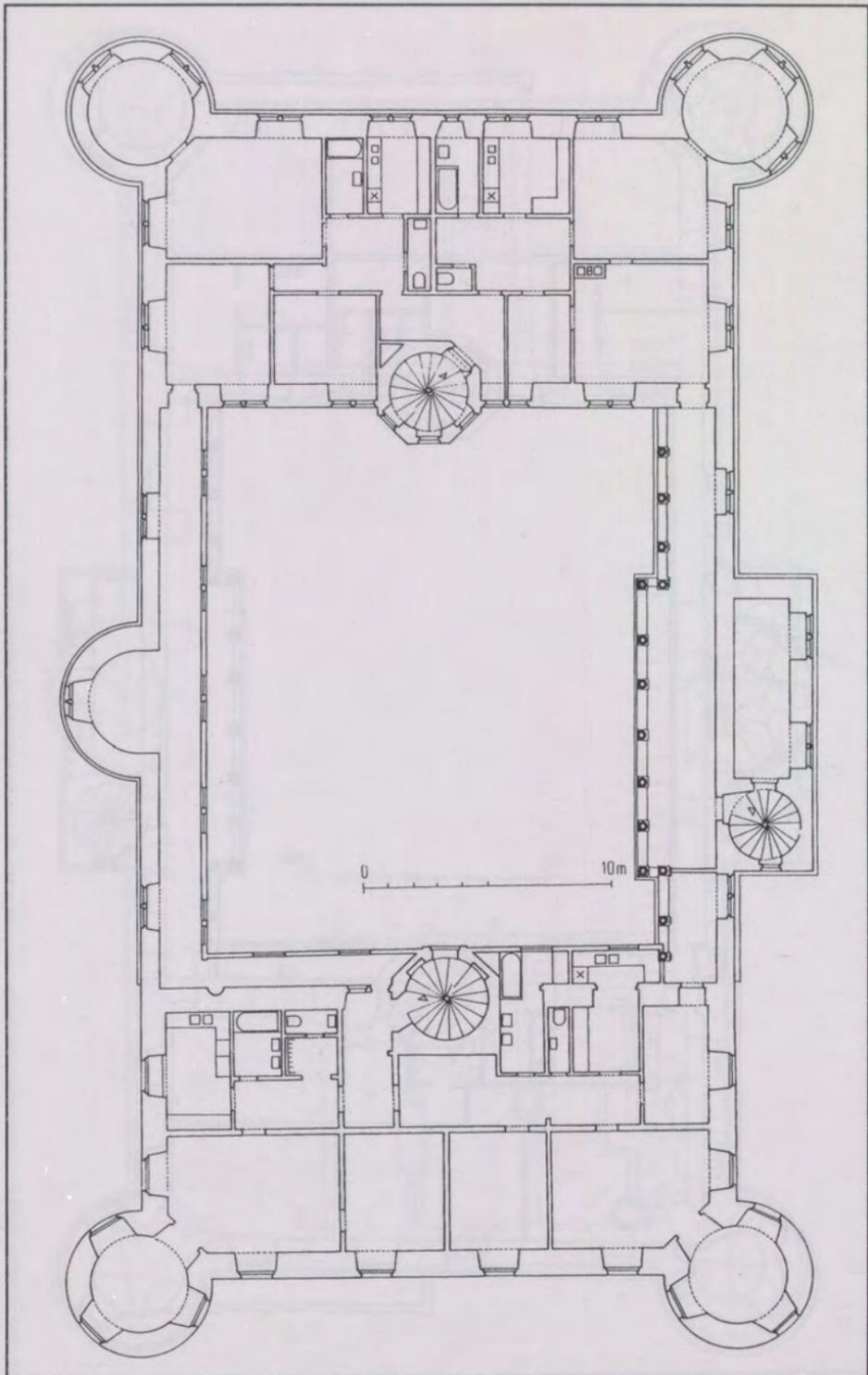
P 18 Schloss Pfedelbach, Ansicht von Westen, Zustand 1615. Zeichnung W.-G. Fleck



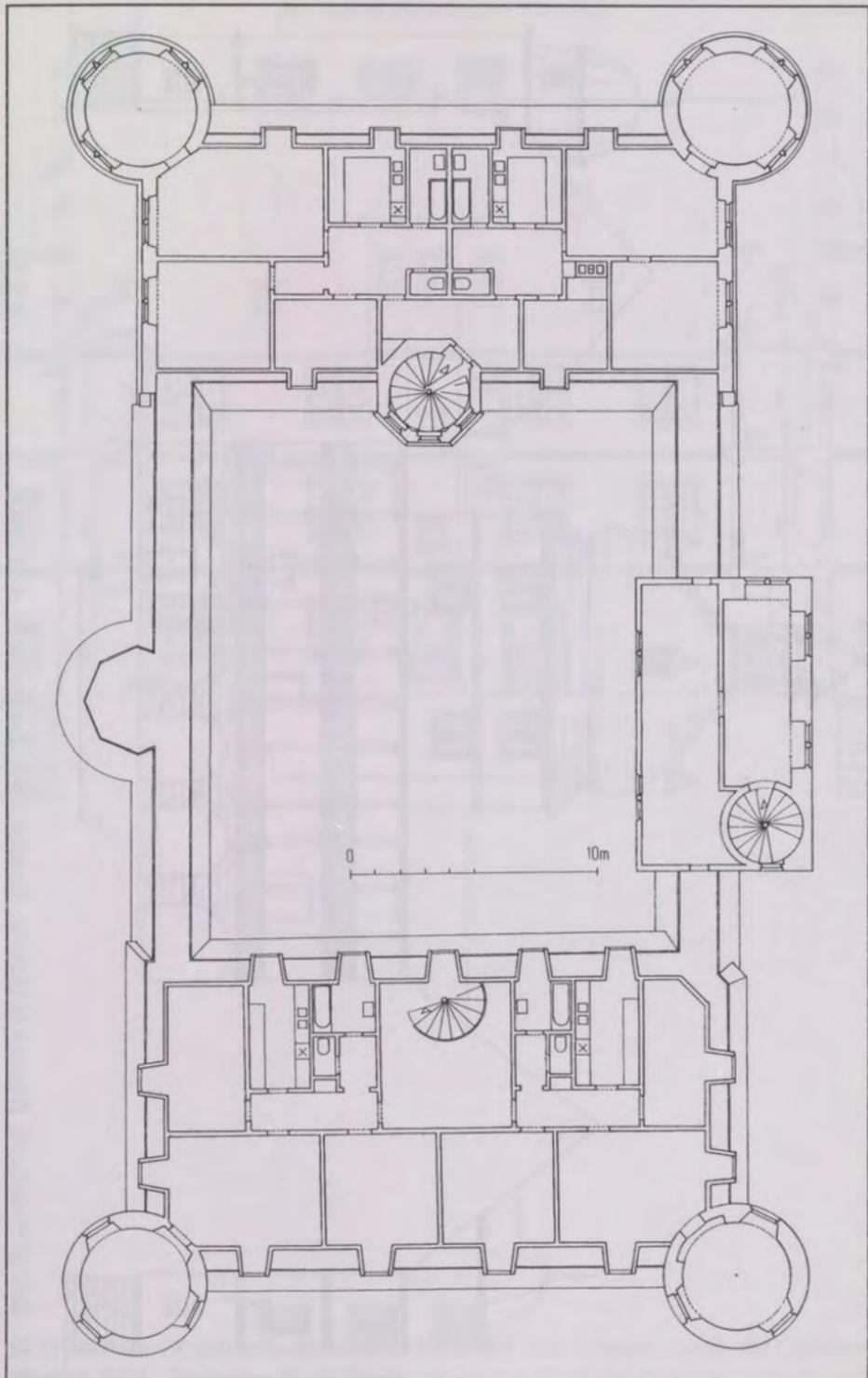
P 19 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom Erdgeschoß. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



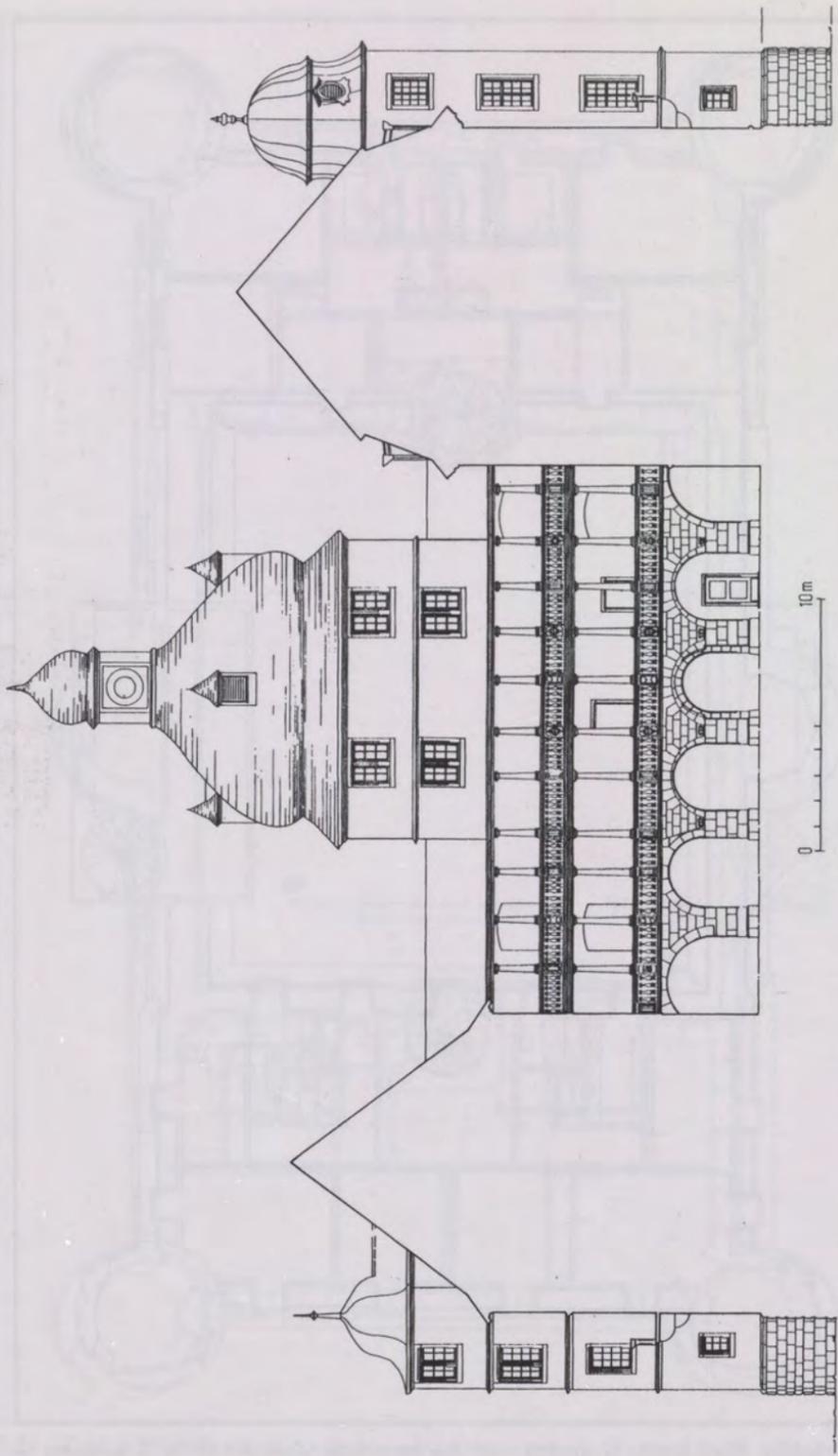
P 20 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 1. Obergeschoß. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



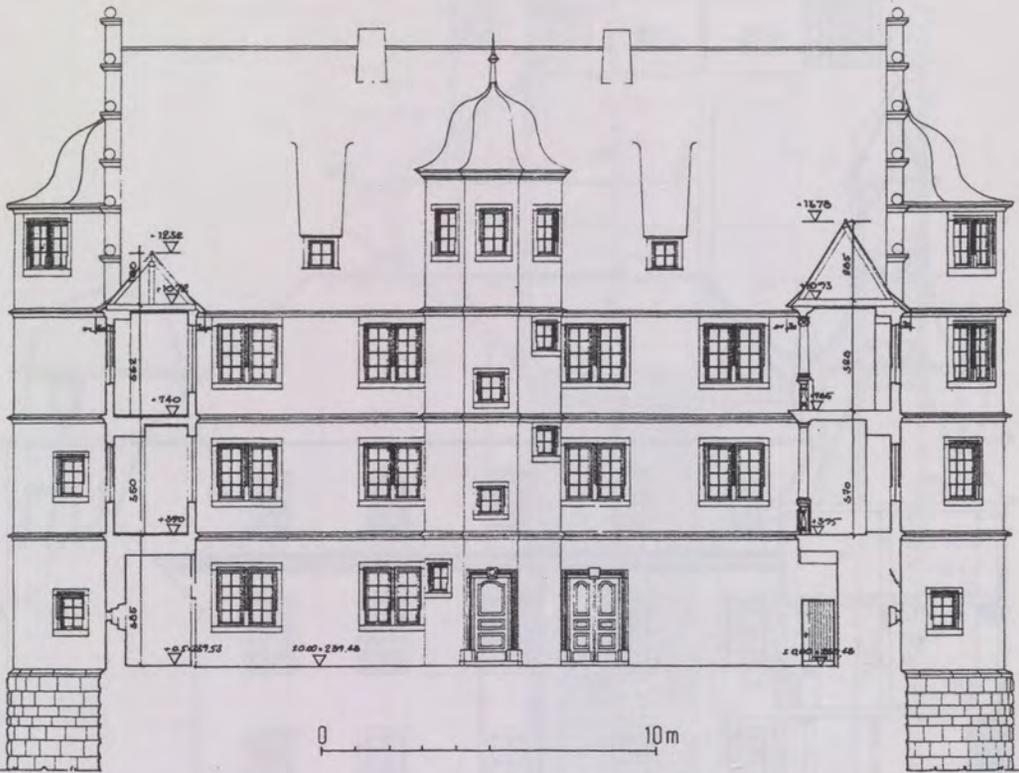
P 21 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom 2. Obergeschoß. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



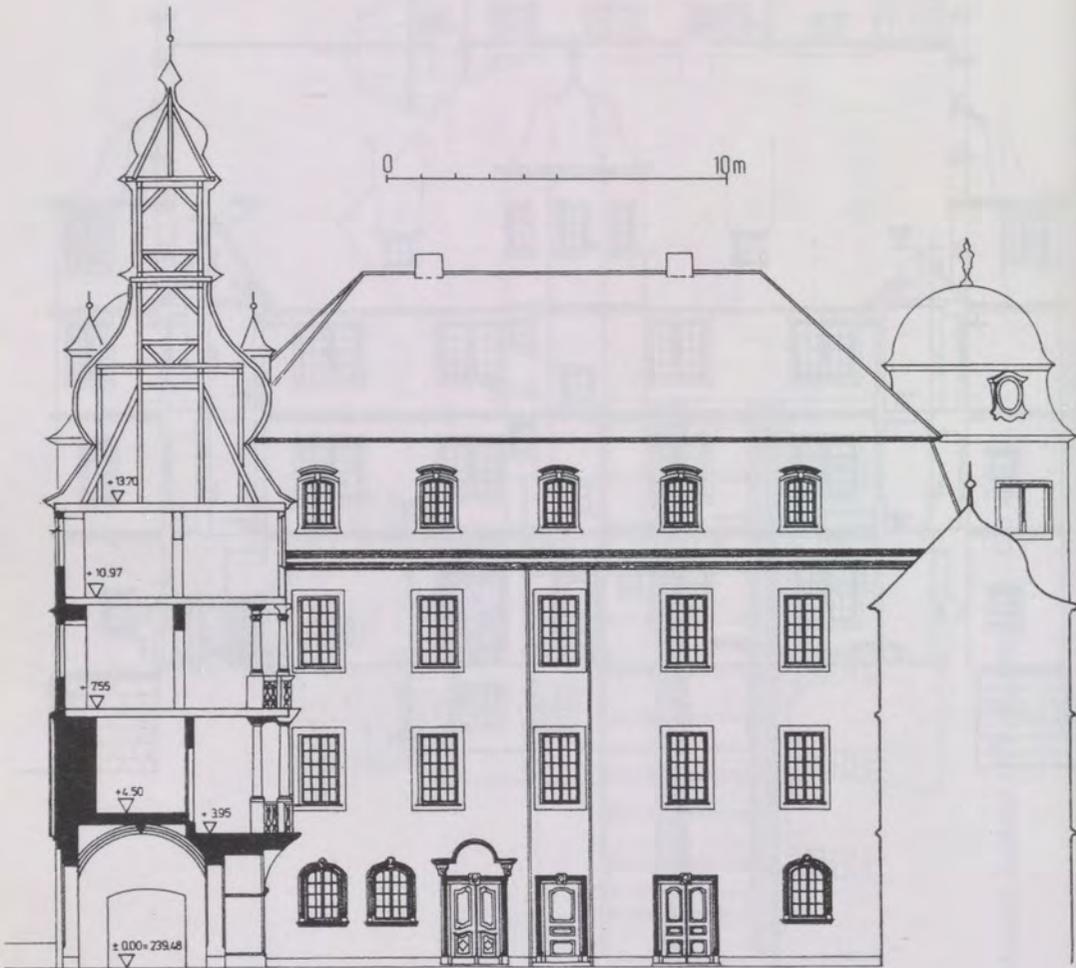
P 22 Schloss Pfedelbach, Grundriß vom Dachgeschoß. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



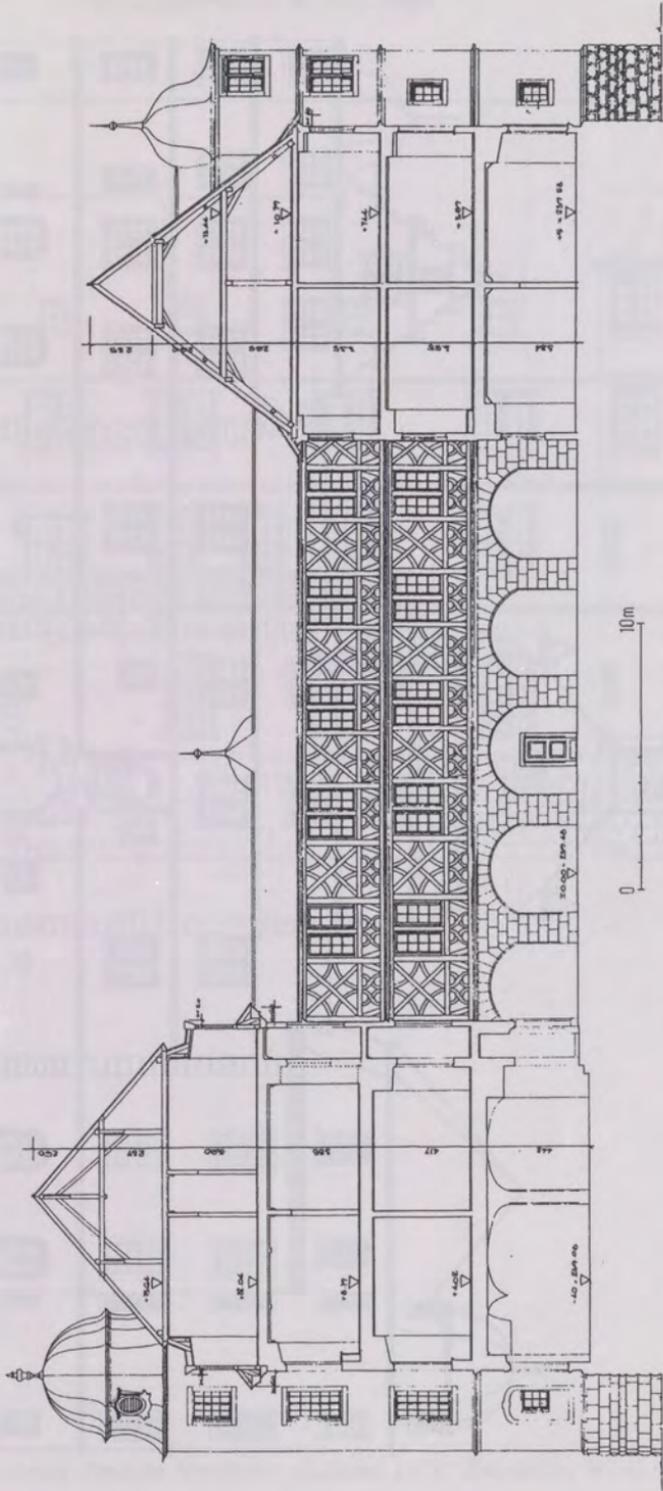
P 23 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Ostseite. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



P 24 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Nordseite und Schnitte durch die Galerien.
Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck

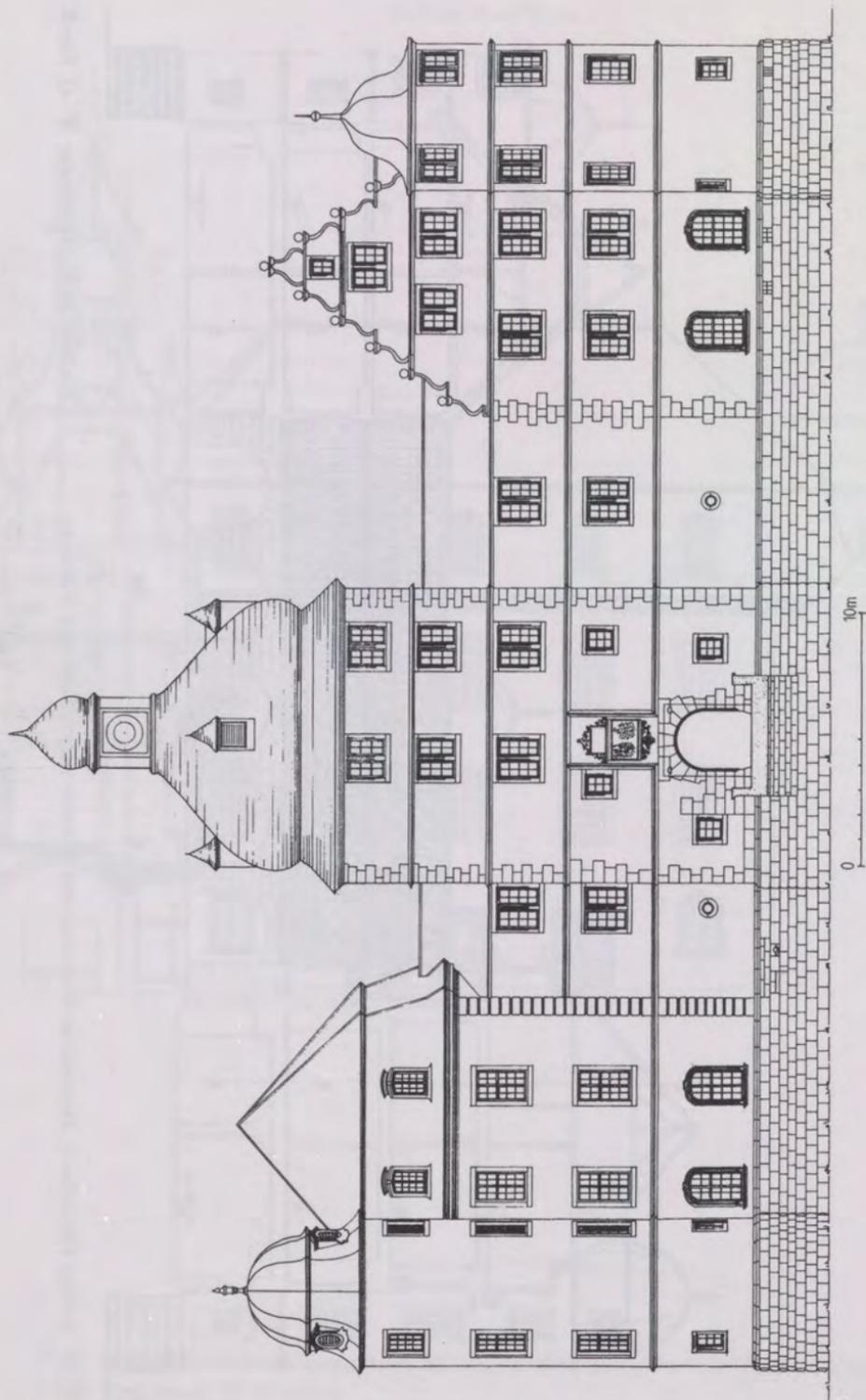


P 25 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Südseite und Schnitt durch den Torbau. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck

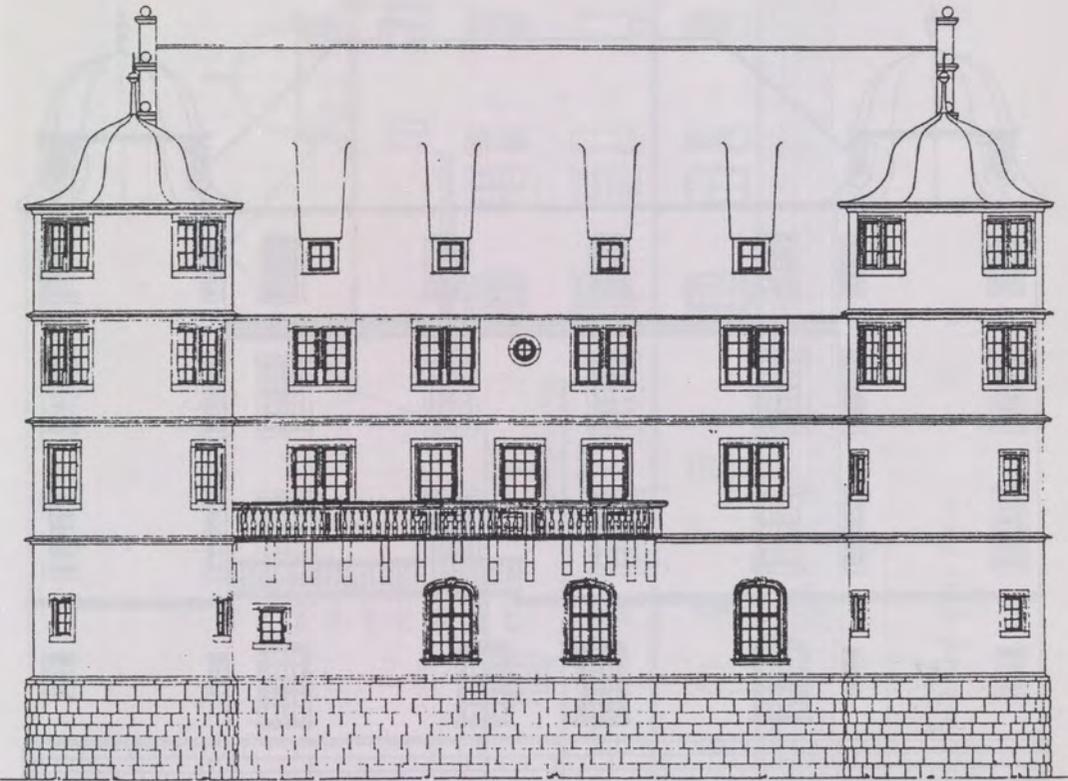


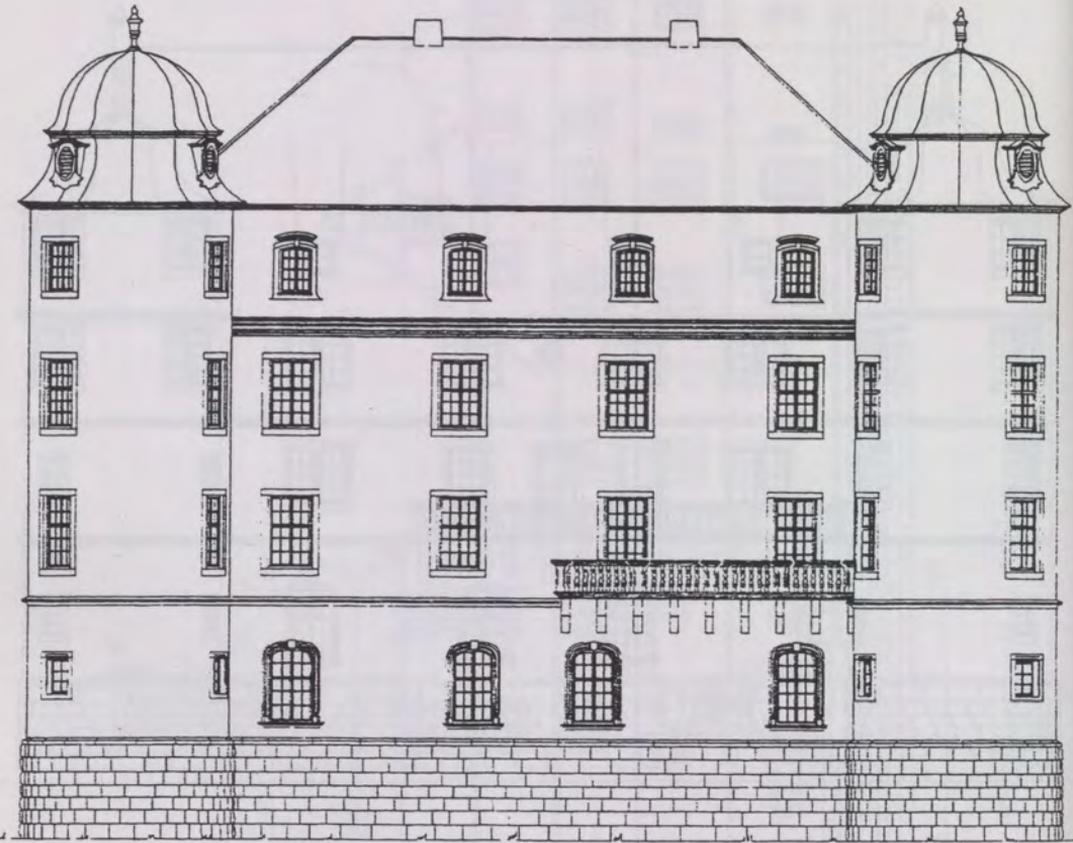
P 26 Schloß Pfedelbach, Hofansicht Westseite und Schnitte durch Süd- und Nordbau.

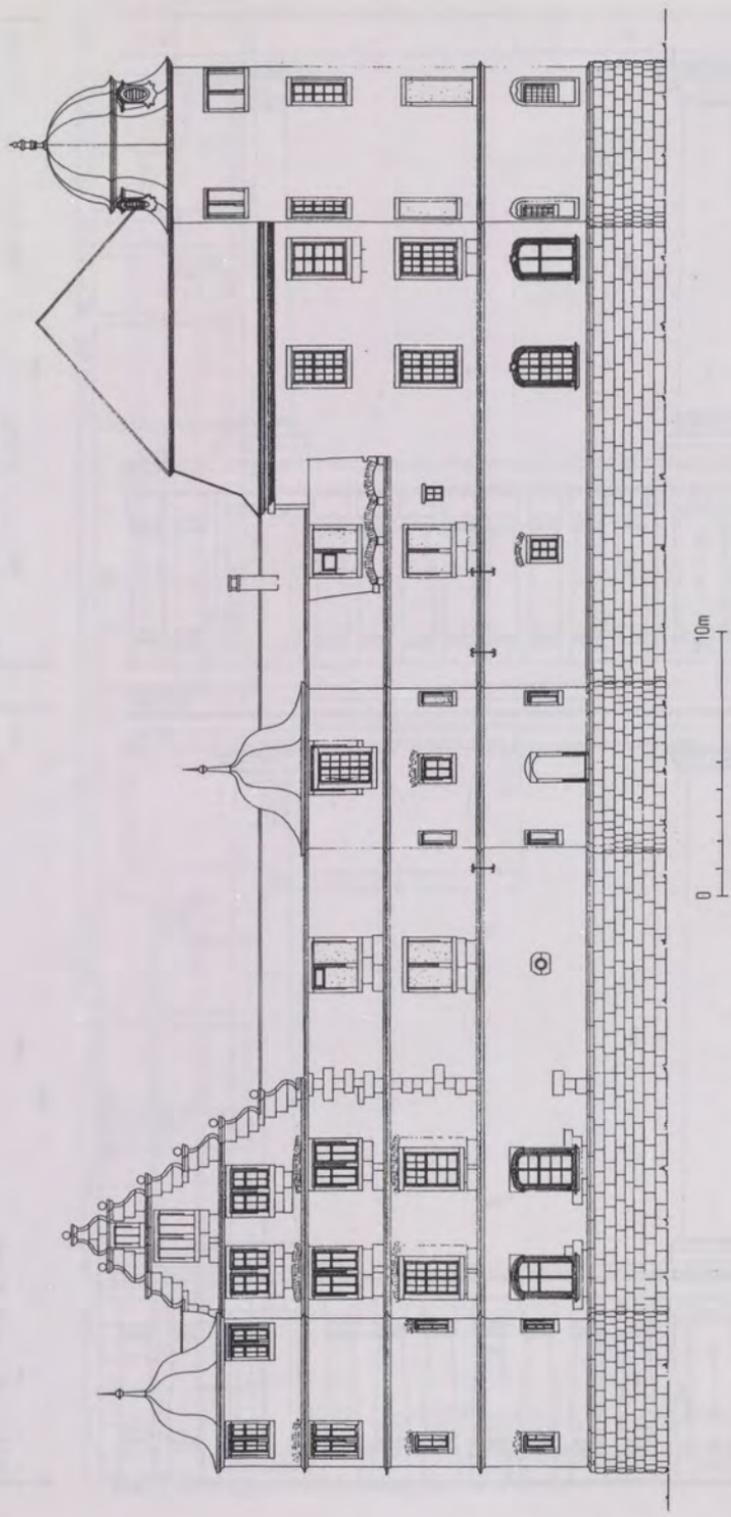
Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



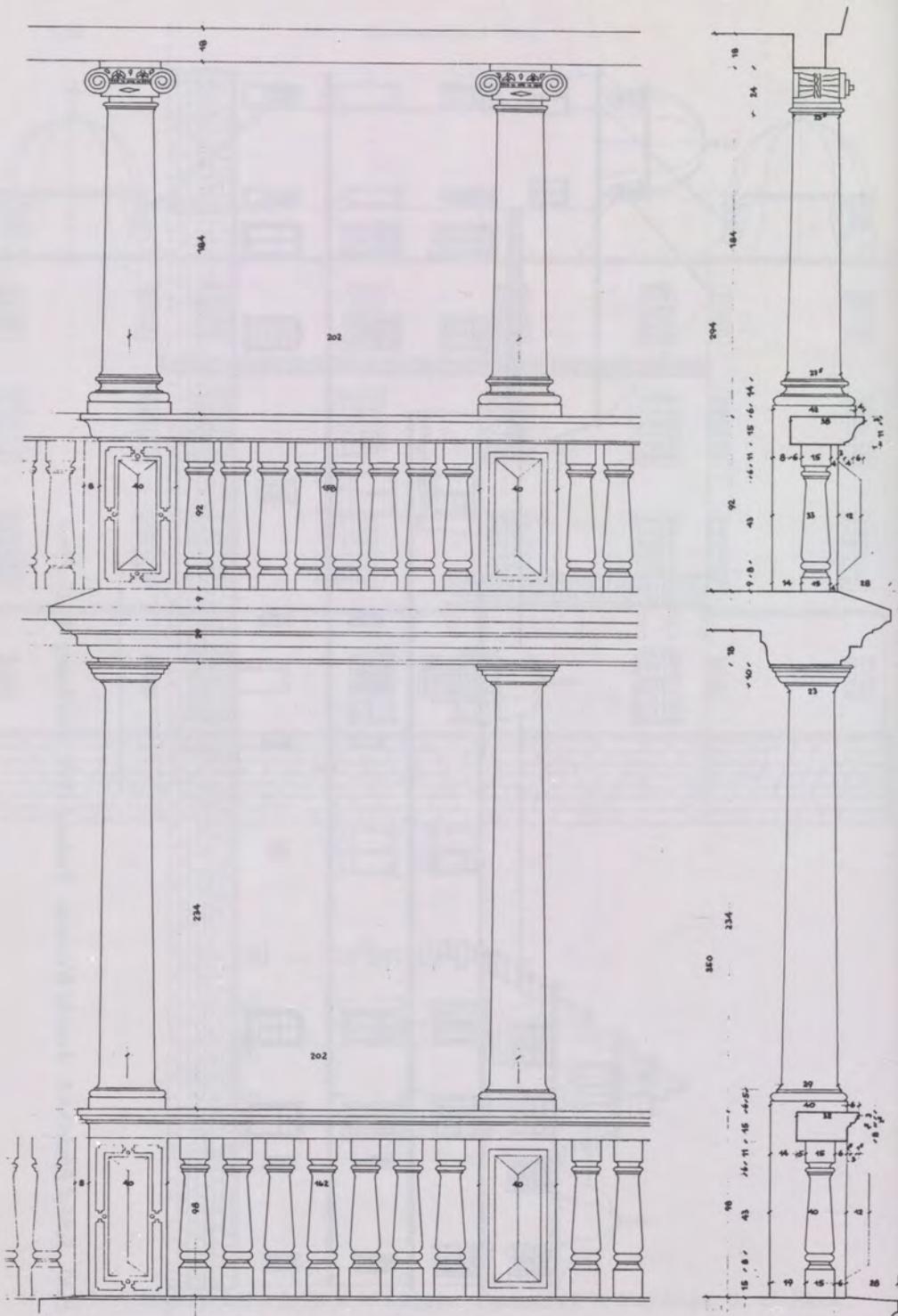
P 27 Schloss Pfedelbach, Ansicht Ostseite. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



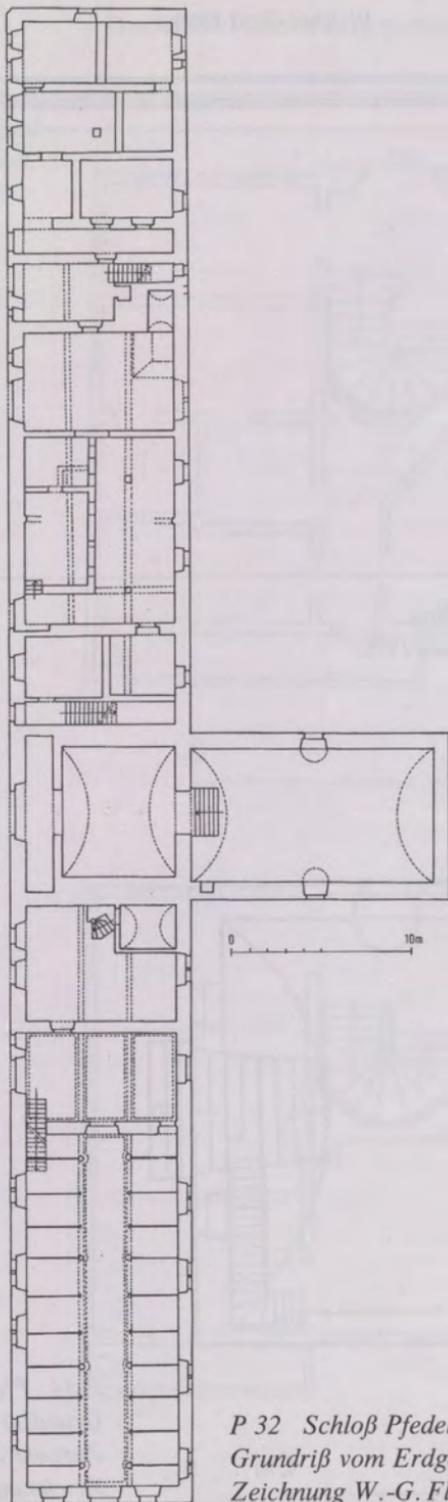




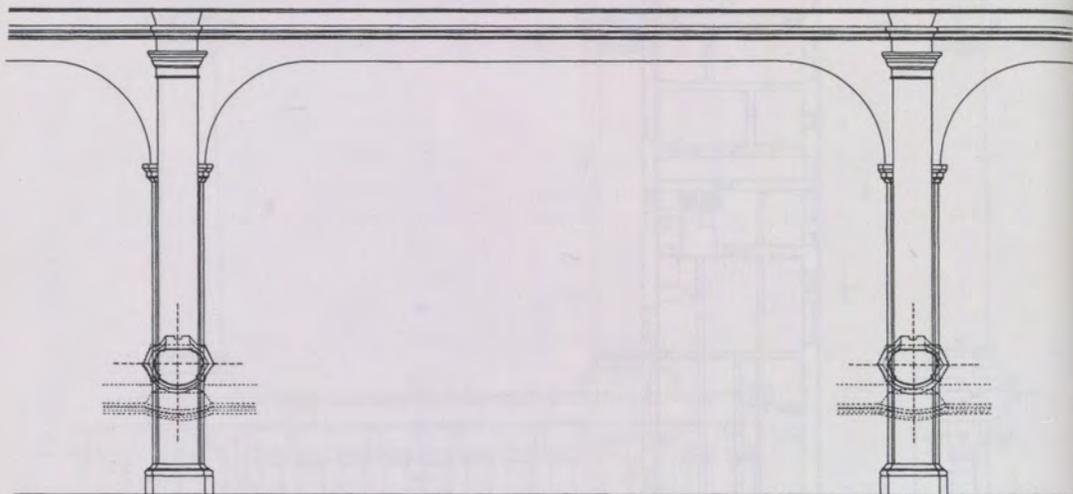
P 30 Schloss Pfedelbach, Ansicht Westseite. Zustand 1979. Zeichnung W.-G. Fleck



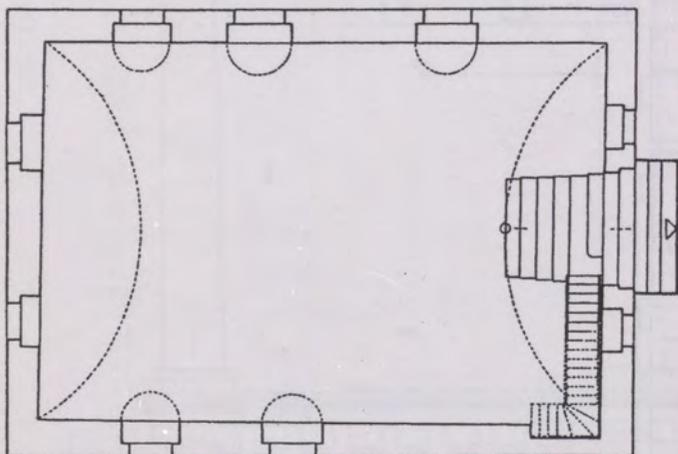
P 31 Schloß Pfedelbach, Detail der Steingalerie im Hof, Ostseite. Zeichnung W.-G. Fleck



P 32 Schloß Pfedelbach, Langer Bau.
Grundriß vom Erdgeschoß. Zustand um 1970.
Zeichnung W.-G. Fleck



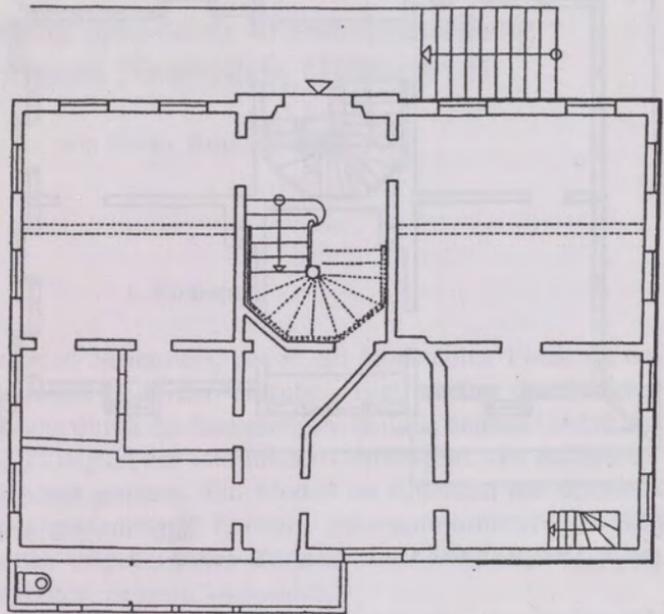
P 33 Schloß Pfedelbach, Langer Bau.
Stützsystem im Marstall. Zustand um 1970.
Zeichnung W.-G. Fleck



P 34 Pfedelbach, Witwenpalais.
Grundriß vom Keller.
Zustand um 1980.
Zeichnung W.-G. Fleck

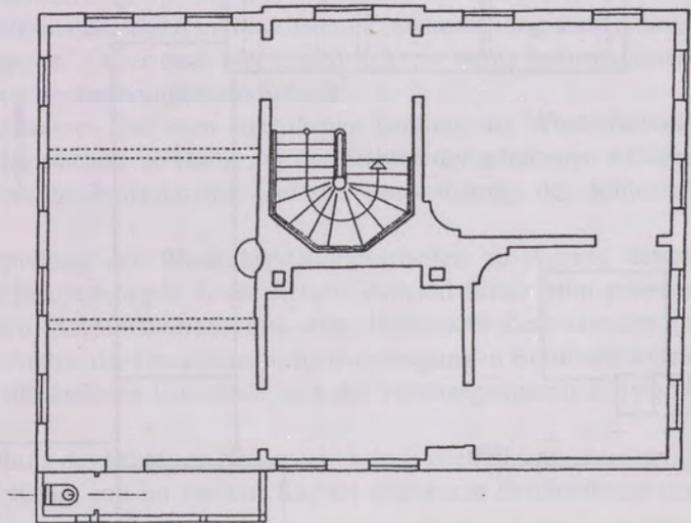


P 35 Pfedelbach,
Witwenpalais. Grund-
riß vom Erdgeschoß.
Zustand um 1980.
Zeichnung
W.-G. Fleck

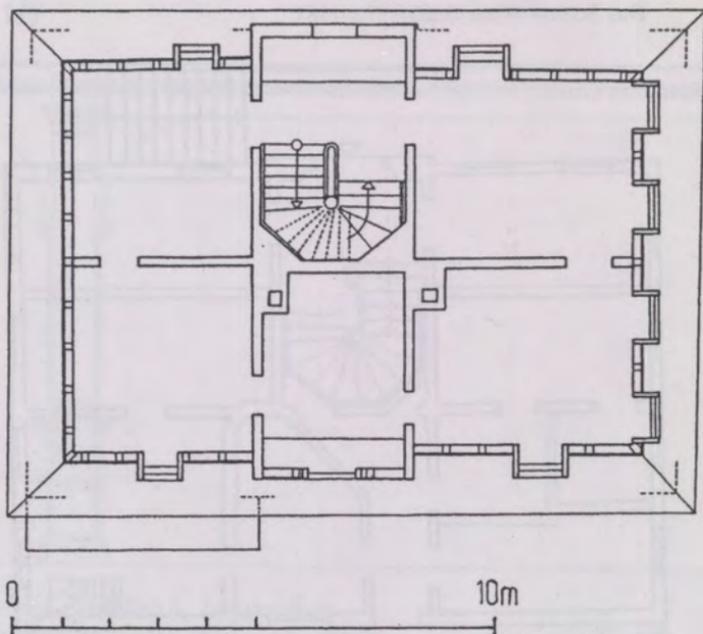


0 10m

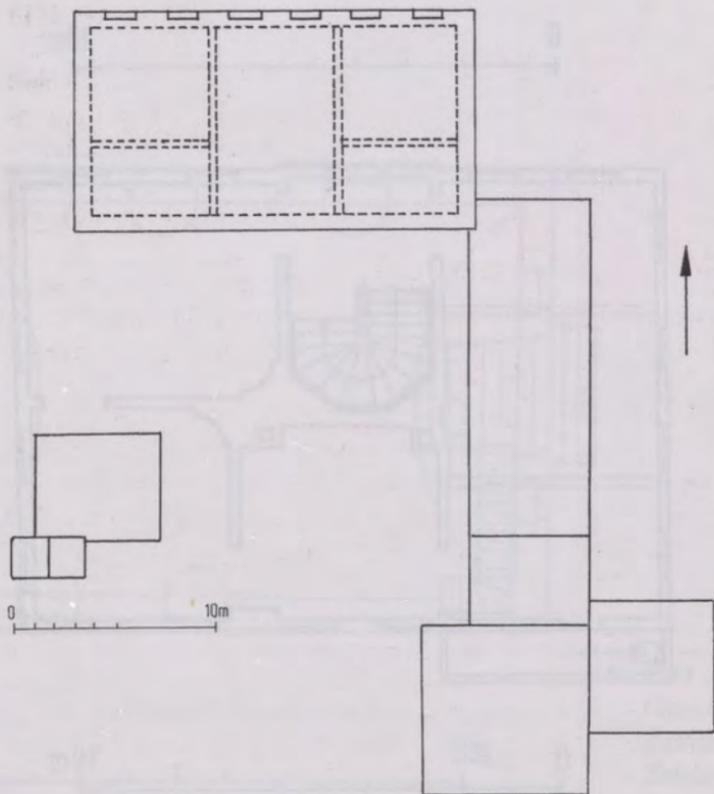
P 36 Pfedelbach,
Witwenpalais.
Grundriß vom
Obergeschoß.
Zustand um 1980.
Zeichnung
W.-G. Fleck



0 10m



P 37 Pfedelbach,
Witwenpalais.
Grundriß vom
Dachgeschoß.
Zustand um 1980.
Zeichnung
W.-G. Fleck



P 38 Schlößchen
Charlottenberg.
Lageplan mit
rekonstruierter
Inneneinteilung

Bodo Ebhardt und seine Wiederherstellung des Schlosses Neuenstein (1906–1914)

VON PETRA KOWALEWSKI

I. Einleitung

Bei einem Besuch von Schloß Neuenstein, das in der Hohenloher Ebene an der mittelalterlichen Handelsstraße Heilbronn–Nürnberg liegt, erfährt der Besucher erst gegen Ende der Führung durch die Sammlungen, daß die heutige Gestalt des Schlosses auf Umbauten zu Beginn des Jahrhunderts zurückgeht. Als Baumeister wird Professor Bodo Ebhardt genannt. Ein Modell im Rittersaal des Schlosses zeigt den zur Ausführung gekommenen Entwurf. Informationsmaterial in Bild oder Schrift, das über den ursprünglichen Zustand bzw. die Änderungen am Schloß Auskunft geben könnte, ist nicht vorhanden.

Auch der kleine Schloßführer von Constantin Prinz zu Hohenlohe beschränkt sich zur neueren Baugeschichte unter Ebhardt auf die Aussage, daß 1906 bis 1914 »umfassende(n) Erneuerungsarbeiten in Neuenstein« stattfanden¹.

Weitere Publikationen, die sich ausschließlich mit dem Neuensteiner Schloß beschäftigen, gibt es nicht. So ist man auf allgemeine Veröffentlichungen zu hohenloheschen Residenzen angewiesen² oder auf solche, die sich mit hohenloheschen Baumeistern auseinandersetzen und in diesem Zusammenhang auch Aussagen zu Neuenstein machen³. Aber auch hier finden sich nur wenig Informationen zu Ebhardt und seinen Veränderungen am Schloß.

Will man sich ein genaueres Bild vom eigentlichen Umfang der Wiederherstellungsarbeiten Ebhardts machen, so bleibt nur das Sichten der erhaltenen Archivmaterialien im Hohenlohe-Zentralarchiv und die Untersuchung des Schlosses selbst.

Die detaillierte Darstellung der Wiederherstellungsarbeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts ist das Hauptanliegen dieser Arbeit. Anhand bisher zum größten Teil unveröffentlichten Archivmaterials aus dem Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein und dem Archiv der Deutschen Burgenvereinigung in Braubach sollen die Arbeiten selbst, die äußeren Umstände und die vorangegangenen Entwürfe behandelt werden.

Da die Wiederherstellung des Schlosses Neuenstein kein Einzelfall war, sondern in der Strömung der Zeit lag, soll im zweiten Kapitel eine kurze Beschreibung der

1 C. Prinz von Hohenlohe: Schloß Neuenstein und sein Museum. 1986, S. 12.

2 Z. B. H. Heuß: Hohenloher Barock und Zopf. 1937.

3 Z. B. E. Grünenwald: Georg Kern der hohenlohesche Baumeister. In: Württembergisch Franken. N. F. 32 (1958) S. 117–132.

Geschichte der Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts den Hintergrund für die Arbeit geben. Das dritte Kapitel behandelt die Person Bodo Ebhardt. Ebhardt war zu Beginn des Jahrhunderts eine bekannte, wenn auch nicht unumstrittene Persönlichkeit, die sich in den Bereichen Architektur, Burgenforschung und Denkmalpflege einen Namen gemacht hatte. Sein Schaffen ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Nur die Dissertation von Andreas Bekiers⁴ aus dem Jahr 1984 gibt umfassende Auskunft über sein Leben und Frühwerk. Deshalb soll Ebhardts Werdegang im Rahmen dieser Arbeit beschrieben werden.

Das vierte Kapitel behandelt nach einer kurzen Baugeschichte und Beschreibung des Schlosses die Wiederherstellung ab 1906. In diesem Zusammenhang wird bewußt die Bezeichnung »Wiederherstellung« und nicht »Restaurierung« verwendet. Zwar wurden im 19. Jahrhundert beide Begriffe synonym benützt, im Gegensatz zur heutigen Zeit bedeutete jedoch Restaurieren auch das Erneuern bzw. Hinzufügen von Teilen eines Bauwerks, deren Form und Aussehen nicht mehr bekannt und gesichert waren.

In einem Vergleich von Ebhardts theoretischen Äußerungen zur Denkmalpflege mit seinem praktischen Arbeiten am Beispiel Neuensteins, soll an das zweite Kapitel angeknüpft und Ebhardts Stellung zur wichtigsten Frage der Denkmalpflege des angehenden 20. Jahrhunderts: »Konservieren oder Restaurieren?« aufgezeigt werden.

II. Denkmalpflege im 19. Jahrhundert

Die zahlreichen Wiederherstellungen von Burgen und Schlössern im 19. Jahrhundert stehen in engem Zusammenhang mit der Neubewertung des Mittelalters gegen Ende des vorangegangenen 18. Jahrhunderts durch die Bewegung der Romantik. Ihr Streben nach der »Poetisierung des Daseins«⁵ kann als eine Reaktion auf die unbefriedigenden Verhältnisse in Politik und Gesellschaft dieser Zeit verstanden werden. Die Kleinstaaterei, der Zerfall des Reiches und Napoleons Fremdherrschaft wurden um so stärker empfunden, unter dem Vorbild staatlich bereits geeinter Völker, wie England und Frankreich. Mit dem Wachsen des nationalen Bewußtseins der Deutschen und den gleichzeitig immer stärker wirkenden Beschränkungen von außen entstand die Suche nach besseren Lebensumständen in der Vergangenheit. Das Mittelalter wurde zum Inbegriff der Stärke und Einheit der deutschen Nation. Die Gotik, als Kunst des hohen und späten Mittelalters, wurde zum Sinnbild dieser Stärke und Einheit, denn »sie war in der Zeit entstanden, von der man glaubte, daß sie eine Einheit von Kirche und Staat und überhaupt des gesamten Lebens zu verwirklichen gesucht hätte«⁶. Diese Rückbesinnung auf die Vergangenheit ist jedoch nicht als Flucht

4 A. Bekiers: Bodo Ebhardt 1865–1945. Berlin, 1984.

5 Studienbuch Geschichte. Hg. R. Elze und K. Reppen. 1983, S. 633.

6 G. Klevinghaus: Die Vollendung des Kölner Doms ... 1971, S. 54.

vor der eigenen Gegenwart zu verstehen, vielmehr liegt in ihr die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Das Erleben und Erforschen der eigenen Geschichte bildete den Ausgangspunkt zur Veränderung der bestehenden Verhältnisse. Eine besondere Stellung nahm hierbei das Kunstwerk ein. Für die Philosophen Friedrich von Schlegel und Friedrich Schelling konnte der Mißstand der Gegenwart nur mit einem Rückbezug auf die Denkmäler der Vergangenheit gelöst werden⁷, denn für sie galt, was Friedrich von Schiller 1795 in seinem 9. Brief »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« formulierte: »Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen (...). So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran«⁸.

Die Denkmäler, als das einzig Überdauernde im ständigen Wandel der Geschichte, wurden als Orientierung gesucht, um den Weg zurück zu einer besseren Zeit zu finden. Nachdem man die noch erhaltenen Kunstwerke als für so wichtig erkannt hatte, lag es nahe, sie zu schützen und für die Nachwelt zu erhalten. Die Anfänge der modernen Denkmalpflege zeichnen sich in dieser Zeit ab. Die ständig wachsende Begeisterung für die Vergangenheit, mitgetragen von dem pathosgeladenen Nationalbewußtsein, »ließ aus einigen der zahllosen deutschen Ruinen Nationaldenkmäler werden«⁹.

Die Marienburg in Westpreußen entwickelte sich zum ersten deutschen Nationaldenkmal¹⁰. Sie war bis 1457 das Haupthaus des Deutschen Ritterordens. 1772 fiel sie nach der ersten Teilung Polens an Preußen¹¹. Da man ihren Abriß plante, wurde der Oberbaurat David Gilly vor Ort geschickt, um das Bauwerk zu untersuchen. Friedrich Gilly, sein Sohn, war mitgereist und fertigte einige Zeichnungen zu Gesamtansicht und Details der Ruine an. Die Ausstellung der Zeichnungen in Berlin und ihre weitere Verbreitung in Form von Stichen (1799–1803) machte die Marienburg der Öffentlichkeit so bekannt und vertraut, daß 1804 die Abrißpläne aufgegeben werden mußten. Letztendlich führte das öffentliche Interesse an der Marienburg dazu, daß man 1813 ihre Wiederherstellung beschloß.

Die erste Phase der Wiederherstellungsarbeiten unter der Leitung von Theodor von Schön wurden 1815 bis Mitte des Jahrhunderts »ohne die notwendigen archäologischen Voraussetzungen unternommen«¹². Besonders bei der Innenausstattung fügte von Schön zahlreiche neugotische Dekorationen hinzu, die sich von der alten Bausubstanz nur schwer unterscheiden ließen. Trotz Protesten Schin-

7 *M. Brix*: Geschichte allein ist zeitgemäß. Lahn-Giessen, 1978, S. 233f.

8 *F. Schiller*: Werke in vier Bänden. Hg. *G. Stenzel*. 1983, Band I, S. 523.

9 *N. Huse*, Hg.: Denkmalpflege. 1984, S. 34.

10 *Huse* (wie Anm. 9) S. 35.

11 *Huse* gibt fälscherweise die dritte Teilung an, da diese aber erst 1795 erfolgte und auch er die ersten Untersuchungen Gillys auf 1794 datiert, scheint es sich um ein Versehen zu handeln.

12 *H. Boockmann*: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jh. in Deutschland. 1972, S. 136.

kels¹³ war die historische Wahrheit für von Schön weniger wichtig als ein grandioses Erscheinungsbild. Eine Einstellung, die in den Anfängen der Denkmalpflege häufig war und erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, nur sehr langsam, aufgegeben wurde.

Das großartige Erscheinungsbild der Marienburg war von großer Wichtigkeit, denn »das wiederhergestellte Schloß soll[te] dem Zeitalter der Freiheitskriege und der preußischen Reformen als Denkmal dienen, es soll[te] mit Schöns Worten, zu einem ›Nationalmonument‹ werden, ›Pantheon der Provinz Preußens‹, (...) zu einer ›preußischen Walhalla‹, zu einem ›preußischen Westminster‹«¹⁴. Diese pathetische Formulierung zeigt, wie sehr sich die Wiederherstellung der Marienburg, begonnen aus schwärmerisch-romantischen Gedanken, im Laufe der Zeit zu einem Vorhaben mit national-politischer Motivation wandelte.

Auch für das zweite große Nationaldenkmal des 19. Jahrhunderts, den Kölner Dom, läßt sich diese Entwicklung aufzeigen. Seit dem Jahre 1560, der Stilllegung der Dombaustelle, war der Kran am Südturm erhalten geblieben und wurde zu einem der Wahrzeichen Kölns. Stimmen, die sich um eine Fertigstellung des Domes bemühten, blieben bis ins Jahr 1814 ungehört. Ausschlaggebend für das neuerwachte Interesse am Kölner Dom waren mehrere Faktoren. Ein Anstoß kam von Joseph Görres (1776–1848), der im November 1814 im »Rheinischen Merkur« einen Aufsatz veröffentlichte. Er beteiligte sich an der Denkmäler-Debatte der Zeit, die über Ort, Form und Funktion der Denkmäler, die nach dem endgültigen Sieg über Napoleon errichtet werden sollten, geführt wurde. Er äußerte, daß kein neues Monument errichtet werden solle, sondern als Zeichen der wiedererlangten nationalen Einheit und Freiheit müsse man eine Ruine vollenden. Des weiteren wurden 1814 und 1816 Pläne entdeckt, die über die Nordfassade und den Grundriß des Südturms Auskunft gaben¹⁵. Nachdem auch noch der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. für die Domvollendung gewonnen wurde, schien einem Weiterbau nichts mehr im Wege zu stehen¹⁶. Tatsächlich erfolgte die Grundsteinlegung erst im Jahre 1842. Trotzdem hatte sich an den allgemeinen Hintergründen für die Vollendung wenig geändert. Politisch wurde der Ausbau des Domes angesichts des französischen Anspruchs auf den Rhein als nationale Pflicht empfunden¹⁷. In religiöser Hinsicht sah man im Kölner Dom den Turm von Babel, dessen Arbeiten durch die Reformation und der durch sie bedingten Gedankenverwirrung zum Abbruch gekommen waren¹⁸.

Dem Weiterbau am Kölner Dom waren intensive Bauuntersuchungen, Quellen- und Stilkritik, sowie der Versuch einer geschichtlichen Einordnung vorausgegan-

13 »Wo historische Wahrheit und Konsequenz in einem Kunstwerke aufgegeben wird, (...), da kann man unmöglich noch auf unbefangene Teilnahme und allgemeines Interesse Rechnung machen.« Schinkel zitiert nach *Huse* (wie Anm. 9) S. 38.

14 Theodor von Schön zitiert nach *Boockmann* (wie Anm. 12) S. 115.

15 *Huse* (wie Anm. 9) S. 39.

16 *Huse* nennt für den Besuch des Prinzen das Jahr 1815 (S. 41), *Klevinghaus* (wie Anm. 11) datiert ihn auf den 16. Juli 1814 (S. 174).

17 *Klevinghaus* (wie Anm. 6) S. 190f.

18 *Klevinghaus* (wie Anm. 6) S. 190f.

gen. Diese Untersuchungsmethoden wandte man zur Mitte des 19. Jahrhunderts erst allmählich systematisch an. In Köln wurden sie zum ersten Mal »in nennenswerter Weise für die Begründung und die Technik der Erhaltung von Denkmälern relevant«¹⁹.

Auch in der dritten Phase²⁰ der Arbeiten an der Marienburg (1882–1895) kamen endlich genauere Untersuchungen und Quellenforschung bei der Wiederherstellung zum Tragen. Die Leitung der Arbeiten unterstand dem Architekten und Archäologen Conrad Steinbrecht. Erstmals wurden hier auch groß angelegte Ausgrabungen für die Rekonstruktion eines ursprünglichen Zustandes herangezogen.

Neben der Marienburg und dem Kölner Dom sind z. B. auch die Arbeiten an der Wartburg in Thüringen (1847–1891)²¹ und der Kaiserpfalz in Goslar (1873–1879)²² als größere Projekte der Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts zu nennen. Aber auch zahlreiche kleinere Burgen und Schlösser wurden in dieser Zeit wiederhergestellt. War an den Arbeiten zu Marienburg und Kölner Dom emotional das ganze Volk beteiligt, so gilt dies weniger für die Wartburg und die Goslarer Kaiserpfalz. Hier stand der Ruhm der fürstlichen Familie bzw. des Kaiserhauses der Hohenzollern, die den Aufbau betrieben, im Vordergrund. In diesem Zusammenhang sind auch die Wiederherstellungen kleinerer Burgen und Schlösser des 19. Jahrhunderts zu sehen. Ausgehend vom erwachten Nationalbewußtsein wuchs auch das Bewußtsein für die eigene Familiengeschichte. Mit besagtem Bewußtsein wurde der Ahnensitz wieder auf- bzw. ausgebaut, um Kontinuität und bestehende Stärke der Ahnenreihe zu repräsentieren, oft genug unterstützt von einem privaten Museum, das die Kraft des Geschlechts zusätzlich mit über Jahrhunderte erhaltenen Familienerbstücken legitimierte.

Die zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin immer stärker ausgeprägte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die zu dem »... Bewußtsein [führte], daß alles Leben und alle Wirklichkeit geschichtlich bedingt ist«²³, läßt auch andere Kunstepochen neben der Gotik wiedererstehen. Ab 1844 wurde z. B. das Schweriner Schloß nach Plänen von Adolf Demmler, Gottfried Semper und August Stüler im Stil der nordischen Renaissance ausgebessert und weiter ausgebaut.

Ist man den Wiederherstellungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts zur Erhaltung zahlreicher historischer Bauten dankbar, so kommt man nicht umhin, auch die negative Seite dieser Art von Denkmalpflege hervorzuheben. Schon Mitte des Jahrhunderts wurden im Ausland Stimmen laut, die das zerstörerische »Restaurie-

19 Huse (wie Anm. 9) S. 46.

20 Die zweite Phase dauerte von Mitte des Jahrhunderts bis 1882 unter der Leitung des Kunsthistorikers Ferdinand von Quast, der 1843 zum ersten Denkmalpfleger Preußens wurde. Schon diese Phase der Arbeiten wurde systematischer betrieben. Boockmann (wie Anm. 12) S. 138.

21 Datierung s. L. Kerssen: Das Interesse am Mittelalter im Deutschen Nationaldenkmal. 1975, S. 53.

22 Datierung Kerssen (wie Anm. 21) S. 106.

23 H. Kinder, Hg.: dtv-Atlas zur Weltgeschichte. 1985, Band 2, S. 41.

ren« in ausschließlich einem Stil kritisierten. (Für Frankreich wäre Ludovic Vitet²⁴ zu nennen, für England besonders John Ruskin²⁵.) Wurden die Gotik- oder die Renaissanceteile eines Bauwerkes wiederhergestellt, so bedeutete dies meist das gleichzeitige Auslöschen aller Zutaten aus früheren bzw. späteren Epochen, im Sinne einer absoluten Stilreinheit.

In Deutschland zeichnete sich eine wachsende Kritik an der praktizierten Denkmalpflege erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ab. Die Diskussion um »Konservieren oder Restaurieren« entbrannte um 1898 an der von Carl Schäfer geplanten Wiederherstellung des Ottheinrich-Baus des Heidelberger Schlosses. 1689 und 1693 durch die Truppen Ludwigs XIV. zerstört und seitdem größtenteils nur als Ruine erhalten, wurde das Heidelberger Schloß nach dem gewonnenen Krieg 1871 gegen Frankreich zum Sinnbild der Demütigung und sollte deshalb wiederhergestellt werden. Carl Schäfer übernahm in den 80er Jahren die Ausbesserung des Friedrichbaues, des einzigen Gebäudes des Schloßkomplexes, das erhalten geblieben war. Schon diese Arbeiten wurden angefochten, da Schäfer in den Augen der Kritiker seinen Auftrag weit überschritten hatte. Schäfers Wunsch, die Ruine des Ottheinrich-Baus wiederherzustellen, löste in der Fachwelt über Jahre anhaltende Diskussionen aus. Stärkster Gegner Schäfers war Georg Dehio²⁶. Im Sinne Ruskins bezeichnete er Schäfers Vorhaben als eine »Denkmalerneuerung«, nicht Denkmalpflege²⁷. Mit der Gleichstellung aller Baustile und dem Anerkennen der Würde des Denkmals auch als unvollständige Ruine begannen sich die Werte der Denkmalpflege mit Dehio zu wandeln.

Im Jahre 1900 fand in Dresden der »Erste Tag für Denkmalpflege« statt. Diese Art eines »Denkmalpflegekongresses« wurde in der Folgezeit zur dauerhaften Einrichtung, die jedes Jahr einmal an wechselnden Orten stattfand. Entwickelt hatte er sich aus der »Commission für Denkmalpflege«, einer Unterabteilung des »Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine«. Der Gesamtverein hatte im 19. Jahrhundert einen großen Teil der Inventarisierung und der lokalen Denkmalpflege übernommen. Die »Commission« forderte schon 1899 eine Professionalisierung und Institutionalisierung der Denkmalpflege, die bis dato meist ehrenamtlich von Konservatoren ausgeübt worden war. Die Diskussionen und

24 *Ludovic Vitet* seit 1830 Inspecteur des Monuments Historiques in Frankreich. Man vermutet in ihm den Autor eines Aufsatzes, der 1852 in »Försters Allgemeiner Bauzeitung« erschien. Der Aufsatz berichtet über die Grundsätze und hochentwickelten Techniken der Denkmalpflege in Frankreich, dem einzigen Land in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das über eine funktionierende, staatliche Denkmalpflege verfügte. *Huse*, S. 84 u. 85.

25 *John Ruskin* (1819–1900) war der Hauptvertreter einer Strömung Englands, die sich gegen die üblichen Wiederherstellungspraktiken des Jahrhunderts richtete. Nicht das Restaurieren, sondern die Pflege der Denkmäler war sein Ziel, denn durch die Wiederherstellung ging das Denkmal in seinen Augen verloren. 1849 erschien »The Seven Lamps of Architecture«. Das Kapitel »The Lamp of Memory« setzt sich eingehend mit den Schwächen der Denkmalpflege seiner Zeit auseinander.

26 *Georg Dehio* (1850–1932) Professor für Geschichtswissenschaft, lehrte von 1892–1918 Kunstgeschichte in Straßburg, danach in Tübingen. Er war 1900 Gründungsmitglied der »Tage für Denkmalpflege« und Herausgeber des »Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler« (erste Auflage 1905–1912). Nach *M. Wohlleben*. In: Streitschriften der Denkmalpflege um 1900. 1988, S. 14ff.

27 Vgl. hierzu *G. Dehio*: Was soll aus dem Heidelberger Schloß werden? In: Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. S. 34–41.

Referate der »Tage für Denkmalpflege« setzten sich neben o. g. Themen immer intensiver mit den Forderungen und Voraussetzungen für eine zweckmäßige Denkmalpflege auseinander. Die Großzahl der Mitglieder waren Architekten, die über ihren Bauberuf zur Denkmalpflege gelangt waren. Für sie »hieß Restaurieren vor allem Bauen«²⁸. Die wenigen Kunsthistoriker und Historiker (z. B. G. Dehio) vertraten die Position, daß »Instandhaltung statt Wiederherstellung, das (...) alleinige Ziel der Denkmalpflege [sei]. Ergänzungen im Sinne einer künstlerischen Vervollständigung von Verfallenem oder Fehlendem (...) [seien] auf keinen Fall zulässig«²⁹.

Ehardts Haltung in dieser Diskussion gründet ebenfalls auf seiner Arbeit als Architekt. Welche theoretischen Forderungen er an die Denkmalpflege stellt und wie sich seine praktische Arbeit an Schloß Neuenstein dazu verhält, soll näher unter Punkt V. behandelt werden.

III. Bodo Ehardt – Architekt, Burgenforscher, Restaurator

A. Werdegang als »Architekt«

Als zweiter Sohn des Möbelkaufmanns Karl Emil Christoph Ehardt und dessen Frau Agnes, geb. Krollmann, wurde Bodo Heinrich Justus Ehardt am 5. Januar 1865 in Bremen geboren. Seine Jugend verbrachte er in Bremen und ab 1878 auf einer Internatsschule in St. Goarshausen am Rhein.

1881 nach Beendigung der Schule kehrte Ehardt nach Bremen zurück und begann eine kaufmännische Lehre, um den Betrieb seines Vaters übernehmen zu können. Während seiner Ausbildung entstanden auf diversen Reisen und Aufenthalten in Magdeburg, Berlin (1884) und London (1884 und 1886) einige Zeichnungen, so z. B. eine des Schütting in Bremen, die mit architektur-historischen Angaben und Vermutungen versehen ist und die eigentlichen Interessen des Einundzwanzigjährigen widerspiegelt³⁰. Ende 1887 brach Ehardt gegen den Willen seiner Eltern seine Tätigkeit als Kaufmann ab und ging endgültig nach Berlin.

Nicht ganz zwei Jahre besuchte er die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin; zu kurz, um dort eine Ausbildung abzuschließen. Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, arbeitete Ehardt während dieser Zeit in verschiedenen Architekturbüros. Auch in diesem Bereich, seinem späteren Beruf, konnte Ehardt letztlich keine entsprechende Ausbildung mit anerkanntem Abschluß vorweisen. Er hat sich »die technischen Grundlagen des Architekturberufes rein autodidaktisch erarbeitet«³¹.

28 *Huse* (wie Anm. 9) S. 93.

29 *H. Muthesius*: Die Wiederherstellung unserer alten Bauten (1920) zitiert nach *Huse* (wie Anm. 9) S. 120.

30 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 15.

31 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 22.

Sein Lehrer am Kunstgewerbemuseum war der Architekt Alexander Schütz³², der ihn bald zu seinem Assistenten machte. In dieser Funktion begleitete Ebhardt ihn 1888 nach Kopenhagen zur »Nordischen Industrie-, Landwirtschafts- und Kunstausstellung«. Dieser Reise folgte am 9. Februar 1889 Ebhardts erster Artikel in »Die Bauzeitung« – ein Resümee der besuchten und mitorganisierten Ausstellung. Neben Alexander Schütz beeinflussten der Architekt Otto Rieth³³ und Albrecht Meydenbauer³⁴, der Leiter des preußischen Denkmäler-Archives und der Meßbild-Anstalt, Bodo Ebhardt in seiner Anfangszeit. Ihre Arbeiten lernte Ebhardt bei der XXVI. Sonderausstellung des Kunstgewerbemuseums 1889 kennen. Rieth stellte zum ersten Mal in größerem Rahmen seine Architekturphantasien vor, die Ebhardt besonders zu Beginn seiner Arbeit als Architekt inspirierten³⁵. Meydenbauer präsentierte in der Ausstellung seine »Meßbild-Aufnahmen, Zeichnungen und Groß-Photographien« für das Denkmäler-Archiv. Durch sie hatte Ebhardt erste Kontakte zur denkmalpflegerischen Arbeit. Viel später wurden Meydenbauer (als Leiter der Meßbildanstalt) und er enge Mitarbeiter.

Gemeinsam mit Heinrich von Holst³⁶ gründete Ebhardt 1889/90 das Architekturbüro Ebhardt & v. Holst, das bis 1893 bestand. Das erste Jahr scheint wenig erfolgreich gewesen zu sein. Ein erster Fortschritt war im November 1891 die Aufnahme in die »Vereinigung Berliner Architekten«³⁷, die es Ebhardt und von Holst ermöglichte, ab 1891 an der jährlich stattfindenden »Großen Berliner Kunstausstellung« teilzunehmen.

32 Alexander Schütz (1847–1892) war schon seit 1878 Lehrer an der Unterrichtsanstalt. Er begann seine Ausbildung zum Architekten 1866 bei Conrad Hase in Hannover. Weitere Studien zu Ornamentik und Kleinkunst folgten in Wien und Italien. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 20.

33 Otto Rieth (1858–1911) studierte zunächst an der Stuttgarter Hochschule; schon 1883 war er als Assistent Paul Wallots beim Bau des Reichstags in Berlin tätig. Bekannt machten ihn jedoch seine Architekturphantasien, die ihm auch 1897 seine Professorenstelle am Kunstgewerbemuseum in Berlin brachten. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 201.

34 Albrecht Meydenbauer (1834–1921) studierte am Königlichen Gewerbeinstitut Berlin und an der Bauakademie. Er setzte als erster die Photographie für Bauaufnahmen ein und erkannte ihren Wert für die Denkmalpflege. »1868 gründete er einen (noch privaten) Verein zur Herausgabe einer Sammlung photographischer Originalaufnahmen der Baudenkmäler des Mittelalters in Deutschland.« Nach 1876 wurde die Kgl. Preussische Meßbildanstalt gegründet, die bis 1909 seiner Leitung unterstand. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 211f.

35 *Bekiers* nennt erhaltene Entwürfe Ebhardts aus dieser Zeit, die in »Manier und Inhalt« an Rieth erinnern. Auch bei seinen späteren Entwürfen, »den[en] man den Charakter einer theatermäßigen Inszenierung nicht absprechen kann«, sieht er Rieth als geistigen Vater. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 22.

36 Der Kontakt zu von Holst könnte eventuell über Schütz zustande gekommen sein. Heinrich von Holst ist möglicherweise ein Verwandter von Matthias von Holst, der wie Schütz ein Conrad-Hase-Schüler war. Beide (Schütz und von Holst) hatten 1881 einen gemeinsamen Entwurf für das Berliner Reichstagsgebäude eingereicht. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 30.

37 Die Vereinigung hatte sich 1876/77 gebildet. Ihre Ziele waren: [für den Architekten] »eine gleichberechtigte Stellung neben den Vertretern der übrigen bildenden Künste zu erringen«, sowie »nähere Beziehungen unter den Architekten Berlins zu unterhalten, deren gemeinschaftliche Berufs- und Standes-Interessen zu pflegen und diese nach außen hin zu vertreten«. Als eine der ersten Handlungen setzte sie durch, »daß die Veranstaltung einer Architektur-Abteilung auf den Berliner Kunstausstellungen zu einer dauerhaften Einrichtung gemacht wurden«. – »Zum 25jährigen Bestehen der »Vereinigung Berliner Architekten«. Deutsche Bauzeitung 39 (1905), S. 22 u. 30.

Privat brachte das Jahr 1891 größere Veränderungen. Am 20. Juni heiratete Ehardt Elfriede Krebs³⁸.

1892/93 entstand Ehardts erstes nachweisbares Bauprojekt in Berlin, eine mit v. Holst im Grunewald errichtete Villa für Prof. W. Seibt³⁹.

Neben diesem ersten Bauprojekt konnte Ehardt 1893 auch erstmals zu dem Themenkreis veröffentlichen, der später zu seiner »Lebensaufgabe« wurde. Die »Deutsche Bauzeitung« druckte am 11. Februar 1893 einen kurzen Artikel über »Rheinische Burgen«⁴⁰, der zwar nicht als wissenschaftliche Arbeit zu werten ist, jedoch Ehardts gewecktes Interesse (in diese Richtung) zeigt.

Nach der Trennung von v. Holst lassen sich erste Erfolge des Architekten Bodo Ehardt verzeichnen. 1893/94 baute er sein erstes eigenes Wohnhaus im Grunewald – die Villa Ehardt⁴¹. Sie wurde von Kennern des Metiers einigemal positiv kritisiert, so z. B. von H. Muthesius und K. E. O. Fritsch⁴². Umstrittener war der »Wilhelmshof«, ein Wohn- und Geschäftsbau, der zur gleichen Zeit in Groß-Lichterfelde(-Ost) entstand⁴³. Der Durchbruch gelang Ehardt mit dem »Fürstenhof«, dem Logierhaus auf der Rennbahn Berlin-Karlshorst (1894). Es folgten in den Jahren bis 1906 zahlreiche Wohnbauten und Villen in verschiedenen Berliner Stadtteilen, außerdem in Neubabelsberg, Aachen, Heidelberg und Kleinmachnow. Die Palette seiner Gestaltungen geht von einfachen Putzbauten mit Fachwerkelementen bis hin zu neoromanisch anmutenden »Schloßbauten«.

Neben seinen Villen-Projekten nahm Ehardt gleichzeitig auch an einigen wichtigen Ausschreibungen zu Kirchen, Geschäfts- und Verkehrsbauten der folgenden Jahre teil, so z. B. an dem Wettbewerb für eine Straßenbrücke über den Rhein bei Worms (1895/96). Ehardt reichte gemeinsam mit einem gewissen Herrn Krone⁴⁴ einen Entwurf ein. Der Plan gelangte zwar nicht in die endgültige Ausscheidung – er war zum Abgabetermin nicht vollständig beendet –, wurde jedoch zu den besten Entwürfen gezählt und erregte einiges Interesse⁴⁵. Der Grund hierfür war, daß Ehardt, im Gegensatz zu den zwölf anderen Teilnehmern, die Brücke ganz aus Stein errichten wollte. Ehardts Brücke, die drei weitgespannte Hauptöffnungen

38 Mit ihr hatte Ehardt drei Söhne: Bodo (geb. 1892), Fritz (geb. 1894) und Klaus (geb. 1901).

39 Die Villa macht nach Bekiers einen eher verbauten Eindruck mit bereits zu ihrer Bauzeit überholten architektonischen Elementen und ihrer Backsteinfassade, die nicht zum Gesamtbild paßt. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 36. (keine Abb.) Zu Ehardts Arbeiten als Architekt sind nur wenige Aufnahmen in Zeitungen seiner Zeit verfügbar. Neuere Aufnahmen, die Bekiers in seiner Dissertation abbildet, befinden sich entweder in Privatbesitz oder sind eigene Aufnahmen Bekiers, die hier nicht verwendet werden konnten.

40 *Ehardt*: »Rheinische Burgen«. In: *Deutsche Bauzeitung* 26 (1893), S. 71–73.

41 Die Villa Ehardt war ein zweistöckiger Putzbau auf einem Sockel aus Rathenower Ziegeln, das Dachgeschoß war als Fachwerk gebaut. Die Villa wurde 1974 abgerissen. 1904 und 1911 entstanden Anbauten (der zweite aus Naturstein), für die Büro- und Atelierräume, die sich bis dahin im Keller der Villa befunden hatten. *Bekiers*, S. 41f. u. 270.

42 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 42.

43 Gebaut im Frühjahr 1894, ist nur noch der Mittelteil erhalten. Der Wunsch Muthesius' nach »etwas mehr Schlichtheit« läßt sich also nicht mehr nachvollziehen. *Bekiers* S. 43 u. 258.

44 Krone war Kreisbauinspektor aus Anklam, weitere Angaben zur Person sind aus Zeitungsartikeln nicht zu ersehen.

45 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 54.

(98 m, 100 m, 98 m) als Steingewölbe vorsah, wurde »eine große Einheitlichkeit« zugesprochen. Man sah in ihr den »Zwiespalt« aufgezeigt, der »infolge falscher Gewohnheiten [Kombination von Eisen- und Stein- bzw. reine Eisenkonstruktionen. Anm. d. Verf.] bei (...) monumentalen Brücken geduldet wurde«⁴⁶. Gleichzeitig wurden Stimmen laut, die eine Ausführbarkeit des Entwurfs rein aus Stein in Frage stellten. In der Fachwelt entbrannten heftige Diskussionen⁴⁷. Bodo Ehardt wurde bekannter⁴⁸.

Im August 1896 fand in Berlin die XII. Wanderversammlung des Verbandes der deutschen Architekten und Bauingenieure statt. Ehardt wurde erneut mit dem Bereich der Denkmalpflege konfrontiert. Conrad Steinbrecht hielt seinen Vortrag über die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses. Seiner »minuziöse[n] Schilderung der Baugeschichte und der Darstellung der Restaurierungsmethodik, insbesondere der archäologischen Vorarbeiten«⁴⁹, folgte in den nächsten Tagen ein Ausflug nach Danzig und Marienburg. Ehardt war beeindruckt: Steinbrecht wurde zum großen Vorbild⁵⁰. Ehardts Buchbesprechung zu Otto Pipers »Burgenkunde« vom 11. August 1896 in der »Deutschen Bauzeitung« läßt sein eigenes Interesse an diesem Metier stark anklingen⁵¹.

Im gleichen Jahr erhielt Ehardt von den deutschen Sportvereinen den Auftrag zu einem Kaiser-Wilhelm I.-Denkmal, das anlässlich dessen 100. Geburtstag in Grünau seine Aufstellung finden sollte. Dieser Auftrag brachte den Wendepunkt für Ehardts weiteren Werdegang. Ehardt sollte bei der Einweihung am 22. März 1897 Kaiser Wilhelm II. begegnen, der fortan Ehardts Bestrebungen im Bereich der Burgenforschung und Denkmalpflege förderte.

»Die Erforschung der mittelalterlichen Burgenbaukunst – von Ehardt bisher nur im Privaten betrieben – stand (...) fortan im Mittelpunkt seines Schaffens«⁵².

B. Werdegang als »Burgenforscher« – theoretische Arbeiten bis 1906

Wie bereits erwähnt, erschien im Herbst 1896 Ehardts Rezension zu Otto Pipers »Burgenkunde«⁵³. Die objektive Besprechung Ehardts stellte zwar genau die formalen und fachlichen Schwächen Pipers heraus, erkannte aber ganz klar die Wichtigkeit des Werkes an. »Es dürfte in der gesamten Litteratur über diesen Gegenstand ein so reichhaltiges auf örtlicher, bzw. Quellenforschung beruhendes

46 Architektonisches aus dem Wettbewerb um eine Strassenbrücke über den Rhein bei Worms. In: Deutsche Bauzeitung 30 (1896), S. 149.

47 Bekiers (wie Anm. 4) S. 55–61.

48 Ehardt und Krone lieferten 1½ Jahre später eine ausführliche Beschreibung ihres Projektes, die genau nachwies, wie die Brücke ausgeführt werden konnte. »Entwurf für eine gewölbte Strassenbrücke über den Rhein bei Worms. Nach Mittheilungen der Verfasser Kreisbauinspektor Krone (Anklam) und Architekt Bodo Ehardt (Berlin-Grünwald). In: Allgemeine Bauzeitung 63 (1898), S. 19–24.

49 Bekiers (wie Anm. 4) S. 80.

50 Ebenda.

51 Bekiers (wie Anm. 4) S. 81.

52 Bekiers (wie Anm. 4) S. 86.

53 O. Piper: Burgenkunde. Forschungen über gesamtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebiets. München, 1895.

Material kaum vorhanden sein«⁵⁴. Kritikpunkte Ebhardts waren Pipers nur ungenügendes Abbildungsmaterial (in Form und Umfang) und dessen Verharren in Allgemeingültigkeiten. Ebhardt hätte eine Charakterisierung einzelner Burgen begrüßt, um von dieser Einzelanalyse her zu allgemeingültigen Erkenntnissen im Burgenbau zu kommen. Mit seinem zweibändigen, 10 Einzelhefte umfassenden Werk »Deutsche Burgen«, dessen erstes Heft kurz vor Weihnachten 1898 erschien (das letzte 1907)⁵⁵, erfüllte Ebhardt selbst seine Forderung: Eine »Burgenkunde« als Sammlung einzelner Baumonographien.

Zunächst jedoch unternahm Ebhardt zwei Reisen, die er seinen Burgenstudien widmete. Die erste Burgenstudienreise führte Ebhardt im Sommer 1897 über Süddeutschland bis nach Südtirol⁵⁶. Im Sommer des folgenden Jahres unternahm Ebhardt die zweite Studienreise. Eine Radtour, die »von Halle [aus] durch Thüringen und Franken bis zum Odenwald [führte], mit ersten Besuchen in Coburg und auf der Marksburg«⁵⁷. Bekiers rekonstruierte die Reiseroute mit Hilfe einiger kleinerer Aufsätze Ebhardts, die im darauffolgenden Jahr erschienen⁵⁸. Er nennt dabei auch die Hohenloher Ebene mit den nachweisbaren Stationen Burg Leofels, Burg Langenburg a. d. Jagst und Stetten a. Kocher. Möglich also, daß Ebhardt schon 1898 das Schloß Neuenstein erstmals besuchte und wenig beeindruckt, keine Notizen dazu hinterließ⁵⁹.

Auch Ebhardts Vorträge und Aufsätze dieser Zeit arbeiten auf sein großes Projekt »Deutsche Burgen« hin, das – wie bereits erwähnt – im Winter 1898, nach großen Vorankündigungen im Verlag Wasmuth erschien. Die Vorfinanzierung hatte ein von Ebhardt begründeter Förderungsausschuß übernommen. (Die Mehrzahl seiner Mitglieder gehörten später auch Ebhardts »Burgenvereinigung« an.)⁶⁰

Alle als Baumonographien ausgeführten Kapitel der »Deutschen Burgen« waren gleichgestaltet. In drei Abschnitte eingeteilt, folgte auf die genaue Benennung der Lage und des Zustands der einzelnen Burgen ihre Geschichte und als Abschluß eine Zeittafel, die eine ineinander verwobene Baugeschichte und Geschichte der Burg wiedergab. Jedes Ereignis wurde von Ebhardt mit genauer Quelle belegt, die auch in der anschließenden Bibliographie noch einmal genannt wurde. Im Gegensatz zu Pipers Werk waren Ebhardts »Deutsche Burgen« reichlich mit Photographien und Zeichnungen bestückt, die Baurisse, einzelne Bauteile, alte Ansichten, sowie Wappen und Siegel zeigten. Die Baurisse wurden immer von Ebhardt selbst gezeichnet, wobei er »die jeweils spezifischen denkmalpflegerischen Aspekte

54 Buchbesprechung zu *O. Piper*, *Burgenkunde*. In: *Deutsche Bauzeitung* 30 (1896), S. 519.

55 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 125.

56 Einige Zeichnungen der Burg Taufers (nördlich von Brixen) sind erhalten. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 98.

57 *K. Ebhardt*: »Bodo Ebhardt«. In: *Burgen und Schlösser* 15 (1974), S. 142.

58 *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 123ff.

59 Eine Möglichkeit, die auch *Bekiers* in Erwägung zieht. *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 124.

60 Angehörige des Ausschusses: z. B. Schröder-Poggelow, W. Seibt (beides ehemalige Bauherren), A. Meydenbauer, Frh. v. Buddenbrock – Hofmarschall des Herzogs, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kaiserin Augusta Victoria.

berücksichtigte(n)«⁶¹. In dieser Form haben sie noch heute ihre Gültigkeit, wie Bekiers hervorhebt⁶².

Neben den genannten Illustrationen fügte Ebhardt jeder Burg noch einen Wiederherstellungsentwurf bei. Auf einer ganzseitigen Tafel ist die gesamte rekonstruierte Burg in Fernsicht dargestellt. Eine Zugabe, die von Ebhardts Rezensoren als »höchst reizvoll und lehrreich für den Laien gesehen wurde«⁶³.

In jedem Fall zeigt die Existenz dieser Wiederherstellungsentwürfe aber ganz deutlich, daß Ebhardt im Laufe der Zeit eigene Gedanken zur Denkmalpflege entwickelt hatte. In seinen Augen lagen Forschung und Praxis in diesem Bereich weit auseinander. Ebhardt sah im Mangel der praktischen, denkmalpflegerischen Kenntnisse der meisten Inventarisierenden einen Großteil der Schuld für die »z. T. katastrophalen zeitgenössischen Restaurierungen und Wiederherstellungen besonders von Burgen und Schlössern«⁶⁴.

Folgerichtig erschien im Frühjahr 1899 in der neu gegründeten Zeitschrift »Die Denkmalpflege« Ebhardts erster Aufsatz zu diesem Thema. In »Wie sollen wir unsere Burgruinen erhalten?« befaßte er sich mit den Mißständen bei zeitgenössischen Wiederherstellungen und formulierte gleichzeitig auch seine eigenen Vorstellungen zu einer zweckmäßigen Denkmalpflege⁶⁵.

Nur kurze Zeit nach dem Erscheinen des Artikels rief Ebhardt die »Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen« ins Leben, die heute noch besteht und ihren Sitz auf der Marksburg in Braubach/Rhein hat. Ihr Ziel war es, »die deutschen Burgen als Denkmäler vaterländischer Geschichte und Kunst dem Volke zu erhalten [und] die geschichtliche und künstlerische Entstehung der deutschen Burgen zu erforschen und weiteren Kreisen bekanntzugeben«⁶⁶. Wie bereits erwähnt, sind die Anfangsmitglieder zum größten Teil aus den Mitgliedern des Förderungsausschusses für Ebhardts »Deutsche Burgen« hervorgegangen.

Schon ab Juli 1899 gab die Vereinigung die Zeitschrift »Der Burgwart« heraus. Neben vereinsinternen Nachrichten sollte »Der Burgwart« auch über Vernachlässigung und unerfreuliche Veränderungen bedrohter Burgen informieren und dazu beitragen, daß diese sinnvoll erhalten würden⁶⁷. »Der Burgwart«, anfangs durch Ebhardts Vetter Christian Krollmann, bald aber von Ebhardt selbst herausgegeben, wurde schnell zur anerkannten Fachzeitschrift mit großer Auflage und Verbreitung. Wesentlichen Beitrag hierzu hatten die schon von Anfang an zahlreichen Aufsätze »erstrangiger Fachwissenschaftler«⁶⁸, so z. B. jene Paul Clemens, dem Konservator der Rheinprovinz, um nur einen Autor zu nennen.

Zum Vereinsprogramm gehörten ab 1901 jährliche Burgenfahrten, die später auch

61 Bekiers (wie Anm. 4) S. 138.

62 Ebenda.

63 Ebenda.

64 Bekiers (wie Anm. 4) S. 132.

65 Ebhardt: »Wie sollen wir unsere Burgruinen erhalten?« In: Denkmalpflege 1 (1899), S. 54f. u. 62f.

66 Bekiers (wie Anm. 4) S. 148f.

67 Bekiers (wie Anm. 4) S. 149f.

68 Bekiers (wie Anm. 4) S. 151.

ins Ausland führten, und Vorträge, die mehrmals im Jahr, zu Anfang in Berlin, stattfanden.

Der Wunsch der Vereinigung, möglichst bald selbst eine Burg zu besitzen, erfüllte sich schon ein Jahr nach ihrer Gründung. Durch Ehardts Beziehungen zu Kaiser Wilhelm II. wurde der Vereinigung, auf allerhöchste Ordre hin, zu einem Symbolpreis von 1000 Mark die Marksburg in Braubach am Rhein überlassen. Die Marksburg, zu diesem Zeitpunkt in sehr schlechtem Zustand, war die einzige unzerstörte Burg am Mittelrhein und bot sich somit als Objekt für praktische Denkmalpflege an. Die geplante Restaurierung durch die Burgenvereinigung übernahm Bodo Ehardt. Dieser Umstand ist trotz Ehardts Stellung im Verein erstaunlich, da er bis dahin keinerlei praktische Erfahrungen im Bereich der Denkmalpflege vorweisen konnte. Trotz seiner theoretischen Äußerungen auf diesem Gebiet hätte die Wahl wahrscheinlicher auf einen »Praktiker« fallen müssen. Bekiers sieht den ausschlaggebenden Grund für die Berufung Ehardts in dem fast gleichzeitig an ihn ergangenen Auftrag zur Wiederherstellung der Hohkönigsburg. Da ihm dieses Projekt vom Kaiser persönlich übertragen wurde, waren alle Zweifel an Ehardts Fähigkeiten als praktischem Denkmalpfleger ausgelöscht. Ehardt setzte sich in den folgenden Jahren während seiner Arbeit als Restaurator immer wieder theoretisch mit Problemen der Denkmalpflege auseinander. So auf den »Tagen für Denkmalpflege«, an denen er regelmäßig teilnahm und diverse Vorträge wie »Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen« und »Die Kennzeichnung wiederhergestellter Teile« hielt.

Ebenso veröffentlichte Ehardt während seinen Restaurierungen zahlreiche Forschungsergebnisse und Berichte über die Fortschritte bei den Wiederherstellungen der Marksburg und der Hohkönigsburg.

C. Werdegang als »Restaurator« – praktische Arbeiten vor Schloß Neuenstein

Mit seinem Eintreten in den praktischen Bereich der Denkmalpflege begann für Ehardt eine Zeit, in der er seine Kritiker deutlich in uneingeschränkte Anhänger und heftigste Gegner gespalten sah. Eine Situation, die schon mit den ersten Arbeiten an der Marksburg begann und sich bis zu Spott hymnen der Gegner bei den Arbeiten an der Hohkönigsburg steigerte.

Ehardts Vorlage für die Wiederherstellung der Marksburg in ihrem äußeren Erscheinungsbild waren Aufnahmen Wilhelm Dilichs von 1607, die den seinerzeitigen Zustand der Burg zeigten. Neben diesem sekundären Quellenmaterial betrieb Ehardt auch großangelegte Ausgrabungen, um die Gesamtanlage und den früheren Zustand der Burg zu rekonstruieren.

Dilichs Darstellung zeigt u. a. einen »zylindrischen Aufsatz« auf dem Bergfried, das sogenannte Butterfaß, welches 1900 nicht mehr erhalten war. Ehardt plante eine Wiederherstellung auch dieses Teils der Burg, eine Absicht, die auf vehemente Kritik stieß, da sich dadurch die »gewohnte Silhouette« der Burg völlig verändert hätte.

Die Schlagworte »Konservieren oder Restaurieren« von Dehio/Riegl im Zusammenhang mit der Wiederherstellung des Ottheinrich-Baus formuliert, lassen sich auch hier anwenden.

So fragte W. Schäfer, ein Braubacher Bürger, warum die Vereinigung zur Erhaltung sich nicht ehrlicher den Namen: »zur Wiederherstellung deutscher Burgen« gäbe und warum ein Bauwerk aufgrund eines Stiches von 1607 entsprechend diesem Stich neu errichtet werde und nicht einfach erhalten⁶⁹?

Von 1900 bis 1908 stellte Ebhardt im Auftrag Kaiser Wilhelms II., wie bereits erwähnt, die Hohkönigsburg bei Schlettstadt im früheren Elsaß-Lothringen wieder her. Die Burg war dem Kaiser 1899 von der Stadt Schlettstadt geschenkt worden. Die Idee des völligen Wiederaufbaus der Ruine entwickelte sich langsam aber stetig. Die Ruine befand sich lt. Berichten Carl Winklers, dem Konservator der Denkmäler im Elsaß, in einem sehr schlechten baulichen Zustand, was auf das Fehlen der Überdachung zurückzuführen war. Die Motivation für den Wiederaufbau gründete wie bei der Marienburg, beim Kölner Dom und der Kaiserpfalz in Goslar, neben aller Romantik auf politischen Argumenten. Die Hohkönigsburg galt immer mehr als westliches Gegenstück zur Marienburg, die als Bollwerk gegen den erwarteten Ansturm der Völker aus dem Osten⁷⁰ angesehen wurde, die Hohkönigsburg dagegen als Trutzburg gegen den französischen Erbfeind.

Warum der Auftrag des Wiederaufbaus letztlich an Ebhardt, einem völligen Neuling auf dem Gebiet der Wiederherstellung, ging, bleibt weitgehend unklar. Bekiers argumentiert mit Ebhardts starker Eigeninitiative, die den Kaiser schließlich für ihn und seinen Entwurf eingenommen haben könnte. Der Entwurf lag in Form eines Gipsmodells vor, das Ebhardt dem Kaiser anlässlich eines Besuches in seinem Atelier vorführte⁷¹. Wenige Tage nach diesem Besuch wurde Ebhardt offiziell mit dem Wiederaufbau der Hohkönigsburg beauftragt. Ebhardt vervollständigte seine bereits 1899 erfolgte Bestandsaufnahme der Hohkönigsburg durch weitere Studien der Quellen, Untersuchungen vor Ort, Messungen und ausgedehnte archäologische Arbeiten, um die Baugeschichte der Burg zu klären.

Trotz genauer Forschungen stieß er mit seinen Ausführungen wieder auf große Kritik. Sein größter Gegner beim Wiederaufbau der Hohkönigsburg war Otto Piper. Dieser unterstellte Ebhardt sogar das Vortäuschen nicht vorhandener Quellen, um seine »persönlichen« Ziele im Wiederaufbau durchsetzen zu können⁷².

69 W. Schäfer: Ebhardt als Restaurator. Die Rheinlande V (1905), S. 397. +

70 Boockmann (wie Anm. 12) S. 145f.

71 Bekiers (wie Anm. 4) S. 192f.

72 O. Piper: »Soll die Hohkönigsburg neu aufgebaut werden? Eine kritische Studie.« München, 1900. Ders.: »Die angebliche Wiederherstellung der Hohkönigsburg.« München, 1902.

IV. Schloß Neuenstein

A. Baugeschichte

Schloß Neuenstein (Abb. 1) liegt in der Hohenloher Ebene, am Fuß der Waldenburger Berge, ca. 40 km östlich von Heilbronn.

Die ersten Bauten der Burg Neuenstein entstanden erst im 12. Jahrhundert, errichtet durch die Herren von Stein auf einer Sandsteinbank in einem Sumpfbereich der Bäche Epbach und Bernbach⁷³. In den Besitz der Edelherren von Hohenlohe gelangte die Burg vermutlich um 1300⁷⁴. Der Bergfried an der nordöstlichen Ecke des heutigen Baues und das gebuckelte Quadermauerwerk am unteren Bereich des Ostflügels zählen zu den ältesten noch erhaltenen Bauteilen der mittelalterlichen Anlage⁷⁵.

Die Geschichte von Schloß Neuenstein ist wechselhaft. Zwei Jahrhunderte lang wenig genutzt, wurde die Burg im 15. Jahrhundert zum ständigen Wohnsitz der Herren von Hohenlohe⁷⁶ und deshalb in der Folgezeit mehrmals erweitert. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden zunächst die Küche, das Königsgewölbe und der Kaisersaal. (Abb. 2)

Den Bauernkrieg 1525 überstand die Burg unbeschädigt und wurde ab 1557 unter Graf Ludwig Casimir (1517–1580) zu einem repräsentativen Herrschaftssitz ausgebaut⁷⁷. Unter der Leitung von Balthasar Wolff (1522–1564), einem Heilbronner Baumeister, wurden die ursprünglichen Einzelhäuser der Anlage zu einem geschlossenen Rechteck mit Innenhof verbunden. Der quadratische Bergfried wurde einbezogen und an den übrigen drei Ecken der Anlage entstanden runde Ecktürme. Auch die Gestalt der Einfahrt, mit den beiden flankierenden Rundtürmen, stammt aus dieser Bauphase. Das Wappen Ludwig Casimirs und seiner Frau über dem äußeren Torbogen geben das Jahr 1654 als Abschluß der Ausbauten am Schloß an.

Unter dem Sohn Ludwig Casimirs folgte die Ausgestaltung der Innenräume. Nach seinem Tod wurden unter seinem Bruder umfangreiche Dachreparaturen nötig, für die der württembergische Baumeister Heinrich Schickardt⁷⁸ eine Visierung anfertigte. »Auf seinen Einfluß gehen wohl auch die zahlreichen Ziergiebel, die auf den beiden Tortürmen stehenden Pavillons und das Ziertor jenseits der Brücke zurück«⁷⁹.

73 C. Prinz von Hohenlohe: Schloß Neuenstein und sein Museum. 1986, S. 2.

74 Ebenda.

75 Heuß (wie Anm. 2) S. 54. Im Bereich des Bergfriedes lassen sich auch noch die ausgemauerten Sandsteinfelsen gut erkennen.

76 Heuß (wie Anm. 2) S. 7f.

77 Prinz zu Hohenlohe (wie Anm. 73) S. 6.

78 Heinrich Schickardt (1558–1634). Schüler von Georg Beer (um 1520/30–1600), ab 1600 erster Architekt des Herzogs von Württemberg. Hauptwerk: »Neuer Bau« in Stuttgart 1600–09 (1778 abgebrochen).

79 Grünwald (wie Anm. 3) S. 126. Heuß sieht auch in den Pavillons Balthasar Wolff als Baumeister (wie Anm. 2) S. 54.

Im Jahr 1610 ist Georg Kern⁸⁰ aus Forchtenberg als Baumeister genannt. Unter seiner Leitung entstand an der Südseite des Schlosses eine Galerie und ein neuer Marstall mit darüberliegendem Tanzsaal. Der Marstall befand sich an der Stelle des heutigen Lusthauses zwischen Schloß und Torhaus⁸¹.

Mit dem Erlöschen der Linie Hohenlohe-Neuenstein im Jahr 1698 verlor auch das Schloß seine Residenzfunktion. Nach seinen Glanzzeiten und den zahlreichen baulichen Erweiterungen im 15., 16. und 17. Jahrhundert wurde es kaum mehr genutzt und war rasch in baufälligem Zustand. Seinen endgültigen Verfall verhinderte 1777 die Einrichtung einer »zentralen Wohlfahrtsstelle«⁸² durch Fürst Ludwig Friedrich Karl zu Hohenlohe-Öhringen. 1782 übergab er das Schloß seiner Stiftung, dem sogenannten »Institut«, zur dauernden Nutzung. »Ein Altersheim, ein Waisenhaus, ein Zucht- und Arbeitshaus sollten helfen, die sozialen Probleme der Zeit zu lösen«⁸³.

1805 gelangte das Schloß an den Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen. Die Linie übernahm zwar den Namen Hohenlohe-Öhringen, ihr Stammsitz blieb aber weiterhin das Gut Slawentzitz in Oberschlesien⁸⁴. Die neuen Besitzer waren reiche Eisenindustrielle, die sich rechtzeitig auf Kohleabbau und Zinkproduktion umorientierten und so zu den reichsten Unternehmern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wurden⁸⁵.

Als 1861 die Linie des Hauses Hohenlohe-Kirchberg ausstarb, planten die Erben für ihre bedeutende Kunst- und Antiquitätensammlung ein Familienmuseum einzurichten. Als Sitz plante man das Schloß Neuenstein. Erst nach langen Verhandlungen und der finanziellen Entschädigung der Institutsstiftung gelangte das Schloß 1873 wieder an das Haus Hohenlohe-Öhringen. Im Kaisersaal wurde dann 1878 das Museum eröffnet.

B. Wiederherstellung 1906–1914

Der eigentliche Initiator der Wiederherstellungsarbeiten an Schloß Neuenstein scheint der Direktor der Fürstlichen, Hohenloheschen Domänenkanzlei, Stephan, gewesen zu sein. In einem Brief vom 21. Oktober 1897 bedankt sich Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen⁸⁶, damaliger Besitzer des Schlosses, bei Stephan,

80 Georg Kern (1583–ca. 1639) wurde 1607 zum Neuensteiner Baumeister berufen, 1612 zum Hohenloheschen. Unter seiner Leitung stand 1609/10 die Erweiterung der Neuensteiner Kirche und 1610–1611 der Witwenbau in Öhringen. S. a. Anm. 3.

81 *Grünenwald* (wie Anm. 3) S. 126.

82 *Prinz zu Hohenlohe* (wie Anm. 73) S. 8.

83 *Ebenda*.

84 Das Gut und die Nutzungsrechte in Schlesien waren 1782 durch die Heirat Friedrich-Ludwigs zu Hohenlohe-Ingelfingen mit Amalie Marianne von Hoym an die Hohenlohe gelangt. Da die Ehe 1804 geschieden wurde, wandelte man den Besitz zum Fideikommiß um. Erbe war der älteste männliche Nachkomme der Ehe.

85 *G. Taddey*: Die Hohenlohe und Schlesien. 1988.

86 Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe-Öhringen und Herzog von Ujest (1848–1926) war Montanindustrieller und hatte seinen Stammsitz in Schlesien westlich von Gleiwitz auf Schloß Ehrenforst (= Slawentzitz). Industriell war er die erfolgreichste Persönlichkeit des Hauses Hohenlohe. 1864–66 besuchte er

der in seiner Funktion als Verwalter des Schlosses in einem nicht erhaltenen Schreiben auf dessen mißlichen Bauzustand hingewiesen hatte. Seine Anregung, das Schloß wieder instand zu setzen, scheint er mit der Hohenloheschen Sammlung begründet zu haben. Für die ständig wachsende Sammlung war der Kaisersaal zu klein geworden. Um für die Sammlung weiterhin ein geeigneter Standort zu sein, mußte das Museum erweitert werden, woran aber ohne größere Reparaturen am Schloß nicht zu denken war⁸⁷.

Zu welchem Zeitpunkt sich der Fürst zu diesen Reparaturen entschloß, ist aus dem erhaltenen Archiv-Material ebensowenig zu rekonstruieren, wie die Gründe für die Berufung des Architekten Bodo Ehardt. Eine Verbindung Ehardts zu Fürst Christian Kraft läßt sich in Zusammenhang mit seinen Arbeiten an der Hohkönigsburg vermuten. Zum Zeitpunkt der Vergabe der Wiederherstellungsarbeiten an der Hohkönigsburg war der Statthalter des Reichslandes Elsaß ein gewisser Hermann von Hohenlohe-Langenburg⁸⁸. Dieser Verwandte des Fürsten war auch eines der Gründungsmitglieder der »Vereinigung zur Erhaltung Deutscher Burgen«⁸⁹. Er und Ehardt mußten sich jedoch schon seit 1898 persönlich gekannt haben, da Ehardt sich in jenem Jahr anläßlich seiner Arbeiten an den »Deutschen Burgen« auf Schloß Langenburg aufhielt⁹⁰. Hermann von Hohenlohe-Langenburg könnte Ehardt dem Fürsten vorgeschlagen und einen ersten Kontakt zu ihm hergestellt haben.

Erst am 12. Juli 1904, sieben Jahre nach der bereits erwähnten Korrespondenz von 1897, kündigte der Fürst Ehardts Bauaufnahme des Schlosses bei Stephan an. Diese Aufnahme durch Ehardt erfolgte jedoch erst am 20. September 1905, wie aus einem Brief Ehardts an den Fürsten vom 15. Oktober des Jahres hervorgeht. Auch Ehardt hielt aufgrund der *Schäden, welche durch (...) jahrzehntelange Vernachlässigung entstanden* [waren], *eine baldige Vornahme von Erhaltungsarbeiten [für] dringend notwendig*. Diese Arbeiten würden das gesamte Erdgeschoß und den Hof betreffen, um *eine sachgemässe Herrichtung der Gefällverhältnisse zur Abführung des Regen- und Schneewassers* zu gewährleisten⁹¹.

Gleichzeitig unterbreitete Ehardt dem Fürsten in den folgenden Seiten des Briefes

die Ritterakademie in Liegnitz, 1868–70 folgte das Studium der Rechtswissenschaften in Bonn. Als Politiker der freikonservativen Partei wurde er Mitglied des Herrenhauses, 1880/81 und 1883–1912 Mitglied des Reichstags. 1905 wandelte er die Betriebe in eine Aktiengesellschaft um. Nachdem er noch 1912 durch Erweiterung des Grundbesitzes und Modernisierung der Hütten das Kapital der Gesellschaft auf 80 Mill. Mark erhöhen konnte, führten spätere Aktivitäten, zu denen auch die Wiederherstellung des Neuensteiner Schlosses zu rechnen ist, zu großen finanziellen Einbußen. Vgl. *Taddey* (wie Anm. 85) u. Neue dt. Biographie. Berlin, 1972.

87 Brief des Fürsten an Direktor Stephan vom 21. 10. 1897. Im Hohenlohe Zentralarchiv, Neuenstein (im folgenden abgekürzt: HZAN). Da die Briefe und Protokolle z. T. nicht durchgängig, mehrfach nummeriert sind, das Material jedoch in sich unter dem Ordnungswort »Schloß Neuenstein« nach der Datierung sortiert ist, wird in den Anmerkungen das Datum anstelle der Archivnummern genannt.

88 Information bei *Bekiers* (wie Anm. 4) S. 190.

89 S. Liste der (ersten) Mitglieder der Vereinigung zur Erhaltung Deutscher Burgen. Abschrift im Archiv der Deutschen Burgenvereinigung.

90 S. Aufsatz zu Langenburg. In: *B. Ehardt: Deutsche Burgen*. S. 40–56.

91 Brief Ehardts an den Fürsten vom 15. 10. 1905. HZAN.

seine Idee für eine *durchgreifende Erhaltungs-Arbeit des ganzen Baus*⁹². Ebhardts Idee umfaßte die Wiederherstellung des Erdgeschosses, der beiden Obergeschosse, der Kirche, des Daches und der »Wehrgänge«, des Hofes und Brunnens, des Altans an der Südfront, des rückseitigen Portals und des Bergfrieds. Die Kosten dieser Arbeiten veranschlagte Ebhardt auf rund eine Viertel Million Mark.

Die Antwort des Fürsten folgte am 5. November. Ebhardt wurde mit der Leitung der Arbeiten betraut, die der Fürst *im ganzen Umfange ausführen (...) lassen* [wollte], mit der Bitte, *die Arbeiten wenigstens auf etwa 4 Jahre zu vertheilen, aber doch so zu beschleunigen, dass sie sich auch nicht wesentlich über diesen Zeitraum hinziehen* würden⁹³. Mit Ebhardts Antwort vom 13. November 1905 war der Vertrag besiegelt.

Am 17. November 1905 und am 20. Januar 1906 besichtigte Ebhardt erneut das Schloß, um Pläne aller Stockwerke und der Fassaden anzufertigen⁹⁴.

1. Kurze Bestandsaufnahme (Zustand 1905)

Schloß Neuenstein präsentierte sich auch vor der Wiederherstellung als eine rechteckige Vierflügel-Anlage mit eingeschlossenem Hof. Vor drei der äußeren Ecken des Baues waren auch damals runde Ecktürme gestellt, in der nord-östlichen Ecke der Bergfried.

Die vier Flügel hatten gleiche Höhe (Abb. 3). Über einem hohen Sockelgeschoß erhoben sich drei weitere Geschosse. Das Sockelgeschoß, in dem die Kellerräume untergebracht sind, tritt nur am Außenbau in Erscheinung, im Hof liegt das Bodenniveau auf Erdgeschoßhöhe. Eine Gliederung der Fronten war nur durch die Fensterachsen gegeben. Unverändert sind sie zwar nicht symmetrisch gruppiert, die einzelnen Geschosse der Flügel beziehen sich jedoch aufeinander.

Die Ecktürme ragten um ein Geschoß über die Flügel hinaus und waren mit 8-teiligen Hauben bedacht. Das oberste Turmgeschoß war, im Gegensatz zu den anderen Turmgeschossen, nicht rund, sondern oktogonal gestaltet. Das oberste Geschoß zeigt entsprechend den übrigen Geschossen Zwillingsfenster auf drei Seiten. Als weitere Gliederung zeigen die Türme Gesimse: eines als Abschluß des Sockelgeschosses und ein zweites zwischen Erdgeschoß und erstem Obergeschoß. Bei dem dritten stark profilierten Gesims handelte es sich um das Kranzgesims des gesamten Baues, das über den Ecktürmen verkröpft war.

Die beiden Treppentürme im Hof (Abb. 4) entsprachen zwar in ihrer Höhe den Ecktürmen, waren jedoch nicht rund, sondern auf ganzer Höhe polygonal.

Der hohe, nahezu quadratische Bergfried (Abb. 5) war unabhängig durchfenstert, ohne Bezug auf die Flügel, und ragte mit seiner ungewöhnlichen Bedachung weit über die Höhe des Schloßbaues hinaus.

92 Ebenda.

93 Brief des Fürsten an Ebhardt vom 5. 11. 1905. HZAN.

94 S. Bericht vom 26. 5. 1906. HZAN.

Im Süden (Abb. 6) befand sich auf Erdgeschoßniveau ein reichgeschmücktes Portal, das sich auf eine nur portalbreite Plattform öffnete, welche mit einer steilen, schmalen Treppe vom Garten aus zu erreichen war.

Dem Westflügel (Abb. 3) war mittig ein halbrunder Altan vorgelegt, der in seinem Durchmesser denen der Ecktürme entsprach. Der Altan reichte auf die Höhe des ersten Obergeschosses und war von ihm aus zu begehen. Wie bei den Ecktürmen trennte ein Gesims das Sockelgeschoß vom Erdgeschoß. Mit seinem einfachen Fensterschlitz wich der Altan ansonsten von der Gestaltung der Ecktürme ab.

Den Zugang im Norden (Abb. 7) bildete eine kleine steinerne Brücke, die über den Graben zu dem von zwei runden Tortürmen gerahmten Portal führte. Gegliedert wurden diese Türmchen mit einem Bogenfries auf Höhe des ersten Obergeschosses und mit Fenstern, die über dem Bogenfries axial übereinander angeordnet waren und in ihrer Höhe Bezug auf die Fenster des Flügels nahmen. Die Fenster des obersten Geschosses waren wie die Fenster des Flügels hochrechteckig, die Fenster des unteren Geschosses waren als schmale Spitzbogenfenster mit tiefen Laibungen ausgeführt. Nach oben schlossen die Türme mit einem gemeinsamen weit ausladenden stark profilierten Kranzgesims ab. Über diesem erhob sich auf jedem Turm ein kleiner »Pavillon« (Abb. 8). Diese an Baldachine erinnernden Pavillons bestehen auch nach der Wiederherstellung noch aus sechs kleinen kannelierten Säulchen mit korinthischen Kapitellen, die Spitzbögen tragen. Über der Arkatur erhebt sich eine Art Gebälk, welches das 6-teilige Glockendach der Pavillons trägt.

Vom Lusthaus (Abb. 5) im Süd-Osten des Schlosses waren nur noch ein Teil der Grundmauern und ein Brückenbogen vom Schloß her erhalten. An der erhaltenen Grundmauer befand sich im Süden eine Figurkonsole, die früher anscheinend einen Erker gestützt hatte.

Das verputzte Torhaus (Abb. 9) östlich vom Lusthaus hatte keine direkte Verbindung zum Schloß. Eine angrenzende Scheuer war zur Hälfte auf den alten Grundmauern des Lusthauses errichtet.

So zeigte sich das Schloß, als Ehardt es im November 1905 zu näheren Studien und Aufnahmen aufsuchte. Für weitere Quellenstudien forderte er nach seinem Besuch in der Domänenkanzlei am 5. Dezember 1905 Archivalien an, die Anfang Januar 1906 bei ihm eintrafen⁹⁵. Bei diesen Archivalien handelte es sich um Akten aus dem Öhringer Partikular-Archiv und aus dem Rechnungs-Archiv. Ehardt erhielt Rechnungen über Baukosten für das Schloß aus den Jahren 1556–71 und über Reparaturen an Schloß, Anbauten, Nebengebäuden etc. aus den Jahren 1595–1809. Baurisse waren nicht unter den Archivalien. Neben zahlreichen weiteren Unterlagen zur Stadt Neuenstein erhielt Ehardt auch das »Neuensteiner Lager- und Gültbuch von 1672«. Dieses Buch gibt u. a. eine Beschreibung der Innenaufteilung der einzelnen Geschosse des Schlosses, vom »Tiefen Keller« bis

95 S. Brief Ehardts an Stephan vom 22. 1. 1906, mit einer Auflistung der erhaltenen Archivalien. HZAN.

zum »Sechsten Stockwerk«⁹⁶. Ehardt beruft sich auf eben diese Quelle bei seiner Aufstockung des gesamten Schlosses um ein Geschoß⁹⁷.

Nach diesen Archivalien und einem Plan, der *das Vorhandensein eines Altans an dieser Stelle [der Südfront] und dessen Abmessungen genauestens angibt*⁹⁸, entstanden die ersten Entwürfe zur Wiederherstellung Neuensteins.

2. Erster Gesamtentwurf

Ehardt lieferte seinen ersten Gesamtentwurf für die Wiederherstellungsarbeiten in Neuenstein im Herbst des Jahres 1906. Nur 2 der insgesamt 7 Pläne sind datiert. Der Plan mit dem Schnitt durch den Nord-Südbau, mit Hofansicht des Ostbaus, datiert auf den 5. XI. 06 und der Plan mit Schnitt durch den Ost-Westbau, mit Hofansicht des Nordbaus, auf den 24. Nov. 06. Trotz kleinerer Abweichungen in den Einzelformen scheinen alle 7 Pläne in dieser Zeit entstanden zu sein. In den Abweichungen sind eher Ausführungsvarianten, als Vorschläge für den Fürsten zu sehen.

Zum Zeitpunkt, als dieser Gesamtentwurf zur Vorlage kam, liefen die ausführenden Arbeiten am Schloß bereits über ein halbes Jahr. Sie wurden am 13. März 1906 begonnen.

Während die Königliche Meßbildanstalt aus Berlin Photographien anfertigte, *die den gegenwärtigen Zustand für alle Zeit festlegen soll[t]en*⁹⁹, hatte Ehardt zunächst die Standfestigkeit der vorhandenen Mauern untersucht und in den folgenden Monaten mit den Sicherungsarbeiten am Ostflügel, dem *Alten Bau*, begonnen¹⁰⁰. Ehardt unternahm zu Beginn der Arbeiten noch zahlreiche Reisen, um im Studieren ähnlicher Bauten Süddeutschlands Ideen für Neuenstein zu sammeln, denn die Voraussetzungen hatten sich seit der Auftragserteilung im November 1905 verändert. Inzwischen plante man nicht mehr eine bloße Sicherung des Schlosses, sondern *unter strengster Wahrung der alten Kunstformen, Raumeinteilungen, u. s. w.*¹⁰¹ eine vollständige Wiederherstellung¹⁰². Gleichzeitig sollte *unbeschadet der strengsten historischen Treue der Ausführung, auf eine mögliche spätere Bewohnung Rücksicht*¹⁰³ genommen werden.

Eine »Denkschrift« Ehardts vom 13. Juli 1906 stellt einen neuen Arbeitsplan vor,

96 Veröffentlicht in »Der Väter Erbe.« Hg. Ehardt. S. 62–64.

97 Das frühere Vorhandensein eines zusätzlichen Geschosses ließ sich auch am Bau direkt erkennen. Man sieht auf den Photos der Bauaufnahme, am Bergfried und an den Ecktürmen, Spuren des ehemaligen Dachverlaufes, die auf ein zusätzliches Geschoß schließen lassen. (S. Abb. 8).

98 S. Brief Ehardts an den Fürsten vom 15. 10. 1905. Ehardt gibt außer dem globalen Aufbewahrungsort Öhringen keinerlei weitere Informationen zu diesem Plan.

99 S. Bericht über Wiederherstellungsarbeiten am Schloß Neuenstein 1905/06, 15. 5. 1906, datiert auf den 26. 5. 1906. HZAN.

100 Ebenda.

101 S. Denkschrift vom 13. 7. 1906. HZAN.

102 Direktor Stephan wurde erst am 14. 12. 1906 über die umfassenderen Arbeiten in Kenntnis gesetzt. »... wenn ich auch zugebe, dass die Kosten für Architekten-Honorar etc. mit 257000 Mark hoch erscheinen, so habe ich doch aus dem Material, welches mir gelegentlich der Vorträge vorgelegt wurde gesehen, dass Herr Ehardt bei Erledigung seiner Aufgabe keine Mühe scheut.« S. Brief des Fürsten an Stephan vom 14. 12. 1906. HZAN.

103 S. Denkschrift vom 13. 7. 1906. HZAN.

der die inzwischen geplanten Arbeiten zusammenfaßt und auch eine zeitliche Einteilung für diese gibt. Nach dieser Einteilung hätten die Wiederherstellungsarbeiten, die Innenausstattung eingeschlossen, im Jahre 1911 fertiggestellt sein müssen. Als jährliche Bausumme wurden 80000 Mark veranschlagt, der Fürst hatte [aber] die Gnade zu äußern, dass in Bezug auf die Kosten des Baues nach oben eine Grenze vorläufig nicht gezogen werden soll[te]¹⁰⁴.

Die vollständige Wiederherstellung bezog sich nicht nur auf das Schloß selbst, sondern erstreckte sich auf die gesamte Anlage und ehemalige Anbauten, die z. T. zu diesem Zweck von ihren Besitzern zurückgekauft werden mußten¹⁰⁵.

Mit den Plänen vom November 1906 legte Ehardt seine bereits im Juli 1906 in der Denkschrift formulierten Wiederherstellungsvorschläge nun zeichnerisch vor.

Ein grundlegender Gedanke Ehardts bei diesem Gesamtentwurf war es, Neuenstein wieder den Charakter eines Wasserschlosses zurückzugeben (Abb. 10). Das Schloß sollte an Nord- und Ostflügeln direkt von einem Wassergraben umgeben sein. An die beiden anderen Seiten sollte ein Teil der Gartenanlage grenzen, der seinerseits wiederum von Wasser umgeben sein sollte. Den Zugang zum Schloß sollten steinerne Brücken im Bereich des Lusthauses im Süden, ein überdachter Steg im Süden des Ostflügels und eine hölzerne Zugbrücke am Haupttor im Norden ermöglichen¹⁰⁶.

Bereits bei diesem Plan sind die einzelnen Flügel um ein niedriges Geschoß erhöht und entsprechen mit ihrer Geschoßanzahl jener der Ecktürme. Die Dächer der einzelnen Flügel sind an den Außen- und Hoffronten mit einer Reihe von Giebeln versehen¹⁰⁷. (Abb. 12–17) An den Außenfronten ähneln sich die Giebel in Form und Größe sehr, einzige Ausnahme bildet ein Giebel des Südflügels.

In ihrer Form könnte man die Giebel als eine Art dreifach abgestuften Volutengiebel bezeichnen, wobei die Winkel nicht mit einfachen Voluten gefüllt sind, sondern mit einer wechselnden Zahl an Voluten, die in ihrer Vielzahl und Verworfenheit ineinander an Roll- und Beschlagwerk der Spätrenaissance erinnern¹⁰⁸. Die zugrundeliegende geometrische Form des Giebels ist die eines gleichseitigen Dreiecks, das durch eine vorgelagerte Pilasterordnung und Gesimse gegliedert wird. Die Pilasterordnung ist über die Giebel hinaus ausgedehnt. Sie beginnt bereits im

104 S. Brief Ehardts an den Fürsten vom 13. 7. 1906. HZAN.

105 Ein Beispiel ist die Zehenterschauer. Sie befand sich zwischen heutigem Tor- und Lusthaus und mußte, um den Lusthausbau bzw. die kleine Brücke zwischen Tor- und Lusthaus zu ermöglichen, erworben und abgerissen werden.

106 Die Zugbrücke zeigt wieder eine Variante. Auf Abb. 13 u. 16 bietet Ehardt sie als möglichen Zugang. In Abb. 12 ist die ursprüngliche steinerne Brücke am Haupttor erhalten.

107 Ehardt bezieht sich bei dem hinzugefügten Geschoß und den Giebeln auf Akten aus den Jahren 1564, 1613, 1629, 1672, 1709 und 1752. Veröffentlicht ist nur das Lager- und Gültbuch von 1672, das aber nur den Beweis für das zusätzliche Geschoß liefert. Die Aufnahme einer Forstbereitung aus dem Jahr 1607 (Abb. 11) ließe sich als Beweis für das Vorhandensein von Giebeln anführen. Die Skizze gibt jedoch keinerlei Auskunft über Form und Anzahl der Giebel auf den einzelnen Flügeln des Schlosses.

108 Aus zeitlichen Gründen war es der Verfasserin nicht möglich, die Aufnahmen der Pläne bzw. des Modells in Neuenstein selbst anzufertigen. Ein Rückgriff auf bereits angefertigte Aufnahmen war somit notwendig. Leider zeigen diese Aufnahmen, die für andere Zwecke erstellt wurden, nur sehr ungenau die kleineren Details der Pläne bzw. des Modells.

letzten Geschoß unter dem Giebel und verbindet so Unterbau und Dach enger miteinander. Durch die vorgelegte Pilasterordnung werden die Giebel im Sockelbereich in 5 waagrechte Abschnitte eingeteilt, wobei der mittlere doppelt so breit ist wie die äußeren. Durchfenstert sind die Giebel in den schmalen Abschnitten mit einfachen, in den breiteren mit Zwillingenfenstern. Den Abschluß nach oben bildet ein kleiner Dreiecksgiebel, der auf der Giebelspitze angebracht ist. Diese Stufe scheint nur noch rein aus Schweifwerk zu bestehen, das eine Rundöffnung »umrankt«. An den äußersten Punkten der einzelnen Stufen sind teilweise noch kleine Kugeln als verzierender Abschluß angebracht.

Zwischen den einzelnen Ecktürmen sind vor dem zusätzlichen Geschoß jeweils Laufgänge mit Balustraden vorgesehen. Ebhardt bezeichnet sie in einer »Denkschrift« als *Galerie*, in einem früheren Brief als *Wehrgang*¹⁰⁹.

Die Dachhöhe variiert bei den einzelnen Flügeln. Gemeinsam ist ihnen jedoch neben den Giebeln eine Reihe kleiner Gauben, die auf gleicher Höhe nebeneinander den gesamten Bau umlaufen. Die Bedachung der einzelnen Ecktürme stimmt ebenfalls überein. Auch ihre 6-teiligen stark geschwungenen Glockendächer sind mit jeweils 2 gaubenähnlichen Öffnungen versehen¹¹⁰, über den fensterlosen Abschnitten des Turmes. In ihrer Höhe korrespondieren sie mit den Gauben der Flügel-Dächer. Nach oben schließen die Glockendächer der Türme mit einer Laterne ab, die ebenso mit einem stark geschwungenen Glockendach bedeckt ist und eine hohe Wetterfahne trägt.

Der Bergfried erhält bei diesem Entwurf ebenfalls eine neue, andere Bedachung. Da auch hierzu bei den Plänen zwei verschiedene Varianten existieren, folgt ein näheres Eingehen darauf im Zusammenhang mit der Beschreibung der einzelnen Flügel.

a) Ostflügel: »Alter Bau«

Bei dieser Entwurfsvariante (Abb. 12) ist der weit auskragende Teil des Bergfrieds an den Ecken durch Abschrägung zwar zurückgenommen, durch die ausladende Bekrönung aber etwas höher wieder hergestellt. Wie die Ecktürme ist der Bergfried mit einem Glockendach mit Laterne gedeckt. Das Glockendach ist 8-teilig und an vier Segmenten mit Gauben besetzt. Vor die übrigen vier Segmente sind kleine Hauben gesetzt, die in Größe und Form jener der Laterne entsprechen. Auf den vier kleinen Hauben und der Laterne befinden sich hohe Wetterfahnen. Als weitere Zugabe erhält der Bergfried eine Uhr¹¹¹ und Obelisk an den Ecken der Balustrade.

109 S. Brief Ehardts an den Fürsten vom 15. 11. 1905. HZAN, Schon hier plante Ebhardt die Wiederherstellung dieses Bauteils. »Über seine frühere Form kann ein Zweifel nicht entstehen. Einerseits zeigen die Ecktürme überall die Stelle, wo der Wehrgang [= »Galerie«] angeschlossen hat, andererseits beweist eine Treppe, die (...) bis zum ehemaligen Wehrgangsboden hinaufführte (...) sein Vorhandensein.«

110 Die Ansicht der Nordfront zeigt Gauben an den Ecktürmen, die in ihrer Form denen des Daches genau entsprechen.

111 Auch bei der Anbringung der Uhr beruft sich Ebhardt auf die unter Anm. 107 erwähnten Akten.

Für den Ostflügel sind drei Giebel vorgesehen. Der einzelne linke Giebel ist hinter den südöstlichen Eckturm gerückt und schließt mit dieser Ecke des Baues ab. Die beiden rechten Giebel stoßen aneinander und schließen direkt an den Bergfried an. In ihrer Durchfensterung nehmen die gepaarten Giebel Bezug auf das direkt darunter liegende Geschoß, in ihrer Breite auf den Balkon des dritten Geschosses. Der Balkon liegt auf sechzehn großen Konsolen auf und ist mit einer Brüstung versehen, die eine Bogenarkatur trägt¹¹². Die Tiefe des Laufgangs direkt über der Bogenarkatur dehnt sich in diesem Bereich auf die Tiefe des Balkons aus.

Die Hoffront des Alten Baus (Abb. 13) ist mit zwei Giebeln versehen, die sich auf der Höhe der beiden aneinandergerückten Außenfrontgiebel genau gegenüber befinden. In den Grundformen stimmen die Hofgiebel mit dem äußeren überein; nur die Anordnung der winkelfüllenden Voluten und der Dreiecksgiebel als Abschluß variieren. Im Hof bekrönen diesen Abschluß noch drei Kugeln auf kleinen Postamenten, ansonsten fehlen sie.

b) Südflügel: Küchenbau

Dem Küchenbau (Abb. 14) ist zum Garten hin der bereits erwähnte Altan vorgelegt. Er ruht auf einer Bogenarkatur mit vier Öffnungen und vorgelegten Pilastern. Die Schlußsteine der Arkaden sind betont. An seinem westlichen Ende ragt der Altan bis über die Hälfte des Eckturmes hinaus. In östlicher Richtung schließt sich an die Bogenarchitektur ein geschlossenes Mauerstück an, das zum Lusthaus hinführt. Den Abschluß nach oben bildet, wie beim Balkon des Alten Baus, eine Brüstung.

Der Küchenbau ist an der Außenfront mit zwei Giebeln versehen, die beide an die äußersten Eckpunkte des Flügels stoßen. Der rechte Giebel weicht von der zuvor beschriebenen Grundform ab: er ist viel kleiner als die anderen Giebel und nur zweifach abgestuft. Da seine Pilasterordnung das einzige zweiteilige Fenster weitläufig einrahmt, bleibt bei diesem Giebel viel freie Wandfläche erhalten.

Dieser Entwurf zeigt die andere Variante der Bergfriedbedachung. Hier ist die Auskragung nach oben völlig entfernt und die Schlankheit wird zusätzlich durch ein nur mäßig geschwungenes 8-teiliges »Glockendach« betont, vor das an den vier Seiten des Turmes Dreiecksgiebel gestellt sind. Diese Giebel entsprechen in ihrer Form der letzten Stufe der Giebel an den Dächern der Flügel, wobei der kleine abschließende Dreiecksgiebel hier stark zugunsten der Voluten in seiner Größe reduziert wurde. Das Glockendach ist im oberen Bereich stark in die Höhe geschwungen. Die zierliche baldachinartige Laterne betont zusätzlich mit der kleinen auskragenden Brüstung das Streben in die Höhe.

¹¹² In diesem Zusammenhang würde ich von einer Galerie sprechen, möchte den Begriff hier jedoch nicht einführen, um nicht mit Ehardts Definitionen in Konflikt zu geraten.

c) Westflügel: Saalbau

Die auffälligste Veränderung betrifft an diesem Flügel (Abb. 15) den mittleren ehemals halbrunden Altan. Ehardt hat ihn um drei Geschosse und die Bedachung erhöht und so den Ecktürmen angeglichen: Die beiden unteren neu hinzugefügten Geschosse sind den Ecktürmen entsprechend durchfenstert und mit Gesimsen versehen, auch das Glockendach stimmt überein. Die Gestaltung des obersten Geschosses ist jedoch eigenständig. Im Gegensatz zu den polygonalen, geschlossenen, obersten Eckturmgeschossen ist der mittlere Turm hier offen. Der Laufgang ist in diesem Flügel durch den Turm weitergeführt. Auf die Balustrade gestellte Pfeiler tragen das Glockendach. Der Schnitt durch den Ost-Westbau (Abb. 17) zeigt eine weitere Entwurfsvariante. Der Altan erscheint hier einfach aufgestockt und als Abschluß mit einem polygonalen, schmaleren Aufsatz versehen, der eigenständig mit einer Glocke überdacht ist.

Wie beim Südflügel sind hier zwei Giebel auf das Dach gesetzt, die sich aber in Form und Größe entsprechen. Beide sind links und rechts an den äußersten Ecken des Baues plaziert und verschwinden zum Teil hinter den Ecktürmen.

d) Nordflügel: Kapellenbau

Der Plan zur Gestaltung dieses Flügels (Abb. 16) sieht die bereits erwähnte Zugbrücke als neuen Zugang zum Schloß vor. Eine weitere Veränderung ist ein vor das vierte Geschöß gelegter Balkon, der wie der Balkon des »Alten Baus« von Konsolen getragen wird und mit einer Brüstung versehen ist.

Der Laufgang setzt sich mit seiner Balustrade (wie am Saalbau im Bereich des Mittelturmes) über die Tortürme hinweg fort. Die Glockendächer der Pavillons sind in die Höhe gedehnt: Der einzige Giebel dieses Flügels ist direkt hinter ihnen angebracht und verschwindet fast.

Im Bereich des Hofes (Abb. 17) fügt Ehardt ebenfalls einen Giebel ein, der den beiden anderen Hoffrontgiebeln in Form und Größe entspricht und sich auf der Höhe des Giebels der Außenfront befindet. Der Treppenturm an der nordwestlichen Ecke des Hofes ist mit einem neuen Dach versehen, das mit den anderen Turmdächern übereinstimmt.

e) Lusthaus

Das Lusthaus (Abb. 12–15) befindet sich südöstlich vom Schloß. Eine Verbindung besteht über den Altan, der in seiner südöstlichen Ecke in eine kleine Brücke übergeht, die mit zwei schmalen Arkaden am Rand des Wassergrabens zum Erdgeschoß des Lusthauses führt. Die Gestaltung der Arkaden entspricht denen des Altans, abgesehen von den betonten Schlußsteinen, die bei der Brücke fehlen. Eine weitere steinerne Brücke, die sich mit nur einem weiten Bogen über den Wassergraben spannt, führt zum östlich gelegenen Torhaus.

Das Lusthaus erhebt sich über den Fundamentresten des ehemaligen Marstalls. Das enorm hohe Sockelgeschoß entspricht in seiner Höhe dem Sockel des

Schlosses. Auf dem Erdgeschoß ruht ein gaubentragendes Satteldach, dessen Giebel verziert sind. Im Süden ist dem Bau im östlichen Drittel ein polygonaler Erker vorgelegt, er wird von der bereits erwähnten, ursprünglichen Figurenkonsole gestützt. Die Auskragung zwischen Erker und Konsole bleibt ungeschmückt.

Der Erker selbst ist zweigeschossig und erstreckt sich über das Erdgeschoß bis in die Dachzone des Hauses. Der Entwurf zur Südfront (Abb. 14) zeigt in beiden Geschossen die gleiche Durchfensterung. Die beiden anderen Pläne zur West- und Ostfront (Abb. 12 u. 15) zeigen für den oberen Bereich statt der Durchfensterung eine Übernahme des Giebelschmuckes. In beiden Varianten ist eine Pilasterordnung als Wandgliederung vor den Erker gelegt. Als Dach des Erkers ist eine Art umgekehrte »Welsche Haube« vorgesehen.

Die Giebel des Lusthauses sind wie jene des Schlosses durch Gesimse und eine Art Pilasterordnung gegliedert. Statt der hochrechteckigen Fenster sind in der ersten Stufe drei kleinere runde Öffnungen, in der zweiten ein Wappenrelief und in der dritten eine kleine quadratische Öffnung vorgesehen. Die einzelnen Abstufungen sind nicht mit Voluten und Rollwerk gefüllt, sondern mit Fabeltieren, die in ihrer Anordnung, Bewegung und Form eine Volute beschreiben.

Bei der Durchfensterung des Erdgeschosses gruppiert Ehardt fast ausschließlich jeweils drei Fenster unmittelbar nebeneinander. Der Eingang des Lusthauses liegt im Osten. Im Westen rahmen zwei kleinere Drillingsfenster ein großes, das auf einen Balkon mit Brüstung führt. Dieser entspricht in seiner Breite dem Fenster und ruht auf einer Auskragung und seitlichen Konsolen.

f) Torhaus

Am Torhaus (Abb. 14 u. 16) sind bei diesem Entwurf noch keine tiefgreifenden Veränderungen vorgesehen. Es haben sich keine Quellen erhalten, aber möglicherweise hatte man das Torhaus zu diesem Zeitpunkt noch nicht von seinen derzeitigen Besitzern zurückerworben (s. a. Anm. 105). Ehardt sieht lediglich vor, den Bau zu vereinheitlichen. Zu diesem Zweck wird das Dach auch an der südlichen Seite schon über dem ersten Obergeschoß begonnen und der ganze Bau von direkten An- und Nebenbauten, die ein einheitliches Bild stören, befreit (s. Scheune im Westen).

Die Durchfahrten werden von Ädikulen gerahmt. Im Norden tragen die Pilaster einen Dreiecksgiebel, im Süden einen Segmentgiebel. Die Schmuckformen sind jedoch in der Zeichnung nicht genauer ausgeführt, sondern nur angedeutet.

Der beschriebene Entwurf kam nicht zur Ausführung. Ob Ehardt weitere Planvarianten zwischen diesem und dem endgültig ausgeführten Gesamtentwurf vorlegte, läßt sich mit dem erhaltenen Archivmaterial nicht rekonstruieren.

3. Ausgeführte Arbeiten

Der den letztendlich ausgeführten Arbeiten zugrundeliegende Gesamtentwurf hat sich in Form eines Modells¹¹³ erhalten (Abb. 18), das heute im Rittersaal des Neuensteiner Schlosses aufgestellt ist. Sein Entstehen läßt sich nur schwer datieren, da weder ein endgültiger Gesamtentwurf noch ein Modell in den erhaltenen Briefen und Protokollen zu Besuchen des Fürsten in Ehardts Atelier, erwähnt ist. Da man aber über den Fortgang der Arbeiten am Schloß durch einige erhaltene Berichte Ehardts, die er von Zeit zu Zeit an den Fürsten sandte, und durch Photographien der Bauarbeiten informiert ist, läßt sich ein Entstehungszeitraum annähernd eingrenzen.

Der früheste Entstehungszeitpunkt des zur Ausführung gekommenen Entwurfes ist nach dem ersten Gesamtentwurf vom November 1906 festgelegt. Da der Bau am 13. März 1906 bereits begonnen war und am 1. Mai 1906 die eigentlichen Mauerarbeiten am »Alten Bau« in Angriff genommen wurden¹¹⁴, waren die Arbeiten bis zum 16. Juni 1907 so weit fortgeschritten, daß die Mauern des »Alten Baues« bis zur Dachtraufe wiederhergestellt waren¹¹⁵. Spätestens zu diesem Zeitpunkt muß der endgültige Entwurf durch den Fürsten akzeptiert worden sein, da die Frage nach Anordnung der Giebel für den Fortgang der Arbeiten geklärt sein mußte¹¹⁶. Neben den Fertigstellungen am »Alten Bau« hatte Ehardt bereits mit den Arbeiten am Küchenbau begonnen. Eine Photographie (Abb. 19) zeigt den Bauzustand dieses Flügels am 19. März 1908. Ehardt verfuhr bei den übrigen Flügeln entsprechend. Waren die grundlegenden Arbeiten an einem Flügel beendet, begann er nach genauen Untersuchungen und Grabungen mit den Mauerarbeiten am nächsten.

Parallel zu den Arbeiten am Schloß unternahm Ehardt die Arbeiten an Tor- und Lusthaus und an der Gartenanlage¹¹⁷. Von den Abbrucharbeiten am ehemaligen Torhaus hat sich eine datierte Photographie erhalten (Abb. 20). Die »Wiederherstellung« dieses Gebäudes hat demnach am 20. 7. 1908 begonnen. Für das Lusthaus läßt sich keine genaue Angabe über den Wiederherstellungsbeginn machen, da nur eine Photographie (Abb. 21) zu Ausgrabungen an dieser Stelle existiert, die auf den 9. 1. 1907 datiert ist. Am 25. November 1911 fand ein Richtfest *anlässlich*

113 Das Modell läßt sich nicht genau datieren: *Prinz zu Hohenlohe* gibt an, daß es 1910, anlässlich einer Bauausstellung in Berlin entstanden sei. (S. 16) *Döring* nennt im Text (S. 168) ebenfalls eine Bauausstellung, jedoch von 1913; zwei Abbildungen (254 u. 255) zu diesem Thema sind dann wiederum mit »Große Kunstausstellung 1906« untertitelt.

114 Bericht vom 26. 5. 1906. HZAN.

115 S. nicht datiertes Protokoll zur Grundsteinschließung am 16. 7. 1907. HZAN.

116 Da Ehardt aber auch Veränderungen im Bereich des Balkons und der Galerie am Alten Bau vorgenommen hat, scheint ein früherer Zeitpunkt wahrscheinlicher. So genehmigte der Fürst am 3. 2. 1907 bei einem Atelier-Besuch »die Durchführung der Gallerie, wie sie im Perspektiv-Entwurf gezeigt ist«. Bei diesem Entwurf könnte es sich um die zeichnerische (nicht erhaltene) Darstellung des noch nicht angefertigten Modells handeln. S. Protokoll vom 3. 2. 1907. HZAN.

117 Die Gartenanlage wurde nur z. T. nach Ehardts Vorstellungen fertiggestellt. Die geplante Idee des gänzlich von Wasser umgebenen Schlosses ist nur im Westen und Süden verwirklicht. Der große, angelegte Graben im Norden und Osten des Schlosses ist trocken.

der Vollendung des Kirchenbaues, des letzten der 4 Flügel des Schlosses, statt¹¹⁸. Die Arbeiten am Lusthaus waren im Februar 1914 noch in Gange, wie eine Photographie beweist, die das Gebäude bereits bedacht, aber noch ohne Fensterverglasung und Türen zeigt (Abb. 22).

Schon im September 1908 gab es die ersten Unstimmigkeiten zwischen dem Architekten und seinem Bauherrn. Ebhardt stieß mit seinen immer weiter ausgreifenden Ideen, besonders die Innenausstattung betreffend, auf die Ablehnung des Fürsten. *Von Anfang an hatte ich im Auge, dass Alles nur soweit wiederhergestellt werden sollte, wie es nach den Ueberresten und etwa gefundenen Aufzeichnungen nachweislich früher vorhanden war. (...) es widerstrebt mir (...), figürliche Ornamente und Malereien anbringen zu lassen, (...) [die] eben nur Phantasiegebilde sind ...*¹¹⁹

Im folgenden Jahr, am 9. August 1908, war Fürst Kraft gezwungen, den Kostenaufwand der Wiederherstellungsarbeiten einzuschränken. Ebhardt wurde der Bau nicht mehr im Ganzen übertragen, *sondern nur von Jahr zu Jahr zu dem besprochenen Kostenaufwand von jährlich etwa 200000 Mark, worin auch die Kosten für Architektenhonorar, örtliche Bauleitung, Dienstreisen, Studien und Aufmessungen mitenthaltten sein*¹²⁰ mußten. Der Fürst hielt sich so die Möglichkeit offen, die Weiterarbeiten kurzfristig einstellen zu können; eine Maßnahme, die er zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht plante¹²¹. Ebhardt scheint sich an diese Vereinbarung nicht gehalten zu haben. Im Oktober des gleichen Jahres wurde Stephan aufgefordert, Ebhardt an die Übereinkunft zu erinnern, da zu diesem Zeitpunkt die Kosten schon weit über den vereinbarten 200000 Mark lagen, das Architektenhonorar noch gar nicht eingerechnet¹²².

Ebhardts eigenmächtiges Handeln zeigt auch ein Brief des Fürsten vom 13. April 1911. *Was den Kirchenbau betrifft, so habe ich zu meinem Erstaunen gehört, dass Sie den Kirchenflügel bis auf den Parterrestock wegen Anlage einer Gruft abbrechen lassen. Wenn wir auch im vorigen Jahre davon gesprochen haben, eine Gruft dort herzustellen, so muss ich von Ihnen doch gänzlich missverstanden worden sein, wenn Sie glauben ich hätte dabei einen definitiven Auftrag zur Anlage einer Gruft gegeben. Ich habe dies um so weniger thun können, da mir noch keine Detailzeichnungen dafür vorgelegen haben*¹²³.

Wie sich das Verhältnis des Fürsten zu Ebhardt in den Jahren 1911 und 1912 weiterentwickelt hat, ist aus dem erhaltenen Archivmaterial nicht zu ersehen. Die nächste entscheidende Aussage zum Wiederherstellungsverlauf findet sich in einem Brief des Fürsten an Stephan vom 6. September 1913: *Mit Prof. Bodo Ebhardt habe ich gestern mündlich vereinbart, dass am Schlossbau in Neuenstein nur noch das Allernothwendigste unter möglicher Einschränkung der Kosten gemacht*

118 S. Bericht vom November 1911. HZAN.

119 Brief des Fürsten an Ebhardt vom 30. 9. 1908. HZAN.

120 Brief des Fürsten an Ebhardt vom 9. 8. 1909. HZAN.

121 Brief des Fürsten an Ebhardt vom 25. 8. 1909. HZAN.

122 Brief des Fürsten an Stephan vom 14. 10. 1909. HZAN.

123 Brief des Fürsten an Ebhardt vom 13. 4. 1911. HZAN.

wird¹²⁴. Inwieweit diese Einschränkungen auf ein gespanntes Verhältnis zwischen Bauherrn und Baumeister zurückgehen, ist nicht zu ermitteln. Wahrscheinlicher ist, daß der Fürst schon zu diesem Zeitpunkt versuchte, gezwungen durch finanzielle Rückschläge bei seinen Geschäften, den immensen Kostenaufwand für Neuenstein einzuschränken.

Mit Kriegsausbruch 1914 plante der Fürst die Arbeiten am Schloß ganz einzustellen. Ebhardt bestätigte diese Mitteilung am 10. August 1914¹²⁵. Die Arbeiten wurden jedoch noch weiter fortgesetzt, wie ein Brief des Fürsten an Stephan vom 30. Oktober 1914 beweist. Ebhardt scheint den Fürsten davon überzeugt zu haben, daß der Bau in seinem seinerzeitigen Zustand nicht ohne schwerwiegende Folgen gestoppt werden könne. Wie aus dem Brief vom 30. Oktober hervorgeht, scheint Ebhardt jedoch nicht nur die notwendigsten Arbeiten weiter ausgeführt zu haben, da der Fürst drohte *wenn es sich nicht anders einrichten lässt (...) die etwa noch im Gange befindlichen Arbeiten sofort einstellen zu lassen und von einer Wiederaufnahme der ruhenden Arbeiten endgültig abzusehen*¹²⁶.

Wie lange Ebhardt selbst nach diesem Brief noch am Bau beteiligt war läßt sich nicht genau feststellen. Am 25. Juni 1915 scheint dies noch der Fall gewesen zu sein, da Ebhardt sich mit Stephan wegen der Schließung des unfertigen Kirchengewölbes besprach¹²⁷. Die Bauarbeiten an sich liefen in jedem Fall noch bis 1917, denn ein Brief Stephans vom 5. November dieses Jahres beauftragte den Schieferdecker H. F. Müller mit der Eindeckung der Türme, die ursprünglich mit Kupfer geplant war, aber wegen den eventuell befürchteten Kriegsbeschlagnahmen nun in Schiefer erfolgen sollte.

Vergleicht man den ausgeführten Entwurf mit dem bereits beschriebenen ersten Gesamtentwurf, so lassen sich neben vielen Veränderungen an kleineren Details auch einige große Veränderungen am Schloß selbst, aber auch am Lust- und Torhaus feststellen.

Die auffallendste Veränderung am Schloß (Abb. 23) beschloß Ebhardt im Bereich des Daches. Im Gegensatz zum ersten Entwurf erhöht er hier nicht nur jeden Flügel um ein niedriges Geschoß, auch die Ecktürme werden nun um ein solches und ein breites Gesims erhöht¹²⁸. Geschoß und Gesims entsprechen in ihren Höhen der Stufen-Gliederung der Giebel. Im Gegensatz zu den anderen Geschossen des Turmes ist das letzte nur mit einzelnen Fenstern versehen, die sich mittig über den Zwillingfenstern befinden.

Zwar greift Ebhardt bei der Bedachung der Türme auf die vor der Wiederherstellung vorhandenen 8-teiligen Hauben zurück, durch die höheren Ecktürme verändert sich die Proportion des Schlosses jedoch völlig. Ebhardt hatte mit den Glockendächern des ersten Entwurfes ebenfalls einen höheren Eindruck der Türme

124 Brief des Fürsten an Stephan vom 6. 9. 1911. HZAN.

125 Brief Ebhardts an Stephan vom 10. 8. 1914. HZAN.

126 Brief des Fürsten an Stephan vom 30. 10. 1914. HZAN.

127 Brief Ebhardts an Stephan vom 25. 6. 1915. HZAN.

128 Eine Begründung für diese Änderung ist in keinem der Briefe oder Protokolle gegeben.

erreicht, jedoch nahmen die Giebel und Glocken keinen Bezug aufeinander, so daß die Ecktürme in ganzer Höhe wie »eigenständige« Bauteile wirkten. Bei dem endgültigen Entwurf scheinen die Giebel nicht mehr frei hinter die Türme gerückt, statt dessen erwecken das zusätzliche breite Gesims und das Geschoß der Türme den Eindruck eines festen Bandes, das die Giebel und Türme »aneinanderschnürt«. Die Türme verlieren so ihre Eigenständigkeit, das gesamte Schloß wirkt gedungener, auch wenn Ehardt zum Teil die einzelnen Giebel sogar verkleinert hat.

Im Gegensatz zum ersten Entwurf ist die Größe der Giebel nun nicht mehr willkürlich, sie leitet sich von den zwei unterschiedlichen Dachhöhen der Flügel ab. Die Nord- und Ostflügeldächer sind niedriger, Süd- und Westflügeldächer dagegen höher. Alle hinter die Ecktürme gestellten Giebel sind Schmuckgiebel der Satteldächer der einzelnen Flügel. Ehardt führt die einzelnen Satteldächer nach ihren Kreuzungspunkten jeweils weiter fort und schmückt die Giebel aus. Stellung und Größe dieser Giebel ergeben sich also schlüssig aus den einzelnen Dachhöhen und -formen. Die übrigen Giebel an Außen- und Hoffronten des »Alten Baus« und des Saalbaus sind Zwerchgiebel, die ihre Höhe von den niedrigeren Dächern ableiten, ihre Plazierung erscheint willkürlich¹²⁹.

Die grundsätzliche Gliederung der Giebel hat Ehardt nicht verändert (Abb. 26, 29, 31). Die Gesimse bleiben in ihrer Form erhalten, die vertikale Gliederung ist nun aber mit freigestalteten Wandvorlagen gegeben, die mehr an Piedestale, denn an Pilaster erinnern. Im Gegensatz zum ersten Entwurf werden die Giebel aber nicht mehr durch die vorgelegte vertikale Gliederung an das darunter befindliche Geschoß »gebunden«, da diese erst im Giebelbereich beginnt und nicht wie beim ersten Entwurf bereits im letzten Geschoß des Baues. Statt dessen waren die Giebel, wie bereits beschrieben, enger an die Ecktürme »gebunden«.

Auch in ihrer Einzelgestaltung unterscheiden sich die Giebel nun voneinander. Die einzelnen Stufen sind verschieden durchfenstert, z. T. sind sie auch mit Raum für Gedenkplatten versehen. Die Volutenformen des ersten Entwurfes sind durch Schweifwerk ersetzt, dessen Formenreichtum vom »Alten Bau« zum Kapellenbau hin, mit Fortschritt der Bauarbeiten, zuzunehmen scheint. So sind einige Giebel auch zusätzlich mit Tieren und menschlichen Köpfen versehen, die dreidimensional aus dem Schweifwerk herausragen.

a) »Alter Bau«

Der endgültige Entwurf sieht bei diesem Flügel (Abb. 25) anstelle der abschließenden Bogenarkatur des Balkons nur einen einfachen Balkon vor. Die Breite des vorgelegten Laufganges am darüberliegenden Geschoß verändert sich also nicht. Der Balkon ist nicht fertiggestellt (Abb. 26), es fehlt die steinerne Brüstung.

An der Bedachung des Bergfrieds hat Ehardt nichts verändert. Wie bei den Ecktürmen kehrte er nach diversen Versuchen zur ursprünglichen Dachform

¹²⁹ Der Saalbau ist bei der Ausführung an der Außenfront mit zwei weiteren kleinen Zwerchgiebeln versehen, die im Modell noch nicht vorhanden sind.

zurück und besserte nur die defekten Stellen im Mauerwerk und Dach des Bergfrieds aus.

Der geplante überdachte hölzerne Steg neben dem südlichen Eckturm ist ebenfalls nicht zur Ausführung gekommen.

Neben die Änderungen bei Anordnung und Größe der beiden Giebel an der Hoffront des »Alten Baues« tritt hier das Hervorheben des nordöstlichen Treppbereichs als Neuerung bei der Ausführung hinzu (Abb. 27 u. 28). Durch Mauerfugen ließ sich schon vor der Wiederherstellung eine andere Innenaufteilung hinter diesem Gebäudeteil vermuten. Der Hinweis auf eine dahinter befindliche Treppe war jedoch nicht gegeben. Ebhardt weist diese Treppe durch zwei Veränderungen am Bau aus. Zum einen ersetzt er die ursprüngliche Durchfensterung durch schmale, niedrige Fensteröffnungen, die in ihrer Anordnung ohne Bezug zur übrigen Geschoßeinteilung sind. Zum anderen führt er über den Dachansatz einen polygonalen Treppenturm hinweg, der mit seiner Form und Bedachung an die äußeren Ecktürme erinnert. Da die »Schnecke« nicht als Turm vor den Bau gestellt ist, tritt der Giebel nicht hinter dem Turm zurück, sondern verschmilzt mit dem polygonalen Aufsatz am Dach (Abb. 29).

Die Anordnung der Zugänge des »Alten Baues« vom Hof her hat Ebhardt dahingehend verändert, daß einer der drei mittleren aufgehoben wurde. An seiner Stelle ist ein neuer in der südlichen Ecke des Flügels eingefügt.

b) Küchenbau

Der schon im ersten Entwurf geplante Altan an diesem Flügel (Abb. 30) wurde in veränderter Form ausgeführt. Zur kleinen Brücke, die zum nördlichen Eingang des Lusthauses führt, ist zusätzlich eine kleine Treppe getreten, die in den Garten hinunterführt. Eine einzige Arkade, weniger hoch als die des Altans, aber ebenso breit, trägt nun die Brücke und einen Teil der Treppe. Sie ersetzt die zwei kleinen Arkaden des ersten Entwurfes.

Entgegen der ursprünglichen Planung ist der Altan viel schlichter ausgeführt. Die Bögen ruhen auf einfachen kleinen rechteckigen Pfeilerstümpfen, die auf Postamenten stehen. Die Kämpferlinie ist im Bereich der Pfeiler mit auskragenden Platten betont, im Bereich der anschließenden Mauern wird sie als Kämpfergesims weitergeführt. Auch die Postamente setzen sich als Sockel in den Mauern fort. Die ursprünglich geplante Brüstung ist durch eine Balustrade ersetzt, welche durch gleichgroße Pfosten über den Pfeilern und den Schlußsteinen in einzelne Abschnitte unterteilt ist. Statt der betonten Schlußsteine im Bogen scheint Ebhardt bei diesem Entwurf Figurenkonsolen über den Pfeilern geplant zu haben, die jedoch nicht ausgeführt wurden (Abb. 31). Nur einfache, unbearbeitete Blöcke an diesen Stellen weisen auf Ebhardts mögliche Absicht hin.

Ebenfalls nicht fertiggestellt ist der Laufgang vor dem obersten Geschoß: Die Brüstung fehlt.

Ebhardt plante schon 1906 einen Laubengang im obersten Geschoß der Hoffront des Küchenbaues (Abb. 32). Zwar ist in den ersten Entwürfen keine Ansicht dieser

Hofffront gegeben, jedoch zeigt der Schnitt durch den Nord-Südbau (Abb. 13) im obersten Geschoß eine kleine Säule, die eine Loggia vermuten läßt. Einzige schriftliche Aussage zu diesem Bauteil findet sich in einem Protokoll vom 9. Januar 1908: *Die Loggia wird nach der offenen Seite durch eine Glaswand geschlossen, aber so, daß noch ein Balkon von mindestens 1,50 m Breite bleibt*¹³⁰.

Ausgeführt ist die Loggia mit drei sich zum Hof öffnenden Arkaden. Die flachen Segmentbögen ruhen auf Rundpfeilern, von denen die mittleren zwei frei stehen und die beiden anderen mit den anschließenden Mauern verbunden sind. Zwischen die Pfeiler ist die steinerne Brüstung gestellt, die in jeweils drei Abschnitte unterteilt ist. Jeder Abschnitt besteht aus gerahmtem »Bandwerk«, das in seinen Motiven an Beschlagwerk erinnert. Die Loggia wird deutlich mit einem profilierten Gesims von den unteren Geschossen getrennt und so in ihrer Sonderstellung am Bau noch zusätzlich betont. Die Kapitelle der Rundpfeiler sind nur als einfache Blöcke ausgeführt. Möglicherweise sind auch sie, wie die einfachen Blöcke am Altan, bearbeitet geplant und nur nicht fertiggestellt.

Weitere Veränderungen an diesem Flügel (Abb. 33) betreffen die »Große Schnecke« in der süd-westlichen Ecke des Hofes. Wie die Ecktürme an den Außenseiten des Schlosses, erhöht Ehardt sie um ein weiteres Geschoß. Eine Art Balkon ist diesem Geschoß mit eiserner Brüstung vorgelegt. Der Balkon setzt über dem weit auskragenden Kranzgesims an. Dieses Kranzgesims ist stark profiliert und mit einem an ein »ionisches Kymation« (Eierstab) erinnerndes Gesims geschmückt. Bekrönt wird das neue Geschoß mit einer weit ausladenden »Welschen Haube«.

Das Motiv des profilierten Gesimses ist ein Schmuckelement, das häufig am Schloß und an den Nebengebäuden als Gestaltungselement Verwendung findet. Ob als Gurt- oder Kranzgesims, als Gesims zur Unterteilung der Giebel in einzelne Stufen, es ist immer, mehr oder weniger stark, profiliert. Das Gesims der »Großen Schnecke« ist jedoch das einzige der gesamten Anlage, welches Ehardt zusätzlich mit einem »Eierstab-Motiv« schmückt. In seiner Höhe entspricht es exakt dem umlaufenden Kranzgesims des Hofes. Die Form der Kehlung der untersten Stufe des Turmgesimses stimmt mit der Kehlung des Kranzgesimses überein. Daß Ehardt das Gesims der Schnecke zusätzlich mit einem Unterteilungs- oder Schmuckelement versieht, läßt sich möglicherweise mit dem reich verzierten Portal der Großen Schnecke erklären. Den zahlreichen Schmuckformen im Erdgeschoß entsprechend wollte Ehardt diesen Bauteil nach oben hin ebenfalls reich geschmückt abschließen. Daß er hier jedoch zum Eierstab als zusätzlichem Unterteilungs- oder Schmuckelement am Gesims greift, verwundert; zumal ihm bei den Tortürmchen im Norden ein ebenfalls zusätzlich unterteiltes Kranzgesims vorgegeben ist, das ein einfaches Band mit regelmäßigen senkrechten Kerben zeigt. Dieses Schmuckelement wäre im weiteren Zusammenhang mit der »welschen Haube« und

130 Protokoll zu einem Besuch des Fürsten in Ehardts Atelier am 9. 1. 1908. HZAN.

der eisernen Brüstung und auch der Gesamtkonzeption sicher harmonischer gewesen.

c) Saalbau

Der Saalbau wurde im Laufe der Entwurfszeit den meisten Abänderungen unterworfen. Vom ursprünglichen Altan des dritten Geschosses ging die Entwicklung über eine Aufstockung zum zusätzlichen Turm mit offenem obersten Geschoß (erster Entwurf), hin zu einem Mittelurm, der in seiner Geschoßhöhe der des Flügels entsprach und im obersten Geschoß nicht mehr offen, sondern geschlossen war (Modell, Abb. 34). Die Ausführung (Abb. 35) ist gegenüber dem Modell noch weiter verändert. Wie die Ecktürme ist nun der Mittelurm um ein weiteres Geschoß und das breite Gesims erhöht. Die Dachform stimmt mit der der anderen Türme überein. Die Durchfensterung dagegen unterscheidet sich jedoch weitgehend. Schon der ursprüngliche Altan war im Erdgeschoß anders durchfenstert. Ehardt führt diesen Gedanken weiter fort und wählt für das erste Obergeschoß ein schmales hochrechteckiges, größeres Fenster mit steinernem Fensterkreuz. Für das zweite Obergeschoß wählt er ein kleineres Rundfenster, das in seinen Proportionen eher denen der übrigen Fenster dieses Geschosses entspricht. Für den polygonalen Aufbau des Turmes werden zwar gleiche Fensterformen verwendet, die Anordnung dieser ist jedoch nicht an die übrigen Türme angepaßt. Beim Mittelurm wird jede sichtbare Seite des Polygons durchfenstert.

Wie der Mittelurm variieren auch Anzahl und Größe der einzelnen Giebel bei diesem Flügel in den jeweiligen Entwürfen. Im ersten Entwurf noch mit zwei gleichgroßen Giebeln hinter den Ecktürmen versehen, zeigt das Modell zwei den Dachhöhen angepaßte Giebel. Ausgeführt wurde eine weitere Variante. Zusätzlich zu den beiden ursprünglich geplanten sind zwei weitere kleine Giebel an jede Seite des Mittelturms gesetzt. Der Eindruck des »Zusammenschnürens von Giebeln und Ecktürmen« wird bei diesem Flügel auf den gesamten Dachbereich erweitert, da auch der Mittelurm mit seinen rahmenden Giebeln diesem Schema unterworfen ist.

Im ersten Entwurf scheint kein Giebel für die Hoffront dieses Flügels geplant gewesen zu sein. Ausgeführt wurde ein Giebel, der genau über der Mitte dieses Baues plaziert ist.

Den Treppenturm in der nord-westlichen Ecke des Hofes (Abb. 36) hat Ehardt nicht verändert. Durchfensterung und Höhe entsprechen dem ursprünglichen Zustand. Wie beim Küchenbau ist der Laufgang vor dem obersten Geschoß nicht fertiggestellt.

d) Kapellenbau

Die Änderungen an diesem Flügel sind nur gering. Bei der Ausführung (Abb. 37 u. 38) wurde der Zwerchgiebel hinter den Torpavillons zugunsten des Satteldachgiebels hinter dem nordwestlichen Eckurm aufgegeben. Auch der Zwerchgiebel an der Hoffront wurde konsequenterweise nicht ausgeführt.

Der einzige Unterschied zwischen Modell (Abb. 34) und Ausführung betrifft den Laufgang vor dem obersten Geschoß. Im Modell noch vor der gesamten nord-westlichen Front geplant, ist er nur als zu den Pavillons zugehörig etwas nach Westen weitergeführt und schließt auf Giebelhöhe bündig an die Mauer an.

e) Lusthaus

Das ausgeführte Lusthaus (Abb. 39) erinnert nur noch wenig an den ersten Entwurf von 1906. Entgegen der ersten Planung ist der hohe Sockel aufgegeben, es ist nun zweigeschossig mit regelmäßigen Fensterachsen. Das Erdgeschoß ist mit Zwillingsfenstern durchfenstert, die nach oben gerundet abschließen, das Obergeschoß mit rechteckigen Zwillingsfenstern. Beide Geschosse werden durch ein profiliertes Gurtgesims voneinander getrennt. Das Kranzgesims ist ebenfalls profiliert.

Der Erker befindet sich an der gleichen Stelle wie beim ersten Entwurf, bedingt durch die Stellung der Konsolfigur. Er bleibt nach wie vor zweigeschossig, jedoch ragt durch die veränderten Voraussetzungen nur seine kleine Haube in das Satteldach hinein. Die vorgelegte Pilaster- und Halbsäulenordnung ist nicht fertiggestellt.

Ein Zugang zum Lusthaus befindet sich wie beim ersten Entwurf im Osten des Baues auf der Höhe des Obergeschosses (Abb. 40). Er ist über die Brücke vom Torhaus her zu erreichen. Ein weiterer Zugang befindet sich jetzt auch im Norden, ebenfalls auf Höhe des oberen Geschosses, er ist über den Altan zu erreichen. Dem Modell (Abb. 30) zufolge war ein dritter westlicher Zugang in Erdgeschoßhöhe geplant, der aber nicht ausgeführt wurde. An seine Stelle ist ein kleiner Balkon getreten (Abb. 41). Die im Modell zweiläufige, mit Richtungswechsel geplante Treppe vom Altan herunter, die den Zugang im Westen ermöglicht hätte, führt nun nur einläufig in den Garten.

Eine weitere Änderung betrifft die Ausführung der Giebel des Satteldaches. Die ursprünglich in ihrer Gestaltung den Giebeln des Schlosses verwandten Lustgiebel haben eine völlig andere Gestalt erhalten. Die Schenkel des Dreieckgiebels werden durch jeweils fünf sich überschneidende Segmentbögen gebildet. Die »Spitze« besteht aus einem Dreiviertelkreis. Der westliche Giebel ist in drei Stufen unterteilt. Ein Gesims verläuft in Höhe der Schnitkuppe der zweiten und dritten Segmentbögen, ein Gesimsfragment befindet sich auf halber Höhe der fünften Segmentbögen. Der östliche Giebel (Abb. 40) wird von einem vorgelegten Treppentürmchen überschritten, das auf Bodenniveau beginnt und einen weiteren Zugang im Osten auf Erdgeschoßhöhe bietet. Der halbrunde Turm ist mittig vor die Ostfront des Lusthauses gestellt und ist mit schmalen rechteckigen Fenstern versehen, deren Ober- und Unterkanten dem Treppenlauf folgen. Im Giebelbereich wird der Turm vom Kranzgesims und dem Gesims auf Höhe der Schnittpunkte verkröpft. Bedeckt ist er mit einem halben Kegeldach.

Der Grund für die neue Gestaltung der Giebel am Lusthaus scheint das Entdecken eines alten Aufrisses im Öhringer Archiv gewesen zu sein (Abb. 42). Der Aufriß

hat sich bis heute in der Neuensteiner Plansammlung erhalten. Er ist zwar in keinem der Briefe, Berichte oder Protokolle Ebhardts erwähnt, die deutliche Übereinstimmung der Giebelformen spricht dennoch für einen Zusammenhang. Der Aufriß zeigt drei Seiten eines Gebäudes. Die Schenkel der Dreiecksgiebel werden durch sieben Segmentbögen und einen Dreikviertelkreis gebildet. Auch hier werden die Giebel durch Gesimse in Stufen unterteilt. Da der Aufriß nicht datiert und auch kein Hinweis auf den Zeichner gegeben ist, läßt sich seine Entstehungszeit anhand der Notizen nur vermuten. Er könnte im Zusammenhang mit der Visierung des Schlosses Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden sein¹³¹. Doch selbst wenn dieser Aufriß ohne jeden Bezug zu Neuenstein wäre, so scheint sich Ebhardt in jedem Fall an ihm für die Gestaltung seiner Lusthausgiebel orientiert zu haben¹³².

f) Torhaus

Das Torhaus (Abb. 43 u. 44) entspricht in seiner Ausführung nur z.T. der Vorgabe des Modells. Wie schon beim ersten Gesamtentwurf angedeutet, ist das Dach als Pyramidendach und in seiner Höhe einheitlich ausgeführt, so daß im Süden und Norden zwei ganze Geschosse ausgebildet sind.

Statt der im ersten Entwurf geplanten Ädikulen der Durchfahrt verwendet Ebhardt in der Ausführung Giebel als Schmuckelemente. Die beiden Zwerchgiebel befinden sich im Norden und Süden des Baus, mittig über der Durchfahrt angeordnet. In ihrer Grundform stimmen sie überein, in den Volutenformen nicht. Viel einfacher gestaltet als die Giebel des Schlosses sind sie nur zweigestuft und mit einfachen Volutenformen geschmückt. Drei einfache Gesimse trennen die Stufen voneinander. Die erste Stufe der Giebel ist jeweils mit einem Zwillingfenster versehen, die zweite mit einer kleinen Rundöffnung. Über dem letzten Gesims befindet sich ein von einer Fiale bekröntes Muschelmotiv.

Der im Modell gezeigte Rundturm im süd-westlichen Bereich des Torhauses ist nicht ausgeführt.

Wie die Beschreibungen der einzelnen Bauteile zeigen, hat Bodo Ebhardt Schloß Neuenstein nie ganz fertigstellen können. Trotzdem präsentiert sich der Bau von außen als eine Einheit und erst beim näheren Betrachten fallen die unvollendeten Partien des Schlosses auf. Anders verhält es sich im Inneren, hier stößt man auch in den Präsentationsräumen der Führung immer wieder auf nur z.T. oder auch gänzlich unbehauene Steine, z. B. bei den Kapitellen. Die obersten Geschosse im West- und Nordflügel standen sogar längere Zeit im Rohbau und wurden als Lagerräume genutzt. Erst mit der geplanten Nutzung durch das Hohenlohe-Zentralarchiv ab 1971 wurde der Großteil dieser Räume fertiggestellt.

131 Mündliche Mitteilung des Archivars Herrn Beutter, HZAN vom 28. 1. 1992.

132 Diese Ansicht vertritt auch *Grünenwald* (wie Anm. 3) S. 126.

V. Ehardts Vorstellungen einer sachgemäßen Denkmalpflege

Neben seinen praktischen Arbeiten zur Denkmalpflege äußerte sich Ehardt auch theoretisch zu diesem Thema. So erschien 1899 in der ersten Ausgabe der Zeitschrift »Denkmalpflege« der Artikel »Wie sollen wir unsere Burgruinen erhalten?«. Ehardt führt in dieser kurzen Abhandlung seine Vorstellungen und Forderungen zur sinnvollen Erhaltung von Burgruinen aus. Wiederherstellungen bleiben in dieser Arbeit ausgespart. Für sie gelten lt. Ehardt besondere Bestimmungen, die Thema eines anderen Aufsatzes werden sollten. Sein Vortrag »Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen«, referiert im September 1900 anlässlich des ersten Tages für Denkmalpflege in Dresden, erschien 1901 als kleine Broschüre. Ehardt beklagt, »daß die in bester Absicht vorgenommenen Rettungs- und Wiederherstellungsarbeiten [im 19. Jahrhundert] ausnahmslos zum Unheil der betroffenen Bauten ausschlugen«¹³³. Jedoch sind die früheren Restauratoren durch die mangelnden Möglichkeiten ihrer Zeit (z. B. langsame Verkehrsmittel, Mangel an photographischem Vergleichsmaterial etc.) in seinen Augen entschuldigt. Eine zweckmäßige Denkmalpflege in der »heutigen« Zeit sei aber nur unter Berücksichtigung von Quellenmaterial möglich. Als solche gelten für Ehardt erhaltene Baureste, geschichtliche Nachrichten (z. B. Urkunden und Berichte von Zeitgenossen) und Abbildungen des Objekts von den »ältesten Handschriftenillustrationen bis zur Neuzeit«¹³⁴. Interessant ist, daß Ehardt in dieser Schrift den Umfang erlaubter Wiederherstellungsarbeiten viel deutlicher eingrenzt, als in seinem 1905 erschienenen Artikel zum gleichen Thema. 1901 verlangt Ehardt noch ganz vehement, »daß ›Verbesserungen‹ und willkürliche Zuthaten strengstens auszuschließen sind, daß wirklich nur vorhandene Spuren zur Wiederausführung etwa fehlender Theile berechtigen und daß Bauten, die zu geringe Reste mehr aufweisen, am besten überhaupt nicht wieder hergestellt werden«¹³⁵. Zu dieser Zeit scheint Ehardt den Forderungen Georg Dehios nach »erhalten und nur erhalten«¹³⁶ näher gestanden zu haben. 1905, als Ehardts Heft »Ueber Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen mit Regeln für praktische Ausführungen« erschien, lassen sich beider Positionen zu Fragen der Denkmalpflege bereits als konträr bezeichnen. Dehios schon in seinen Ausführungen zur Debatte um die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses angeführte Forderung nach reiner Erhaltung alter Bauten wurde zum Postulat: »Konservieren, nicht restaurieren«. (Dehio formulierte es 1905 anlässlich seiner Festrede an der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg.) Ehardts Meinung und seine anfängliche Zurückhaltung bei Wiederherstellungen hatte sich bis 1905 dahingehend verändert, daß er nur die vollständige Wiederherstellung eines Bauwerks als

133 B. Ehardt: Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung dt. Burgen. 1901, S. 3.

134 Ehardt (wie Anm. 133) S. 5.

135 Ehardt (wie Anm. 133) S. 7.

136 G. Dehio: Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? Straßburg, 1901. In: Streitschriften zu Denkmalpflege um 1900. 1988, S. 36.

dessen einzige Rettung vor dem Verfall sah. Sein Hauptargument ist die unaufhalt-same Zerstörung der Bauwerke durch die Witterung, einzig eine Restaurierung bietet Schutz gegen sie¹³⁷. Auch Dehio sieht selbstverständlich die Gefahren der Witterung. Der Grund, weshalb beide zu derart gegensätzlichen Auffassungen bei der zu praktizierenden Denkmalpflege geraten, liegt in ihrer persönlichen Definition des Denkmals.

Für Dehio beruht der Wert eines Denkmals in seiner Existenz als solcher. »Wir konservieren ein Denkmal nicht, weil wir es für schön halten, sondern weil es ein Stück unseres nationalen Daseins ist«¹³⁸. Die Bedeutung ergibt sich also zum großen Teil aus dem Material eines Bauwerks und der an ihm geleisteten Arbeit; die Form als solche ist nicht wichtig. Werden wie beim Friedrichsbau in Heidelberg »ein Drittel aller Steine ausgewechselt«¹³⁹, sieht Dehio das Bauwerk nicht mehr bewahrt. Vielmehr tritt an die Stelle des Originals, das auf immer verschwunden ist, ein Neubau, eine Kopie des Alten.

In Ebhardts Schriften findet sich keine eindeutige Definition des Denkmalbegriffes. Seine Ausführungen machen jedoch deutlich, daß für ihn der Wert eines Denkmals im wesentlichen in der »historischen Bedeutung« liegt. Ebhardts Ansichten als Definition formuliert, könnten wie folgt lauten: »Wir schützen ein Denkmal, weil es uns ein in seiner Art geschlossenes Bild von einer früheren kulturgeschichtlichen Entwicklungsstufe gewährt«¹⁴⁰. Somit läßt sich folgern: Je vollständiger eine Burg, ein Schloß etc. erhalten sind, um so intensiver ist das Bild, das uns durch diese von einer früheren Zeit gegeben werden kann. Die Forderung nach Wiederherstellung ergibt sich aus dieser Definition fast zwangsläufig, mit ihr aber auch die Folgerung, daß der wichtigste Aspekt eines Denkmals für Ebhardt die Form ist. Für Dehio ist sie von geringer Bedeutung, sie tritt weit hinter das historische Material und der ehemals geleisteten Arbeit zurück. Mit dieser Betonung der Form bei Ebhardt wird auch die Art und Weise seiner Wiederherstellungsarbeiten an Neuenstein verständlich. Abbildung 19 zeigt den zeitweiligen Zustand des Südflügels während der Bauarbeiten. Das Mauerwerk ist nach außen und zum Hof hin, in der Mitte des Baues bis auf die Höhe des Erdgeschosses, bzw. ersten Obergeschosses abgetragen. Nach Dehios Richtlinien zur gewissenhaften Denkmalpflege ist der eigentliche Wert des Neuensteiner Schlosses mit dieser Maßnahme verloren gegangen. Für Ebhardt fängt der Wert mit dieser Maßnahme erst an, da er mit ihr ein vollständiges, vollkommenes Bild Neuensteins erreichen will.

Der wichtigste Grundsatz¹⁴¹ bei einer Wiederherstellung ist für Ebhardt, daß die Ergänzungen sich in ihren Formen genau dem ursprünglichen, nicht mehr vorhan-

137 *B. Ebhardt*: Ueber Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen, mit Regeln für praktische Ausführungen. 1905, S. 7ff.

138 *G. Dehio*: Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jh. Straßburg, 1905. In: Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. 1988, S. 92.

139 *Dehio* (wie Anm. 136) S. 38.

140 *A. Riegl*: Neue Strömungen in der Denkmalpflege. In: Streitschriften ... Braunschweig, 1988, S. 112.

141 *Ebhardt* (wie Anm. 137) S. 11. Ebhardt führt insgesamt 13 Grundsätze in seiner Broschüre an. In einem folgenden Kapitel werden sie jeweils näher erläutert.

denen Zustand anpassen. Diese Formen werden durch genaueste Quellenforschung und Ausgrabungsarbeiten rekonstruiert. Sollte ein exaktes Rekonstruieren aus Mangel an Material nicht möglich sein, so muß »wenigstens nach ›echten‹ Vorbildern der gleichen Zeit und Kultursphäre kopiert oder neu entworfen werden«¹⁴². Eben dieses Kopieren nach ähnlichen Formen und das Neuhinzuentwerfen im entsprechenden Stil sind für Dehio die zu kritisierenden Punkte einer Wiederherstellung. Ohne die exakte Kenntnis eines ehemals vorhandenen Teiles sei eine »Wiederherstellung« im engsten Sinne gar nicht möglich, da die Wahrscheinlichkeit, daß dieses Teil doch ein anderes Aussehen hatte, die größere sei¹⁴³. Ehardts definierte Ausweichmöglichkeit im Falle einer nicht möglichen Rekonstruktion erklärt seine Freiheit in der Frage der Gestaltung der Giebel und des Altans an Schloß Neuenstein. Nach Dehio ist ein Ausführen von Bauteilen rein nach schriftlichen Beschreibungen, bzw. alten Aufnahmen, die ihre Form nur ungenau wiedergeben, wie auch beim Beispiel Neuenstein, nicht statthaft¹⁴⁴. Ehardt ist es jedoch gemäß seines eigenen Grundsatzes erlaubt, auf die Formgebung anderer Schlösser im selben Stil, als Vorbilder für das jeweilige Projekt auszuweichen.

Auch Ehardts dritter Grundsatz¹⁴⁵, alle Erhaltungsarbeiten durch Anbringen von Inschriften und Jahreszahlen als solche kenntlich zu machen, ist für Dehio keine Lösung des eigentlichen Problems, da das »Echte«, das »historisch Gewordene« verloren ist¹⁴⁶. Bei Schloß Neuenstein hat Ehardt diesen Grundsatz weitgehend angewendet. Entsprechend seinen Vorschlägen zur Kennzeichnung neuer Bauteile auf den »Tagen der Denkmalpflege«¹⁴⁷ sind in Neuenstein »Steinmetzzeichen« angebracht, die nähere Auskunft zu den Arbeiten am Schloß geben. Ein Teil der Zeichen setzt sich aus den Initialien Bodo Ehardts und der jeweiligen Jahreszahl zusammen (Abb. 45), in der die Veränderungen am Bauteil unternommen wurden. Andere bestehen nur aus den Initialien Ehardts (Abb. 46 u. 47), die in verschiedenen Variationen gegeben sind, wobei jedem Wiederherstellungsjahr eine bestimmte Variation zugeordnet ist. Eine Inschriftentafel sollte, als Legende konzipiert, Auskunft über die Zuordnung der Initialien zum jeweiligen Entstehungsjahr geben, sie ist jedoch nicht vorhanden.

Von größter Bedeutung bei einer Wiederherstellung ist für Ehardt auch der Ausführende; immer wieder weist er in seinen Vorträgen und Schriften auf dessen Wichtigkeit hin: »... es kommt allein darauf an, wer eine Wiederherstellung macht, wenn ein großer Künstler die Wiederherstellung macht, dann wird es etwas Gutes werden, dagegen wenn es (...) von einem Stümper wieder aufgebaut würde, so würde es doch nie etwas.« Für Ehardt ist »die Frage [der Wiederherstellung] (...) sowohl in künstlerischer wie auch in jeder anderen Beziehung eine Personen-

142 Riegl (wie Anm. 140) S. 113.

143 Dehio (wie Anm. 136) S. 40.

144 S. Dehio (wie Anm. 136) S. 39.

145 Ehardt (wie Anm. 137) S. 11.

146 Dehio (wie Anm. 136) S. 41.

147 A. von Oechelhäuser (Hg.): Denkmalpflege. Auszug aus den stenographischen Berichten des Tages für Denkmalpflege. Bd. 2. Leipzig, 1913, S. 156–158.

frage, ...«¹⁴⁸. Zwar schränkt Ehardt seinen Künstlerbegriff weiter ein, indem er ausführt, daß »nur derjenige Künstler (...) eine solche Aufgabe erfüllen [kann], der schöpferische Kraft genug hat, (...) sich früheren Umständen und gegebenen Formen zu unterwerfen«¹⁴⁹, Dehio ist aber allein schon mit der Möglichkeit, daß ein Künstler zu einer solchen Aufgabe herangezogen wird, nicht einverstanden. »Erfahrungsgemäß [ist es] sehr vielen Architekten unmöglich, in ihrem Geiste die wissenschaftliche Funktion und die künstlerische Funktion auseinanderzuhalten«¹⁵⁰. Die Folge dieses Konfliktes ist, daß das, was der Architekt als Künstler im Geiste vor sich sieht, für ihn zur historischen Wahrheit und Gewißheit wird¹⁵¹. Für Dehio würde eine Wiederherstellung neben den genannten Problemen auch in dieser Hinsicht nie den ursprünglichen Zustand eines Baues wiedergeben, sondern immer die vom künstlerischen Anspruch gefärbte Fassung des Architekten. Ehardts Vorstellungen einer sachgemäßen Denkmalpflege wirken in unserer Zeit und auch neben den reformerischen Ideen Dehios antiquiert. Seine Ausführungen setzen sich zwar kritisch mit der praktischen Denkmalpflege seiner Vorgänger auseinander, die Fehler dieser werden aber ausschließlich auf die Unzulänglichkeit ihrer Möglichkeiten zur genauen Recherche und ihrer Forderung nach absoluter Stilreinheit zurückgeführt. Daß ein Bauwerk letztendlich auch bei seinen eigenen Maßnahmen Veränderungen erfährt, die ausschließlich durch seine persönliche Anschauung geprägt sind, sieht Ehardt nicht, oder es bleibt unwichtig, da für ihn das vollständige Bild eines Bauwerkes oberste Priorität besitzt.

VI. Schlußbemerkung

Bei einem Vergleich der theoretischen Schriften Ehardts mit seiner praktischen Arbeit an Schloß Neuenstein zeigt sich deutlich, wie wenig »Respekt« Ehardt dem organisch gewachsenen Denkmal tatsächlich zukommen ließ. Zwar fordert er in seinen Schriften genaue Studien des Quellenmaterials etc., doch vernichtete er mit seinen Arbeiten an großen Teilen des Schlosses ebensolche Originale, indem z. B. Mauern eingerissen (s. Abb. 19) und ursprüngliche Malereien übertüncht wurden, da ihre Form seinem Anspruch auf ein perfektes Gesamtkunstwerk nicht genügten. Auf Ehardt trifft eindeutig der Vorwurf Dehios zu. Ehardt war einer jener Architekten, denen es offensichtlich nicht möglich war, als Denkmalpfleger den »Wissenschaftler« und den »Künstler« klar voneinander zu scheiden. Aus seinen Äußerungen vor 1900, also der Zeit, bevor Ehardt auch praktisch im Bereich der Denkmalpflege tätig wurde, ist ganz eindeutig eine Haltung zu ersehen, die Ehardt in den Kreis der Gegner einer Wiederherstellung um jeden Preis stellt. Mit seinen praktischen Arbeiten ab 1900 scheint Ehardt die Möglich-

148 *Oechelhäuser* (wie Anm. 147) S. 407.

149 *Ehardt* (wie Anm. 137) S. 10.

150 *Dehio* (wie Anm. 136) S. 36.

151 *Ebenda*.

keiten entdeckt zu haben, die einem Architekten bei einer Wiederherstellung gegeben sind. So erklärt sich auch die neue Freiheit, die einem »Wiederhersteller« in Ebhardts Schriften zugestanden wird. Zwar wird das Quellenstudium weiterhin an oberster Stelle genannt, jedoch ist nun das Kopieren regional und zeitlich verwandter Bauten eine Möglichkeit, den Mangel an Quellen auszugleichen. Ebhardts anfängliche Forderung, daß nur Wiederherstellungen auf Grundlage von Quellenmaterial ausgeführt werden dürfen, welches sich ausschließlich auf den bearbeiteten Bau bezieht, hat sich mit dem Einsetzen seiner praktischen Arbeit grundsätzlich gewandelt. Wie sehr er sich von seinen Ideen hat hinreißen lassen, zeigen auch einige Äußerungen des Fürsten im Briefwechsel mit Ebhardt. Ebhardts Gedanke, eine Gruft im Kapellenbau zu errichten, wurde ohne definitive Auftragserteilung des Fürsten in die Wege geleitet, auch bei kleineren Details setzte sich Ebhardt über die Forderungen des Fürsten, der eindeutig an dem alten Baubestand festhalten wollte, hinweg.



Abb. 1 Schloß Neuenstein. Nord-West-Ansicht. (Aufnahme der Verfasserin)

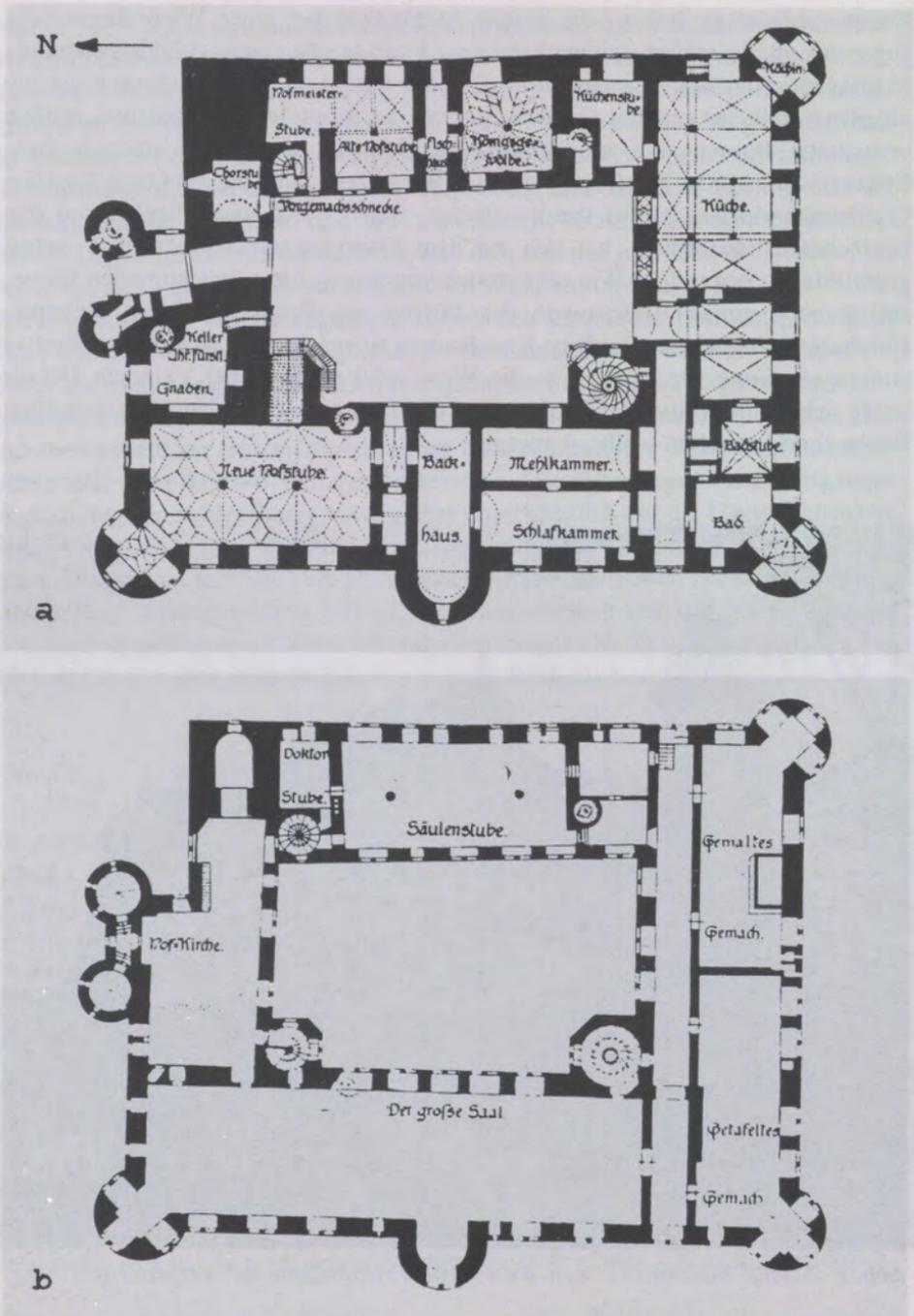


Abb. 2 Grundrisse des a.) Erdgeschosses und b.) 1. Obergeschosses, vor 1906. (Ebhardt 1909, Abb. 34 u. 35)



Abb. 3 Schloß Neuenstein. Süd-West-Ansicht, 1905. (ABV: N21, N4 27/25)



Abb. 4 Hofansicht nach Westen, 1905. (ABV: N21: 2, N4 43)

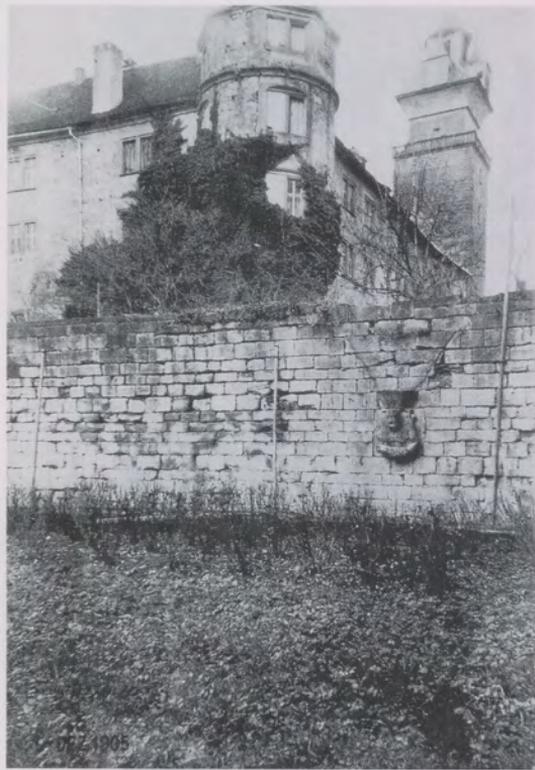


Abb. 5 Mauerreste des alten
Lusthauses mit Figurenkonsole und
Blick auf den Bergfried.
(ABV: Album Schloß Neuenstein: 25 II)

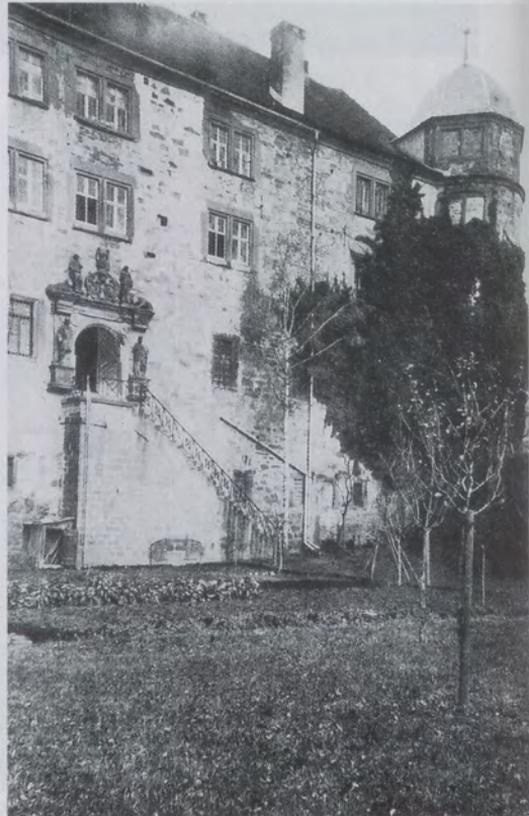


Abb. 6 Treppe zum Portal
des Südflügels, 1905. (ABV: Album 30)



*Abb. 7 Tortürme
des Nordflügels, 1905.
(ABV: N21 2, N4 34)*



*Abb. 8 Detail des Bergfrieds
von den Pavillons her gesehen.
Spuren der ursprünglichen
Bedachung des Nordflügels,
1905. (ABV: Album 32)*



Abb. 9 Torhaus im Osten, Ansichten von Süden und Norden, 1905. (ABV: Album 33)

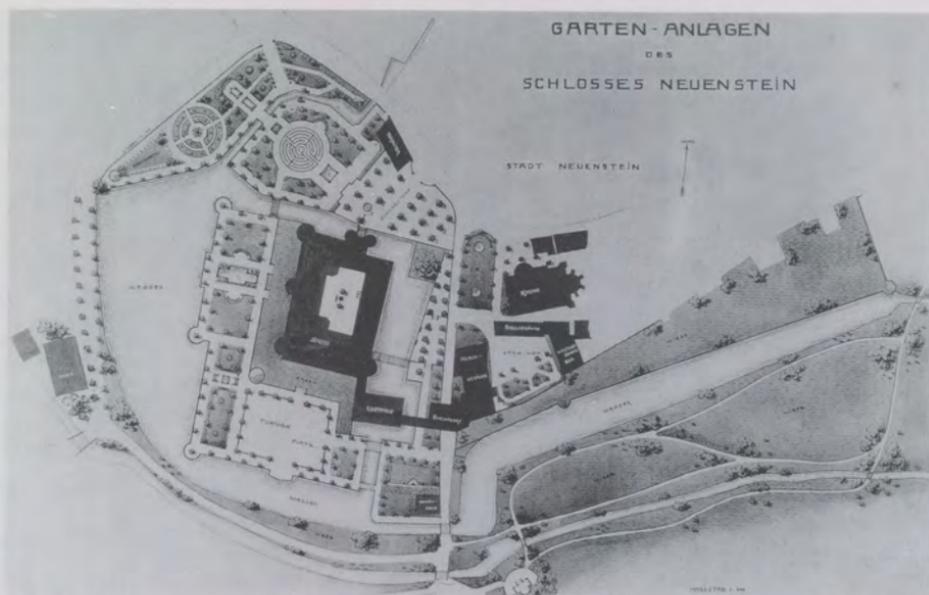


Abb. 10 Gartenanlage des Schlosses zum ersten Gesamtentwurf, 1906. (HZAN: Plan ohne Inventarnummer, im folgenden o. I. abgekürzt)



Abb. 11 Älteste Abbildung Neuensteins. Aus einem Forst-Grenzbuch um 1607. (HZAN: Mappe Abb. Neuenstein)

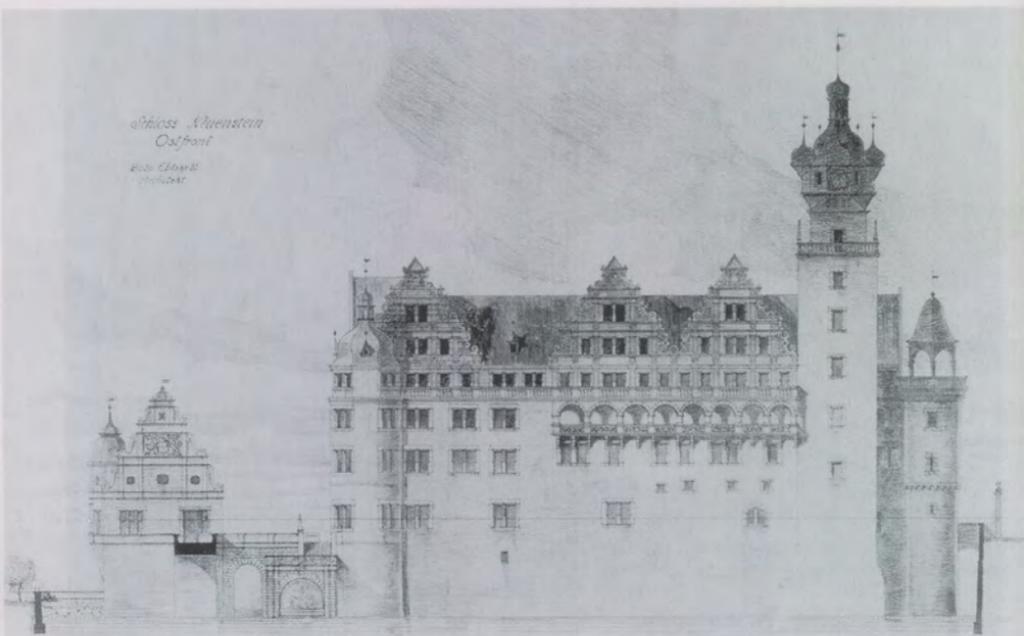


Abb. 12 Erster Gesamtentwurf Schloß Neuenstein: Ostfront. (HZAN: Plan o. I.)

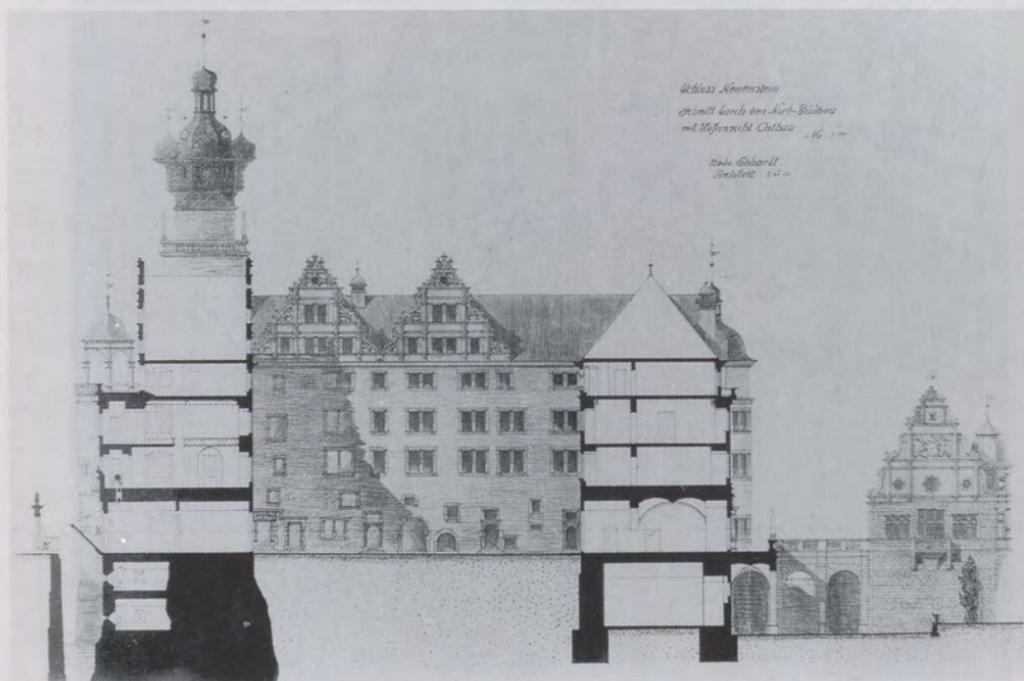


Abb. 13 Erster Gesamtentwurf: Schnitt durch den Nord-Südbau mit Hofansicht Ostbau. (HZAN: Plan o. I.)

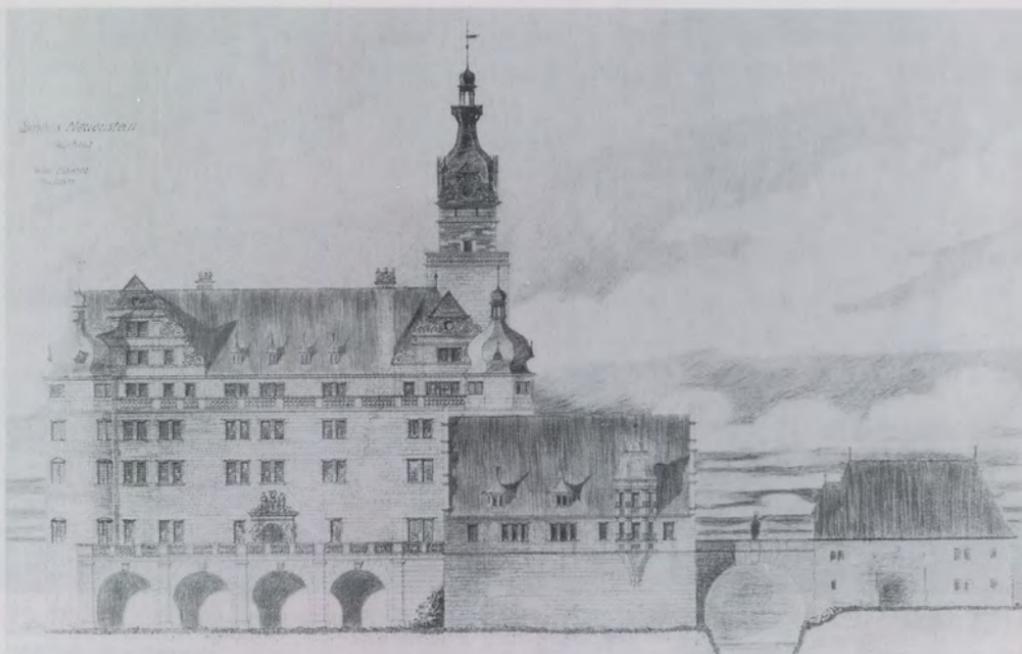


Abb. 14 Erster Gesamtentwurf: Südfront. (HZAN: Plan o. I.)

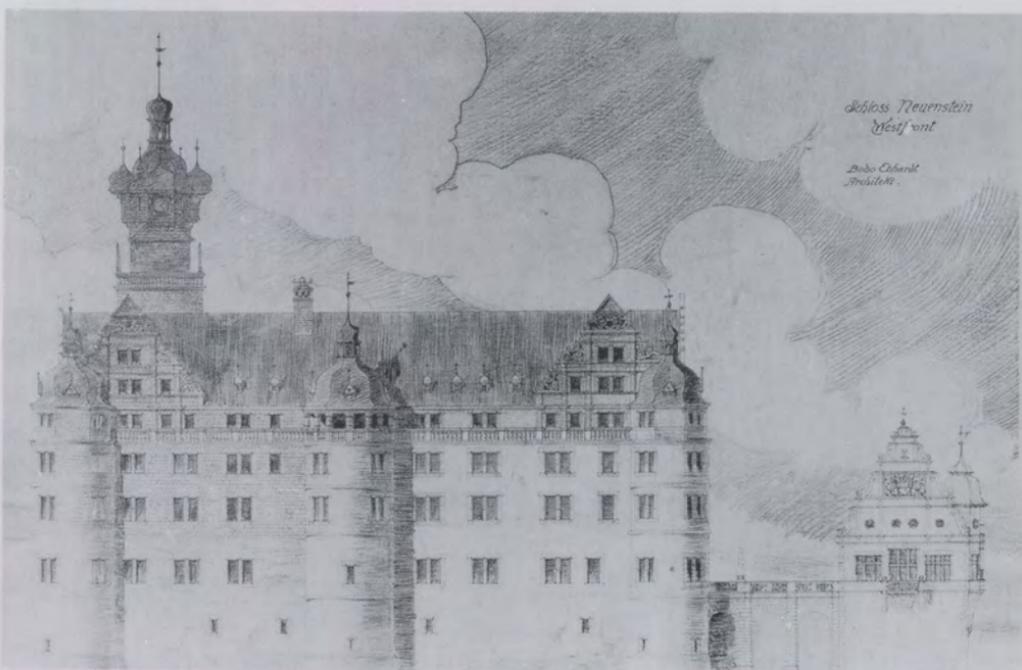


Abb. 15 Erster Gesamtentwurf: Westfront. (HZAN: Plan o. I.)

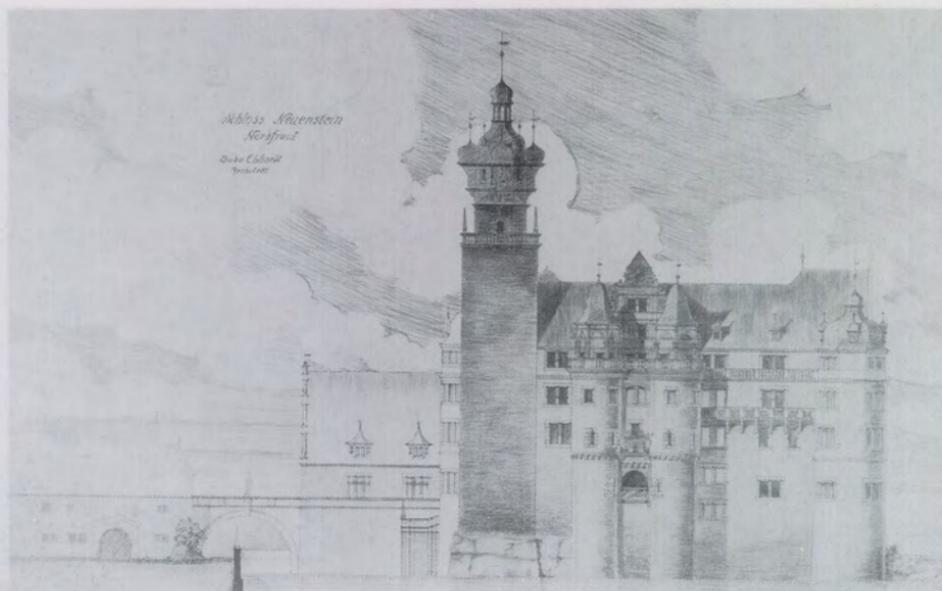


Abb. 16 Erster Gesamtentwurf: Nordfront. (HZAN: Plan o. I.)

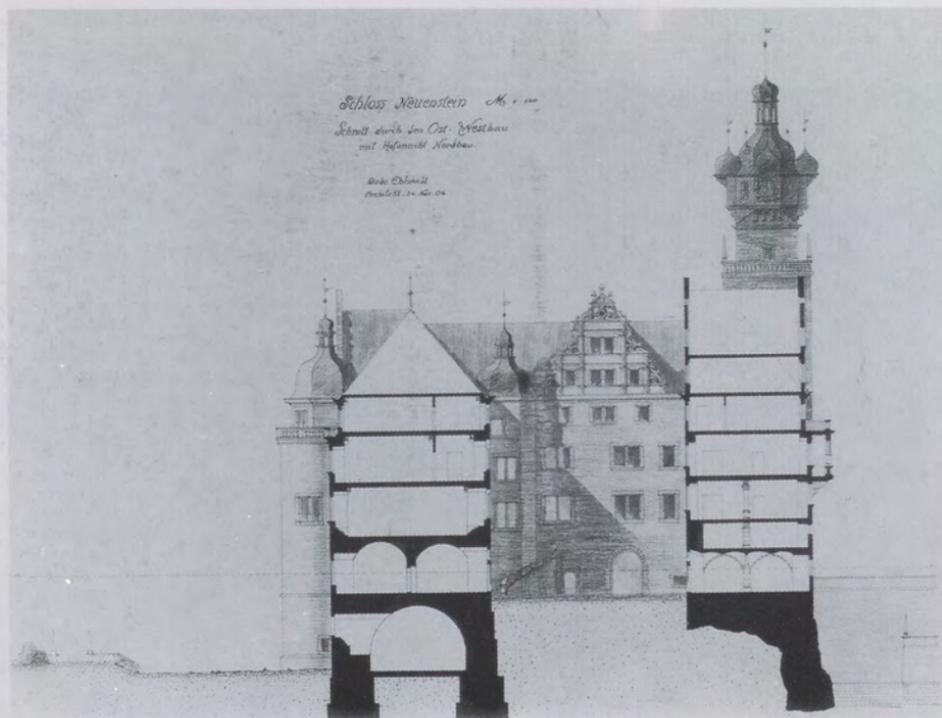


Abb. 17 Erster Gesamtentwurf: Schnitt durch den Ost-Westbau mit Hofansicht Nordbau. (HZAN: Plan o. I.)

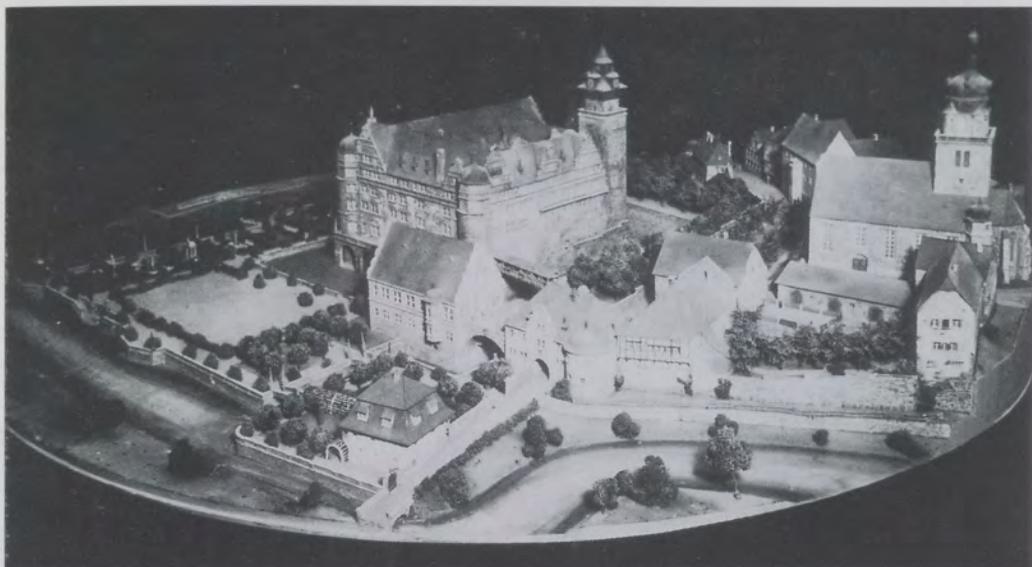


Abb. 18 Modell zum ausgeführten Entwurf. (ABV: Album 25/II)

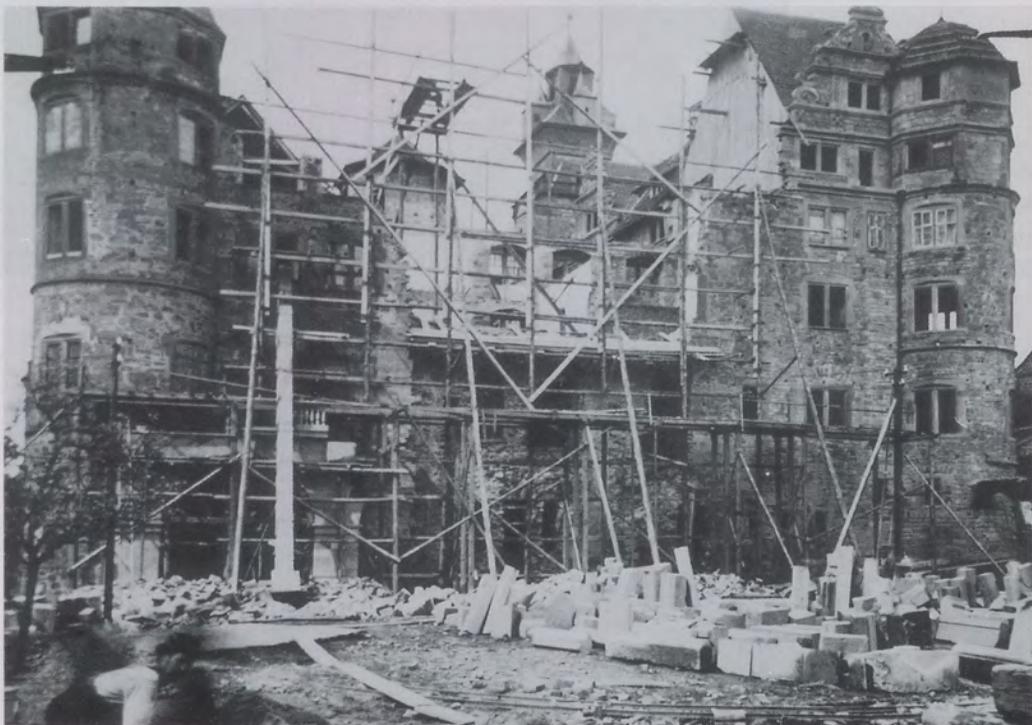
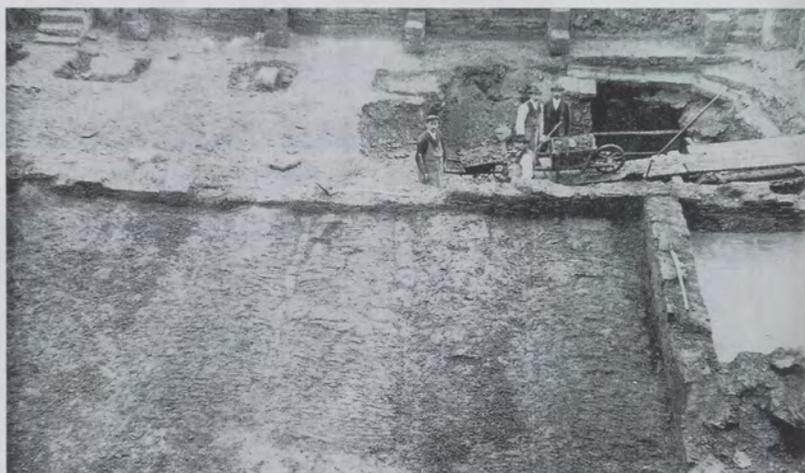


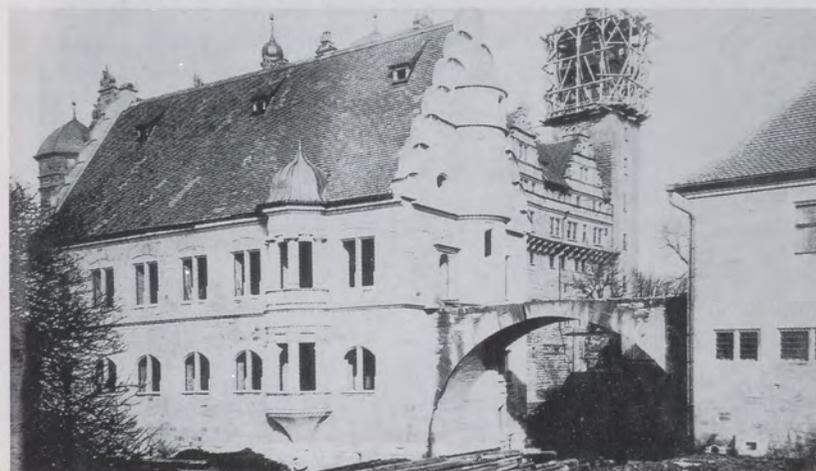
Abb. 19 Südflügel während der Wiederherstellungsarbeiten. (ABV: Album 30)



*Abb. 20 Abbruch
des Torhauses am
20. 7. 1908.
(ABV: Album 33)*



*Abb. 21 Ausgrabungs-
arbeiten im Bereich des
ehemaligen Lusthauses.
(ABV: Album 25/III)*



*Abb. 22 Lusthaus,
unfertiger Zustand im
Februar 1914.
(ABV: Album 25/III)*

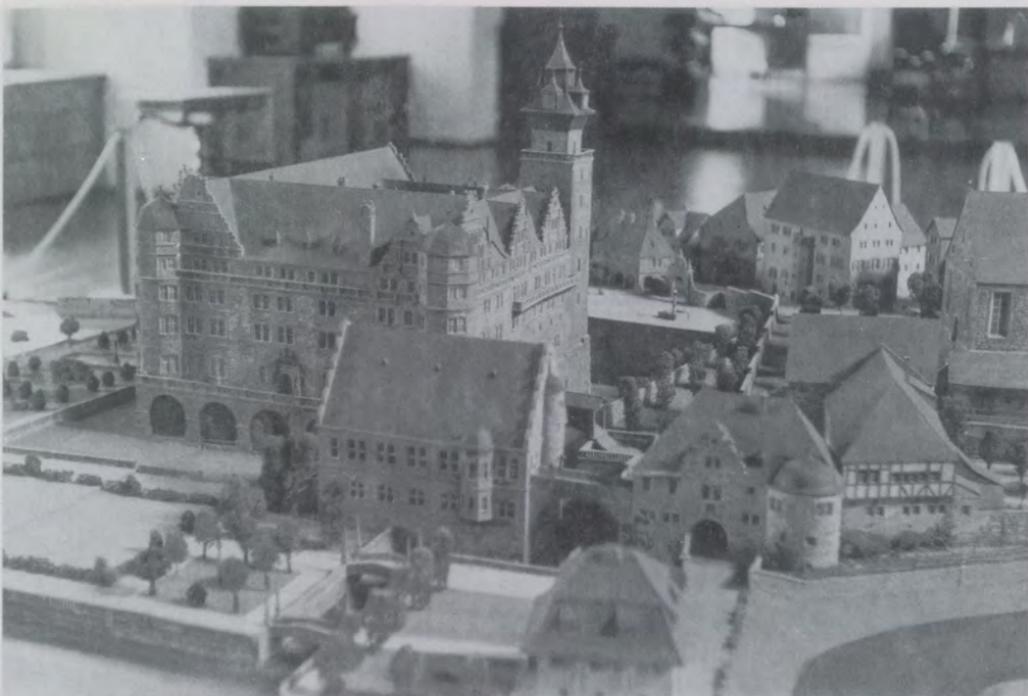


Abb. 23 Süd-Ost-Ansicht des Ausführungsmodells. (HZAN: o. I.)



Abb. 24 Die zwei nördlichen Giebel der Westfassade. (Aufnahme der Verfasserin)

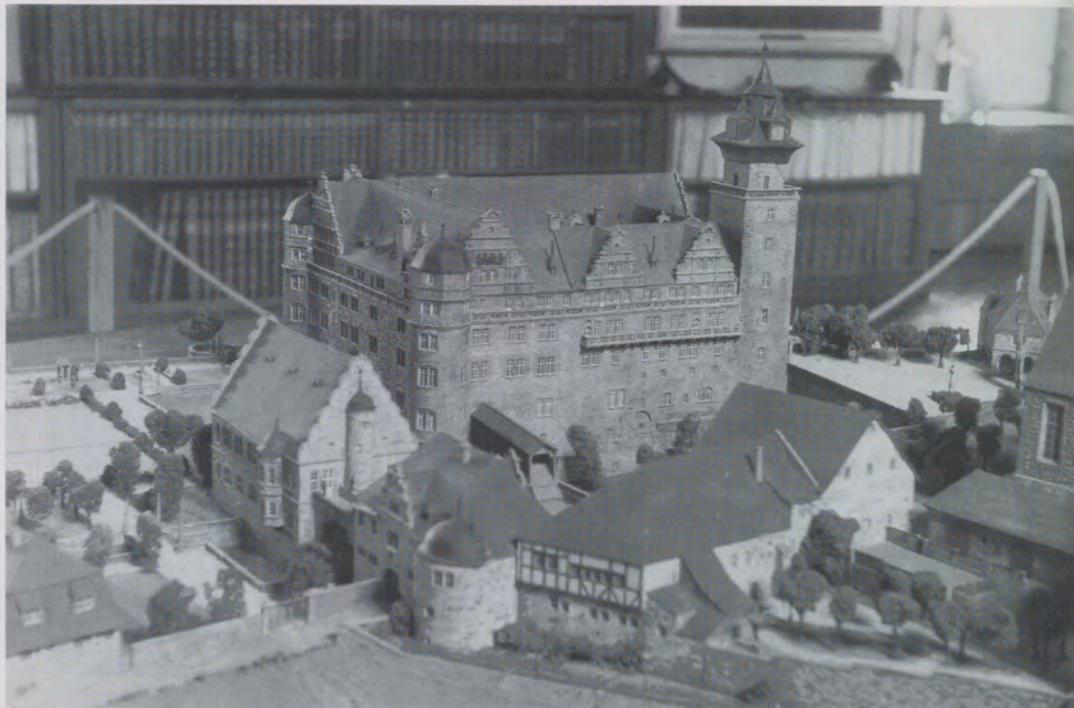


Abb. 25 Ost-Ansicht des Ausführungsmodells. (HZAN: o. I.)



Abb. 26 Alter Bau, Ansicht. (Aufnahme der Verfasserin)



Abb. 27 Hofansicht nach Nord-Osten. Ecke Alter- und Kapellenbau. (Aufnahme der Verfasserin)

Abb. 28 Hofansicht nach Nord-Osten, 1905. (ABV: N21 2, N4 37)



Abb. 29 Nördlicher Hofgiebel des Alten Baus mit Turmaufsatz. (Aufnahme der Verfasserin)

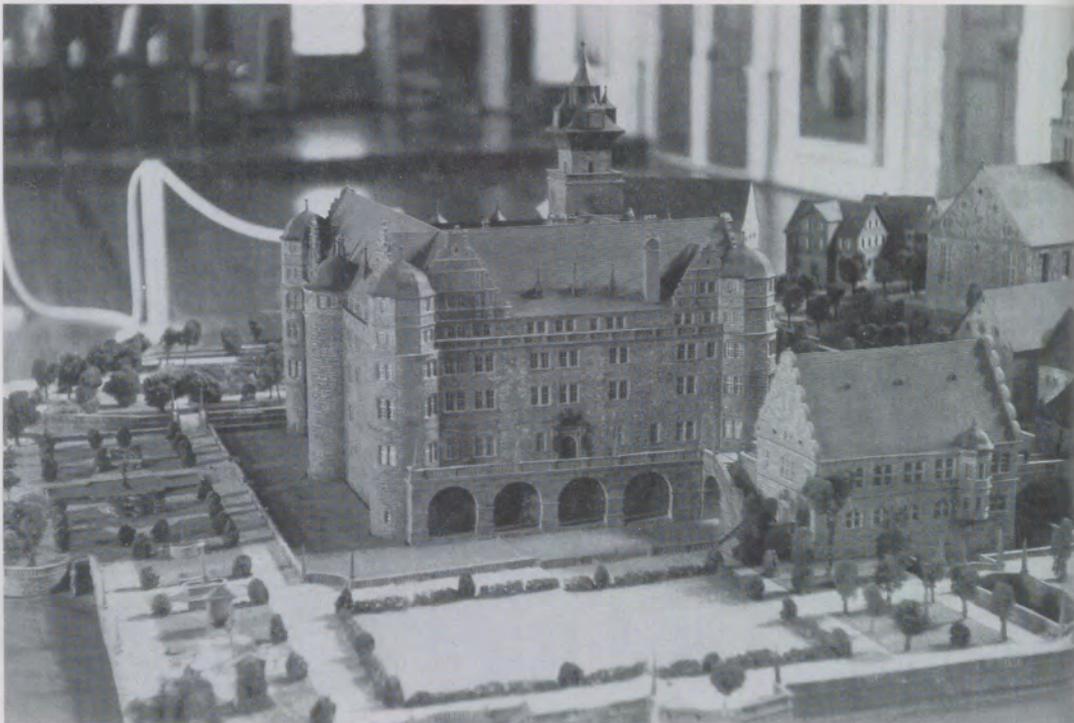


Abb. 30 Süd-Ansicht des Ausführungsmodells. (HZAN: o. I.)



Abb. 31 Küchenbau. (Aufnahme der Verfasserin)



*Abb. 32 Hofansicht des
Küchenbaus. (Aufnahme der
Verfasserin)*



*Abb. 33 Detail der »Großen
Schnecke« an der süd-westlichen
Ecke des Hofes.
(Aufnahme der Verfasserin)*



Abb. 34 Nord-West-Ansicht des Ausführungsmodells. (HZAN: o. I.)



Abb. 35 Saalbau. (Aufnahme der Verfasserin)



Abb. 36 Hofansicht des Saalbaus
mit nord-westlicher »Kleiner Schnecke«.
(Aufnahme der Verfasserin)

Abb. 37 Kapellenbau.
(Aufnahme der Verfasserin)

Abb. 38 Kapellenbau.
(Aufnahme der Verfasserin)





Abb. 39 Lusthaus, Süd-Ansicht. (Aufnahme der Verfasserin)



Abb. 40 Lusthaus, Ost-Ansicht. (Aufnahme der Verfasserin)

Abb. 41 *Lusthaus,
West-Ansicht.
(Aufnahme der Verfasserin)*



Abb. 42 *Aufriß eines
Gebäudes, nach 1600.
(HZAN: Mappe Abb.
Neuenstein)*

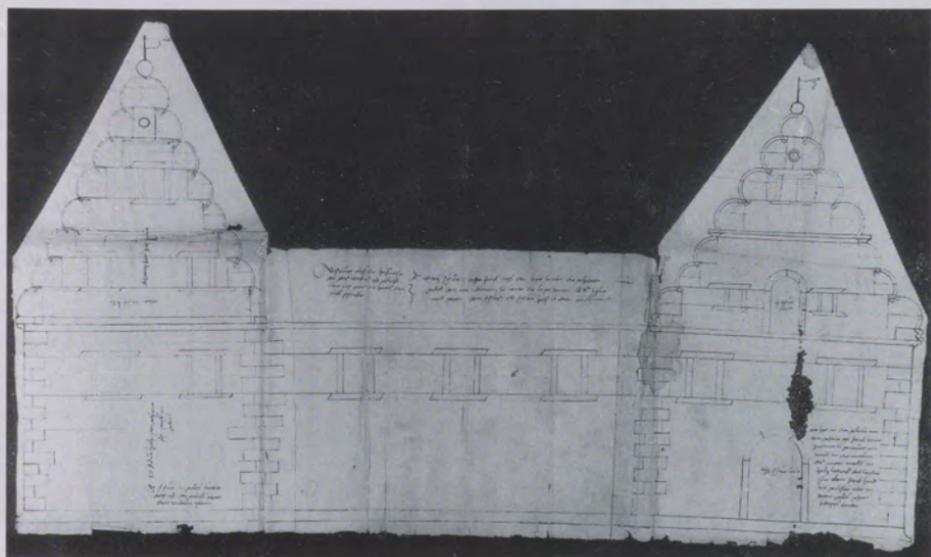


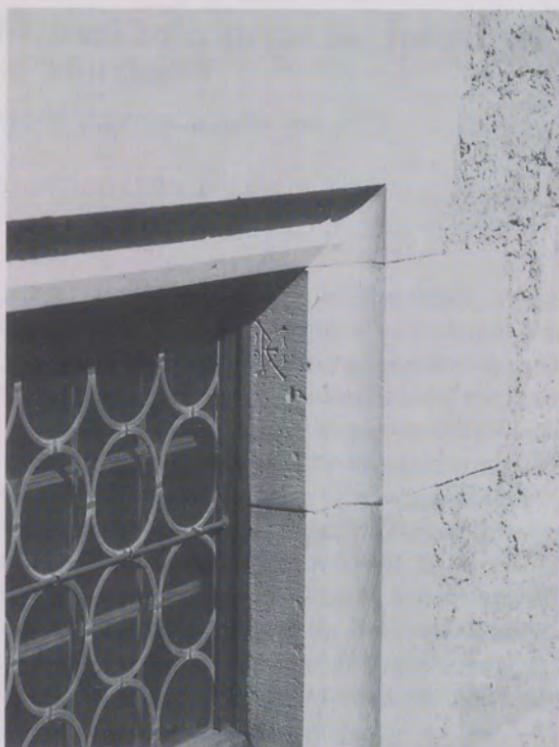


Abb. 43 Torhaus, Nordansicht. (Aufnahme der Verfasserin)



Abb. 44 Torhaus, Südansicht. (Aufnahme der Verfasserin)

*Abb. 45 Steinmetzzeichen
an einem Fenster des
Südflügels. (Aufnahme der
Verfasserin)*



*Abb. 46 Steinmetzzeichen
am Altar.
(Aufnahme der Verfasserin)*

*Abb. 47 Steinmetzzeichen.
(Aufnahme der Verfasserin)*



Die ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Januarius in Murrhardt

Die archäologischen Untersuchungen von 1973

VON ULRIKE PLATE

1973 wurde in der ehemaligen Klosterkirche St. Januarius in Murrhardt, Rems-Murr-Kreis, eine archäologische Untersuchung durchgeführt, die durch eine geplante Innenrenovierung mit Einbau einer Fußbodenheizung ausgelöst worden war. Durch die Baumaßnahmen wurden im gesamten Kirchenbereich mit Ausnahme des Südturmes und der Sakristei Abplanierungen von etwa 0,4 m Tiefe notwendig. Da es die personelle Ausstattung des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege nicht gestattete, einen Archäologen für diese Grabung abzustellen, war es ein besonderer Glücksfall, daß der engagierte Heimatforscher Dr. R. Schweizer bereit war, die örtliche Leitung zu übernehmen. Bereits 1965 hatte er zusammen mit dem zuständigen Konservator, Prof. Dr. G. P. Fehring, der auch in Murrhardt die wissenschaftliche Betreuung inne hatte, die Ausgrabung in der Großcombung geleitet. Die ursprünglich nur als Notuntersuchung geplante Maßnahme wurde »angesichts des Gewichtes der Ergebnisse und der noch offenen Fragen«¹ zu einer einjährigen Grabungskampagne ausgedehnt.

Aus verschiedenen Gründen verzögerte sich die Auswertung. Erst in den Jahren 1990–1992 wurde die Grabung im Rahmen einer Dissertation an der Universität Tübingen, Institut für Kunstgeschichte, ausgewertet; eine Publikation ist in der vom Landesdenkmalamt herausgegebenen Schriftenreihe »Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters« für 1994 vorgesehen. Um die Ergebnisse möglichst frühzeitig einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, werden sie im folgenden kurz dargestellt². Hierbei soll eine Beschränkung auf die mittelalterlichen Befunde vorgenommen werden. Sowohl die angetroffenen römischen Siedlungsreste, als auch die spätmittelalterlichen Befunde müssen der Kürze wegen ausgeklammert werden.

1 Brief Fehring's an die Amtsleitung vom 26. Juni 1973, Ortsakten Landesdenkmalamt.

2 Während der laufenden Untersuchungen 1973 unternahm es R. Schweizer, die Öffentlichkeit im Rahmen von Zeitungsartikeln, die in der Murrhardter Zeitung erschienen, über die Ausgrabung zu unterrichten.

1. Frühmittelalterliche Geschichte

Hinweise auf eine frühmittelalterliche Besiedelung der Gegend um Murrhardt fand man erstmals 1878 in dem 3 km östlich gelegenen Weiler Hausen. Damals stieß man beim Bau der Eisenbahnlinie auf Reihengräber, die anhand einer Fibel und einer Zierscheibe in den Anfang des 7. Jahrhunderts datiert werden können. Östlich von Hausen liegen unmittelbar oberhalb des Murrtals die Reste der frühmittelalterlichen Hunnenburg, die sicherlich fränkischer Königsbesitz war. Diese frühen Siedlungsspuren lagen an einer römischen Fernhandelsstraße, die auch noch in karolingischer Zeit als wichtige Ost-West-Verbindung existierte. Bei archäologischen Untersuchungen, die 1963 in der Walterichkirche in Murrhardt stattfanden, wurde als ältester Vorgängerbau eine Holzkirche angetroffen, die in den Anfang des 8. Jahrhunderts datiert³. Sie stand sicher in Zusammenhang mit einer Siedlung, die bisher aber nicht lokalisiert werden konnte. Vielleicht befand sich hier auch ein Hof, der im Zuge des fränkischen Landesausbaus zentralistische Funktionen für die Umgebung von Murrhardt übernahm. Sicher bestand ein Zusammenhang mit der Hunnenburg.

Auch bei den Ausgrabungen 1973 in der Klosterkirche erhoffte man sich Aufschlüsse über die Zeit zwischen der römischen Besiedelung und der frühesten urkundlichen Erwähnung Murrhardts. Leider konnten keinerlei Hinweise auf eine Nutzung dieses Gebietes gefunden werden. Auf die römischen Kulturschichten folgte unmittelbar der Ausgangshorizont für den ersten Kirchenbau.

2. Die erste Klosterkirche

2.1. Geschichte

Über die Gründungsgeschichte von Kloster Murrhardt gibt es eine sehr umfangreiche Forschungsliteratur. Alle Arbeiten basieren auf einer Legende, die in einer mit 817 datierten Urkunde überliefert ist, und erstmals durch den Haller Chronisten Georg Widman im 16. Jahrhundert aufgegriffen wurde.

G. Fritz hat es 1982⁴ unternommen, die älteren Forschungen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen und mit ergänzenden Quellenstudien die Ereignisse um die Klostergründung annähernd zu klären.

Es ist demnach heute davon auszugehen, daß das Murrhardter Kloster zu Anfang des 9. Jahrhunderts mit der Unterstützung Ludwig des Frommen von einem fränkischen Hochadelsgeschlecht, der Sippe des Walterich, in der Nähe einer älteren Siedlung gegründet wurde. Möglicherweise handelte es sich bei dieser

3 B. Cichy: Murrhardt. Sagen, Steine, Geschichte (1963).

4 Für die historischen Angaben zu Murrhardt sind die folgenden Werke als grundlegend anzusehen: G. Fritz: Kloster Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter. Eine Abtei und der Adel an Murr und Kocher. Forsch. Württ. Franken 18 (1982) und *Ders.*: Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Forsch. Württ. Franken 34 (1990).

Klostergründung nicht um eine vollständige Neugründung, sondern um die grundlegende Reformierung einer schon längere Zeit hier lebenden Mönchsgemeinschaft. 817 wurde das Kloster unter kaiserlichen Schutz gestellt. Sowohl die Nähe der Gründungsfamilie zum Hause der Karolinger, als auch die strategisch wichtige Lage Murrhardts innerhalb des karolingischen Machtbereiches lassen auf eine nicht geringe Bedeutung des Klosters schließen.

2.2. Bauperiode Ia

Befunde

Für die älteste Klosterkirche in Murrhardt zeichnete sich ganz deutlich die Form einer Saalkirche ab, die mit Nord-, West- und Südmauer erfaßt wurde (Abb. 12). Da an zahlreichen Stellen der zugehörige Estrichfußboden noch bis an die Mauern heran erhalten war, sind Angaben zur Größe des hier ausgegrenzten Gebäudes möglich. Es maß in der Breite 7,36 m i. L. und in der Länge mind. 12,35 m, längstens jedoch 13,9 m.

Im Osten wurden zwei weitere Mauern angetroffen, die stratigraphisch in denselben Zusammenhang gehörten. Es handelt sich hier um Nord- und Südmauer des Chores, für den sich eine lichte Breite von 3,5 m ergab. Da weder die genaue Lage der östlichen Kirchenschiffwand bekannt ist, noch die Ostwand des Chores erfaßt wurde, kann die Länge des Chores nur mit ihrem Mindestmaß von 4 m angegeben werden. Für die Form des Ostabschlusses gibt es keine archäologischen Anhaltspunkte. Zwischen den Chormauern wurden die untersten Steinlagen eines ehemaligen Altarpodestes erfaßt.

Nördlich und südlich des Saales schlossen zwei kleinere Räume – sogenannte Annexe – an, deren nicht erfaßte Ostwand wohl mit der des Saales fluchtete. Der östliche Teil war um mindestens eine Stufe erhöht, vermutlich befanden sich hier Altarstellen. Die Annexe öffneten sich fast in ihrer ganzen Breite zum Saal hin, nur im Westen wurden die Seitenräume leicht abgeschnürt. Der Nordannex maß 4,1 × mind. 2,3 m, der Südannex 3,5 × mind. 2 m, wobei man zur Länge jeweils noch den erhöhten Ostteil addieren muß. Unterschiedliche Schichtabfolgen in Saal und Annexen könnten ein Hinweis darauf sein, daß die Anbauten erst in einem zweiten Bauabschnitt angefügt worden sind, der vielleicht nur aus rein technischen Überlegungen abgetrennt worden ist (etwa schnellere Nutzbarkeit von Teilen des Saales), es könnte sich aber auch um eine Planänderung handeln.

Auf dem Estrichfußboden der Saalkirche waren die Abdrücke und Ausbrüche einer Chorschrankenanlage ablesbar. Hier sind zwei Phasen zu unterscheiden. Die erste Phase zeigte eine Abschränkung nach Norden, Westen und Süden, die an der Ostwand des Saales ansetzte. Die ungschränkte Fläche maß mind. 4 × 5,6 m. Der westlichen Abschränkung war auf der Kirchenachse ein Altar nach Westen vorangestellt. Der erhaltene Estrich belegt, daß der Fußboden innerhalb der Schranken ebenerdig durchlief und somit die Stufe entlang der Annex-Ostwand

nicht aufnimmt. Mindestens 0,6 m weiter östlich, wahrscheinlich aber erst im Bereich des Chorquadrates, ist eine Stufe anzunehmen.

In der zweiten Fassung wurde die Westabschränkung abgebrochen, die Flickstelle war mit einem sauberen Glattstrich versehen. Da kaum davon auszugehen ist, daß der Chorraum in der Folge nach Westen geöffnet blieb, ist hier eine bewegliche Trennung – etwa in Form von Metallgittern – anzunehmen. Der Altarplatz wurde um 0,5 m nach Westen versetzt. In der Flucht der Chorschranken sind westlich zwei Postamente angetroffen worden, die wahrscheinlich ebenfalls der zweiten Phase zuzuweisen sind. Ob sie Pfosten für Abschränkungen trugen oder gar eine Art Baldachin für den Altar, muß vorläufig offen bleiben.

Hinweise auf die Gestaltung der Schranken fanden sich – auch im Fundmaterial – nicht. Üblicherweise wurden aber im frühen Mittelalter für Chorschranken Stein- oder Stuckbrüstungen verwendet, die meistens ornamental verziert waren, selten figürlichen Schmuck trugen. Als Beispiel sei hier auf die steinernen Chorschranken aus Hirsau (Anfang 9. Jahrhundert) und die Reste von Stuckverzierung aus Großcomburg (Anfang 12. Jahrhundert) verwiesen, die im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart zu besichtigen sind.

Datierungshinweise für den ältesten Kirchenbau liefert die Keramik aus dem Bauhorizont westlich der Kirche. Neben römischer Ware und Ziegeln wurde Drehscheibenware gefunden, die anhand eines Randstückes in das 8./frühe 9. Jahrhundert zu datieren ist (Abb. 11. 1).

Bauhistorische Einordnung

Der in Murrhardt angetroffene Typ der Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor begegnet schon im 7. und 8. Jahrhundert und ist bis in das 13. Jahrhundert hinein in ganz Mittel-, Nord- und West-Europa verbreitet. Er findet sich bereits in der Holzarchitektur und stellt auch im Steinbau die älteste Form dar. Im Pfarrkirchenbau hat er sich bis in die Neuzeit erhalten, in der Klosterarchitektur allerdings kommt er bereits seit Mitte des 8. Jahrhunderts kaum noch vor. Hier bevorzugte man früh den wesentlich geräumigeren Bautyp der Basilika. Es ist kaum eine Abteikirche nach 800 zu finden, die als Saalkirche errichtet wurde. Von den wenigen Ausnahmen sei hier das Aureliuskloster in Hirsau genannt, das um 830 von einem Grafen Erlafried gegründet wurde. Die jüngsten Grabungsbefunde ergaben, daß es sich hier um eine mind. $20 \times 10,5$ m große Saalkirche mit um Mauerstärke eingezogenem, $9,2 \times 8,8$ m großen Rechteckchor handelte⁵. Ein weiteres Beispiel – gerade auch in Hinblick auf den mit nur 3,5 m Breite ungewöhnlich schmalen Chor der Murrhardter Kirche – ist St. Vitalis II in Esslingen (spätes 9. Jahrhundert). Hier ist die Rekonstruktion eines Chores von nur 2,8–4,2 m lichter Breite möglich, allerdings bei einer Länge von 9,3 m⁶.

5 M. Putze: Zu den Bauten des Aureliusklosters. Hirsau St. Peter und Paul 1091–1991. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalters 10/1 (1991) 11–62.

6 G. P. Fehring u. B. Scholkmann: Esslingen, St. Dionys. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalters Bad.-Württ. 14/1 (in Vorbereitung).

An den Saal der Murrhardter Klosterkirche wurden seitlich zwei Annexräume angebaut. Solche Seitenzellen haben im Kirchenbau eine lange Tradition, die auf frühchristliche Anlagen zurückreicht. Zur Zeit Karls des Großen war die Anlage solcher Nebenräume zugunsten des ›römischen‹ Querschiffes aufgegeben worden. Erst zu Anfang des 9. Jahrhunderts ist – ausgehend von Kornelimünster – erneut die Anlage von Annexräumen zu beobachten. Von der ursprünglichen Funktion des Südannexes als Raum der Diakonen blieb in mittelalterlicher Zeit das Sinnbild des Ortes der Verklärung und Verheißung; er wurde häufig als Marienkapelle genutzt. Im nördlichen Nebenraum, der ›Prothesis‹, wurde die Eucharistie aufbewahrt, die zu Beginn der Messe zum Hauptaltar getragen wurde. Zusätzlich beherbergte dieser Raum – in unmittelbarer Nähe der heiligsten Reliquie, dem Blut Christi – weitere Heiligen- und Reliquiengräber. Auch im Mittelalter versinnbildlichte der Nordannex den Ort, der die Leidensstätte und das Grab Christi darstellte. Er diente weiterhin als Eucharistie- und Reliquienaufbewahrungsstätte, als Begräbnisort oder hl. Grabkapelle⁷. In Murrhardt fanden sich in den Annexräumen keine Bestattungen, weshalb eine Interpretation als Begräbnisort, wie sie v. a. für den Nordannex möglich wäre, auszuschließen ist. Es wird sich ganz allgemein um Seitenkapellen gehandelt haben.

Eine Parallele zu der Gesamtkonzeption der Murrhardter Klosterkirche findet sich in der St. Peter- und Paulskirche in Neustadt/Main (Abb. 2). Hier ist der Murrhardter Klostergründer Walterich für das Jahr 794 als Abt überliefert. Megingaud, ehemaliger Bischof von Würzburg, gründete um 768/69 auf eigenem Grund ein Kloster, das er später dem Schutz Karls des Großen unterstellte. Dieser Vorgang ist der Gründungsgeschichte von Murrhardt nicht unähnlich. Bei der St. Peter- und Paulskirche handelt es sich um eine Saalkirche, die von zwei schmaleren, gegenüber dem Schiff verkürzten Nebenräumen begleitet wird. Im Osten sind drei Raumteile abgeschnürt; die seitlichen, längsrechteckigen Annexe besitzen je eine eingezogene Apside, an den zentralen, quadratischen Raum schließt östlich ein eingezogener, querrechteckiger Chor mit Ostapside an. Die einzelnen Räume sind untereinander durch weite Bogen geöffnet.

Wie die jüngsten archäologischen Nachforschungen ergaben, wurde diese Kirche anstelle einer älteren, einschiffigen Kapelle mit Ostapside errichtet. Dieser waren nach Norden provisorische Klausurgebäude angegliedert. L. Wamser⁸ vermutet, daß diese Anlage schon bald als ungenügend betrachtet wurde, und man mit dem Bau einer größeren Klosteranlage begann; diese ist sehr wahrscheinlich südlich der ältesten Kirche im Bereich der romanischen Kirche St. Michael und St. Gertrudis zu lokalisieren.

Erst in der Folge wurde die hier relevante St. Peter- und Paulskirche errichtet.

7 Ausführlich behandelt bei G. Bandmann: Über Pastophorien und verwandte Nebenräume im mittelalterlichen Kirchenbau. Kunstgesch. Std. f. H. Kauffmann z. 60. Geb. (1956) 19–58.

8 L. Wamser: Erwägungen zur Topographie und Geschichte des Klosters Neustadt am Main und seiner Mark. Versuch einer Annäherung der archäologischen und historischen Quellenaussagen. L. Wamser u. J. Lenssen (Hg.), 1250 Jahre Bistum Würzburg. Archäologisch-historische Zeugnisse der Frühzeit (1992) 163–204.

Wamser sieht in diesem Neubau zunächst eine Interims- oder Nebenkirche, seit dem 12. Jahrhundert jedoch eine vorwiegend als Friedhofskapelle und Grablege für die Äbte genutzte Anlage. Für eine Datierung ergaben sich keine archäologischen Hinweise. Aufgrund stilistischer Merkmale wurde die Kirche jüngst in das späte 10., frühe 11. Jahrhundert datiert⁹.

Vergleicht man aber den Grundriß dieser Kirche mit karolingischen Klosterkirchen, so fällt auf, daß das Grundprinzip recht ähnlich ist. Das Schiff führt zu einem Chorraum, an den das Sanktuarium anschließt. Seitlich des Chores liegen Nebenräume, die über Seitenschiffe zugänglich sind. Der zentrale Raum kann als Sitz des Chores angesehen werden, der mit Chorschranken gegen die übrige Kirche abgetrennt war. Der liturgische Raum gliedert sich ganz ähnlich, wie es für Kornelimünster, Reichenau-Mittelzell, Hoechst – und eben auch Murrhardt – anzunehmen ist. Neustadt/Main läßt sich sogesehen problemlos in die Reihe der Klosterkirchen aus dem frühen 9. Jahrhundert einreihen. Anders als bei den meisten vergleichbaren Klosterkirchen haben wir in Neustadt aber keine Basilika vor uns, sondern eine Saalkirche mit dreiteiligem Ostchor und Nebenräumen, über die man die Annexe betreten konnte. Insofern entspricht sie dem Schema der Murrhardter Klosterkirche; da dort die Nebenräume fehlten, mußte man die Chorschrankenanlage so weit reduzieren, daß ein Zugang zu den Annexen möglich blieb.

Auch die Gesamtproportionen sind miteinander verwandt, allerdings lassen die vielen fehlenden Maße in Murrhardt keinen direkten Vergleich zu. Projiziert man aber den für Neustadt ergrabenen und den für Murrhardt rekonstruierten Grundriß übereinander (Abb. 2), so ist die Geringfügigkeit der Abweichungen doch auffällig. Während der Saal in Murrhardt gerade um Mauerstärke größer zu sein scheint als der Neustädter, ist das Presbyterium um Mauerstärke kleiner. Die Annexe mit östlichem Altarraum haben ähnliche Längen wie die Neustädter ohne Apsiden.

Wesentlicher Unterschied zwischen beiden Kirchen sind die fehlenden Nebenräume in Murrhardt und das Fehlen der Apsiden; es finden sich aber auch grundsätzliche Übereinstimmungen: hier ist die Saalform zu nennen, dann der dreiseitig umschlossene Chorus und die Annexräume, die vom Saal aus zugänglich waren. Vor allem aber besteht die Verbindung zwischen beiden Kirchen in der Person des Walterich. Nachdem Karl der Große ihn 794 in Neustadt als Abt eingesetzt hatte, ist Walterich bereits nach 796 nicht mehr nachweisbar. Ein Kontakt zwischen ihm und seinen Klosterbrüdern mag aber auch in der Folge bestanden haben, und v. a. nach dem Tod Karls des Großen wieder intensiver geworden sein. Es ist demnach gut möglich, daß er den Neubau in Neustadt mit Interesse verfolgte und hier die Anregungen für sein eigenes Kloster gewann, auch wenn es sich bei der St. Peter- und Paulskirche nicht um die eigentliche Hauptkir-

⁹ W. Jacobsen: Neustadt am Main (Bayern) St. Peter und Paul. *Ders., L. Schaefer, H. R. Semnhauser* (Bearb.): Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Anfang der Ottonen. Nachtragsband (1991) 307.

che des Neustädter Konvents gehandelt hat. Sollte die Ähnlichkeit zwischen Murrhardt und Neustadt tatsächlich auf den Beobachtungen Walterichs beruhen, so würden auch die Unterschiede zwischen beiden Kirchen erklärt: Walterich hatte die Konzeption der Neustädter Kirche erfaßt, nicht ihren Grundriß. Was in Neustadt als eine mit zahlreichen Beziehungen in den Maßverhältnissen durchkonstruierte Form vor uns steht, scheint in Murrhardt nachgebildet worden zu sein. Beide Kirchen fügen sich nahtlos in die Klosterarchitektur des frühen 9. Jahrhunderts ein, ungewöhnlich ist lediglich die Verwendung der Saalform.

2.3. Bauperiode Ib

Befunde

Westlich an die Saalkirche wurde nachträglich ein $6,15 \times 7,7$ m großer, quereckiger Vorhof angebaut, der über eine Treppenanlage im Westen erschlossen war; diese wurde mit zwei verschiedenen Eingangssituationen erfaßt. Mit Hilfe eines Entwässerungskanals wurde hier für eine Trockenlegung des Geländes gesorgt. Im Norden und Süden begrenzten Mauern den Hof, die zumindest auf der Innenseite verputzt waren. Der Hof war mit einem dünnen Lehmboden ausgestattet.

Man betrat den abgegrenzten Bezirk durch eine zentrale Tür in der Westmauer. Die 1. Eingangssituation sieht eine zweiflügelige Treppenanlage vor, über die das höhergelegene Atriumniveau zu erreichen war. Zwischen den Außenmauern und der Stützmauer führten 1,3 m breite Durchgänge in den Hof. Wahrscheinlich saß auf der Stützmauer ursprünglich noch eine Art Brüstung auf, eine Überbauung des Zugangs ist aufgrund des Befundes unwahrscheinlich. Die zweiflügelige Treppenanlage hatte den Vorteil, daß sie den Besucher an den Randbezirk des Vorhofes leitete, so daß in der Mitte ein freier Platz erhalten blieb. Außerdem deutet sich hier eine Wegführung an – Auf- und Abgang, Ein- und Ausgang –, die auch in Zusammenhang mit Prozessionen genutzt werden konnte.

In einer zweiten Phase wurde der Korridor zugeschüttet und statt dessen eine zentrale Treppe angelegt, die direkt vom westlichen Eingang auf das höhergelegene Hofniveau führte (Abb. 4). Seitlich verfüllte man den Korridor; Hinweise auf eine nachfolgende Nutzung dieses Bereiches gibt es keine.

In Hofmauer und Entwässerungskanal fanden sich römische Spolien. Im zugehörigen Nutzungshorizont wurde Keramik aufgefunden, die in die Zeit ab (spätestens) Mitte 9. Jahrhundert datiert (Abb. 11. 2).

Deutung

Sowohl aufgrund seiner Lage westlich der Kirche als auch in seiner Proportion erinnert der Vorhof an ein Atrium. Dieses wird in Zusammenhang mit der christlichen Baukunst des Mittelalters üblicherweise definiert als ein auf allen Seiten durch Säulengänge bzw. Gebäude umschlossener, nicht überdeckter Hof

westlich der Kirche¹⁰. Hinweise auf einen umlaufenden Säulengang fanden sich in Murrhardt keine. Es kann sich hier um einen offenen Hof gehandelt haben, möglicherweise wurde der Vorhof aber auch von einem Dach abgedeckt, so daß eine Vorhalle entstand. Indizien, die dafür sprechen, sind zum einen die verputzten Wände, zum anderen der dünne Lehmbofen; viel eher wäre hier sonst mit einem Hopfplaster zu rechnen. Möglicherweise war der gesamte Hof mit einem Ziegeldach überspannt, das wahrscheinlich etwas niedriger gehalten war als das Kirchendach. Sicher wird der Vorhof bzw. die Vorhalle ähnlich wie die Atrien als Station einer Prozession, Aufenthaltsort der Büsser und als Gerichtsstätte genutzt worden sein.

2.4. Bauperiode Ic

Befunde

Östlich des Chores ist die letzte Lage einer aus faustgroßen Feldsteinen in eine dünne Mörtelschicht verlegten Rollierung erhalten. Trotz der zahlreichen jüngeren Bestattungen, die diesen Bereich störten, ist der Verlauf der Nord-Süd-Mauer auch mit Hilfe des zugehörigen Ausbruchgrabens nachvollziehbar. Im Norden wurde die ehemalige Innenkante der nach Westen anschließenden Nordmauer des Raumes ansatzweise erfaßt. Nimmt man für den östlichen Anbau eine Symmetrie zur Kirchenachse an, so besaß er eine ungefähre Breite von 4,4 m i. L. Mit seinen Seitenmauern schloß der Raum bündig an das um 0,9 m schmalere Sanktuarium der Kirche an, besaß also keine eigene Westmauer. Je nach Ausdehnung des Ostchores betrug die Tiefe des Ostanbaus ca. 3 m. In dem hier erfaßten Anbau wurden mind. 4 Bestattungen erfaßt, die entlang der Ostmauer eingebracht worden sind; sie sind ein Indiz dafür, daß es sich bei diesem Anbau um eine sogenannte Außenkrypta handelte.

Deutung

Eine Außenkrypta ist ein eigenständiger, an die Kirche angehängter Raum, der in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Totenkult steht. Ihre Lage außerhalb der Kirche kann mit dem zeitweisen Verbot von Bestattungen in Kirchen erklärt werden. Einige Außenkrypten entwickelten sich direkt aus einem Heiligengrab, die meisten sind jedoch nachträgliche Anfügungen an ein bereits vorhandenes Heiligengrab, zu dem eine räumliche Verbindung hergestellt wurde. Häufig steht ihre Erbauung in Zusammenhang mit einem Reliquienerwerb¹¹.

Der Schritt von einem einfachen Gruftraum hin zu einem kleinen Kultraum und letztendlich zu einer größeren Kapelle war nicht allzu groß. Im 9. Jahrhundert beschränkten sich diese Räume aber meist noch auf einen einschiffigen, meist

10 P. C. Claussen: Chartres-Studien. Forsch. Kunstgesch. u. Chr. Arch. 9 (1975), bes. 3–17.

11 A. Verbeek: Die Aussenkrypta. Werden einer Bauform des frühen Mittelalters. Zeitschr. f. Kunstgesch. 13, 1950, 7–38 mit zahlreichen Beispielen.

tonnengewölbten Raum. Erst im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts entwickelten sie sich zu großen, oft mehrgeschossigen, eigenständigen Kapellenbauten. Die Außenkrypten lagen fast ausschließlich östlich der Kirche auf der Mittelachse und besaßen neben einer unmittelbaren Verbindung zum Heiligengrab meistens auch noch einen oder mehrere Außenzugänge.

In Murrhardt fanden sich keine archäologischen Hinweise auf die Zugänglichkeit der Außenkrypta; es ist sowohl ein direkter Zugang durch den Ostchor möglich, der aber sicher von einem weiteren Außenzugang begleitet wurde, als auch nur ein Außenzugang, der dann wohl von Süden, von der Klausur aus, erfolgte. Aufgrund der Niveauverhältnisse ist davon auszugehen, daß der Fußboden des Anbaus höchstens um eine Stufe eingetieft gewesen sein kann, ebenso ist eine ebenerdige oder erhöht liegende Rekonstruktion des Fußbodens vorstellbar. Die Fundamentbreite der Murrhardter Außenkrypta (1,10 m gegenüber 0,8 m an der Kirche) ist ein Indiz dafür, daß hier ein Tonnengewölbe eingesetzt werden sollte.

Die Frage, die sich nun aufdrängt, ist, ob die Errichtung der Außenkrypta in Murrhardt mit dem Erwerb der Januariusreliquie in Zusammenhang steht, was nicht vor 838 geschehen sein kann. Die Reliquien des hl. Januarius waren die ersten (und wohl auch einzigen), die das Kloster erhielt. Ihre Bedeutung ist daran ablesbar, daß Januarius das ursprüngliche Marienpatrozinium verdrängen konnte und fortan Hauptpatron der Kirche war. Es ist anzunehmen, daß Januarius als Hauptpatron nicht an einem Nebentalar, sondern am Hauptaltar verehrt wurde, er somit Maria entweder an einen Seitentalar verdrängte, oder sie als Nebenpatronin erhalten blieb. Erst nach Errichtung der neuen Klosterkirche und der Verlegung des Hauptchores nach Westen, wurde der Altar im Ostchor wieder allein Maria geweiht.

Somit ist davon auszugehen, daß die Außenkrypta an den Altar mit den Reliquien des hl. Januarius angeschlossen wurde, womit sich ein Terminus post quem von 838 für die Erbauung ergibt. Vermutlich waren hier die Äbte des Klosters bestattet.

3. Der Neubau der Klosterkirche

3.1. Geschichte

Die archäologischen Untersuchungen konnten für die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts somit eine rege Bautätigkeit feststellen. Die Dimensionen des angetroffenen Kirchenbaus waren trotzdem recht bescheiden. Obwohl die Schriftquellen über die folgenden mehr als hundert Jahre zu Murrhardt schweigen, wird man die Geschichte des Klosters mit der anderer Abteien vergleichen dürfen. Das Kloster blieb wohl unter kaiserlichem Schutz, doch führte die Schwäche des Kaiserhauses im 9. Jahrhundert letztendlich zum Niedergang der Klosterkultur. Erst 993 wird Kloster Murrhardt wieder in einer Urkunde genannt. Es handelt sich um die Restitutionsurkunde Ottos III., mit der Murrhardt zusammen mit vier weiteren

Abteien dem Bischof von Würzburg unterstellt wurde. Dieser Vorgang ist in Zusammenhang mit dem von den Ottonen angestrebten Aufbau eines Reichskirchensystems zu sehen. Die Aufbruchstimmung, die Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts in den Bistümern herrschte, spiegeln die zahlreichen Dombauprojekte ebenso wider, wie die vermehrte Gründung von Klöstern, die insbesondere von den Bischöfen betrieben wurde.

Wie in anderen Klöstern des Bistums Würzburg wird auch in Murrhardt in der Folge eine Reformierung des Konventes nach Gorzer Vorbild stattgefunden haben. Das Ziel der Reform galt in erster Linie einer geistlichen Innovation. Es ist aber damit zu rechnen, daß das Wiedererstarken des religiösen Lebens auch das Bedürfnis nach einer Renovierung oder einem Neubau der während des 9. Jahrhunderts häufig heruntergekommenen Gebäude zur Folge hatte.

Die Besitzrechte des Würzburger Bischofs in Murrhardt sind in den Jahren 999, 1003 und 1025 erneut bestätigt worden; dies könnte darauf hindeuten, daß die Würzburger Ansprüche in Murrhardt auf Widerstand trafen. Auch die Urkunde Konrads II. von 1027 zeugt davon, daß die Einflußnahme Würzburgs erst langsam gedieh. Zu diesem Zeitpunkt wird dem Bischof der Wald um Murrhardt und der Bann darüber geschenkt. Das Zugeständnis an den Murrhardter Abt, der die gleiche Verfügungsgewalt erhält wie der Würzburger Bischof, verdeutlicht die Eigenständigkeit des Klosters und kann als Hinweis auf eine sich bereits neu entwickelnde Stärke verstanden werden. Hieraus wird deutlich, daß von einer Reformierung des Klosters unmittelbar nach 993 nicht unbedingt auszugehen ist. Auch was die wirtschaftliche Situation des Klosters anbetrifft, wird die Bedeutung der 1027 verliehenen Wildbannrechte nicht unwichtig sein. Im weiteren Verlauf des 11. Jahrhunderts scheint Murrhardt eine gesunde Finanzlage besessen zu haben, es bestand eine enge Bindung an Würzburg.

Mit Beginn des Investiturstreits änderte sich die Lage auch in Murrhardt, das wahrscheinlich durch Hirsau mit den Ideen der Reform in Berührung kam. Von den zahlreichen Klöstern, die sich der Reformbewegung anschlossen, sei hier als Beispiel nur auf Amorbach, Neustadt/Main und Schlüchtern verwiesen, die neben Murrhardt 993 in dem *Ottonianum* genannt wurden. Eine Einflußnahme Hirsaus wird zumindest vorübergehend zu einer gewissen Distanz gegenüber dem Bischof von Würzburg geführt haben. Spätestens mit der Einsetzung von Bischof Embricho (1127–1146), der um eine Auflösung des Schismas in seinem Bistum bemüht war, entspannte sich das Verhältnis zu Würzburg wieder. Dies wird auch durch die in Murrhardt gefundenen Münzen Würzburger Schlates aus dem 1. Viertel des 12. Jahrhunderts bestätigt.

3.2. Bauperiode IIa

Die Befunde dieser Periode bezeugen einen völligen Neubau der Klosterkirche, die deutlich größer ist als ihre Vorgängerin und mit der Errichtung der Westteile einen ganz neuen Akzent erhält (Abb. 13). Die Mauern sind durchweg nach dem zumindest teilweisen Abbruch der Periode I errichtet worden und aufgrund der Mauerverzahnungen zusammengehörig. Abgeschlossen wurde diese Bauperiode mit dem Einbringen eines in der gesamten Kirche erfaßten Estrichfußbodens. Insgesamt sind die erhaltenen Fundamente so zahlreich, daß eine Rekonstruktion möglich ist. Es handelt sich um eine dreischiffige Pfeilerbasilika, die im Osten einen dreiteiligen Chor mit Hauptapside, im Westen ein Querschiff und im Anschluß eine Krypta besessen hat, über der ein wahrscheinlich rechteckiger Westchor anzunehmen ist.

Oberkirche

Die Kirche hatte eine Größe von $38 \times 11,9$ m i. L., von der Breite fallen 4,85 m auf das Mittelschiff. Der Ostchor der Kirche bestand aus einem Chorquadrat, das gegen das Mittelschiff abgeschnürt war, und einer halbrunden Ostapsis. Die Seiten waren durch eine Wand gegen die Nebenchöre geschlossen. Auch der nördliche Nebenchor war gegen das Seitenschiff hin abgeschnürt; der Abdruck des Kreuzpfeilers war erhalten, eine entsprechende Wandvorlage ist an der Nordwand zu rekonstruieren. Der Ostabschluß hat sich nicht erhalten; im erfaßten Bereich deutete nichts auf einen Apsidenansatz hin, es ist allerdings gut möglich, daß die Apside weiter östlich lag und somit ganz dem Turmbau der Periode IIb zum Opfer gefallen ist. Der südliche Nebenchor ist entsprechend zu rekonstruieren. Aufgrund von Vergleichsbeispielen ist am ehesten von der Rekonstruktion einer symmetrischen, dreiteiligen Choranlage mit drei östlichen Apsiden auszugehen.

Das Mittelschiff öffnete sich mit 6 Arkaden gegen die Seitenschiffe. Die östlichsten Stützen waren als Kreuzpfeiler ausgebildet, ebenso die Vierungspfeiler. Auch für die westlichen Langhausstützen wird die Pfeilerform anzunehmen sein, da hier Chorschranken anschlossen. Dieselbe Überlegung gilt für die östlichen Langhausstützen, an die später eine Abschränkung angefügt wurde. Von den übrigen Langhausstützen ist nur die viereckige Standfläche bekannt, doch wird man wohl durchgängig von viereckigen Pfeilern ausgehen dürfen. Das Querhaus setzte sich aus einer quadratischen Vierung und zwei querrchteckigen Seitenarmen zusammen, die außen nur 1,4 m vor die Langhausflucht vorkragten. Da der nordöstliche Vierungspfeiler ein deutliches Ende nach Norden aufwies, muß zwischen dem Seitenschiff und dem Querarm eine Verbindung existiert haben. Es wird sich hier – entsprechend der Lösung am nördlichen Nebenchor – um einen nur leicht eingeschnürten Durchgang gehandelt haben.

Im südlichen Querarm gab es keine Belege für eine Öffnung zum Seitenschiff hin. In der Südwand befand sich eine Tür, durch die man direkt in den Klausur-Westflügel gelangen konnte. Eine entsprechende Tür in der Nordwand des nördli-

chen Querarmes ist nicht anzunehmen, kann aber aufgrund des Befundes nicht ausgeschlossen werden. Vom südlichen Querarm aus gab es eine Öffnung zum abgeschrankten Chor hin. Beide Durchgänge – die Südtür und die Tür in den Chorraum – waren aus der Mitte nach Westen versetzt. Diese Maßnahme stand vielleicht in Zusammenhang mit einer an der Ostwand des Querhauses zu vermutenden Altarstellung, auf die mit der Verlegung des Weges nach Westen Rücksicht genommen wurde. Ein entsprechender Altar wird auch im nördlichen Querarm anzunehmen sein. In der Westwand der Querarme befand sich jeweils ein schmaler Durchgang, der wohl als Zugang zur Krypta diente.

Aufgrund der Mauer- und Fundamentstärken ist davon auszugehen, daß die Nordwand der Kryptenhalle und die westliche Außenwand der Kryptenanlage die tragenden Mauern des Westchores waren. Somit ergibt sich ein Rechteckchor mit $7 \times \text{ca. } 5 \text{ m}$ Grundfläche, der gegenüber dem Langhaus deutlich erhöht gewesen sein muß. Aufgrund der rekonstruierten Kryptenhöhe ist von mind. sieben Stufen zwischen Vierung und Chor auszugehen. Über dem westlichen Vorraum der Krypta dürfte das Sanktuarium um weitere Stufen erhöht gewesen sein.

Auch der Ostchor war um mind. eine Stufe gegenüber dem ansonsten einheitlichen Fußbodenniveau im Langhaus der Kirche erhöht; die Stufe ist auf Höhe der Spannfundamente anzusetzen. Ob man von einem einheitlichen Niveau in Haupt- und Nebenchor auszugehen hat, oder hier eine Abstufung vorlag, ist ebenso unklar wie die Frage, ob innerhalb des Chores weitere Stufen den Altarraum strukturierten. Wahrscheinlich wird man wenigstens am Ansatz der Hauptapsis eine weitere Stufe vermuten dürfen.

Inneneinrichtung

Schmale Chorschranken teilten den westlichen Chorraum gegen die übrige Kirche ab (Abb. 5). Der Chor umfaßte den Bereich oberhalb der Krypta, die Vierung und das westliche Langhausjoch und umschloß damit eine Fläche von insgesamt $15 \times 4,85 \text{ m}$. Die Schranken waren nur $0,3 \text{ m}$ stark, Anhaltspunkte für ihre Höhe fanden sich keine. Bis auf die Stelle, an der die Stufen zum Westchor hinaufführten, waren die Mauern beidseitig mit einem weißen Verputz versehen.

Wie bereits erwähnt, ist in den beiden Querarmen je ein Altar an der Ostwand anzunehmen. Sowohl im West- wie auch im Ostchor wird sich je ein Altar befunden haben, zwei weitere wohl in den beiden östlichen Nebenchören. Archäologisch konnte allerdings keine Altarstellung nachgewiesen werden.

Höhenentwicklung

Hinweise auf die Höhe der Kirche geben Dachanschlüge, die sich an den Turm-Westmauern der Periode IIb erhalten haben. Auch wenn nicht davon auszugehen ist, daß das Kirchendach nach Errichtung der Türme wesentlich verändert wurde, darf man von der für Periode IIb rekonstruierbaren Höhenentwicklung nicht selbstverständlich auf die Höhen von Bau IIa zurückschließen.

Krypta

Für den Bau der Krypta mußte das Gelände um gut 1 m abgetieft werden, wobei alle älteren Schichten entfernt wurden. Das Erdmaterial wurde mit einer mächtigen Fundamentmauer abgefangen, die zur Kryptenhalle hin eine sauber gesetzte Westschale besitzt. Nach Errichtung der Mauern tiefte man in den anstehenden Boden ein Entwässerungssystem ein, welches das anstehende Grundwasser nach Westen ableiten sollte. Anschließend wurde eine Rollierung als Grundlage für den späteren Fußboden aufgebracht.

Aufgrund der erhaltenen Mauerreste können wir für die Westkrypta eine zentrale Halle rekonstruieren, deren Ostwand zwei Pilaster vorgelagert waren, zwischen denen eine Altarstelle eingerichtet war. In der Flucht dieser Pilaster standen zwei rechteckige Pfeiler (Abb. 7). Hinweis auf den Westabschluß der Halle geben die wenigen Reste einer Mauer, die einen zentralen Durchgang freiließ. Aufgrund ihrer schwächeren Fundamentierung wird sie nur als Zwischenmauer angesprochen. Da der Westteil der Kryptenhalle vollständig durch das jüngere Turmfundament zerstört war, birgt jede Rekonstruktion eine große Beliebigkeit in sich. Die Wand kann Wandvorlagen entsprechend der Ostwand besessen haben, möglicherweise handelte es sich auch nur um niedrigere Brüstungen, die zwischen freistehenden Pfeilern eingespannt waren. Insgesamt ergibt sich so für die Kryptenhalle eine Grundfläche von maximal $4,6 \times 4,2$ m.

Westlich der Kryptenhalle befand sich ein 1,8 m breiter Raum, der sich von der Halle durch seinen Fußboden unterscheidet; dieser bestand hier nur aus einer Erdplanierung, wogegen die Halle mit einem regelmäßigen Kalksteinpflaster ausgelegt war. Der minderwertige Fußboden legt nahe, daß es sich um einen untergeordneten Raumteil handelte; am ehesten ist hierbei an eine Art Vorraum zu denken. In der Westwand dieses Raumes deutete sich in der Mittelachse, gegenüber dem Durchgang zur Kryptenhalle, eine Abstufung an, die zu einer Nische gehört haben könnte, wie sie sich häufig in der Westwand von Krypten findet.

Höhenentwicklung

Es stellt sich die Frage, wie man sich das Gewölbe der Krypta vorzustellen hat. Einziger Anhaltspunkt hierfür sind Gewölbeansätze in der Südostecke der Krypta. Am wahrscheinlichsten ist ein Ost-West-gerichtetes Tonnengewölbe anzunehmen, dessen Stirnwand gerundet abschloß. Somit könnte die Kryptenhalle von drei Ost-West-Tonnen überwölbt worden sein, die zwischen den Wandvorlagen und den Pfeilern von Quertonnen geschnitten wurden. Diese Rekonstruktion macht den Westabschluß der Halle mit einer Mauer wahrscheinlich. Am ehesten wird man sich in diesem Fall Wandvorlagen vorzustellen haben. Die Tonnen können an ihrem westlichen Ende ebenfalls abgerundet gewesen sein, vielleicht stießen sie auch stumpf gegen die Mauer. Für den Westraum ist als Überwölbung am ehesten eine Nord-Süd-Tonne vorstellbar. Eine alternative Gewölberekonstruktion hängt unmittelbar mit der Interpretation der Krypta zusammen und soll weiter unten

diskutiert werden. Bei der vorgeschlagenen Gewölberekonstruktion ergibt sich für die Kryptenhalle eine lichte Höhe von mind. 1,85/1,89 m.

Zugangsfrage

Der Zugang zur Krypta erfolgte über die beiden Öffnungen in den Querhaus-Westwänden. Zwar wurden hier keine Hinweise auf nach Westen anschließende Mauern beobachtet, trotzdem wird man wohl von überdachten Zugängen ausgehen dürfen. Dafür spricht auch, daß die Durchgänge anscheinend nicht verschließbar gewesen sind und der Wandputz bis an die Außenwand weiterzieht. Evtl. waren die Mauern von geringerer Stärke, so daß ihr Abbruch keine auffälligen Spuren an den Querhauswänden hinterlassen hat.

Die Zugangsstollen führten vermutlich bis zu dem westlichen Vorraum, der Höhenunterschied von 0,9 m wurde dabei am elegantesten mit Hilfe von Rampen überbrückt.

Insgesamt ergibt sich das Bild einer sehr kleinen Krypta, deren Halle sich auf eine Grundfläche von $4,6 \times 4,2$ m beschränkt, die in drei zweijochige Schiffe von je 1,2 m (bzw. 1,28 m) Breite unterteilt ist. Die Enge wird auch durch die geringe Höhe von nur 1,9 m unterstrichen. Die erhaltenen Kryptenpfeiler sind ungegliedert, ohne Basen und vermutlich auch ohne Kapitell oder Kämpfer. Als einziges ist der Plattenboden der Halle etwas aufwendiger, im Vorraum ist dagegen nur ein einfacher Lehm Boden ausgetreten.

Funde

Teilweise fanden sich im Mauerwerk der Kirche zweitverwendete Quader, deren Oberflächen gemusterte Abspitzungen aufwiesen. Diese Oberflächenbearbeitung ist seit dem späten 10. Jahrhundert üblich. In den zu dem Neubau gehörigen Baugruben fanden sich einige Wandscherben älterer, gelbtoniger Drehscheibenware sowie ein zugehöriges Randstück, das in die Zeit Anfang 9.–Mitte 11. Jahrhundert datiert. Zahlreiche Funde enthielt auch die unter dem Fußboden eingebrachte Planierschicht, die sich im gesamten Kirchenraum befand. Neben überwiegend römischer Keramik fanden sich einige Scherben aus dem 9.–11. Jahrhundert, aber auch insgesamt 9 Wandstücke jüngerer Drehscheibenware, die nicht älter als aus dem 13. Jahrhundert sein können. Bei diesem Befund ist allerdings die lange Nutzungszeit des Fußbodens zu bedenken, jüngerer Material kann hier durchaus bei Ausbesserungsarbeiten in die Schicht gelangt sein. Dasselbe gilt auch für die wenigen Stücke jüngerer Keramik, die im Fußboden selbst gefunden wurden.

Weitere Anhaltspunkte geben die Gräber, die in den nördlichen Nebenchor der Kirche eingebracht worden sind. In der zweitältesten Bestattung fand sich ältere gelbtonige Drehscheibenware aus der Zeit Mitte 11.–Mitte 12. Jahrhundert. Durch den Fund eines Münzbeutels (Abb. 9) kann die jüngste der Bestattungen in das 1. Viertel des 12. Jahrhunderts¹² datiert werden.

¹² E. Nau: Die Barschaft des Erschlagenen. Münzfund aus der Stadtkirche Murrhardt. Schweizer Münzbl. 24, 1974, 87–99.

In den zum Kryptenbau gehörigen Gerüststangenlöchern fand sich Keramik, die seit Anfang des 11. Jahrhunderts verbreitet ist, allerdings noch bis Ende des 12. Jahrhunderts vorkommt (Abb. 11. 6).

Insgesamt gewinnt man für den Neubau der Kirche einen zeitlichen Ansatz ab Anfang 11. Jahrhundert.

Bauhistorische Einordnung

Auffälligstes Merkmal der Murrhardter Klosterkirche ist der Doppelchor. Doppelchöre sind seit karolingischer Zeit verbreitet und bleiben bis etwa um 1500 Bestandteil des Kirchenbaus¹³. Besonders häufig treten sie in ottonischer und salischer Zeit, sowie während des 12. Jahrhunderts auf. Eine besondere Bedeutung hatte der Doppelchor hierbei für die frühen Bischofskirchen. Die Doppelchörigkeit bot die Möglichkeit, einen örtlich besonders wichtigen Heiligen oder bestimmte Reliquien angemessen zu verehren. In diesen Zusammenhang gehört auch, daß der Westchor häufig als Stiftermemorienstätte angesprochen werden kann. V. a. in den Bischofskirchen sind im Westchor Gräber der Kirchengründer oder sonstiger für den Kirchenbau wichtige Bischöfe anzutreffen. Als Beispiele sind hier u. a. Mainz, Magdeburg, Worms und Paderborn zu nennen. Auch in Klosterkirchen sind Westchorbestattungen anzutreffen, das berühmteste Beispiel ist hier wohl St. Michael in Hildesheim, wo Gründerbischof Bernward († 1022) in der Westkrypta begraben wurde. In erster Linie jedoch dienten die Westchöre der gottesdienstlichen Praxis.

Bei der Suche nach Vergleichen für die Doppelchoranlage in Murrhardt ist die Bautätigkeit der Würzburger Bischöfe besonders interessant. Auffällig ist hier, daß in Würzburg gleich drei bischöfliche Kirchenbauprojekte mit Doppelchören ausgestattet wurden: die Stiftskirche St. Stephan (Weihe für 1018 überliefert), der Neubau von St. Burkard (nach dem Brand 1033, Weihe 1042) und die Neumünsterkirche (Mitte 11. Jahrhundert).

Ein weiteres Beispiel einer doppelchörigen Anlage ist die Großcomburg in Schwäbisch Hall, die 1078 von Graf Burkhard von Comburg mit dem Einverständnis seiner Brüder Rugger und Heinrich auf seinem Stammsitz gegründet und 1088 vom Würzburger Bischof Adalbero geweiht worden ist. Architektonisch gesehen bietet sich die Comburg gleich in vielfacher Hinsicht für Murrhardt als Vergleich an. Es handelt sich – wie die archäologischen Untersuchungen der Jahre 1965–71¹⁴ ergeben haben – im Ursprungsbau um eine doppelchörige, dreischiffige Pfeilerbasilika mit Rechteckchor und Querhaus im Westen, dreiteiligem Staffelchor und Krypta im Osten. Das tonnengewölbte Altarhaus des Westchores befindet sich im Hauptgeschoß des Westturmes. Da in der Comburg die Klausur unmittelbar an den Westchor anschließt, ist es naheliegend, hier das liturgische Zentrum der

13 A. Mann: Doppelchor und Stiftermemorie. Zum kunst- und kultgeschichtlichen Problem der Westchöre. Westfäl. Zeitschr. 111, 1961, 149–262.

14 G. P. Fehring u. R. Schweizer: Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte. Württ. Franken 56, 1972, 5–29 mit Rekonstruktionsplan.

Kirche zu sehen. Die Krypta der Kirche befindet sich unter dem Ostchor, der mit Chorschranken gegen das Langhaus abgeschieden war. Der Gründer der Klosterkirche ist im Ostchor bestattet worden. Das Beispiel Comburg belegt, daß die Errichtung einer Doppelchoranlage nicht allein auf bischöfliche und kaiserliche Bauprojekte beschränkt war.

Abgesehen davon, daß die Comburg mit einer Gesamtlänge von 65 m wesentlich größer war als die Murrhardter Klosterkirche (Gesamtlänge 40 m), gleichen sich die Grundrisse auffällig. Der äußere Eindruck dagegen muß doch wesentlich anders gewesen sein, da die Comburg von Anfang an einen Westturm besessen hat; in spätromanischer Zeit wurden die Nebenchöre durch ein östliches Turmpaar ersetzt und der Westturm aufgestockt.

Es fanden sich keine Hinweise darauf, daß die Murrhardter Klosterkirche zu Anfang einen Turm besessen habe. Daß die in späteren Jahren errichteten Türme Vorgängerbauten ersetzt hätten, ist aufgrund des Befundes auszuschließen. Möglich ist natürlich ein Vierungsturm, wie er sich etwa in St. Michael in Hildesheim findet. Dagegen spricht lediglich der Bau des Westturmes im 13. Jahrhundert (s. u.), der kaum gleichzeitig mit einem unmittelbar daneben befindlichen Vierungsturm vereinbar zu sein scheint. Chorflankentürme wurden in Murrhardt auch erst nachträglich, aber bereits im 12. Jahrhundert (s. u.) errichtet. Erst danach wird die Ähnlichkeit mit Großcomburg auch am Außenbau auffällig gewesen sein.

Vor der Mitte des 11. Jahrhunderts ist die Turmlosigkeit einer Kirche nichts Ungewöhnliches. Die Stiftskirche in Unterregenbach (Ende 10. Jahrhundert) wurde ursprünglich ebenfalls ohne Turm errichtet, erst in einer zweiten Phase, die allerdings nicht sehr viel später angesetzt wird, erhält die Kirche einen mehrgeschossigen Westbau. Auch die Stiftskirche in Oberstenfeld wird im 11. Jahrhundert als Doppelchoranlage mit östlicher Krypta ohne Turm errichtet; erst nach 1200 erhält sie einen Chorturm.

Im Rhein-Maas-Gebiet gibt es gleich mehrere Beispiele turmloser Kirchen, so die Stiftskirche St. Servatius in Maastricht (1060/70) oder die Chorherrenstiftskirche St. Martin in Zyfflich (um 1015 vollendet). Hier handelt es sich um Basiliken mit niedrigeren Querhausarmen. In Murrhardt gibt es zwar keine Anhaltspunkte für die Höhe der Querarme, wahrscheinlich setzten diese aber auch hier niedriger an.

Krypta

In ihrer Grundform entspricht die Murrhardter Krypta den frühen Hallenkrypten, wie sie seit Ende des 10. Jahrhunderts vorkommen. Für die Ausbildung der Hallenkrypta gibt es zwei Schwerpunktgebiete: den Bodenseeraum und das östliche Sachsen¹⁵. Grundsätzlicher Unterschied beider Landschaften ist, daß es sich im Süden um einen über Säulen gewölbten Zentralraum handelt, der über Winkelgänge erschlossen wird, im Osten dagegen um einen Pfeilerumstandenen

15 U. Rosner: Die ottonische Krypta. 40. Veröff. Abt. Architekturgesch. Kunsthist. Inst. Univ. Köln (1991).

Umgangsraum, in dem Zugang und Halle miteinander verschmolzen sind. Allgemein ist die Beschränkung auf wenige – meist vier Gewölbeträger – zu vermerken. Ein sehr frühes Beispiel für die Erweiterung einer Gangkrypta in einen hallenartigen Raum ist in St. Vitalis II in Esslingen (spätes 9. Jahrhundert) zu finden. Zwei lange Zugangsstollen führen zu einem Querstollen, der gleichzeitig das östliche Joch einer sich nach Westen erstreckenden, dreischiffigen Halle bildet, die insgesamt nur zwei Joche tief ist. In ihrer Westwand ist sie durch ein Fenster mit dem dahinter befindlichen Heiligengrab verbunden. Das Kryptengewölbe wird von zwei Säulen gestützt. Durch die Überschneidung von Gangbereich und Halle unterscheidet sie sich aber noch deutlich von den mit einem abgeschlossenen Zentralraum abgebildeten, vierstützigen Hallenkrypten.

Die Ausbildung dieses Typs nimmt im Bodenseegebiet ihren Ausgang in der Krypta von St. Gallen; zu nennen sind weiterhin Konstanz und Reichenau-Oberzell. Über zwei gewinkelte Zugangsstollen erreicht man in Konstanz eine zentrale Halle, deren Gewölbe auf vier Säulen lastet. In Reichenau-Oberzell münden die Zugangsstollen in einen Quergang, von hier aus führt ein einzelner langer Stollen bis in die Kryptenhalle.

Ein weiteres Beispiel ist die Krypta in Unterregenbach: über zwei sehr lange Zugangsstollen betritt man einen zweischiffigen Querraum, der sich nach Osten zu einem außen rechteckig ummantelten, innen apsidial geschlossenen Vierstützenraum öffnet. Gegenüber befindet sich eine rechteckige Raumerweiterung mit zwei Stützen. Die vier Apsidenstützen unterscheiden sich sowohl durch ihren engeren Achsabstand, als auch in ihrer Ausbildung von den übrigen Kryptenpfeilern, bei denen es sich um gemauerte Pfeiler mit einfachen Schrägkämpfern handelt. Die beiden westlichen Apsidenstützen sind als gedrungene Säulen mit ionisierenden Kapitellen und Pyramidenstumpfkämpfern ausgebildet, östlich stehen zwei sich nach oben verjüngende Vierkantsäulen mit palmettengeschmückten Pyramidenstumpfkapitellen. S. Kummer hat bereits darauf hingewiesen, daß diese vier Stützen die Funktion eines Altarciboriums zu übernehmen scheinen¹⁶.

Mit diesem Stichwort werden zwei Fragenkomplexe angeschnitten, zum einen nach der Funktion von Krypten im Allgemeinen, zum anderen nach den Gründen, die zur Ausbildung von Hallenkrypten im 10. Jahrhundert führten. Die Krypta wurde immer wieder mit dem Heiligen- bzw. Reliquienkult in Verbindung gebracht. Für karolingische Krypten gilt der Besitz einer Heiligenreliquie als sehr wahrscheinlich, auch wenn er sich nur in Einzelfällen belegen läßt. Für die Krypten des ottonischen Reiches ist nur bei 7 von insg. 60 Denkmälern ein Kultgrab nachweisbar. Dabei ist zu betonen, daß die Aufbewahrung eines Kultgrabes stets auch in der Oberkirche möglich war. Von Anfang an ist in fast allen Fällen die Aufstellung eines Altares in den Krypten nachweisbar, manchmal auch mehrere. Hierin ist kein Unterschied zwischen den karolingischen Gangkrypten und den ottonischen Hallenkrypten zu sehen, womit gleich ein Argument gegen

16 S. Kummer: Die Krypta in Unterregenbach und ihre Kapitelle. Ein Beitrag zur ottonischen Architektur in Süddeutschland. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalters Bad.-Württ. 7 (1981) 149–221.

die verbreitete Ansicht vorliegt, die Ausbildung der Hallenkrypta stehe in Zusammenhang mit einem veränderten Heiligenkult, der die vermehrte Aufstellung von Altären notwendig gemacht habe. Im Gegenteil besitzen gerade die großen Hallenkrypten häufig nur einen Altar, wogegen die einzelnen Kammern und Nischen der vierteiligen Gangsysteme viel geeigneter für mehrere Altarstellen gewesen zu sein scheinen. Es lassen sich somit keine grundsätzlichen Unterschiede in der Funktion der karolingischen und der ottonischen Krypta finden. Bei den Kryptenanlagen handelt es sich um abgeschiedene Räume der Kirche, die zwar spezifische Aufgaben besitzen konnten, diese aber nicht grundsätzlich besitzen mußten.

Somit bleibt die Frage nach den Gründen, die zur Ausbildung der Hallenkrypta führten, nach wie vor offen. Hier ist als eine Möglichkeit auf die oben bereits erwähnten Anklänge an ein Altarciborium zurückzukommen. Auffällig ist die zeitliche Nähe der Wiederverwendung dieses Ausstattungsgegenstandes in den Oberkirchen Ende des 8., Anfang des 9. Jahrhunderts – allerdings nur über Altären, nicht über Gräbern – und der frühesten hallenähnlichen Ausbildung einer Krypta, der Krypta des Gozbert-Baus in St. Gallen (830/837).

Auch in Murrhardt finden sich vier gewölbetragende Stützen, die beiden Pilaster der Ostwand und die freistehenden Pfeiler. Die Verwendung von Pfeilern scheint im ersten Moment weniger auf einen Zusammenhang mit den süddeutschen Krypten zu weisen, doch zeigte schon das Beispiel Unterregenbach, daß hier keine ganz scharfe Abgrenzung möglich ist. Mit der klaren Trennung zwischen Zugangsstollen und zentraler Halle fügt sich Murrhardt eindeutig in die Gruppe der seit dem 10. Jahrhundert in Süddeutschland ausgebildeten Hallenkrypten ein; eine Besonderheit ist hier lediglich mit der Westlage gegeben. Die Anlage langer Stollengänge ist bereits in Esslingen, St. Vitalis, aber auch noch in Unterregenbach beobachtet worden. Da es sich in beiden Fällen um Ostkrypten handelt, hätte man hier sicherlich auch kürzere Zugangsmöglichkeiten verwenden können. Wahrscheinlich besitzen die langen Zugangsstollen mehr als nur einen funktionalen Zweck; sie könnten in Zusammenhang mit dem christlichen ›Weg-‹ Gedanken stehen. Die Zugangsstollen münden in einen quergelagerten Raum, der als westlicher Vorraum der Krypta diente, darüber hinaus aber auch eine eigene Rolle innerhalb der kultischen Nutzung der Kryptenanlage spielte. Hinweis darauf könnte die in der Westwand angelegte Nische sein. Zentrum des Kultes aber war die Kryptenhalle mit ihrem durch ein ›Ciborium‹ hervorgehobenen Altar.

Gewölberekonstruktion

Unter diesem Gesichtspunkt ist auf die Frage der Gewölberekonstruktion zurückzukommen (Abb. 8). Es wurden hier drei parallele, Ost–West-verlaufende Tonnen mit abgerundeten Schmalseiten angenommen. Für die Westwand wurden entsprechend der Ostwand Pilaster rekonstruiert. Interpretiert man nun aber die vier Gewölbestützen als ein Altarciborium, so würde ein Gewölbe aus drei parallelen Tonnen dieser Anlage widersprechen. In diesem Falle ist vielmehr von einer baldachinartigen Konstruktion über dem Altar auszugehen, die die hervorgeho-

bene Bedeutung unterstreicht. Der übrige Raum erhält in diesem Fall eine untergeordnete ›Umgangs-Funktion‹, kommen die durch die Anlage von zwei seitlichen Längstonnen und einer westlichen Quertonne unterstrichen wird. In diesem Fall wird die Westwand der Kryptenhalle wohl keine Wandvorlagen besessen haben. Besonders spannend wird diese Rekonstruktion bei einem erneuten Rückgriff auf die Frage der Stützenform. Wie gesagt, ist die Verwendung von Pfeilern für die süddeutschen Hallenkrypten ungewöhnlich. Andererseits finden sie sich in den Umgangskrypten des ostdeutschen Verbreitungsgebietes. Hier wird der Umgang mit in den Zentralraum hineingenommen und ist nur anhand kontrastierender Gewölbeformen ablesbar. U. Rosner nennt das hier angewandte Grundprinzip: die Stützen werden zu Vierereinheiten im Raum zusammengedrückt und durch spezifische Gewölbebildung baldachinartig betont, während halbrunde Wandkonturen durch Ringtonnen als Umgang akzentuiert werden.

Rekonstruiert man die Murrhardter Kryptenhalle mit einem baldachinartigen Gewölbe über dem Altar, das von den Wandpilastern und freistehenden Pfeilern getragen wird, und einer dreiseitigen Ringtonne, so erhalten wir einen Umgangsraum, der sich in einem Zentralraum befindet, welcher wiederum über Gänge erschlossen wird. Somit wäre hier eine Verknüpfung der beiden von Rosner erkannten Grundtypen der ottonischen Krypta ausgebildet.

Funktion

Die Frage nach der Bedeutung der Krypta hängt unmittelbar damit zusammen, wem der Kryptenaltar geweiht war. Grundsätzlich stehen dafür in Murrhardt mind. zwei Namen zur Verfügung, zum einen der des Kirchenpatrons Januarius, zum anderen der des ›Lokalheiligen‹ Walterich. Auffällig ist die zeitliche Nähe vom Bau der Walterichskapelle nördlich der Kirche und der Aufgabe der Krypta (s. u.), was zu der Vermutung veranlaßte, die Krypta könne bereits eine Walterichsreliquie besessen haben, die dann in die neu gebaute Kapelle transloziert wurde. Die Tatsache, daß Walterich nie heilig gesprochen worden ist, spricht meiner Ansicht nach eher dagegen, daß man ihm einen Altar in der Klosterkirche geweiht hat. Auch die Translation von Reliquien in den Altar der Walterichskapelle wäre unter diesem Gesichtspunkt nicht ganz unproblematisch. Der Altar des Titularheiligen Januarius kann in der neuen Klosterkirche eigentlich nur im westlichen Hauptchor oder in der Krypta gestanden haben. Es ist sehr gut möglich, daß man ihm im 11. Jahrhundert mit der Westkrypta einen angemessenen Verehrungsraum schaffen wollte. Ob Januarius nach der Aufgabe der Krypta im Hauptchor verehrt wurde und welcher Altar dann hier zuvor stand, oder ob der Januariusaltar von Anfang an im Westchor aufgestellt war und in der Krypta jemand ganz anderes verehrt wurde, sind spekulative Überlegungen, die ohne eine genauere Kenntnis der in Murrhardt vorhandenen Altarpatrozinien nicht weiterführen.

3.3. Bauperiode IIb

Befunde

In dieser Periode werden die beiden Nebenchöre der Basilika durch Chorflankentürme ersetzt, die einzigen Bauteile der alten Basilika, die heute noch Bestand haben (Abb. 1, 14). Der Bau der Chorflankentürme stellt einen massiven Eingriff in die Gestalt des Ostchores dar und muß auch für den äußeren Eindruck der bisher wahrscheinlich turmlos gestandenen Kirche enorm gewesen sein. Die Türme messen am Außenbau $5,7 \times 5,7$ m und sind – wie sich aufgrund des erhaltenen Schallarkadengeschosses ablesen läßt – mindestens 19 m hoch gemauert. Die Nebenchöre werden aufgegeben und auch nicht durch die Turm-Untergeschosse ersetzt, die von Anfang an gegen das Langhaus hin geschlossen sind. Lediglich durch einfache Rundbogentüren können sie vom Chor aus betreten werden, so daß hier mit Sicherheit von Nebenräumen auszugehen ist. Die alte Hauptapsis wird beibehalten, ebenso das Kirchenschiff.

Am Übergang von Mittelschiff und Ostchor wird zwischen den Türmen ein neuer Altar aufgestellt, ein weiterer Altar ist im nördlichen Seitenschiff nachweisbar. Mit dem Südturm im Mauerverband sitzt der Rest eines Portals, das in Zusammenhang mit dem Turmbau in die alte Kirchensüdwand eingebrochen worden sein muß. Nach Süden wurde hier ein Portalblock vorgeblendet, der beim Abbruch von Bau II erhalten geblieben ist und in die neue Südmauer integriert wurde. Er ist heute noch an der Kirchensüdwand sichtbar. Der Durchgang mißt in der Breite 2,5 m i. L. und besitzt eine maximale lichte Höhe von 2,2 m. Es handelt sich um ein halbrundes Portal, dessen Bogen aus großen Sandsteinen gesetzt ist. Von außen ist die bauplastische Verzierung erhalten: zwei dünne Säulchen mit Würfelkapitellen nehmen den um die Bogenöffnung ziehenden Rundwulst auf.

Höhenentwicklung

Für die Rekonstruktion der Kirche von Bedeutung sind die 1968 von R. Schweizer beobachteten Dachanschlüge an den Turm-Westwänden und der heute noch im Dachstuhl über den Seitenschiffen sichtbare Abdruck eines Dachanschlages an der Westwand des Südturmes. Die romanischen Seitenschiffe sind niedriger gewesen als die heutigen und ihr Dach hatte einen flacheren Neigungswinkel als das Mittelschiffdach. Für das Mittelschiff der Periode IIb ergibt sich eine ungefähre Höhe (gerechnet bis zum Dachfuß) von 11 m und bei einer Dachneigung von 40 Grad und einer Schiffbreite von 4,85 m errechnet sich eine Firsthöhe von 12,5/12,8 m. Die Seitenschiffe dürften ca. 6 m hoch gewesen sein, die Dachneigung lag ca. bei 30 Grad.

Funde

Einen terminus post quem für den Bau der Türme gibt die jüngste Betattung im nördlichen Nebenchor, die von der Baugrube des Nordturmes geschnitten wird; die hier gefundenen Münzen datieren in das 1. Viertel des 12. Jahrhunderts (s. o.).

Die Tatsache, daß man mit dem Fundament auf das Grab Rücksicht genommen hat, deutet darauf hin, daß die Bestattung und der nachfolgende Turmbau nicht allzuweit auseinanderliegen.

In der nach Errichtung der Osttürme in den Ostchor einplanierten Schicht fand sich datierbare Keramik: es handelt sich überwiegend um römische Ware, darüber hinaus aber auch einige Stücke älterer, gelbtoniger Drehscheibenware, die Mitte 11.–Mitte 12. Jahrhundert datieren (Abb. 11.3). Dies entspricht dem durch den Münzschatz gewonnenen zeitlichen Ansatz.

Ein weiterer Anhaltspunkt sind die Rundbogenfriese an den Turmostwänden und die Säulen der Schallarkaden am Südturm. Es handelt sich hier zwar um wenig differenzierte Formen, die während des ganzen 12. Jahrhunderts begegnen können, die Ähnlichkeit zum Comburger Torhaus (1. Viertel 12. Jahrhundert) legt aber doch eine eher frühere Datierung nahe.

Bauhistorische Einordnung

Die Chortürme der Murrhardter Klosterkirche wurden demnach im 2. Viertel des 12. Jahrhunderts errichtet. Chorflankentürme gibt es bereits im frühen 11. Jahrhundert, als Beispiele sei hier wiederum auf die Würzburger Kirchen St. Stephan (Weihe 1018) und St. Burkhard (ab 1033) verwiesen. Am Dom zu Speyer wurden mit Bau II (um 1080–1106) ebenfalls östliche Chorflankentürme errichtet.

Im schwäbisch-fränkischen Raum stammen die meisten Chorflankentürme jedoch erst aus dem 13. Jahrhundert. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier als Beispiele die Ellwanger Benediktinerklosterkirche St. Vitus genannt, deren Neubau nach einem Brand 1182 begonnen wurde, sowie die in die Zeit um 1210/20 datierten Chorflankentürme der Stadtkirche in Bad Wimpfen. Die Osttürme der Stiftskirche St. Peter und Paul in Öhringen wurden um 1230/40 gebaut. Aus der gleichen Zeit stammen auch die Chorflankentürme der Großcomburg. Des weiteren sei noch die Marienkirche in Reutlingen genannt, deren Osttürme aus der Zeit um 1250 stammen. Ein früheres Beispiel könnten die Chorflankentürme der Nufringer Pfarrkirche sein. Die Schallarkadenstützen der unteren Turmgeschosse sind stilistisch eng an die Murrhardter Turmsäulen angelehnt, weshalb eine Datierung noch in das 12. Jahrhundert möglich ist. Dasselbe gilt auch für die Chorflankentürme der Pfarrkirche von Veringendorf, die ebenfalls nur aufgrund der Form ihrer Schallarkadenstützen in das 12. Jahrhundert datiert werden könnten. Zahlreiche Beispiele aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts finden sich dagegen im Rhein-Maas-Gebiet, hier bestimmen die ›Chorfassaden‹ mit Apsiden zwischen Chorflankentürmen ganz wesentlich das Bild der spätromanischen Architektur.

Wie dieser kurze Überblick zeigt, zählen die Murrhardter Chorflankentürme mit einer Datierung in das 12. Jahrhundert zu den frühesten Ausbildungen dieser Art in ihrer Kunstlandschaft. Auffällig ist die Ähnlichkeit mit dem Torhaus der Großcomburg, auf das in Zusammenhang mit den Rundbogenfriese bereits hingewiesen wurde. Hier sind zwei, den Eingang flankierende Türme ausgebildet,

denen eine Fassade mit Zwerggalerie vorgelagert ist. Das Torhaus erinnert an die westliche Eingangsfront einer Kirche, v. a. an die als Doppelturmfassade ausgebildete Form, wie sie seit dem 12. Jahrhundert allgemein verbreitet ist. F. Arens¹⁷ hat in anderem Zusammenhang die Überlegung angestellt, ob das Torhaus dieselbe Bedeutung haben könnte wie die Türme vor der Westfront von Atrien. Als Beispiele nennt er Cluny, Hirsau, Lorsch und Paulinzella. Bereits H. E. Kubach¹⁸ hat darauf hingewiesen, daß die fassadenhafte Wirkung einer Schauseite nicht abhängig ist von Portalen. Für von Chortürmen flankierte Apsiden verwendet er den Begriff ›Chorfassade‹. Möglicherweise hat das Comburger Torhaus über die Bauplastik hinaus auch in der Gesamtanlage Einfluß auf die Murrhardter Ostfassade genommen.

Die Errichtung von Doppelturmfassaden über einem westlichen Eingangsportal ist v. a. im 12. Jahrhundert allgemein verbreitet. In Zusammenhang mit der Stellung Murrhardts während des Investiturstreites ist auch interessant, daß die westliche Doppelturmfassade u. a. als ein Merkmal der sog. ›Hirsauer Bauschule‹ gilt¹⁹. Da es sich in Murrhardt um eine Doppelchoranlage handelt, entfällt die Möglichkeit, über einem westlichen Eingangsportal eine Doppelturmfassade zu errichten. Naheliegender ist somit die Wahl von Chortürmen seitlich eines Chores. Warum nun der Ost- und nicht der Westchor als Fassade ausgebaut wurde, kann mit der Topographie, mit den baulichen Gegebenheiten oder auch mit der Ausrichtung auf die Siedlung Murrhardt zusammenhängen.

3.4. Bauperiode IIc

Befunde

Mit Periode IIc ist ein Umbau im Bereich des westlichen Querhauses mit Vierung und Westchor bezeichnet, der eine Erhöhung des Niveaus zum Ziel hatte (Abb. 14). Das Fußbodenniveau ist in den Querarmen und der Vierung um mind. 0,5 m erhöht worden. Für den Umbau wurden neue Chorschrankenmauern errichtet, die aufgrund ihrer Stärke und der tieferen Fundamentierung wohl für einen aufwendigeren Aufbau gedacht waren. Die älteren Chorschranken und auch die Treppe zum Westchor wurden aufgegeben. Die Frage, ob hier eine Angleichung der Niveaus zwischen Vierung und Westchor stattgefunden hat, oder ob die Anzahl der Stufen nur verringert wurde, muß offen bleiben.

Gegen das Langhaus war der Chor mit einer halbrunden Schranke geschlossen, das Langhausniveau scheint beibehalten worden zu sein. Das westliche Mittelschiffjoch war mit zwei Mäuerchen gegen die Seitenschiffe abgetrennt. Hier

17 F. Arens: Die Rätsel der Sechseckkapelle auf Großcomburg. Württ. Franken 65 (1981) 51–99, hier 70.

18 H. E. Kubach u. A. Verbeek: Romanische Baukunst an Rhein und Maas IV. Architekturgeschichte und Kunstlandschaft (1989), 303, Anm. 29.

19 E. Lehmann: Über die Bedeutung des Investiturstreits für die deutsche hochromanische Architektur. Zeitschr. dt. Ver. Kunstwiss. 7, 1940, 75–88.

befanden sich wohl Treppenstufen, die von den erhöhten Querarmen in die Seitenschiffe hinunterführten. Es ist gut denkbar, daß diese Mauern höher hinaufreichten, vielleicht eine Arkatur trugen. Der Niveauunterschied zwischen Westteilen und Langhaus betrug gut drei Stufen.

Daß die Krypta in ihrer bisherigen Form erhalten blieb, wird durch die Beibehaltung der alten Zugänge nahegelegt. Parallel der Westmauern wurde ein Treppenabgang angelegt, der die Überbrückung des Höhenunterschiedes ermöglichte, ohne die Nutzbarkeit des Querarmes zu sehr zu stören. Man betrat den Treppenzugang an den äußeren Enden und gelangte über vier Stufen bis auf das alte Zugangsniveau hinab. Das ›Treppenhaus‹ war auf der Innenseite verputzt, Anhaltspunkte für die anzunehmende Abschränkung im Aufgehenden fanden sich keine.

Funde

In den zu dieser Bauperiode gehörenden Schichten fanden sich neben Bauplastikfragmenten und figürlich bemaltem Putz auch zahlreiche Keramikscherben, die eine Laufzeit ab Mitte 11. bis Mitte 12. Jahrhundert haben (Abb. 11.4, 5).

Bauhistorische Einordnung

Die Umbaumaßnahmen im Westchor zielten auf eine Erhöhung der Westteile ab. Vornehmliches Ziel hierbei wird die Angleichung des Chorniveaus an das des Presbyteriums gewesen sein. Dieses Bestreben entspricht einer allgemeinen Entwicklung im Kirchenbau des 11. und 12. Jahrhunderts, der eine Zusammenfassung von Chorus und Sanktuarium anstrebte²⁰. Hierfür wurden in zahlreichen Kirchen die Krypten, die zuvor auf die Fläche des Altarraums beschränkt waren, bis unter die Vierung verlängert. Dasselbe Ziel konnte aber auch – wie in Murrhardt – durch die Aufplanierung des Vierungsniveaus erreicht werden.

Die Erhöhung des Fußbodenniveaus in den Querarmen wäre in diesem Zusammenhang nicht notwendig gewesen. Neben repräsentativen Gründen, mögen hier auch statische Unsicherheiten eine Rolle gespielt haben. Die Querarme dienten als Seitenkapellen, die von den Seitenschiffen aus zugänglich und gegen die Vierung mit übermannshohen Schranken abgetrennt waren. In der südlichen Schrankenmauer wird sich nach wie vor ein Eingang in den Chorus befunden haben.

Ungewöhnlich ist die halbrunde Form der östlichen Chorschranke. Es ist naheliegend, hier einen Vergleich zu einer Apside zu ziehen. Durch die Form der Chorschranke erhält der westliche Hauptchor einen nach Osten ausgerichteten, apsidial geschlossenen, östlichen Altarraum. Als Gegenstand der Inneneinrichtung findet sich die halbrunde Grundform bereits in frühchristlichen Sakralräu-

20 W. Haas: Der Psallierchor in den mittelalterlichen Stifts- und Klosterkirchen. *Romanico padano, Romanico europeo*. Conv. int. studi, Modena-Parma 26 ott.–1° nov. 1977 (1982) 159–168; F. Möbius: Die Chorpartie der westeuropäischen Klosterkirche zwischen 8. und 11. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Voraussetzungen, liturgischer Gebrauch, soziale Funktion. F. Möbius u. E. Schubert (Hg.): *Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt* (1984) 9–41.

men. Das sog. Bema rahmte den Altarplatz, entlang dieser Wand waren Sitzbänke angebracht oder einzelne Stühle aufgestellt, im Scheitel stand die Kathedra des Bischofs²¹. Sicherlich ist die Form der Murrhardter Chorschranke vor diesem Hintergrund zu verstehen.

4. Die Baumaßnahmen des 13./14. Jahrhunderts

Die bedeutendste Baumaßnahme des 13. Jahrhunderts ist für Murrhardt sicherlich der Bau der Walterichskapelle, der in die Jahre 1230/40 datiert. Darüber hinaus erhält die Kirche einen Westturm und, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, auch einen neuen Ostchor.

4.1. Bauperiode IIIa

Die Walterichskapelle hat, obwohl sie bei wiederholten Renovierungsmaßnahmen stark überformt wurde, bis heute noch im wesentlichen ihr ursprüngliches Aussehen behalten. Sie soll hier nicht im einzelnen beschrieben werden²². Allerdings wurde bei den archäologischen Untersuchungen eine Beobachtung gemacht, die für den äußeren Eindruck der Kapelle von Bedeutung ist. Während die eigentliche Kapelle unmittelbar nördlich an den Chorturm anschließt, reichte die Westfassade bis an die weiter südlich liegende romanische Kirchenwand heran, was durch einen hier aufgefundenen, sauber bearbeiteten Quaderstein belegt werden konnte. Der westliche Portalblock saß somit ursprünglich zentral in der Westwand der Kapelle. Man hat der Walterichskapelle eine symmetrische Schaufassade vorgeblendet, die nicht mit der realen Größe der Kapelle übereinstimmte. Eine solche Scheinarchitektur ist für einen mittelalterlichen Bau durchaus bemerkenswert.

Die Westfassade besaß eine ursprüngliche Breite von 8 m (gegenüber den heutigen 7 m), und war damit breiter als das Mittelschiff der Kirche (Außenmaße 6,6 m). Auch in bezug auf die Höhe trat die Kapelle mit dem Kirchenschiff in Konkurrenz (Abb. 10). Die für Periode IIb rekonstruierte Firsthöhe des Mittelschiffes beträgt 12,5–12,8 m. Die Walterichskapelle ist mit einer Dachhöhe (ab Sockel gemessen) von 13 m sogar noch größer, zumindest aber gleich hoch! Diese Größe verdeutlicht das enorme Gewicht, das man dem Kapellenneubau beimaß; erst durch den gotischen Kirchenneubau erhielt die Kapelle den Eindruck eines bescheidenen Kapellenanbaus.

21 G. Bandmann: Zur Bedeutung der romanischen Apsis. Wallraf-Richartz-Jahrb. 15, 1953, 28–46, hier 36, hat bereits auf den Zusammenhang zwischen Bema und der Entstehung der Apside als Chorform hingewiesen.

22 W. Hotz: Die Walterichskapelle zu Murrhardt. Ein romanisches Kleinod im Schwabenland (1935); U. Häußler: Die Walterichskapelle in Murrhardt. (Magisterarbeit Univ. Erlangen, unpubl. [o. J.]).

Bauhistorische Einordnung

Die Walterichskapelle ist in die Reihe der schwäbischen Schmuckkirchen einzureihen, die v. a. im Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet wurden und sich durch die reiche Verwendung an Bauplastik auszeichnen. Die Forschungsarbeiten zur Walterichskapelle verzeichnen eine besonders enge Parallele zu den Türmen der Stiftskirche auf Großcomburg, aber auch die motivische Nähe zur Frauenstiftskirche in Faurndau²³. Parallelen zum Elsaß werden in dem reichen Apsidenschmuck und der Innenraumgestaltung gesehen, das Westportal in Verbindung mit Wormser Stufenportalen gesetzt²⁴. Aufgrund der stilistischen Vergleiche kommt man allgemein zu einem Datierungsansatz um 1230, eher etwas später.

Funktion

Frühere Überlegungen, es müsse sich bei der Walterichskapelle um eine Grabkapelle handeln, die über dem Grab Walterichs errichtet wurde, erwiesen sich aufgrund der 1952 von E. Kost²⁵ durchgeführten archäologischen Untersuchungen als falsch. Weder das Grab Walterichs noch ein Vorgängerbau wurden gefunden. Dies führte bereits zu der Interpretation der Walterichskapelle als eines Memorialbaus; durch die Grabungsergebnisse von 1963 in der Walterichskapelle erhielt diese Deutung zusätzliche Argumente, da dort das Grab des Walterich identifiziert werden konnte. B. Cichy beschrieb die Walterichskapelle als einen »kostbar bereicherte(n) Schrein von Altar und Reliquie«. Allerdings ist seiner Beschreibung der Kapelle als »ein gerade zimmergroßes, intimes Gehäuse, das ungeachtet seines prunkenden Schmucks ... bescheiden an die Seite des nordwärtigen der beiden Türme rücke, so als suche es dort Schutz und Stütze«, entgegenzutreten²⁶. Die Gegenüberstellung mit Bau II der Kirche hat verdeutlicht, daß hier nicht nur in der Verwendung der reichen Schmuckformen, sondern auch in der Dimension ein Gebäude erstellt wurde, das die höchsten Ansprüche des Klosters zum Ausdruck brachte.

Die Walterichsreliquie

U. Häußler folgte der Interpretation als Oratorium für die Reliquien Walterichs. Sie stellt die Überlegung auf, ob hier vielleicht eine Translation der Reliquien aus der Westkrypta der Kirche in die Kapelle stattgefunden habe. Die Krypta wurde mit dem Bau des Westturmes fast vollständig aufgegeben (s. u.). Für diese Maßnahme legt sie die von R. Schweizer angenommene Datierung des Westturmbaus um 1230/40 zugrunde²⁷.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Frage, ob eine Reliquie von Walterich in

23 R. Hussendörfer: Die ehemalige Chorherrenstiftskirche in Faurndau. Ein Beitrag zur schwäbischen Spätromanik (1975) 350f.

24 Häußler: (wie Anm. 22) S. 44.

25 E. Kost: Walterichsüberlieferungen in Murrhardt. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Glaubensgeschichte. Württ. Franken N. F. 26/27, 1951/52 (1952), 170–196.

26 Cichy (wie Anm. 3) S. 64.

27 Häußler (wie Anm. 22) S. 64.

die Klosterkirche kam; Walterich wurde wohl schon bald nach seinem Tod als Heiliger verehrt, wenngleich er nie heilig gesprochen worden ist. Walterich war in der Pfarrkirche (heute Walterichskirche) und nicht in dem von ihm gegründeten bzw. wohl von seiner Familie gestifteten Kloster beigesetzt worden. Dies führte zu der Überlegung, ob Walterich vielleicht zu einem Zeitpunkt verstorben ist, als der Zustand der Klosterkirche eine Bestattung dort unmöglich machte, der Bau mit anderen Worten noch nicht weit genug fertiggestellt war. Das Todesjahr Walterichs ist allerdings nicht bekannt. Sein Todestag hingegen wird in der durch Widman überlieferten Grabsteininschrift mit dem 29. November angegeben²⁸. Anhaltspunkte für die Lebensdaten Walterichs sind lediglich durch sein Auftreten als Abt in Neustadt/Main 794–796 und seine Rolle in Murrhardt 817 gegeben; er wird wohl um 770 geboren und nach 817, spätestens aber wohl 830/40 gestorben sein.

Aus diesen Überlegungen Rückschlüsse für die Datierung der Klosterkirche zu ziehen, wäre allerdings unzulässig. Auch wenn die Klostergründer häufig in der von ihnen errichteten Kirche bestattet wurden, gibt es genügend Ausnahmen. Vermutlich hat man Walterich damals noch nicht im dem Maße verehrt, wie es sich im Laufe der Zeit aufgrund der ihm bzw. seiner Grabstätte zugeschriebenen Wundertätigkeit entwickelte. Der Volksglaube gab ihm den Status eines Heiligen und es entwickelte sich eine Wallfahrt zu seinem Grab in der Walterichskirche. Nun erst wuchs auch im Kloster das Bedürfnis, der ›Heiligkeit‹ Walterichs teilhaftig zu werden.

Im Roten Buch²⁹ wird von einer Graböffnung berichtet, die 1598 durch Abt Johannes Hummel und den Vogt Zacharias Etzel vorgenommen worden war. Hierbei waren die »reliquias d. Gebain Waltericij ordenlich eingemacht« vorgefunden worden. Diese Stelle wurde dahingehend interpretiert, daß die Bestattung 1598 bereits nicht mehr in situ lag. Während der archäologischen Untersuchungen in der Walterichskirche 1963 wurde am Walterichsgrab eine Flickstelle aus Estrich im ansonsten nur aus Lehm bestehenden Kirchenfußboden beobachtet. Darunter zeugten vier Pfostenlöcher von einem Gerüst, das zur Anhebung der schweren Grabplatte notwendig gewesen war. Die Ausflickung des Kirchenbodens an dieser Stelle war laut Cichy³⁰ von genau derselben Beschaffenheit wie der Fußboden, der nach einem Umbau in den Chor eingebracht worden war. Diese Umbaumaßnahme kann auf die Zeit um 1230 datiert werden. Daraus schloß Cichy auf eine Graböffnung Anfang des 13. Jahrhunderts.

Zu berücksichtigen ist hier allerdings, daß Widman 1550³¹ von einer weiteren Graböffnung zu seiner Zeit berichtet, die ebenfalls Spuren hinterlassen haben muß. Insofern könnten auch zu diesem Zeitpunkt die Gebeine »ordenlich eingemacht« worden sein; somit bliebe als einziger Anhaltspunkt für eine Graböffnung im 13. Jahrhundert die Beschaffenheit des Estrichs, was sich allerdings nicht mehr

28 Georg Widmann, *Chronica. C. Kolb* (Bearb.), Württ. Gesch. Quellen 6 1904, 144.

29 HStA A 508 B13b.

30 Cichy (wie Anm. 3) S. 36.

31 Widmann *Chronica* (wie Anm. 28), S. 145.

nachprüfen läßt. Sollten zu diesem Zeitpunkt Reliquien entnommen worden sein, so waren diese wohl für den Altar in der neu errichteten Walterichskapelle bestimmt. Nach wie vor ungeklärt bleibt damit die Frage einer früheren Reliquienentnahme in Zusammenhang mit dem Bau der Krypta in Periode II. Hierfür ließen sich keinerlei archäologische Hinweise finden. Sie würde auf jeden Fall eine erneute Reliquienentnahme im 13. Jahrhundert ausschließen. Bleibt man aber bei dem Gedanken, daß zwischen dem Bau der Walterichskapelle und der Aufgabe der Krypta ein Zusammenhang bestand, so muß man auf die Überlegungen zur Funktion der Krypta zurückkommen. Dort wurde dargelegt, daß es aus theologischen Überlegungen heraus unwahrscheinlich ist, daß Reliquien des Walterich am Kryptenaltar verehrt worden sind. Handelte es sich aber bei der Krypta um einen Kultraum für den Kirchenpatron Januarius, so muß man zumindest die Überlegung anstellen, ob es sich bei der sogenannten Walterichskapelle im Ursprung nicht auch um eine Januariuskapelle gehandelt haben könnte. Die Verknüpfung der Kapelle mit dem Namen des Walterich ist allerdings schon im 16. Jahrhundert von Widmann hergestellt worden, der sehr gut mit der Klostertradition vertraut war.

Ergebnis

Diese Ausführungen zeigen, daß keine eindeutige Aussage über die Funktion der Walterichskapelle möglich ist. Sie wurde um 1230/40 errichtet und diente wohl – wie es die Ortstradition nahelegt – der Verehrung des Klostergründers Walterich. Ob hierfür aus dem Walterichsgrab Reliquien entnommen worden sind, läßt sich nicht beweisen. Da sich in der Krypta der Klosterkirche wohl keine Walterichsreliquien befunden haben, ist eine funktionale Verknüpfung von Bau der Kapelle und Aufgabe der Krypta wenig wahrscheinlich. Dies wäre eher schlüssig, wenn es sich bei der Kapelle um einen Kultraum für den hl. Januarius gehandelt hätte. Mit der Walterichskapelle wurde wohl ein überdimensionaler Reliquienschrein bzw. ein Oratorium als Gedenkstätte für den nie heilig gesprochenen, aber als Heiligen verehrten Mann errichtet.

4.2. Bauperiode IIIb

Befunde

In Periode IIIb wurde ein mächtiger Westturm errichtet, der aufgrund seiner erschließbaren Ausdehnung wesentlich größer war als die beiden Chorflankentürme im Osten (Abb. 6, 14). Das Außenmaß des wohl quadratischen Turmes betrug 7,80 m, das Innenmaß (im Fundamentbereich) 4,5 m. Damit hatte er eine deutlich größere Grundfläche als die östlichen Chorflankentürme mit 5,7 m Seitenlänge. Bei einer Fundamentbreite von 1,5 m hatten diese eine Höhe von 19 m (ohne Dach). Die Fundamentbreite des Westturmes betrug 1,8 m; er ist sicher höher als die Osttürme gewesen, ca. 20–25 m.

Der Westturm schloß nicht direkt an das Querhaus an, sondern es blieb ein

›Verbindungsglied‹ stehen, das in seinem unteren Teil die Osthälfte der Kryptenhalle beinhaltet, auf Höhe der Oberkirche blieb hier wohl ein Rest des Westchores als Vorchor erhalten. Wahrscheinlich war das entsprechende Turmgeschöß in weitem Bogen geöffnet und enthielt das Sanktuarium.

Das Erdgeschöß des Turmes war vermutlich unmittelbar von außen zugänglich. Der quadratische Raum war über einen 1,1 m breiten Durchgang mit dem östlichen Teil der ehemaligen Krypta verbunden, der weiter genutzt wurde. Als Fußboden diente ein einfacher Lehm Boden, der auch den ehemaligen Plattenboden der Krypta und die aufgegebene Altarstelle überdeckte. In die östlichen Ecken der Kryptenhalle waren zwei 1 × 1,1 m große Gegenstände eingestellt; die Deutung als Altarstellen scheint am naheliegendsten. Während der Ausgrabung trat die Überlegung auf, ob der Westturm überhaupt jemals vollendet worden ist. Ungeöhnlich mag sein, daß die Fundamente beim Neubau der gotischen Kirche tiefer als notwendig abgebrochen wurden, nur um darüber bis zu 1 m Bauschutt einzufüllen. Andererseits wird auch in Periode IV beim Neubau des Ostchores zu beobachten sein, daß der Ausbruch der Vorgängerbebauung sehr gründlich von statten ging, was mit der Wiederverwendung des Materials zu erklären ist. Ähnliche Argumente mögen auch hier gelten. Der Laufhorizont im Turm belegt auf jeden Fall, daß das Turm-Untergeschöß eine zeitlang gemeinsam mit dem Ostteil der Krypta genutzt wurde, zumindest dieser Teil also auf jeden Fall fertiggestellt war.

Die Baumaßnahmen der Periode III, die Errichtung der Walterichskapelle und des Westturmes, haben das Äußere der Kirche ganz entscheidend verändert. Legt man die Rekonstruktionsvorschläge der Periode II zugrunde, so war die Kapelle annähernd genauso hoch wie das Kirchenschiff. Der Westturm, der nicht nur mächtiger, sondern auch höher als die Osttürme war, bildete dazu ein Gegengewicht. Die bisher doch recht bescheidene Kirche erfuhr durch diese neuen Bauglieder eine deutliche Aufwertung.

Funde

Lediglich in der Verfüllung der Treppenabgänge zur Krypta fand sich datierbares Material. Neben einigen Fragmenten römischer Ware stammt die Keramik aus der Zeit Ende 12. bis 13. Jahrhundert.

Bauhistorische Einordnung

Einzeltürme werden an Kirchen seit dem 11. Jahrhundert gebaut, meistens im Westen, selten im Osten der Kirche. Im späten 12. und 13. Jahrhundert nimmt die Zahl der Einzeltürme deutlich zu. Durch die Lage des Murrhardter Westturmes im Bereich des Hauptchores, ist er in die Reihe der sog. Chortürme³² einzureihen. Die weitaus meisten Beispiele dieses Typs finden sich natürlicherweise im Osten, doch

32 M. Walliser-Schäfer: Entwicklung und Bedeutung der romanischen Chortürme mit Beispielen aus Schwaben und Franken (Diss. Tübingen 1986).

ist von der Funktion her eine Gleichsetzung von West- und Ostturm möglich. Chortürme kommen im süddeutschen Raum v. a. ab Mitte des 12. bis Mitte des 13. Jahrhunderts vor. Zum Inneren der Kirche hin öffnete sich das entsprechende Turmgeschoß mit einem Triumphbogen, der Altarraum ist üblicherweise gewölbt. Der Turm ist ein Sinnbild für Wehrhaftigkeit und Macht. Innerhalb der Kirchenarchitektur wird er auch zur Auszeichnung bzw. Überhöhung bestimmter Raumteile eingesetzt. Bekannt ist hier das Beispiel des Vierungsturmes, der den Platz des Chorus akzentuiert, es finden sich aber auch Anklänge im Grab- und Memorialbau. Der Chorturm ist als eine Überhöhung des liturgischen Zentrums in der Art eines Altarbaldachins zu sehen. Hier wird wieder auf den Turm als Symbol der Wehrhaftigkeit Bezug genommen, als eine Art Schutzbau über dem Altar. Ein Beispiel für einen im Westen gelegenen Chorturm findet sich in der Großcomburg. Hier wurde bereits Ende des 11. Jahrhunderts im Westen ein Turm errichtet. Im Untergeschoß befindet sich eine Brunnenkapelle, die vom östlichen Kreuzgangflügel aus zugänglich war, im Erdgeschoß enthielt der Turm das Sanktuarium des westlichen Hauptchores der Klosterkirche. Ein weiteres Beispiel für einen westlichen Chorturm findet sich am Dom in Paderborn. Hier wurde der Westchor der Doppelchoranlage aus dem 11. Jahrhundert zwischen 1220 und 1235 durch einen Turm ersetzt.

Welche Gründe führten in Murrhardt zu der Entscheidung, den Westchor durch einen Turm zu ersetzen? Der Bau des Westturmes bedingte die teilweise Zerstörung der Krypta. Die damit verbundene Aufgabe des bisherigen Kryptenaltars legt nahe, daß der verbliebene Teil der Krypta in der Folge anders genutzt wurde. Die Aufgabe der Krypta zu einem Zeitpunkt, als die Walterichskapelle wohl gerade fertiggestellt war, führte zu der Vermutung, daß eine ehemals hier verehrte Walterichsreliquie in die Kapelle transloziert worden war, und die Krypta somit aufgegeben werden konnte.

Die Errichtung des Westturmes ist aber weniger als eine Maßnahme anzusehen, die aus dem zufälligen ›Freiwerden‹ der Krypta entstanden ist, sondern eher als eine bewußte Entscheidung, die erst zu der Aufgabe der Krypta geführt hat. Ausschlaggebend hierfür war sicher die Errichtung der Walterichskapelle, allerdings in anderer Hinsicht. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Kapelle das Äußere der Kirche ganz wesentlich veränderte. In seinen Außmaßen trat der Anbau in unmittelbare Konkurrenz zum Mittelschiff der Klosterkirche. Es ist sehr gut vorstellbar, daß man hier ein Gegengewicht schaffen wollte. Abgesehen davon erreichte man durch den Westturm auch eine Ausgewogenheit der Kirche selbst, die bis dahin ja nur im Osten die Chorflankentürme besaß.

Die durch den Turmbau notwendige Aufgabe der Krypta stellte keinen Hinderungsgrund dar. Allgemein hatte der Kryptenbau im 13. Jahrhundert stark an Bedeutung verloren. Geht man zudem davon aus, daß in der Krypta der Kirchenpatron Januarius verehrt wurde, so bedeutete eine Translation in den Hauptaltar, der in dem von einem Turm überhöhten, neuen Sanktuarium des Westchores aufgestellt war, zweifelsohne eine Aufwertung.

Unabhängig von diesen Überlegungen stellt sich die Frage, wie das Turmuntergeschoß weiter genutzt worden ist. Eine naheliegende Interpretation ist m. E. die Deutung als eine Art Beinhaus. Wie gesagt besaß das Turmuntergeschoß vermutlich einen Außenzugang, der für die Nutzung als Beinhaus notwendig war, die einfache Ausstattung mit einem Lehm Boden würde hierzu ebenfalls passen. Auch die vertikale Anordnung von Beinhaus und Altarraum findet in den sog. Karnern ein Vorbild. Auch in Großcomburg ist die spätere Nutzung der ehemaligen Brunnenkapelle als Beinhaus belegt.

4.3. Bauperiode IV

Geschichte

Die Klostervogtei hatten seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Grafen von Löwenstein inne. Nachdem es zu Anfang v. a. unter Graf Albrecht I. von Löwenstein große Spannungen zwischen Kloster und Vogtei gab, verbesserte sich das Verhältnis Anfang des 14. Jahrhunderts. Darauf läßt zumindest die Tatsache schließen, daß sich Albrecht I. 1304 vor dem Marienaltar in der Klosterkirche beisetzen ließ. Nachdem Murrhardt neben anderen löwensteinischen Besitzungen kurzfristig an Markgraf Rudolf IV. von Baden gekommen war, konnten die Söhne Albrechts I. 1318 ihr Recht geltend machen und den Besitz zurückerlangen. Als 1320 der neue Abt Heinrich gewählt wurde, war u. a. auch Graf Nikolaus zugegen. Während sein Bruder Rudolph bereits zu Beginn der dreißiger Jahre verstarb, konnte Nikolaus die Grafschaft Löwenstein weiter ausbauen. 1339 wurde Nikolaus ebenfalls im Ostchor der Klosterkirche beigesetzt.

Befunde

Als letzte Umbaumaßnahme an der romanischen Basilika ist ein neuer Ostchor errichtet worden, der heute noch Bestand hat (Abb. 1, 14).

Dem Bau des Ostchores ging der Abbruch der romanischen Apsis voraus. Sie wurde bis auf die letzten Reste einer kleinteiligen Rollierung vollständig ausgebrochen, das Steinmaterial fand bei dem Neubau Wiederverwendung.

Das Fundament der neuen Chorapside schloß in leicht gestelztem Bogen stumpf an die Ostseiten der Chortürme an. Auf dem gestuft aufgemauerten Fundament sitzen die fünf Polygonalseiten des aufgehenden Mauerwerks. Durch die gerundete Fundamentform erhalten die Dienstbasen in den Ecken des Polygonalchores genügend Standfläche, an den Ecken zu den Türmen wurden leicht vorkragende Steine in das Fundament eingesetzt, um auch hier genügend statische Sicherheit zu gewinnen.

Wahrscheinlich in Zusammenhang mit dem Bau des neuen Ostchores wurden die inneren, östlichen Ecken der Chortürme zurückgespitzt. Zusammen mit dem 5-seitigen Polygonalchor bilden sie nun die verkürzten Seiten sechs und sieben eines Oktogons.

Ein $3,4 \times 2,5$ m großes, aus großen Quadern errichtetes Fundament zeugt von dem im Ostchor errichteten Altar. In der Südwand des Chores sitzt eine zum Originalbestand gehörende, spitzbogige Doppelnische, die stilistisch in den Anfang des 14. Jahrhunderts datiert werden kann. Zwei weitere Sakramentsnischen im Bereich des Ostchores sind jüngerer Datums.

Unmittelbar westlich wurde eine Bestattung eingebracht, deren Grabgrube teilweise in das Altarfundament eingreift. Vermutlich führte die Schwierigkeit, das massive Fundament auszubrechen, dazu, daß die Grube in ihren Ausmaßen auf das Notwendigste beschränkt blieb. Die Bruchkanten wurden verputzt, der Boden festgestampft und im Anschluß die Seitenwände mit nach innen verarbeiteten Quadern, bei denen es sich teilweise um wiederverwendete Werksteine handelte, neu hochgezogen. Die Bestattung selbst war gestört.

1 m westlich dieses Grabes liegt eine sehr großzügig bemessene Gruft, die mit glatt bearbeiteten Sandsteinen sowie einem wiederverwendeten Sockelstein und keilförmigen Steinen eines Gewölbes gemauert ist. Auch diese Bestattung war gestört. Über dem Grab lag die Grabplatte von Graf Nikolaus von Löwenstein, die aber aufgrund der Fundsituation nicht ursprünglich hierher gehört haben muß.

Bauhistorische Einordnung

Der Polygonchor entwickelte sich in der spätromanischen Baukunst und ist seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im mittleren Neckarraum durchaus üblich. Bereits im späten 14. Jahrhundert, v. a. dann aber im 15. Jahrhundert steht der Polygonchor fast immer in Verbindung mit einem mehrjochigen Vorchor, mit dem er dann in der weiteren Entwicklung durch ein übergreifendes Netzgewölbe zu einem einzigen Raum zusammengefaßt wird.

Ungewöhnlich ist in Murrhardt die Abschnürung des Polygonchores, die durch die eng zusammenstehenden Chorflankentürme entstand. Zwar versuchte man durch die Abnahme der Turmecken eine Abschwächung dieser Zäsur zu erwirken, doch bleibt der Chor ein überhalbrund geschlossener, separater Raumkörper. In Murrhardt entstand somit beinahe ein $7/8$ -Polygon.

Die Polygonalform des Murrhardter Ostchores ist somit ab der Mitte des 13. Jahrhunderts möglich, die ausgewogenen Proportionen zeugen aber schon von einer gewissen Reife des Stils. Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts wäre wohl mit der Errichtung eines mehrjochigen Chores zu rechnen gewesen.

Es soll hier noch kurz auf die in die Polygonecken eingestellten Dienste eingegangen werden. Auffällig sind die Kelchkapitelle, die nicht unmittelbar die Gewölberippen tragen. Diese ziehen oberhalb der Kapitelle an die Wand an. Diese ungewöhnliche Konstruktion ist dadurch zu erklären, daß auf die Kapitelle ursprünglich Figuren aufgestellt waren, die sozusagen den Hauptaltar umstanden. Ein Vergleichsbeispiel hierfür findet sich in dem Münster Unserer Lieben Frau in Villingen. An das romanische Schiff wurde durch Heinrich von Urach-Fürstenberg nach dem Stadtbrand von 1271 ein Polygonchor mit zwei querrchteckigen

Chorjochen und Chorflankentürmen angebaut. In die Polygonecken und an die Jochgrenzen sind Dienste gestellt, die auf halber Wandhöhe mit Kelchkapitellen enden, die als Figurensockel dienen. Wie in Murrhardt ziehen auch hier die Gewölberippen oberhalb der Kapitelle an die Chorwand an. Eine interessante Begebenheit soll hier kurz erwähnt werden, die darauf hinweist, daß die Villingener Kirche in Murrhardt bekannt gewesen sein kann. Heinrich von Urach-Fürstenberg war ein Verwandter Kaiser Rudolfs von Habsburg, der 1282 in Villingen weilte und dort die Söhne Heinrichs in dem wohl vollendeten Chor zu Ritterschlug. Der Murrhardter Klostersvogt Graf Albrecht I. von Löwenstein wiederum war ein illegitimer Sohn Rudolfs von Habsburg.

Die Stiftergräber

Es ist naheliegend, die Errichtung eines neuen Ostchores in Murrhardt mit der Einrichtung einer Familiengrablege für die Klostersvögte, die Grafen von Löwenstein, in Verbindung zu bringen. Um 1300 verbesserte sich das Verhältnis Albrechts I. zum Kloster Murrhardt, bis zu seinem Tod 1304 hätte er genügend Zeit gehabt, ein Neubauprojekt in die Wege zu leiten. Ebenso kommt aber auch sein Sohn Nikolaus von Löwenstein als Bauherr in Frage, dessen Grabplatte im Ostchor gefunden wurde. Er regierte in den Jahren 1318–1339; mit dem 1320 gewählten Murrhardter Abt Heinrich stand er in engem Kontakt.

Die Grabplatte Nikolaus' wurde 1973 über dem westlichen Grab gefunden. Obwohl sie nicht in situ lag (unter der Platte zogen Kanalgräben von 1931 durch), und obwohl die willkürliche Verlegung von Grabplatten im 19. Jahrhundert beobachtet worden war, ging man stets davon aus, daß die Grabplatte ursprünglich zu dem entsprechenden Grab gehörte, hier also Graf Nikolaus von Löwenstein begraben war. Dies bedeutete, daß Graf Albrecht in der östlichen Gruft bestattet wurde, da sein Grab ja – laut schriftlicher Überlieferung – vor dem Marienaltar lag. Die Anlage der östlichen Gruft ist erst nach Abbruch der alten Apsis und nach dem Bau des Polygonchores sowie des zugehörigen Altares möglich, in dessen Fundament die Grabgrube einschneidet. Sollte es sich hierbei um das Grab Albrechts von Löwenstein handeln, so war der neue Chor bereits fertiggestellt, als er bestattet wurde.

Einige Indizien sprechen gegen diese Zuweisung. Die östliche Gruft wurde in das massive Spannfundament zwischen den Türmen eingebrochen. Wohl wegen der schweren Arbeit beschränkte man sich in den Grubenmaßen auf ein Minimum. Man wich soweit es ging nach Osten aus und schnitt sogar in das Fundament des Altares ein. Wenn es sich hier um das Grab Albrechts I. handelt, so war erst kurz zuvor die alte Apsis abgebrochen worden, man hätte also wissen müssen, daß hier ein ungünstiger Platz für die Bestattung war. Wenn man also nicht weiter nach Westen auswich, muß dieser Bereich belegt gewesen sein. Doch wessen Grab kann so wichtig gewesen sein, daß man mit dem Stiftergrab Albrechts I. darauf Rücksicht genommen hätte? Die Gruft seines Sohnes Nikolaus wurde – immer vorausgesetzt, die Zuweisung stimmt – wenige Jahre später rücksichtslos an dieser Stelle eingetieft. Würde es sich bei der östlichen Bestattung aber nicht um die

Gruft Albrechts I. handeln, sondern um das jüngere Grab seines Sohnes Nikolaus, so ergibt sich eine Rücksichtnahme auf die westliche Gruft, in diesem Fall dann die des Grafen Albrecht, von selbst.

Wenn Albrecht I. von Löwenstein in der östlichen Gruft bestattet worden wäre, hätte er aufgrund des Befundes ganz eindeutig als Bauherr des Polygonchores angesprochen werden können. Wurde er aber in der westlichen Gruft bestattet so wirft diese Zuweisung bezüglich der Bauherrenfrage erneut Probleme auf, denn die westliche Bestattung kann in der romanischen Apsis angelegt worden sein – in diesem Falle wäre sie unmittelbar vor dem Altar gelegen, der leicht von der Wand abgerückt über dem Spannfundament zwischen den Türmen anzunehmen ist. Wurde Albrecht aber erst nach dem Neubau bestattet, so lag sein Grab immer noch vor dem Marienaltar, wenn auch mit einem Abstand von 3 m. Auf letzteres deuten die für die Wände der westlichen Gruft wiederverwendeten, keilförmigen Steine, die von einem Gewölbe stammen und wohl bei den Umbaumaßnahmen im Ostchor angefallen sind.

Zusammenfassung

Der Bau eines neuen Ostchores ist in Zusammenhang mit der geplanten Grablege der Klostervögte, der Grafen von Löwenstein, zu sehen. Als Bauherren kommen sowohl der 1304 verstorbene Graf Albrecht I., als auch sein Sohn Nikolaus in Frage. Für eine frühere Datierung sprechen die Formen des Chores, die mit Bauten der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts vergleichbar sind. Ein weiteres Indiz sind die Gewölbespolien, die in der Grabkammer Albrechts I. aufgefunden wurden; dies deutet auf eine Anlage der Grabkammer während der Bauarbeiten, so daß davon auszugehen ist, daß das Grab Albrechts von Anfang an mit vorbereitet wurde. Albrecht I. wurde 1304 in dem möglicherweise schon fertiggestellten Chor zentral zwischen den beiden Chorflankentürmen bestattet. Seinen Sohn und Nachfolger in der Regierung, Nikolaus von Löwenstein, setzte man 1339 weiter östlich bei. Aufgrund der Schwierigkeiten mit dem hier befindlichen Fundament fiel das Grab unangemessen klein aus.

5. Ausblick

Der heute erhaltene, gotische Kirchenbau wurde – wie uns eine Inschrift am westlichen Querhaus überliefert – in den Jahren vor 1434 errichtet. Einige Indizien deuten darauf hin, daß man zuerst den Westteil errichtete und erst im Anschluß daran zwischen die erhaltenen Ostteile und den neuen Gebäudetrakt auch ein neues Langhaus zwischenspannte. Der Kirchenbau wurde bereits wiederholt ausführlich beschrieben³³, weshalb wir unsere Abhandlung an dieser Stelle beenden wollen.

33 A. Schahl (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises (1983), S. 551–654.

Das Murrhardter Kloster gehörte nie zu den bedeutendsten im Lande, seine Kirche nie zu den größten. Im Rahmen der Möglichkeiten wurden hier aber stets qualitätvolle Bauten errichtet, die in ihrer Gestalt von dem hohen Anspruch ihrer Bauherren zeugten. Die Glanzzeit des Klosters lag zweifelsohne im Hochmittelalter. Sie beginnt mit dem Bau einer doppelchörigen Pfeilerbasilika und spiegelt sich in der heute noch erhaltenen Walterichskapelle wider.



Abb. 1 Murrhardt, St. Januarius. Ansicht von Osten, rechts die Walterichskapelle, im Hintergrund die Walterichskirche. Foto: I. Geiger

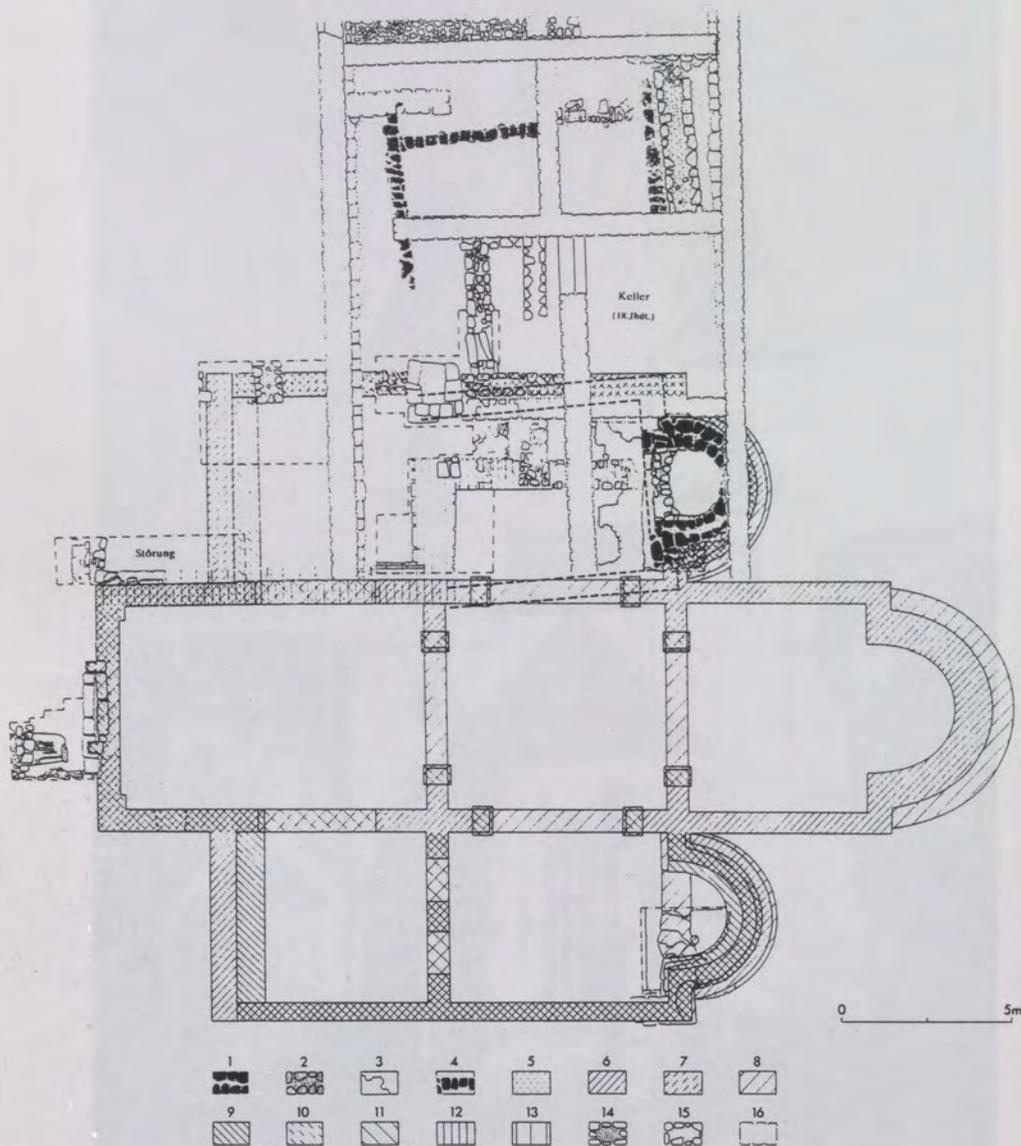


Abb. 2 Neustadt/Main, St. Peter und Paul. Mauergesamtplan: 1–5 Bauphase I, 6–8 Bauphase II, 9–11 Bauphase III, 12–13 Bauphase IV, 14–16 Profane Nutzung. Zchg.: L. Holzner, mit freundlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege Bayern

0 10 20

Maßstab 1:400

 Murrhardt,
St. Januarius

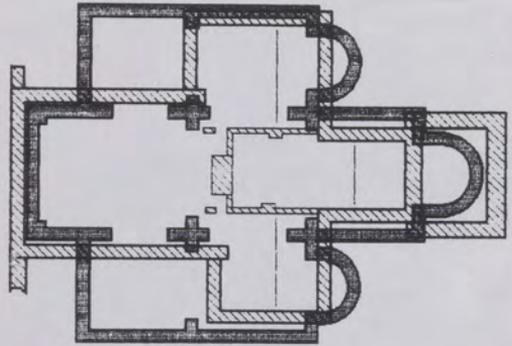
 Neustadt, Main
St. Peter und Paul


Abb. 3 Murrhardt, Rekonstruktion Bauperiode Ia und Neustadt/Main, Bauphase II. Grundrißüberblendung. Zchg.: U. Plate



Abb. 4 Bauperiode Ib, Stufe und Treppenwangen der 2. Eingangssituation, von Westen. Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg



Abb. 5 Bauperiode IIa, Rest der südlichen Chorschrankenmauer mit Verputz auf der Innenseite, von Nordwesten. Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg



Abb. 6 Bauperiode IIIb, Blick in die Nordwest-Ecke des Westturmes, von Südosten. Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg



Abb. 7 Bauperiode IIa, Blick in die Krypta. Im Vordergrund die Ostwand mit Pilastern und vorgelagerter Altarstelle, von Osten. Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

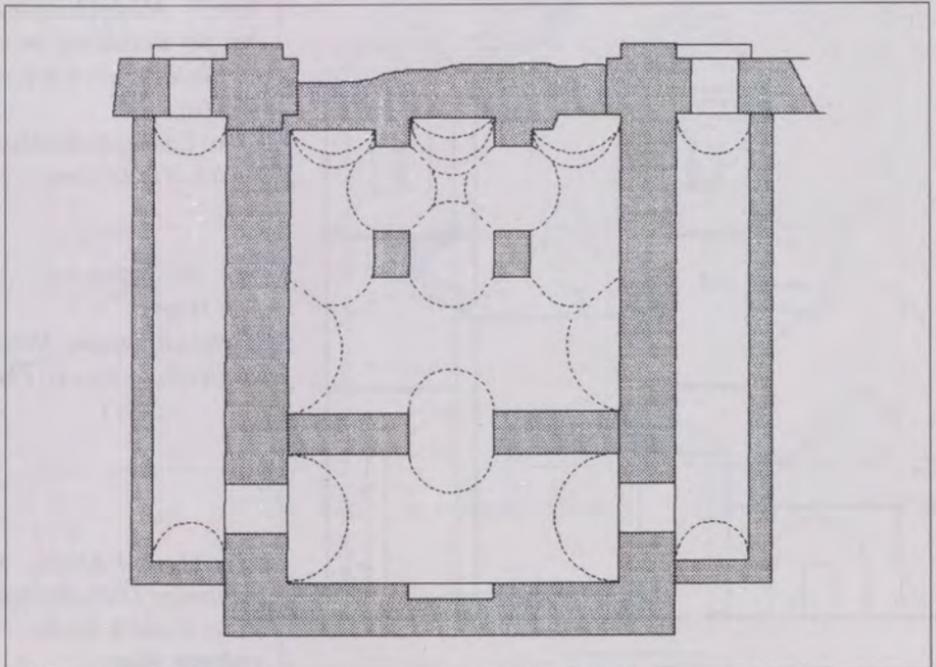
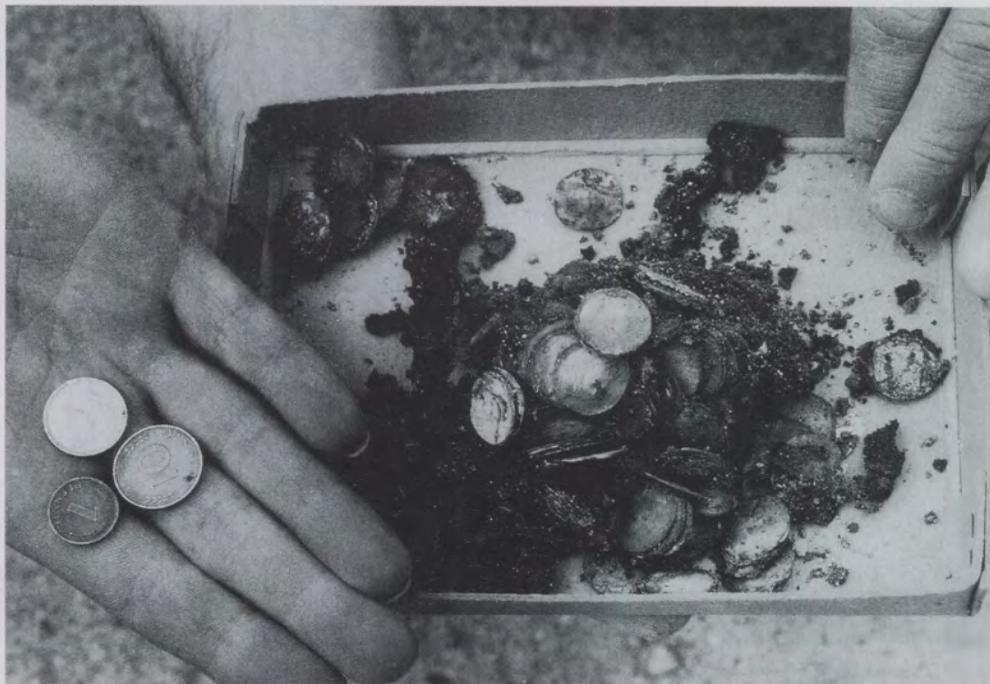


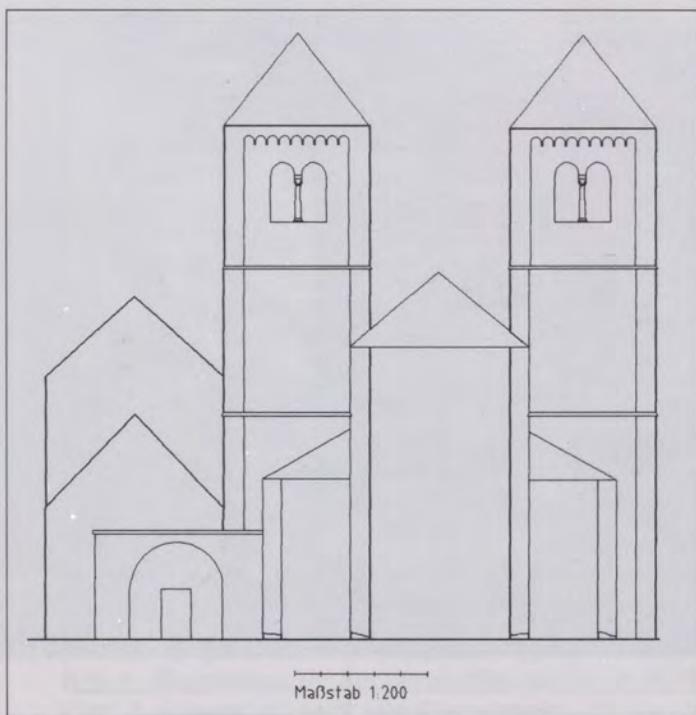
Abb. 8 Bauperiode IIa, Krypta. Gewölberekonstruktion. Zchg.: U. Plate



△

Abb. 9 Münzschatzfund aus der Bestattung im nördlichen Nebenchor von Bau IIa.

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg



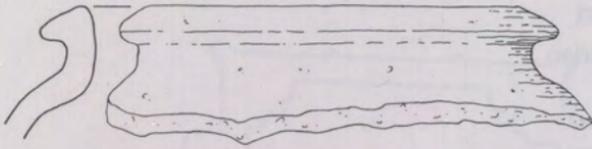
◁

Abb. 10 Murrhardt, Bau II und Walterichskapelle. Höhenvergleich. Zchg.: U. Plate

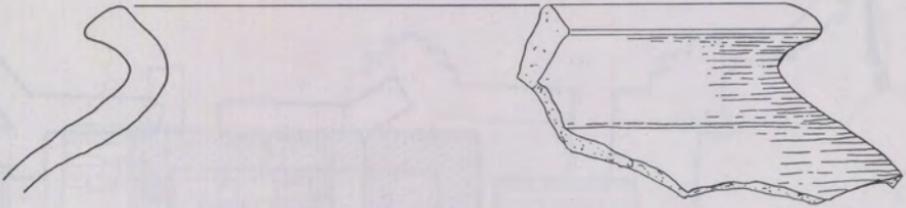
▷ Abb. 11 1-4 Ältere gelbtonige Drehscheibenware, 5 und 6 Nachgedrehte Ware.

Zchg.: S. Proksch

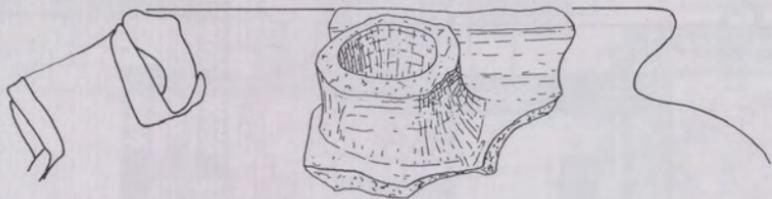
1



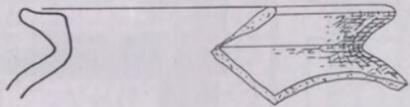
2



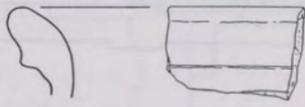
3



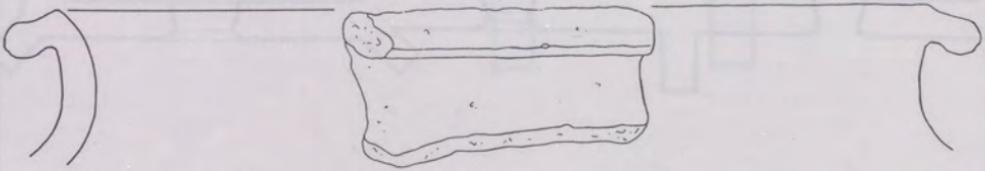
4



5

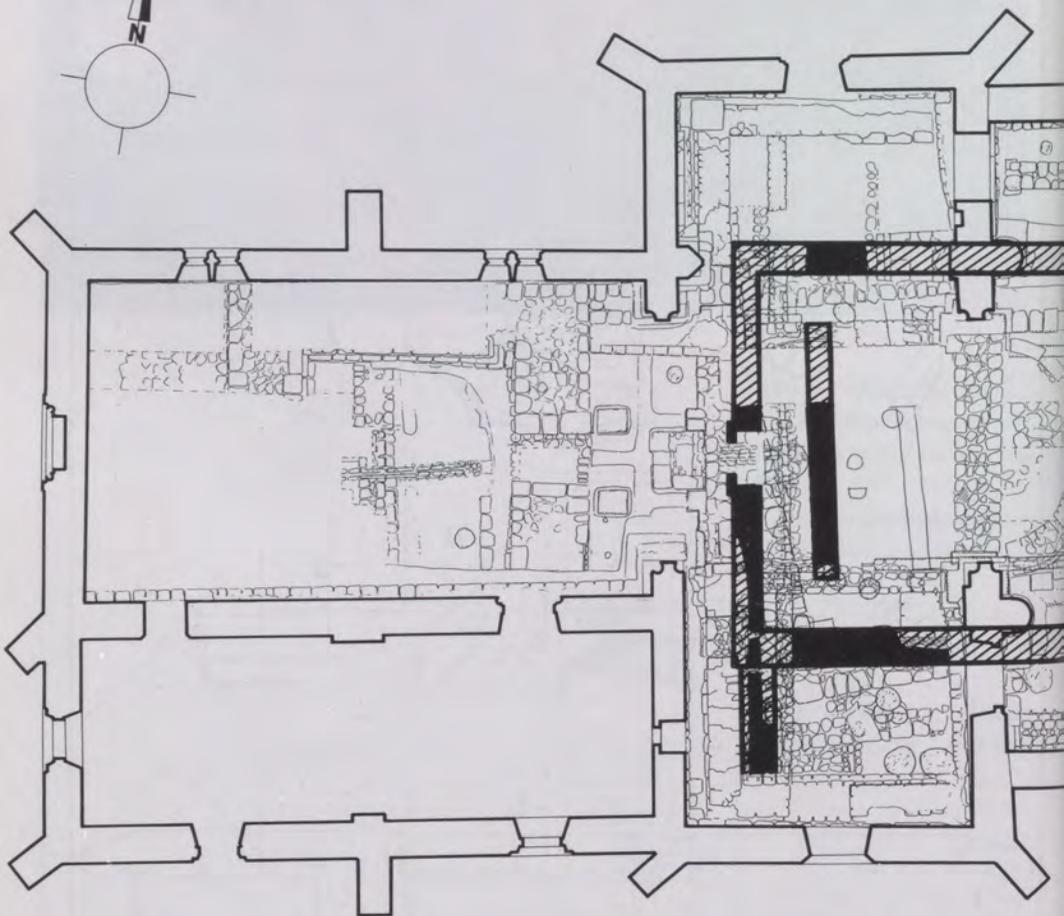
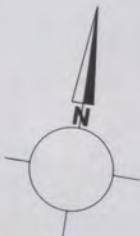


6



- Bauperiode I a-c
▨ ergänzt
▤ Fußboden

0 1 2 3 4 5 10 m



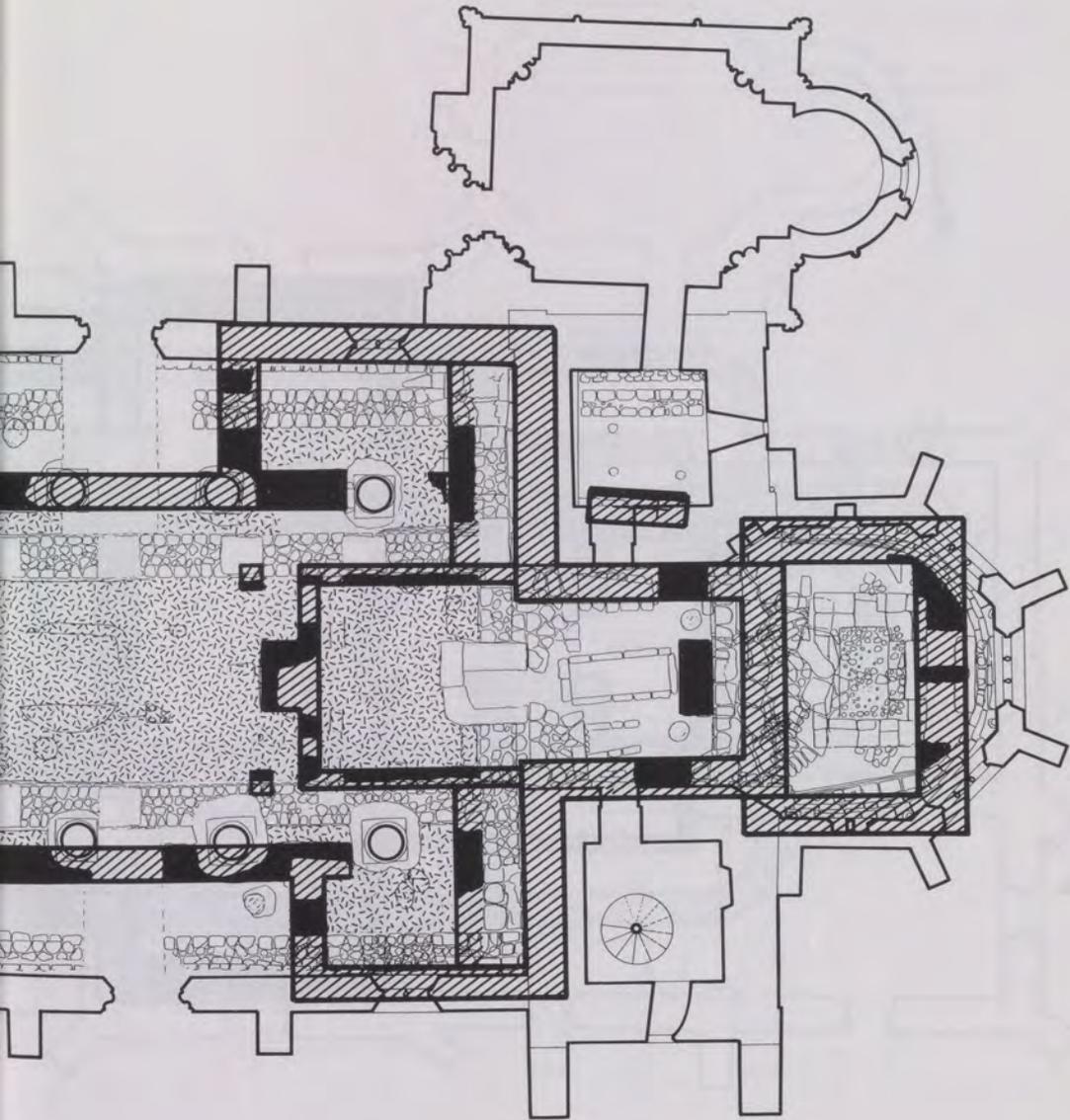
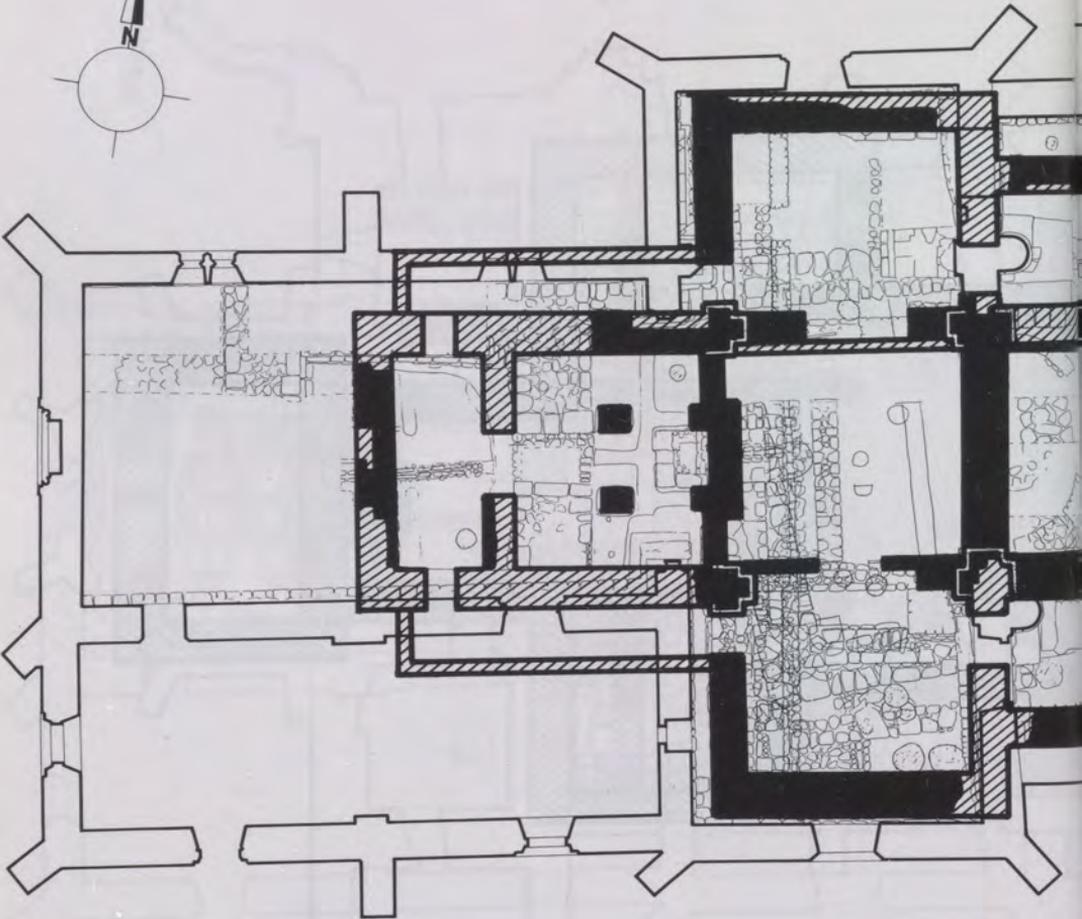
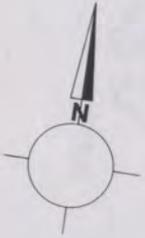


Abb. 12 Mauergesamtplan, Bauperiode Ia-c mit Rekonstruktion.
Zchg.: Th. Schwarz

■ Bauperiode II a
▨ ergänzt

0 1 2 3 4 5 10 m



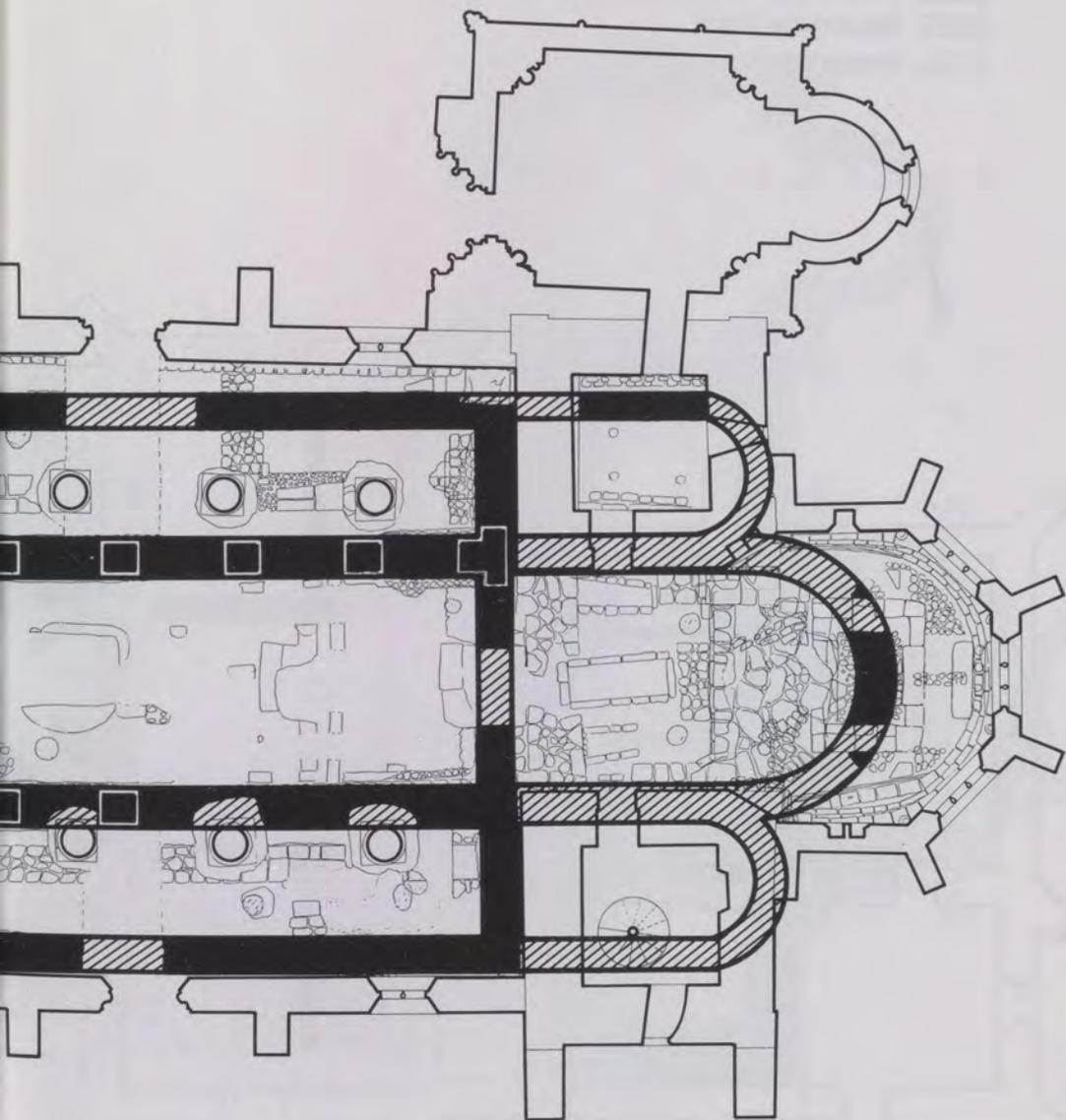
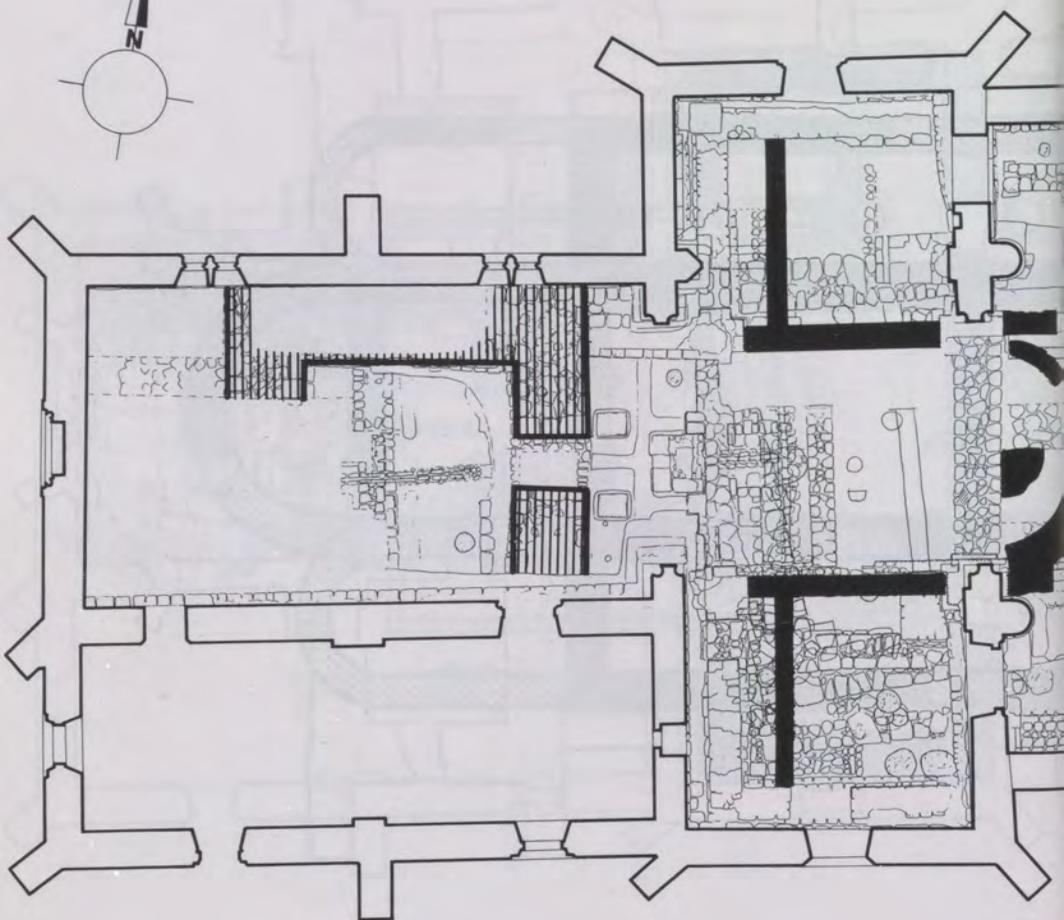
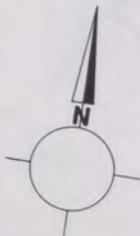


Abb. 13 Mauergesamtplan, Bauperiode IIa mit Rekonstruktion. Zchg.: Th. Schwarz

- Bauperiode II b, c
▨ Bauperiode III a, b
▩ Bauperiode IV

0 1 2 3 4 5 10 m



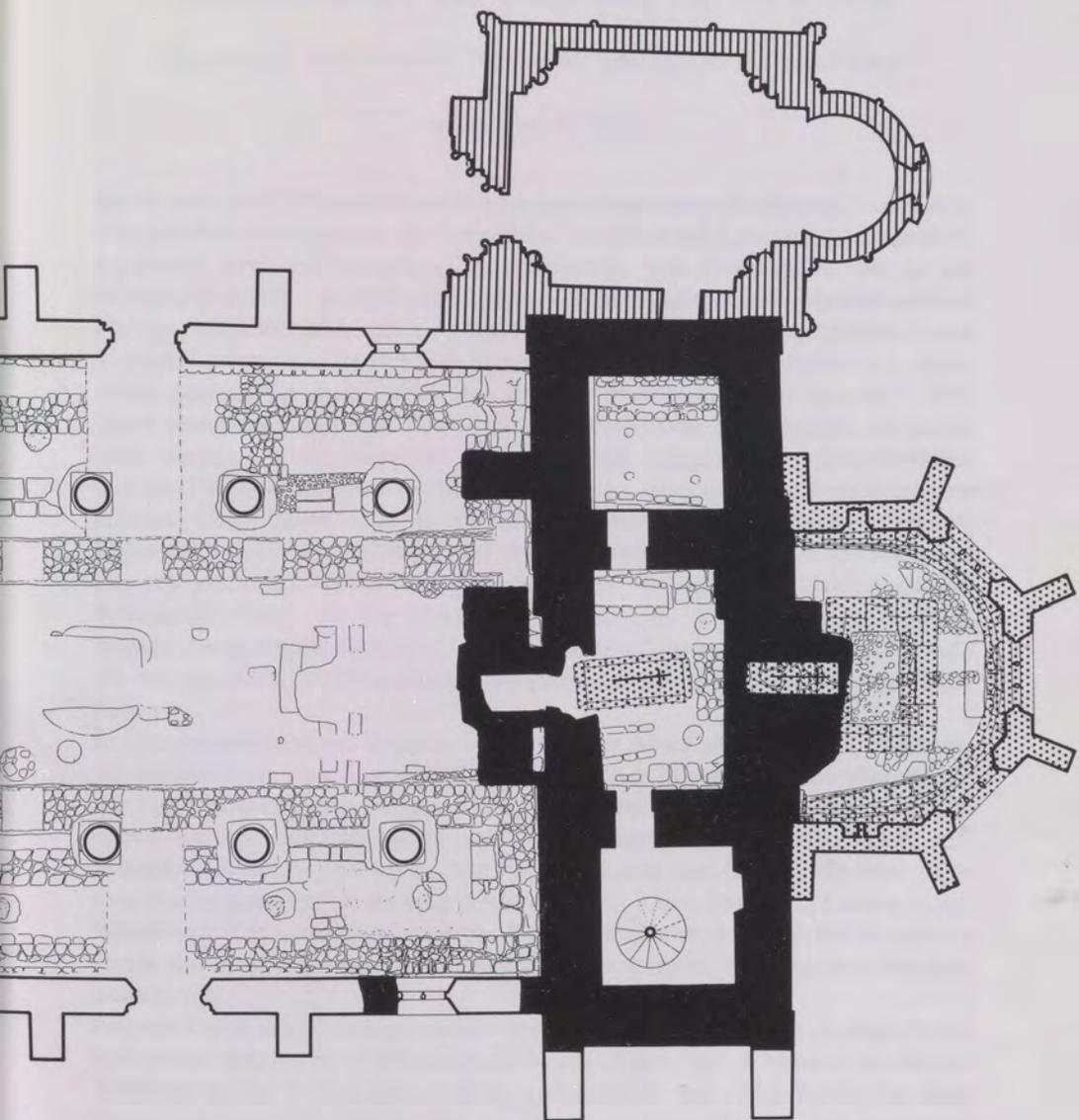


Abb. 14 Mauergesamtplan, Bauperiode IIb-c, IIIa-b, IV. Zchg.: Th. Schwarz

Alte und neue Funde fossiler Lungenfisch-Reste aus dem Keuper der Umgebung von Murrhardt

Dr. rer. nat. Rolf Schweizer, Murrhardt, zum 60. Geburtstag gewidmet

VON DIETER B. SEEGIS

Die Reste fossiler Wirbeltiere wecken seit jeher wegen ihrer Größe und stammesgeschichtlichen Aussagekraft ein besonderes Interesse bei Laien und Fachwissenschaftlern. Dies gilt besonders für Angehörige von Tiergruppen, die in der heutigen Tierwelt nur noch mit wenigen, aber ausgesprochen »konservativen« Formen vertreten sind, die sich also im Laufe ihrer Stammesgeschichte kaum verändert haben. Da sie sich von ihren fossil überlieferten Vorfahren nur wenig unterscheiden, hat man für sie den Begriff »lebende Fossilien« geprägt¹. Eine dieser stammesgeschichtlich »alten« Tiergruppen sind die Lungenfische. Sie haben ihren Namen von der Fähigkeit, mit Hilfe einer Lunge (die der Schwimmblase anderer Fische entspricht) im Bedarfsfall auch atmosphärische Luft atmen zu können. Heute findet man sie nur noch in den tropischen Gebieten Afrikas, Südamerikas und Australiens; in der erdgeschichtlichen Vergangenheit waren sie dagegen wesentlich weiter verbreitet. So lebten während der erdgeschichtlichen Periode der Trias, die den Zeitraum von vor etwa 250–210 Millionen Jahren umfaßt, Lungenfische auch im Gebiet des heutigen Mitteleuropa. Damals herrschten bei uns ähnliche klimatische Bedingungen, wie wir sie heute in Australien finden.

In Gesteinsschichten des Keupers – des obersten Abschnitts der Trias – sind uns die versteinerten Knochen- und Zahnreste solcher Lungenfische überliefert, die zur Zeit der Ablagerung dieser Schichten, vor über 200 Millionen Jahren, bei uns lebten. An manchen Fundstellen treten diese Lungenfischreste relativ häufig auf. Besonders Baden-Württemberg hat hier im Laufe der letzten 150 Jahre viele Fundstücke geliefert, die meisten davon aus dem Raum Stuttgart, Ludwigsburg, Schwäbisch Hall und dem Stromberg. Wenig bekannt ist, daß auch bei Murrhardt Funde dieser interessanten Tiergruppe gemacht wurden, über die hier berichtet werden soll.

Paläontologen und Fossiliensammler verbinden mit dem Namen »Lungenfisch« fast immer sofort die charakteristischen dreieckigen, mit Kämme versehenen Zahnplatten, die bereits optisch recht eindrucksvoll sind (Abb. 7–11). Das liegt daran, daß diese Zahnplatten die am besten erhaltungsfähigen, am leichtesten erkennbaren und deshalb auch am häufigsten gefundenen Hartteile des gesamten Lungenfisch-Skeletts darstellen. Jeder Lungenfisch besitzt von diesen Zahnplatten vier Stück, zwei im Ober- und zwei im Unterkiefer (Abb. 2). Ihre gewellten

¹ Vgl. *E. Thenius*: Lebende Fossilien. 1965.

Kauflächen griffen beim lebenden Tier genau ineinander und bildeten damit ein wirkungsvolles Quetschgebiß.

Aus den Gesteinen der Trias in Mittel- und Westeuropa kennt man diese Zahnplatten seit über 150 Jahren in größerer Zahl. Erstmals hat sie im Jahre 1838 der Paläontologe L. Agassiz unter dem Namen *Ceratodus* beschrieben². Reste des übrigen Skeletts waren dagegen zunächst unbekannt und blieben auch noch lange Zeit größte Seltenheiten. Bis 1870 wußte man weder, zu welcher konkreten Fischgruppe diese fossilen Zahnplatten zu rechnen waren, noch kannte man ihre genaue Anordnung im Kiefer. Dann entdeckte G. Krefft³ in zwei Flüssen in Queensland (Australien) eine lebende, fast zwei Meter Körperlänge erreichende Fischart, deren Kiefer genau die typischen Zahnplatten aufwies, die man bis dahin nur fossil kannte. Dieser »Australische Lungenfisch« (Abb. 1) wurde von Krefft wegen seiner ähnlichen Zahnplatten zunächst ebenfalls zur Gattung *Ceratodus* gestellt und *Ceratodus forsteri* benannt; 1876 wurde dann von Castelnau aufgrund von Unterschieden in der Zahnplattenform für den Australischen Lungenfisch eine eigene Gattung, *Neoceratodus*, geschaffen.

Die Lungenfische sind in der heutigen Tierwelt nur noch mit sechs Arten, die zu drei Gattungen gehören, vertreten. Außer dem Australischen Lungenfisch *Neoceratodus forsteri* existieren noch die Gattung *Protopterus* aus Afrika mit vier Arten sowie die Gattung *Lepidosiren* aus Südamerika mit einer Art. Die konservativste Art, die ihren fossilen Verwandten am meisten gleicht, ist aber der Australische Lungenfisch *Neoceratodus forsteri*; genaugenommen trifft nur auf ihn die Bezeichnung »lebendes Fossil« zu. Seine Verwandten aus Afrika und Südamerika sind ihm gegenüber deutlich weiterentwickelt: ihre Schuppen sind reduziert, ihr Skelett ist kaum mehr verknöchert, sondern überwiegend knorpelig ausgebildet, und ihre Zahnplatten sind stark modifiziert. Sie sind daher als Vergleichsmodell für die fossilen Formen weniger gut geeignet.

Die erste Lungenfisch-Zahnplatte aus dem Murrhardter Raum (Abb. 3) wurde 1880 von dem Altmeister der schwäbischen Geologie, Friedrich August von Quenstedt, beschrieben⁴. Er entdeckte sie im Rahmen einer Erstellung der geologischen Karte im Maßstab 1:50000 (damals noch als »Geognostische Karte« bezeichnet). Das Stück entstammt den »Unteren Bunten Mergeln« des Mittleren Keupers und wurde im Tal des Seebachs nördlich von Murrhardt gefunden (Abb. 4). Quenstedt⁵ gibt die Fundschicht genau an: »in rothem und grünem Mergel eine spannendicke grüne Bank mit Fischschuppen«, die unter dem Kiesel-sandstein liegt. Nach diesen Angaben ist klar, daß es sich um eine Lage innerhalb der sogenannten Lehrbergschichten (Abb. 5) handelt, des obersten Abschnitts der »Unteren Bunten Mergel«. Diese nach dem kleinen Ort Lehrberg bei Ansbach

2 Vgl. L. Agassiz: Recherches sur les poissons fossiles, Bd. 3. Neuchâtel 1838.

3 Vgl. G. Krefft: Description of a gigantic Amphibian allied to the genus *Lepidosiren*, from the Wide-Bay district, Queensland. – In: Proceedings of the Zoological Society of London 1870, S. 221–224.

4 Vgl. F. A. v. Quenstedt: Begleitworte zur geognostischen Specialkarte von Württemberg. Atlasblatt Hall. 1880, S. 26.

5 Quenstedt 1880 (wie Anm. 4), S. 26.

benannte Schichtenfolge besteht aus rotbraunen, graugrünen und violetten Ton- und Mergelsteinen mit zwischengeschalteten hellgrauen, kalkigen Dolomitbänken⁶, die man als »Lehrbergbänke« bezeichnet. Letztere enthalten örtlich Fossilien, darunter auch Lungenfisch-Reste. Zusammenhängende Skelettreste treten allerdings nicht auf, sondern es liegen ausschließlich einzelne Schuppenreste, Knochen, Zahnplatten etc. vor. Es muß betont werden, daß Lungenfisch-Reste im Verhältnis zum gesamten Fossilinhalt einen sehr kleinen Anteil am Fundgut ausmachen. Weitaus häufiger sind in den Lehrbergbänken Reste von Muscheln, Schnecken, Schuppen und Knochenreste anderer Fische, die aber wissenschaftlich nicht weniger bedeutsam sind.

Im Laufe der vergangenen zehn Jahre gelangen im Raum Murrhardt im Zuge einer detaillierten stratigraphischen, paläontologischen und sedimentologischen Untersuchung der Lehrbergsschichten weitere Funde. Anders als bei früheren Aufsammlungen wurden dabei möglichst alle Wirbeltierreste erfaßt, um zuverlässige Daten über Häufigkeit, Erhaltung, Variationsbreite etc. der einzelnen Arten zu erhalten. Von Lungenfisch-Resten liegen neben einer kleinen Zahl weiterer Zahnplatten bzw. Fragmenten davon nun zahlreiche Schuppenreste, Teile des Achsenskelettes sowie einige der bis dahin äußerst seltenen Schädelplatten vor (siehe unten).

Quenstedt hatte seinen Fund als Vertreter einer neuen Art angesehen, die er *Ceratodus margatus* nannte⁷. 1928 erkannte dann G. F. Oertle⁸, daß dieses Stück zu einer bereits bekannten Art gerechnet werden muß, die T. Plieninger im Jahre 1844 als *Ceratodus concinnus* beschrieben hatte⁹. Nach den international gültigen zoologischen Nomenklaturregeln, die für die Benennung von Tierarten verbindlich sind, besitzt damit der ältere Name *Ceratodus concinnus* alleinige Gültigkeit. Die Originalstücke von Plieninger wurden in den Lehrbergsschichten von Stuttgart geborgen, also im gleichen Schichtabschnitt wie das Quenstedt'sche Exemplar¹⁰. Die neu gefundenen Zahnplatten gehören zur gleichen Art wie das Quenstedt'sche Exemplar und die Stücke Plieningers, also zu *Ceratodus concinnus*. Da Zahnplatten anderer Lungenfischarten in den Lehrbergsschichten sehr selten sind – es handelt sich nur um einzelne Stücke der Art *Ptychoceratodus phillipsi*, die sehr viel kleiner ist als *Ceratodus concinnus* –, müssen auch die sonstigen größeren Lungenfisch-Skelettreste *Ceratodus concinnus* zugeordnet werden. Es ist damit eine der wenigen Arten, von der auch andere Reste als Zahnplatten in größerer Zahl bekannt sind. Während früher alle triassischen Lungenfischarten zu einer Gattung, *Ceratodus*, gestellt wurden, zeigte sich mit zunehmenden Funden von Schädelknochen, daß sich die in der Zahnplattenform recht ähnlichen Arten im Schädelbau deutlich

6 Sie wurden früher als »Steinmergel« bezeichnet.

7 Vgl. Quenstedt 1880 (wie Anm. 4), S. 26.

8 Vgl. G. F. Oertle: Das Vorkommen von Fischen in der Trias Württembergs. – In: Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie Beilagenband 60, Abt. B, 1928, S. 325–472.

9 Vgl. H. v. Meyer und T. Plieninger: Beiträge zur Paläontologie Württemberg's, enthaltend die fossilen Wirbeltierreste aus den Triasgebilden mit besonderer Rücksicht auf die Labyrinthodonten des Keupers. 1844.

10 Vgl. M. Martin: Revision of *Ceratodus concinnus* PLIENINGER. – In: Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie B, 56, 1980.

unterscheiden. Daher unterteilt man die frühere Gattung *Ceratodus* heute in eine Anzahl selbständiger Gattungen¹¹. Auch *Ceratodus concinnus* gehört aufgrund der neueren Funde offensichtlich nicht mehr zu *Ceratodus* im engeren Sinne, sondern zu einer separaten Gattung. Da die Untersuchungen hierzu aber noch nicht abgeschlossen sind, wird hier noch der alte Name weiterverwendet.

Präparation der Fossilien

Lungenfischreste sind – wie viele fossile Wirbeltierreste – beim Aufspalten von Gesteinsblöcken oft sehr unscheinbar; meist zeigen sie sich nur als leichte Verfärbungen, die der Laie kaum beachtet. Gewöhnlich zerbricht das Fossil beim Zerschlagen des Gesteins in zwei oder mehrere Stücke, die sorgfältig gesammelt und wieder zusammengefügt werden müssen. Besonders schwierig ist die anschließende Freilegung. Da die Knochen in den harten Dolomitlagen des Mittleren Keupers gewöhnlich weicher als das umgebende Gestein sind – nur die harten Zahnplatten machen hier eine Ausnahme –, ist eine rein mechanische Freilegung (mit kleinen Meißeln, Nadeln etc.) nur bedingt möglich und fast immer mit Beschädigungen der empfindlichen Knochenoberfläche verbunden. Weitaus bessere Ergebnisse erbringt hier die Anwendung einer kombiniert mechanisch-chemischen Freilegung unter Verwendung organischer Säuren. Dazu wird das Stück an allen Stellen, die von der Säure nicht angegriffen werden sollen (z.B. bereits freiliegende Knochenteile), mit einem dicken Schutzüberzug aus Lack versehen. Anschließend kommt es für einige Stunden in ein stark verdünntes Säurebad, wird dann gewässert und getrocknet. Da die Säure das Sediment nur jeweils oberflächlich anlost und lockert, muß diese oberste Schicht noch mechanisch entfernt werden. In der unmittelbaren Umgebung des Fossils erfolgt dies stets unter dem Stereomikroskop, um Beschädigungen des Fossils zu vermeiden. Der gesamte Vorgang muß viele Male wiederholt werden. Dadurch läßt sich – gewöhnlich in wochenlanger Arbeit – ein Knochenrest fast ohne Beschädigungen aus dem Gestein freilegen. Diese Methode erfordert aber viel Erfahrung; bei unsachgemäßer Anwendung sind Beschädigungen oder gar die Zerstörung der meist wissenschaftlich sehr wertvollen Fossilien nahezu unvermeidlich. Eine solche Präparation sollte daher dem Fachmann überlassen bleiben.

Der Skelettbau der Lungenfische

Um die fossil überlieferten Knochenreste von Lungenfischen zu verstehen und richtig einzuschätzen, ist die Kenntnis einiger Grundlagen der Anatomie des Lungenfischskeletts erforderlich. Das Schädeldach eines Lungenfisches besteht aus wenigen großen, sich randlich überlappenden Knochenplatten; am Gaumen liegen zwei Oberkieferknochen, die je eine Zahnplatte tragen und ein unpaarer Gaumen-

¹¹ Vgl. H.-P. Schultze: Das Schädeldach eines ceratodontiden Lungenfisches aus der Trias Süddeutschlands (Dipnoi, Pisces). – In: Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Ser. B, 70, 1981.

knochen. Die Verbindung zwischen Oberkieferknochen und Schädeldach stellen zwei Knochenfortsätze dar, die jeweils von der Unterseite eines Schädelknochens und der Oberseite eines Kieferknochens ausgehen und über ein knorpeliges Mittelstück miteinander verbunden sind. Diese elastische Verbindung ist in der Lage, die beim Kauvorgang auf den Kieferknochen wirkenden Kräfte abzufangen. Vor den Zahnplatten liegt in jeder Oberkieferhälfte ein kleiner, blattförmiger Zahn auf einem schmalen Knochensockel; er wird als »Vomerzahn« bezeichnet. Seitlich am Kopf folgen auf jeder Seite zwei Kiemendeckelknochen sowie um die Augenhöhle eine Reihe kleiner Knochenplättchen. Jeder Unterkieferast besteht aus drei Elementen: dem zahntragenden Kieferknochen, einer seitlich anliegenden Knochenplatte (Abb. 13) und einer fast quadratischen Platte an der Kieferunterseite. Hinter dem Kopf liegen auf jeder Seite drei große, plattige Schultergürtelknochen.

Das Rumpfskelett ist relativ einfach gebaut. Da verknöcherte Wirbelkörper fehlen, folgen im Bereich des Flossensaums unter- und oberhalb der knorpeligen Wirbelsäule drei Reihen stäbchenförmiger, an den Enden verbreiteter Knochenelemente. Darüber liegen die dünnen, hornigen Flossenstrahlen. Die Rippen sind dünn, leicht gebogen und verknöchert.

Das Schuppenkleid der Lungenfische besteht aus großen, rundlichen Schuppen. Eine Besonderheit gegenüber anderen Fischen ist, daß jede Schuppe aus einer Anzahl von Knochenplättchen mit körniger, gestreifter oder netzförmiger Oberfläche aufgebaut wird¹². Diese Plättchen werden nur vom Bindegewebe zusammengehalten und fallen daher nach dem Tode des Tieres bald auseinander. Sie werden deshalb im fossilen Zustand gewöhnlich isoliert gefunden. Aufgrund ihrer großen Anzahl beim lebenden Tier gehören sie zu den häufigeren Fossilfunden, wurden aber wegen ihrer Unscheinbarkeit bis vor kurzem kaum beachtet.

Die Neufunde aus dem Raum Murrhardt

a) Die Zahnplatten

Aufgrund ihrer relativen Häufigkeit im fossilen Material sind die Zahnplatten bei allen Lungenfischarten die am besten untersuchten Teile des gesamten Lungenfischskeletts. Während die Zahnplatten des rezenten Australischen Lungenfisches weiß sind, zeigen fossile Zahnplatten gewöhnlich eine schwarze bis graue Farbe, was wahrscheinlich auf chemische Umsetzungen während der Fossilisation zurückgeht. Jede Zahnplatte ist durch zahlreiche, senkrecht zur Kaufläche verlaufende Röhrrchen charakterisiert, die der Zahnplattenoberfläche ein typisches punktiertes Aussehen verleihen (Abb. 7). Die Oberfläche einer Zahnplatte wird von den fächerförmig angeordneten Kämmen gebildet, deren Zahl bei den verschiedenen Lungenfischarten differiert und daher mit zur Bestimmung herangezogen werden kann. Die Zahnplatten des Oberkiefers tragen gewöhnlich einen Kamm mehr als

¹² Vgl. T. Kerr: The scales of modern lungfish. – In: Proceedings of the Zoological Society of London, 125, 1955, S. 335–345.

die des Unterkiefers; so besitzt *Ceratodus concinnus* aus den Lehrbergsschichten stets fünfkämmige Oberkiefer- und vierkämmige Unterkieferzahnplatten (Abb. 7, 11). Ein wichtiges Merkmal zur Artbestimmung sind die Winkel, die die einzelnen Kämme zueinander bilden.

Stammesgeschichtlich lassen sich die Zahnplatten aus der Verschmelzung fächerförmig angeordneter Zahnreihen ableiten, wobei jeder Kamm einer Zahnreihe entspricht. Dies ist bei gut erhaltenen fossilen Zahnplatten noch erkennbar: Hier findet man gelegentlich am äußersten Rand der Kämme eine Reihe kleiner Zahnschmelzen, die beim Breitenwachstum der Zahnplatte angelegt wurden und die gewissermaßen eine Wiederholung der Stammesgeschichte beim einzelnen Individuum darstellen. Die Zahnplatten der Lungenfische wachsen zeitlebens. Sie werden also – im Gegensatz zu den Zähnen der Haifische etwa – nicht als Ganzes ersetzt, sondern die Abnutzung wird durch das Wachstum ständig ausgeglichen. So unterscheiden sich Zahnplatten jugendlicher Exemplare von denen ausgewachsener Tiere im wesentlichen nur durch die Größe, kaum aber in den Proportionen. Auffallend sind die individuellen Unterschiede: So trifft man bei etwa gleichgroßen Zahnplatten einer Art häufig sehr verschiedene Abkautstadien an. Das läßt sich vermutlich auf individuell verschiedene Nahrungsvorlieben oder ein unterschiedliches Nahrungsangebot, wodurch die Zahnplatten in unterschiedlichem Ausmaß abgenutzt wurden, zurückführen. Bei alten Exemplaren sind die Kämme der Zahnplatten schließlich weitgehend eingeebnet und nur noch am äußeren Zahnplattenrand deutlich vorhanden (Abb. 8).

Die Zahnplatten von *Ceratodus concinnus* sind im Murrhardter Material mit derzeit zehn vollständigen Exemplaren vertreten, dazu kommen mehrere kleine Zahnplattenfragmente. Sieben dieser Zahnplatten sitzen noch auf den gut erhaltenen Kieferknochen, was einen nicht allzu weiten Transport der Reste im Wasser nahelegt; bei weiterer Verfrachtung zerbrachen in der Regel die dünnen Kieferknochen leicht oder die Zahnplatten lösten sich von ihnen ab. Eine Besonderheit ist ein kleiner (4,5 mm) Vomerzahn eines jugendlichen Individuums (Abb. 6), ein Skelettelement, das aufgrund seiner Unscheinbarkeit nur von den wenigsten fossilen Lungenfischen bekannt ist.

b) Die Schädelknochen

Von den Knochen des Schädeldachs liegen fünf Exemplare vor, auch hier sind die meisten vollständig; allerdings ist nur ein Stück (Abb. 12) bislang fertig präpariert. So kann derzeit nur gesagt werden, daß das Schädeldach von *Ceratodus concinnus* aus wahrscheinlich zwölf Knochenelementen besteht: zwei unpaaren medianen Platten, beiderseits sich anschließend nochmal je drei Platten sowie ganz außen jeweils zwei Platten. Vertreten sind ferner ein Kiemendeckel sowie der seitliche Deckknochen des Unterkiefers (Abb. 13).

c) Reste des Achsenskeletts

Die typischen stab- oder röhrenförmigen Achsenskelettelemente sind im Murrhardter Fundgut reichhaltig vertreten. Zweifellos liegen sowohl Rippen als auch die die saumartige Schwanzflosse stützenden Wirbelsäulenfortsätze vor, doch sind auch hier bislang nur wenige Exemplare präpariert (Abb. 14). Weitaus häufiger als komplette Exemplare sind Fragmente von Stücken, die bereits vor der Einbettung zerbrochen waren (Abb. 15).

d) Schuppenreste

Die nur wenige Millimeter großen, gekörneltten, gestreiften oder netzförmig skulpturierten Plättchen der Schuppen liegen aus den Lehrbergbänken des Murrhardter Raums in großer Anzahl vor. Größere Exemplare zeigen oft einen etwa rhombenförmigen Umriß, was sich auch bei den Schuppen rezenter Lungenfische beobachten läßt¹³.

Körpergröße

Aus der Anordnung und Größe der Kieferknochen (Abb. 2) ergibt sich für *Ceratodus concinnus* eine Schädellänge von etwa 13 cm. Legt man die Proportionen des Australischen Lungenfisches zugrunde, so dürfte *Ceratodus concinnus* eine Körperlänge von etwa 80 cm erreicht haben.

Lebensweise

Der rezente Australische Lungenfisch lebt in Australien in Flußabschnitten mit geringer Strömung und starker Vegetation. Er ernährt sich von Schnecken, Krebsen, Würmern, Insekten-, Fisch- und Amphibienlarven, wobei er anscheinend oft große Mengen an Pflanzenmaterial verschlingt, zwischen denen diese Tiere sitzen. Die Nahrung wird zwischen den Zahnplatten zerquetscht; die Pflanzenteile scheinen dagegen weitgehend unverdaut wieder ausgeschieden zu werden¹⁴. Aufgrund der übereinstimmenden Zahnplatten darf für die fossilen Formen eine gleichartige Ernährung angenommen werden; die starke Abnutzung legt eine hartschalige Nahrung nahe.

Der Lebensraum von *Ceratodus concinnus*

Die tonigen Schichten des Mittleren Keupers werden heute allgemein als Ablagerungen ausgedehnter, zeitweise wasserbedeckter Tonebenen und Seen (»Playas« bzw. »Playa-Seen«) angesehen, die damals einen großen Teil Mitteleuropas ein-

13 Vgl. Kerr 1955 (wie Anm. 12).

14 Vgl. K.-H. Lüling: Die Lungenfische und der Südamerikanische Kurzschwanzaal (*Dipnoidea - Synbranchidae*). 1979.

nahmen. Randlich gingen diese Ebenen und Seen in flache, sandige Schwemmfächer bis Schwemmebenen über, die von Hochgebieten im Süden und Osten – im heutigen Oberschwaben und Böhmen gelegen – her geschüttet wurden. Hier entstand ein Teil der Sandsteine des Mittleren Keupers, wie Kiesel- oder Stubensandstein. Das Klima war tropisch warm und trocken, wie die im Keuper häufigen roten Gesteinsfarben belegen; sie weisen auf ein stark oxidierendes Milieu hin, wie es unter durchgehender Wasserbedeckung nicht auftritt.

Die Lehrbergbänke repräsentieren Bildungen über längere Zeit stabiler, wahrscheinlich während etwas niederschlagsreicherer Perioden entstandener Seen, in denen sich eine Fauna etablieren konnte. Randlich einmündende Flüsse, die wohl nicht immer Wasser führten, sorgten für die Süßwasserzufuhr und ermöglichten die Zuwanderung von Tierarten. Die Seen waren sehr flach und abflußlos, die Verdunstungsrate hoch; infolgedessen hatten klimatisch bedingte Schwankungen der Süßwasserzufuhr starke Auswirkungen auf die Seespiegelhöhe. Aufgrund eines flachen Reliefs am Seeboden kam es daher oft vor, daß einzelne Bereiche der Seefläche trockenlagen, während andere noch wasserbedeckt waren. Zahlreiche fossile Trockenrisse in den Lehrbergbänken sind Belege dafür.

Relikte von Gips treten besonders im zentralen Bereich der Lehrberg-Seen auf; sie weisen darauf hin, daß aufgrund der Eindunstung das Wasser hier einen gewissen Salzgehalt aufwies, der für die meisten Süßwasser-Organismen lebensfeindlich war. Im Randbereich der Seen war dieser Salzgehalt dank der Süßwasserzuflüsse hingegen nur gering, so daß hier eine Fauna existieren konnte. In diesem ausgesüßten Bereich liegen Fundstellen wie das Murrhardter Seebachtal.

Ein solcher Lebensraum konnte nur von wenigen, an derart extreme Lebensbedingungen angepaßten Tierarten besiedelt werden. Lungenfische waren aufgrund ihrer Fähigkeit, auch in sehr flachem und sauerstoffarmem Wasser überleben zu können, hierfür geradezu prädestiniert. Da sie hier nur wenige Konkurrenten hatten, konnten sie sich bei ausreichendem Nahrungsangebot gut vermehren. In den Lehrbergbänken finden sich die fossilen Reste von Muscheln, Schnecken, Schalenkrebsen und verschiedenen Fischen, die *Ceratodus concinnus* wahrscheinlich als Nahrung dienten.

Unter den rezenten Lungenfischen besitzen nur die afrikanischen und südamerikanischen Arten die Fähigkeit, sich bei Austrocknung ihrer Gewässer in den Schlamm einzugraben und dort monatelang zu überdauern. Der Australische Lungenfisch ist dazu nicht imstande; er geht zugrunde, wenn sein Wohngewässer vollständig austrocknet¹⁵. Ob auch die Lungenfische des Keupers zu einem solchen »Trockenschlaf« befähigt waren, ist nicht bekannt. Aus Gesteinsschichten Nordamerikas, die gleich alt wie unser Keuper sind, kennt man fossile Bauten, die auf Lungenfische zurückgeführt werden¹⁶. Sie enthalten jedoch keinerlei Skelettreste von Exemplaren, die etwa während des Trockenschlafs umgekommen wären,

15 Vgl. Lüling 1979 (wie Anm. 14).

16 Vgl. R. F. Dubiel, R. H. Blodgett und T. M. Bown: Lungfish burrows in the Upper Triassic Chinle and Dolores Formations, Colorado Plateau. – In: Journal of Sedimentary Petrology 57, 1987, S. 512–521.

und es ist daher einstweilen nicht erwiesen, ob es sich hier wirklich um Lungenfischbauten handelt. In fossilen Bauten in Gesteinsschichten des Perms, also vor ca. 290–250 Millionen Jahren, von Texas fand man dagegen gelegentlich solche Skelettreste von Lungenfischen, die den Trockenschlaf nicht überstanden hatten¹⁷. Für den Keuper Mitteleuropas steht der Nachweis solcher Lungenfischbauten bislang aus.

Tabelle Zusammenstellung von Zahnplatten und Kieferknochen von *Ceratodus concinnus* aus den Lehrbergsschichten von Murrhardt

| Lage im Kiefer | Zahnplatten-Länge (in mm) | mit(+)/ohne(-) Kieferknochen | Verbleib |
|-------------------------------|---------------------------|------------------------------|---|
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 30 | + | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| linke Unterkiefer-Zahnplatte | 13,5 | + | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 11 | + | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 14 | - | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| linke Unterkiefer-Zahnplatte | 15 | - | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 32 | + | Sammlung Wolfart (Althütte) |
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 24 | + | Sammlung Bienert (Murrhardt) |
| rechte Unterkiefer-Zahnplatte | 28 | + | Institut und Museum für Geologie und Paläontologie Tübingen |
| linke Oberkiefer-Zahnplatte | 35 | + | Sammlung Seegis (Schorndorf) |
| rechte Oberkiefer-Zahnplatte | 24 | - | Sammlung Seegis (Schorndorf) |

¹⁷ Vgl. R. F. Dubiel et al. 1987 (wie Anm. 16).

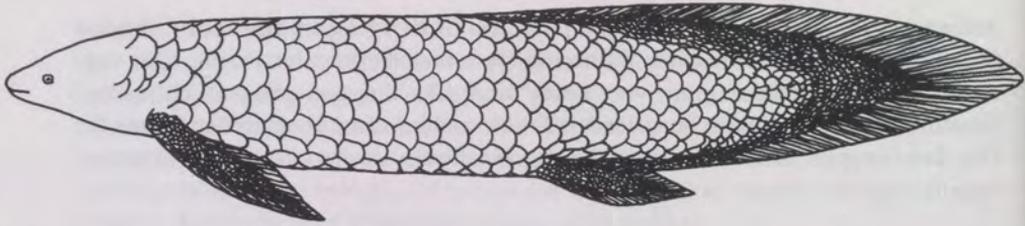


Abb. 1 Der Australische Lungenfisch *Neoceratodus forsteri*

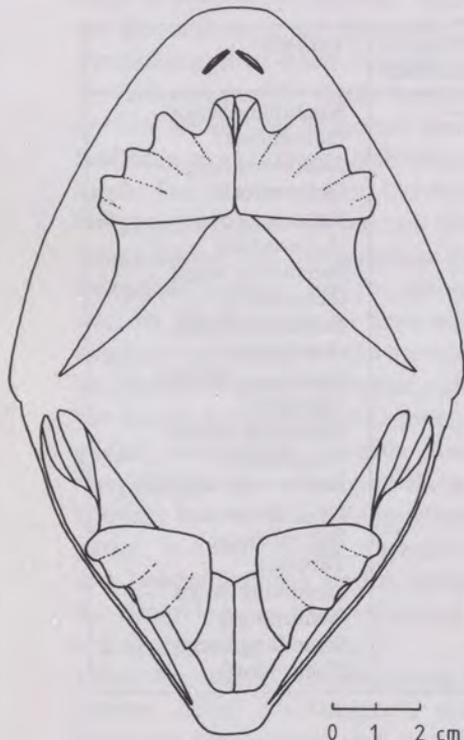


Abb. 2 Rekonstruktionsskizze des geöffneten Maules von *Ceratodus concinnus*; gezeigt wird die Anordnung der zahnplattentragenden Ober- und Unterkieferknochen. Vor den Oberkieferzahnplatten liegen die kleinen, in der Aufsicht länglichen Vomerzähne



Abb. 3 Die von F. A. v. Quenstedt gefundene rechte Unterkieferzahnplatte von *Ceratodus concinnus* aus den Lehrbergsschichten des Seebach bei Murrhardt. Umgezeichnet nach Oertle 1921 (wie Anm. 8). Die Länge der Zahnplatte beträgt 28 mm. Die Zahnplatte sitzt Resten des Unterkieferknochens (weiß) auf, dem noch Gesteinsresten (schwarz) anhaften.



Abb. 4 Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:25000, Blatt 6923 Sulzbach a. d. Murr (mit freundlicher Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg). Das Fundgebiet im Seebachtal ist schraffiert gekennzeichnet.

Abb. 5 Geologisches Profil der Lehrbergsschichten im Raum Murrhardt.

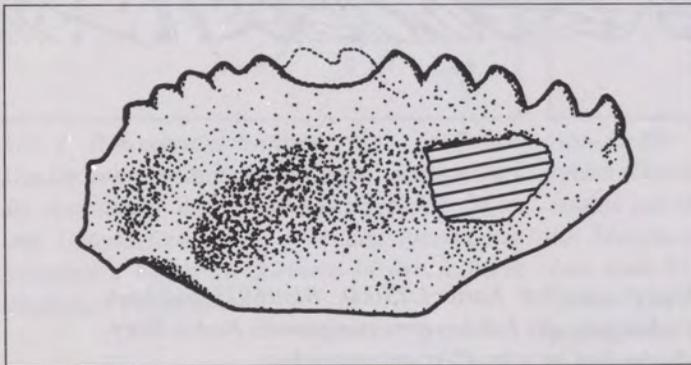
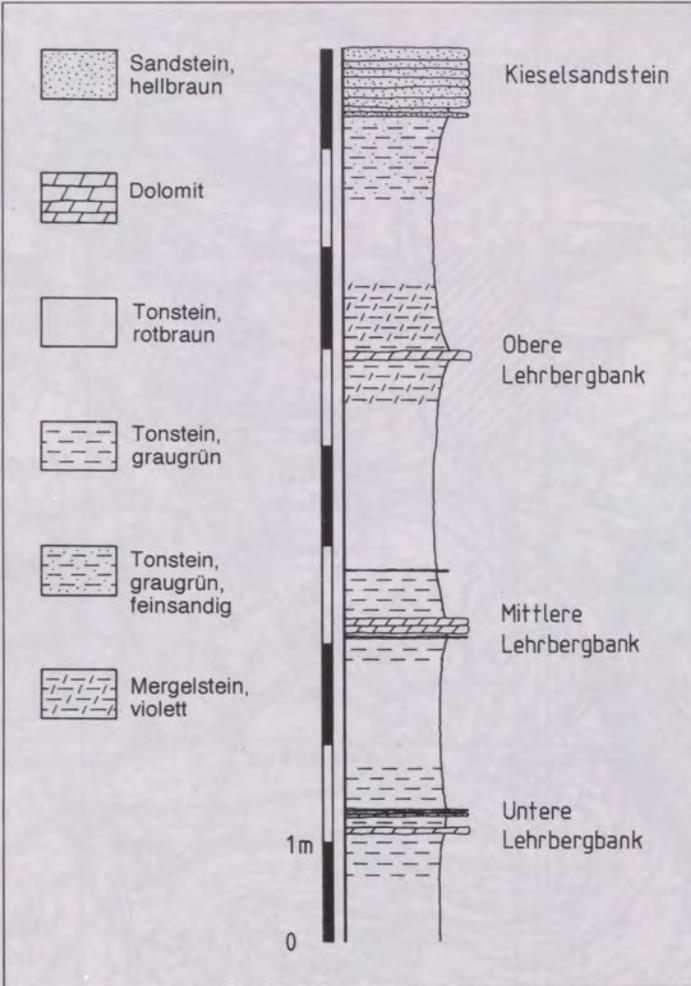


Abb. 6 Skizze des linken Vomerzahns eines jugendlichen Individuums von Ceratodus concinnus. Länge: 4,5 mm. Ein beschädigter Teil des Zahns ist schraffiert gekennzeichnet.

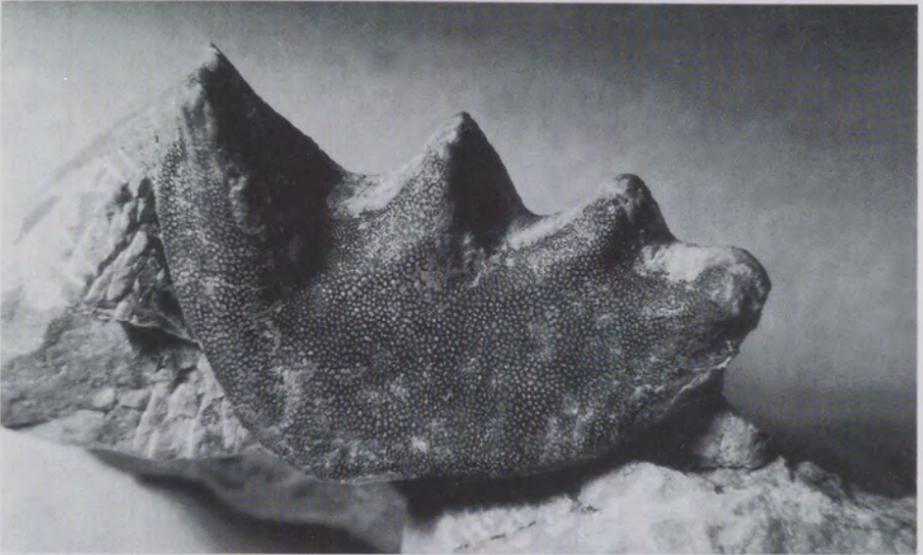


Abb.7 Rechte Unterkieferzahnplatte von *Ceratodus concinnus*, stark abgekaut. Länge: 30 mm.

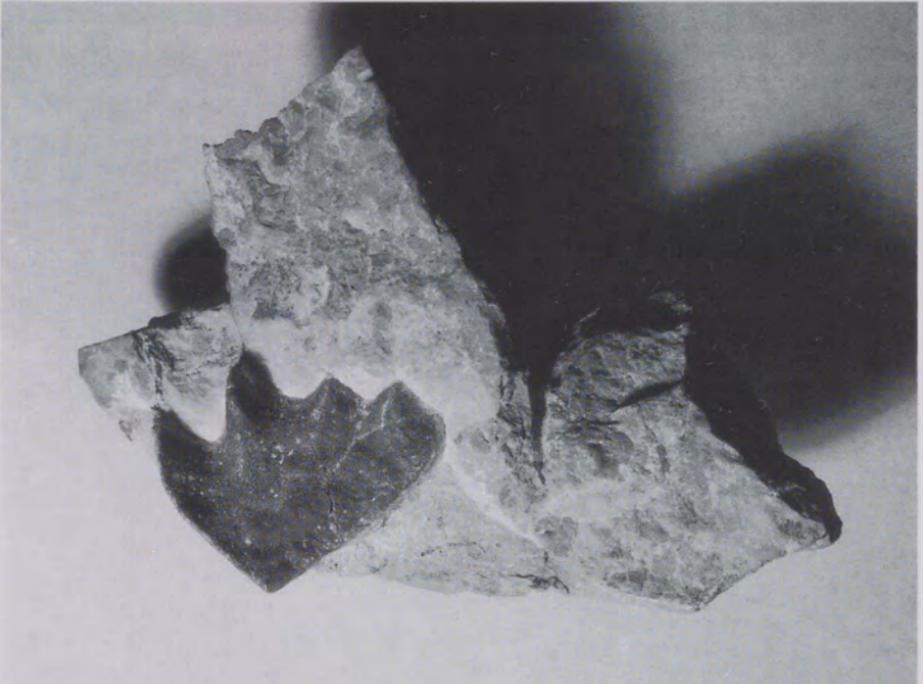


Abb.8 Linke Oberkieferzahnplatte mit Kieferknochen von *Ceratodus concinnus*. Die stark abgekaute, große Zahnplatte stammt von einem alten Individuum. Zahnplattenlänge: 35 mm.



Abb. 9 Rechte Unterkieferzahnplatte von *Ceratodus concinnus*. Wenig abgekaute, kleine Zahnplatte eines jungen Individuums. Länge: 11 mm.



Abb. 10 Rechte Unterkieferzahnplatte von *Ceratodus concinnus*. Länge: 14 mm.



*Abb. 11 Rechte Oberkieferzahnplatte von Ceratodus concinnus, wenig abgekaut.
Länge: 24 mm.*



*Abb. 12 Knochen des Schädeldachs von Ceratodus concinnus.
Länge: 55 mm.*



Abb. 13 Seitlicher Unterkiefer-Deckknoch
des rechten Kieferastes von *Ceratodus*
concinnus, Innenseite. Länge: 54 mm.

Abb. 14 Achsenskelett-Element von *Ceratodus*
concinnus. Länge: 43 mm.

Abb. 15 Fragment eines Achsenskelett-
Elements von *Ceratodus concinnus*.
Länge: 17 mm.



Zur Überlieferung des Meßgesangs im Kloster Schöntal

VON ANDREAS TRAUB

Der folgende Aufsatz knüpft an die Darstellungen von Julius Oechsler und Heribert Hummel in früheren Bänden dieses Jahrbuchs an¹. Oechsler nennt wichtige Einzelheiten zur Musikpflege in Schöntal; er erwähnt Cantionen und zweistimmige Lektionen, schildert die Geschichte der Orgeln und Glocken und gibt eine Liste der Organisten und Cantoren vom späten 16. Jahrhundert an. Hummel beschreibt die Klosterbibliothek und zählt die noch erhaltenen Hand-

1 J. Oechsler: Die Musikpflege in der ehemaligen (exempten) Zisterzienser-Abtei Schöntal. In: Württembergisch-Franken 53 (1969) S. 33–53. – H. Hummel: Die Bibliothek des Zisterzienserklosters Schöntal. In: Württembergisch-Franken 69 (1985) S. 221–242.

Zum besseren Verständnis des Beitrags sollen hier einige Erläuterungen vorab gegeben werden:

Alleluia – zum einen der Jubelruf, mit dem liturgische Gesänge in der sich von Ostern bis Pfingsten erstreckenden Festzeit abgeschlossen werden. Zum andern dritter Gesang des Meßproprium, melodisch reich gestaltet und mit einem wechselnden, vom Solisten (Cantor) vorgetragenen Vers (meist aus den Psalmen) verbunden, gesungen nach dem Graduale und vor der Evangelienlesung. In Fastenzeiten wird es nicht gesungen, sondern der Tractus, eine Solopsalmodie.

Antiphon – meist kurzer Gesang, der den Vortrag eines Psalms (oder Psalmteiles) einrahmt. Umfangreichere Gesänge ohne Psalmodie sind die Prozessionsantiphonen und die vier abwechselnd das Stundengebet jeden Tages abschließenden marianischen Antiphonen *Alma redemptoris mater*, *Ave regina coelorum*, *Regina coeli laetare* und *Salve regina*.

Cantio – lateinisches Lied des hohen und späten Mittelalters, nicht zur Liturgie gehörend, aber meist eine liturgische Handlung begleitend.

Communio – fünfter Gesang des Meßproprium, Antiphon zur Gabenausteilung, folgt auf die Wandlung. Der Communiopsalm ist im Lauf der Zeit weggefallen.

Graduale – zum einen zweiter Gesang des Meßproprium, gegliedert in einen vom Chor und einen vom Solisten (Cantor) vorgetragenen Teil, gesungen nach der Epistelsetzung. Der Text ist stets ein Psalm. Zum anderen Bezeichnung des die Gesänge der Meßliturgie enthaltenden Buches. Im Großen gegliedert in das *Proprium de tempore* (Kirchenjahr, beginnend mit dem Advent), das *Proprium de Sanctis* (Heiligenfeste) und das *Kyriale* (Sammlung von Ordinarien). Die ältesten Gradualhandschriften stammen aus der Zeit um und nach 900; das heute gebräuchliche Graduale romanum wurde im französischen Benediktinerkloster St. Pierre de Solesmes erarbeitet.

Hymnus – von Ambrosius in den Gottesdienst eingeführt und von Benedikt für jede Feier des monastischen Stundengebets vorgeschrieben, wurde der Hymnus zur zentralen dichterisch-musikalischen Gattung des Mittelalters. Hymnenübersetzungen gehören zu den wichtigsten Kirchenliedern: Nun komm der Heiden Heiland – *Veni redemptor gentium*, Komm Gott Schöpfer heiliger Geist – *Veni creator Spiritus*.

Introitus – erster Gesang des Meßproprium, Antiphon mit Psalmvers, gesungen zum Einzug des Zelebranten. Der Text benennt meist so prägnant den Festgedanken, daß einige Textanfänge zu Sonntagsnamen werden konnten: *Invocavit*, *Reminiscere*, *Oculi* etc.

Offertorium – vierter Gesang des Meßproprium, gesungen zur Gabendarbringung vor dem Hochgebet und der Wandlung, im Mittelalter oft mit umfangreichen, vom Solisten (Cantor) vorzutragenden Versen ausgestattet.

Ordinarium – die fünf in jeder Meßfeier unverändert vorkommenden Gesangsstücke Kyrie, Gloria (nicht immer), Credo, Sanctus und Agnus Dei.

Proprium – die fünf wechselnden Gesangsstücke Introitus, Graduale, Alleluia (Fastenzeit: Tractus), Offertorium und Communio.

schriften und Drucke auf. Darunter befinden sich vier Gradualien, Handschriften also, die ausschließlich die liturgischen Gesänge zur Meßfeier enthalten; sie liegen heute in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart².

Codex XVII 22, die älteste Handschrift, stammt wohl aus dem 12. Jahrhundert. Am Schluß des Hauptteils, auf fol. 148^v, steht der Schreibervermerk BERTOLFUS (Abb. 1). Dieser Vermerk findet sich sonst nur noch einmal in einem anderen Graduale, das als Codex 445 in der Bibliothèque de la Ville in Colmar liegt und aus dem elsässischen Zisterzienserklöster Pairis bei Orbais dorthin gekommen ist³. Hält man beide Handschriften nebeneinander, so springt die Übereinstimmung in Größe – beide haben ein Blattformat von etwa 31 zu 22 cm –, Anlage, Schriftart und Notationsweise ins Auge. Wer war jener Bertolfus, der zwei mit einigen großen Initialen geschmückte und musikalisch fein und sachkundig geschriebene Gesangbücher angefertigt hat? Die französische Forschung benennt den bedeutenden Abt Bertolf von Murbach (reg. 1122–1149). Doch es handelt sich um Aufzeichnungen des Zisterzienserchorals, dessen Redaktion – über sie wird noch zu berichten sein – erst 1147 abgeschlossen wurde. Der Abt hätte also in seinen letzten Lebensjahren diese Handschriften schreiben müssen, und vor allem: Murbach war keine zisterziensische Gründung, sondern ein altes, ehrwürdiges Benediktinerkloster. Ein anderer Weg: Schöntal wurde 1156 von Maulbronn aus gegründet, und solche Filiationsverhältnisse waren bei den Zisterziensern ausgeprägt und dauerhaft. So verwies der Abt Sifrid von Maulbronn im Jahr 1282 Schöntal an den Abt von Kaisheim, da das Kloster vor allem wirtschaftlich ruiniert war; man hatte 1200 Pfund an Schulden aufgehäuft⁴. Andererseits übernahm Maulbronn 1453 die Reform des Klosters Pairis, und dabei wurden auch Bücher dorthin gesandt oder zwischen den Klöstern getauscht. 1534 flohen Abt und Mönche aus Maulbronn nach Pairis; auch damals werden Bücher transportiert worden sein⁵. Sollten die beiden Gradualien, die heute in Stuttgart und Colmar liegen, in Maulbronn entstanden und von dort nach Schöntal und Pairis gelangt sein? Allerdings ist bislang nichts darüber bekannt, daß man in Maul-

2 Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Zweite Reihe, Bd. 6: Codices musici I, beschrieben von *Clytus Gottwald*: Wiesbaden 1965, S. 6–8, S. 36–39 und S. 43. Die Handschriften werden nicht erwähnt in: *R. P. Solutor R. Marosszéki S. O. Cist.*, *Les Origins du Chant Cistercien* (= *Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis VIII/1952*). Herrn Direktor Dr. Heinzer von der Handschriftenabteilung der Württembergischen Landesbibliothek sei an dieser Stelle für seine große Hilfsbereitschaft herzlich gedankt. Ebenso danke ich Conservateur M. Francis Gueth von der Bibliothèque de la Ville de Colmar.

3 Zum Schreibervermerk: *Bénédictins du Bouveret*. Colophons des Manuscrits occidentaux, Freiburg i. Ue. 1965, Bd. I, S. 275, Nr. 2196. Zur Handschrift: *Catalogue General des Manuscrits des Bibliothèques Publiques de France*, Tome LVI: Colmar, Paris 1969, S. 105, unter Hinweis auf: *Dom Jean Leclercq*: *Textes cisterciens à la Bibliothèque de Colmar*, in: *Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis X/1954*, S. 313.

4 *Heribert Hummel*: Die Zisterzienserabtei Schöntal, in: *825 Jahre Kloster Schöntal*, Bildungshaus Kloster Schöntal 1980, S. 15–114.

5 *Eberhard Gohl*: *Studien und Texte zur Geistesgeschichte der Zisterzienserabtei Maulbronn im späten Mittelalter*, Diss. masch. Tübingen 1977. Dort werden folgende Handschriften in der Bibliothèque de la Ville in Colmar für Maulbronn wahrscheinlich gemacht: Cod. 437 (Psalterium, 13. Jh.), Cod. 433 (Missale, 13. Jh.), Cod. 441 (Hymnar-Prozessionale, 13. Jh.) und Cod. 492 (Bibel, 13. Jh., Entstehung in Maulbronn fraglich). Alle diese Handschriften waren zuvor im Kloster Pairis.

bronn damals derartige Handschriften angefertigt hätte. Vielleicht kann man aber noch einen Schritt wagen. In den Jahren 1152, 1159 und 1163 wird in Urkunden der Bischöfe von Speyer Günther von Henneberg (reg. 1146–1161) und Ulrich I. von Dürmanz (reg. 1161–1163) ein *decanus Bertholfus* genannt; alle drei Urkunden betreffen Maulbronn, und dort liegen die beiden Bischöfe auch begraben⁶. Sollte dieser Bertolf der Schreiber der beiden Handschriften sein? Sollte – doch mit dieser Frage wird die Grenze zur freien Phantasie endgültig überschritten – die berühmte Predigt Bernhards von Clairvaux am Weihnachtstag 1146 in Speyer, mit der er König Konrad III. zum (Zweiten) Kreuzzug bewog, den großen geschichtlichen Hintergrund ihrer Entstehung bilden?

Zurück zu den Handschriften. In der Colmarer Handschrift ist die Aufzeichnung des Bertolfus so gut wie unbeschädigt erhalten. Sie war jedoch noch im 17. Jahrhundert in Gebrauch; darauf deuten sowohl zwei Besitzvermerke wie mehrere nachgetragene Rubriken, die auf das neue, nach dem Konzil von Trient redigierte Missale verweisen⁷. In der Stuttgarter Handschrift greift dagegen diese Einrichtung gemäß der nachtridentinischen Liturgie- und Choralreform – auch darüber wird noch zu berichten sein – in die alte Aufzeichnung direkt ein. An vielen Stellen wurden die Notenzeichen ausradiert und überschrieben: Man vergleiche auf Abbildung 1 die Zeile *Benedictus qui venit*, die bis auf den Schluß alt ist, mit den folgenden Zeilen, in denen radiert und überschrieben wurde. Ebenso erkennt man im Introitus *Puer natus est nobis* zur dritten Weihnachtsmesse (Abb. 9) die Eingriffe bei *filius* und *imperium*. Zur Einrichtung im 17. Jahrhundert gehören auch die dem Pergamentblock vor- und nachgestellten Papierlagen. Die vorangestellten enthalten den *Index / ad usum Missalis novi accomodatus / exhibens vel indicans quae in illo de novo / addita vel immutata fuere*, d. h. das Verzeichnis der neu eingerichteten und geordneten Heiligenfeste. Unter ihnen sind die der Zisterzienserheiligen Stephan Harding (am 17. April), Robert von Molesmes (am 29. April) und Bernhard von Clairvaux (am 20. August) besonders gekennzeichnet. Die nachgestellten Papierlagen enthalten die Terzantiphonen zu den einzelnen Festen; daß ein Gesang dieser Gebetsstunde in das Meßgesangbuch aufgenommen wird, zeigt, daß die Terz unmittelbar vor der Messe gebetet wurde. Im Codex XVII 5 sind deshalb die einzelnen Antiphonen auch den zugehörigen Meßformularen vorangestellt worden (s. Abb. 5).

Die zweite Handschrift, Codex XVII 23, wird um 1300 in Schöntal entstanden sein, wenn einen auch der Gedanke an den Zusammenbruch des Klosters 1282 bei dieser Feststellung zögern läßt. Es ist deutlich zu erkennen, wie der Schreiber in allem dem Vorbild des Codex XVII 22 nachtastet; man vergleiche nur die Initialen

6 Zu den Urkunden: Württembergisches Urkundenbuch Bd. 2, 1138–1212, Stuttgart 1858 (Nachdruck Aalen 1972), S. 64, S. 123 und S. 141. Zu den Bischofsgräbern: Kloster Maulbronn 1178–1978 (Ausstellungskatalog), Maulbronn 1978, Abb. 22a und b.

7 Der Vermerk auf fol. 54^r nennt Charles Anthoine in Orbais und das Jahr 1665, der Vermerk auf fol. 133^r E.(?) Mougeolle in Orbais und das Jahr 1664. Auf fol. 37^r steht zudem die Jahreszahl 1667.

(Abb. 2 und 3, 6 und 7)⁸. Dabei fällt eine größere Farbigkeit auf: Wird im Codex XVII 22 fast nur rot verwendet – nur bei den großen Initialen kommen auch braune Striche vor –, so erscheinen hier stets rot und grün zusammen. Auch diese Handschrift wurde im 17. Jahrhundert eingreifend bearbeitet, stellenweise noch gewaltsamer als die erste, und die Jahreszahl 1677 auf fol. 160^r ist als Datum des Eingriffs zu lesen. Der *Index*, wiederum auf Papier geschrieben, ist hier dem Hauptteil der Handschrift nachgestellt; ihm vorangestellt ist eine Pergamentlage, die die Terzantiphonen und andere Gesänge enthält, darunter den Hymnus *Gaude celestis curia quae virginum tot milia* zum Fest der Elftausend Jungfrauen. An seinem Ende steht die Jahreszahl 1485 (fol. 7^v); die Pergamentlage wird also aus einer in diesem Jahr geschriebenen Handschrift entnommen und dem Codex XVII 23 vorangestellt worden sein. Daraus erhellt, wie sehr die einzelne Handschrift den Erfordernissen des Gebrauchs zu dienen hatte. Auf fol. 159^{r-v} des Codex XVII 23 steht eine wohl im 17. Jahrhundert vorgenommene Einrichtung des Credo für den Wechsel von Orgelversetzen und einstimmigen Choralgesang. Auf die Intonation des Priesters *Credo in unum Deum* folgen:

Orgel: *Patrem omnipotentem ...*
 Chor: *Et in unum Dominum ...*
 Orgel: *Deum de Deo ...*
 Chor: *Qui propter nos homines ...*
 Orgel: *Crucifixus etiam pro nobis ...*
 Chor: *Et iterum venturus est ...*
 Orgel: *Et in Spiritum sanctum ...*
 Chor: *Qui locutus est per Prophetas ...*
 Orgel: *Confiteor unum baptisma ...*
 Chor: *Et expecto resurrectionem ...*

Die Tradition, die Sätze des Meßordinariums (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus) im Wechsel von Orgelsätzen und Chorgesang aufzuführen, reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück; die ältesten überlieferten Kompositionen für Tasteninstrumente sind solche Meßsätze.

Aus dem 15. Jahrhundert stammen die beiden Gradualien Codex XVII 28 und Codex XVII 5, die mit Formaten von 49,5 zu 35 cm und 55,5 zu 40,5 cm deutlich größer sind als die älteren Handschriften. Im Codex XVII 28 findet sich nur eine einzige Angabe: Auf fol. 114^r ist in die Initiale B des Introitus *Benedicta sit* zur Trinitatismesse eingetragen: *DE / Sanctiss. / Trinitate / corrigit. ad / usum novi Miss. / 1659 / P. / S. V. 1659* wurden diese Melodien also dem neuen Missale angepaßt. Auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels ist zudem ein *Officium contra Haeret. et Turc.*, eine Votivmesse gegen Ketzer und Türken, eingetragen; darin spiegelt sich die politische Situation im 16. und 17. Jahrhundert. Bezeichnend beginnt diese Messe mit dem Introitus zum Sonntag Sexagesima: *Exsurge, quare obdormis*

⁸ Auf eine kunsthistorische Einordnung der abgebildeten Initialen wird hier verzichtet; zweifellos könnten aus ihr weitere Erkenntnisse zur Einordnung der Handschriften hervorgehen.

Domine? (Stehe auf, warum schläfst du, Herr?)⁹. Die Handschrift selber ist großzügig angelegt und mit prächtigen Initialen ausgestattet (Abb. 4 und 8); die Farbigkeit wird ganz vom Zusammenspiel und Wechsel von rot und blau bestimmt, wie es in der vorbildlichen französischen Buchkunst seit dem 13. Jahrhundert gebräuchlich war. Auch hier sind viele Melodien durch Rasur oder Überstreichen mit Deckweiß verstümmelt.

Die Geschichte des Codex XVII 5 läßt sich über Jahrhunderte verfolgen. Auf fol. 235^r, am Schluß des Hauptteils der Handschrift, steht ausführlich: *Anno domini millesimo quadringentesimo quadragesimo / secundo Scriptus et comparatus est liber iste sub reverendo / in christo patre ac domino domino Heinrico de Magstat huius / loci venerabili abbate*. (Im Jahre des Herrn 1442 wurde dies Buch geschrieben und zusammengestellt unter dem in Christus ehrwürdigen Vater und Herrn, Herrn Heinrich von Magstadt, dem verehrten Abt dieses Ortes). Auf der Rückseite desselben Blattes steht die Jahreszahl 1481 und auf fol. 131^v die Eintragung: *1512 Fr(ater) Jo(annes) helin*. Heinrich von Magstadt wird 1142 sowohl in Schöntal wie in Herrenalb als Abt genannt, und Johannes Helin war 1527 in Herrenalb. So ist die Herkunft der Handschrift nicht eindeutig zu beweisen, doch spätestens 1535, als Herrenalb aufgehoben wurde, kam sie nach Schöntal. Man scheint sie nicht besonders sorgfältig behandelt zu haben; von zahlreichen Blättern sind Teile abgeschnitten, meist der leergebliebene Rand, aber auch Initialen. Schon im 17. Jahrhundert fehlten mehrere Blätter am Anfang der Handschrift völlig, so daß sie der damalige Prior Angelus Hebenstreit im Jahre 1661 eigenhändig ersetzte, wie er auf der unteren Randleiste des ersten Blattes vermerkte: *R. P. Angelus Hebenstreit p. t. Prior p. m.* Seine prächtig geschriebenen Seiten verzierte er mit rührenden Bildchen in den Initialen (Abb. 5). Die Initialen im Hauptteil der Handschrift zeigen dagegen eine etwas steife Würde (Abb. 11). Ein letztes Datum steht auf dem Buchdeckel, die Jahreszahl 1669. Eines ist besonders wichtig: Prior Hebenstreit schreibt 1661 die alten, unverkürzten Melodien auf, wie sie 500 Jahre zuvor Bertolfus geschrieben hat. Hält man dies mit der Jahreszahl 1677 im Codex XVII 23 (fol. 160^r) zusammen, so läßt sich der Zeitpunkt der Eingriffe einigermaßen bestimmen. Noch im 17. Jahrhundert pflegte man treu die altüberlieferten Melodien. Erst Claudius Vaussin, der 1645–1670 Generalabt der Zisterzienser war, erklärte die damals moderne Choralfassung der sog. *Editio Medicaea* für verbindlich, und alle Klöster hatten dem zu folgen. Dabei beschaffte man sich in Schöntal keine neuen Bücher, sondern richtete die alten Handschriften entsprechend ein – für uns heute ein Akt der Barbarei, doch wie sah es damals aus?

Worum handelt es sich bei der noch vom Prior Hebenstreit gepflegten zisterziensischen Choraltradition¹⁰? Der Zisterzienserorden verstand sich nicht als Neukon-

⁹ Derselbe Introitus wird in den großen Osterspielen des späten Mittelalters in der Szene der Auferstehung vom Engel gesungen, nachdem er die Grabwächter niedergeworfen hat. Dies zeigt die Vielfalt der Zeitmomente, die ein liturgischer Gesang in sich aufnehmen und artikulieren kann.

¹⁰ Zum folgenden vgl. *Marosszéki* (Anm. 2). *Gottfried Göller*: Die Gesänge der Ordensliturgien, in: *Karl Gustav Fellerer* (Hg.): Geschichte der katholischen Kirchenmusik Bd. I, Kassel 1972, S. 265–267.

zeption monastischen Lebens, sondern als Rückkehr zur ursprünglichen benediktinischen Tradition, die man ringsum verfallen und aufgeweicht sah und wieder neu aufbauen wollte¹¹. So sollte auch der liturgische Gesang wieder zur alten Reinheit zurückgeführt werden, *ut in divinis laudibus id cantarent, quod magis authenticum inveniretur* (damit man zum Lob Gottes das sänge, was am meisten authentisch gefunden werde) – so Bernhard von Clairvaux¹². Dabei berief man sich auf die Kirchenväter. Abt Stephan Harding († 1132) übernahm deshalb die Hymnen, die in jeder Feier des Stundengebets gesungen wurden, aus der Tradition der Mailänder Kirche, die auf den hl. Ambrosius († 397) zurückgeht, der den Hymnengesang aus der Ostkirche übernommen und die Hymnenform für das ganze Mittelalter gültig geprägt hatte. Der hl. Augustinus († 430) berichtet: *Tunc hymni et psalmi ut canerentur secundum morem orientalium partium . . . institutum est* (Damals ward das Singen von Hymnen und Psalmen nach der Weise der Ostkirche eingeführt)¹³. Bei den Gesängen der Meßliturgie suchte man der Tradition der Metzter Kirche zu folgen, denn diese galt als die sicherste, direkt auf den hl. Gregor d. Gr. († 604) zurückgehende. Dieses hohe Ansehen hatte die *schola Mettensis*, die Metzter Gesangsschule, seit der Zeit des Erzbischofs Chrodegang († 766).

Ein Einschub: Der gregorianische Choral wurde nicht von Papst Gregor d. Gr. nach dem Diktat des Heiligen Geistes, der in Getalt einer Taube auf seiner Schulter saß, »komponiert«. Diese Szene, die in der mittelalterlichen Buchmalerei so oft, am eindrucksvollsten wohl vom sog. Meister des Registrum Gregorii um 984, dargestellt wurde, gehört zu der Legende, die die Autorität des Papstes über den Choral sichern sollte und die im 9. Jahrhundert erdichtet wurde¹⁴. Über die Herkunft des Chorals gibt es im wesentlichen zwei Theorien: Gemäß der einen soll er in Rom im 7. Jahrhundert als Gesang allein zu den vom Papst selber zelebrierten Meßfeiern gebildet und von dort im 8. Jahrhundert unverändert ins Frankenreich, und zwar nach Metz, übertragen worden sein. Gemäß der anderen übernahm man zwar ein Repertoire liturgischer Melodien von Rom, aber erst die fränkischen Kantoren der *schola Mettensis* gestalteten die überlieferte Form. Für die zweite Theorie spricht, daß auch der Bibeltext und das Gebetbuch, das Sacramentar, im Frankenreich redigiert wurden, und zwar von dem großen Gelehrten Alkuin († 804), bevor sie von Karld. Gr. als verbindlich erklärt wurden. Sollte man die Melodien ohne Überarbeitung übernommen haben? Wie dem auch sei, Metz war

11 Bruno Schneider *S. O. Cist.*: Citeaux und die Benediktinische Tradition, Rom 1961. Georges Duby: Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser, Stuttgart 1981.

12 Jacques-Paul Migne: *Patrologiae cursus completus, Series latina* (folgend: PL), Paris 1844–1856, Bd. 182, Sp. 1121.

13 Augustinus: *Confessiones* – Bekenntnisse, München 1955, S. 664f. Zum Hymnar der Zisterzienser, das neben Hymnen der Mailänder Tradition auch zisterziensische Neukompositionen und einige damals allgemein verbreitete Hymnen enthält, vgl. Bruno Stäblein: *Hymnen I* (= Monumenta Monodica Medii Aevi I), Kassel 1956, S. 25–50 (Wiedergabe des Hymnars der Handschrift Heiligenkreuz, Stiftsbibliothek Cod. 20) und S. 512–522 (Kommentar).

14 Bruno Stäblein: »Gregorius praesul«, der Prolog zum römischen Antiphonale, in: *Ders.*: Musik und Geschichte im Mittelalter – Gesammelte Aufsätze, Göppingen 1984, S. 117–142. Abbildung der Darstellung des sog. Meisters des Registrum Gregorii in: Marcel Durliat: *Die Kunst des frühen Mittelalters*, Freiburg i. Br. 1987, Abb. 146.

das Zentrum des liturgischen Gesangs, und es war konsequent, sich dorthin zu wenden.

Was man aber in Metz vorfand, erwies sich als wenig befriedigend: *Longe aliter rem esse quam audierant invenerunt* (sie fanden die Sache weit anders, als sie gehört hatten)¹⁵, denn: *Adeo disconveniunt, ut idem Antiphonarium nec duae canant provinciae . . . si identitatem inveneris, age Deo gratias* (Es gab solche Abweichungen, daß nicht zwei Kirchenprovinzen nach demselben Gesangbuch singen . . . wenn man eine Übereinstimmung findet, so danke man Gott!)¹⁶. Trotzdem dekretierte Stephan Harding, eine dieser vorgefundenen Formen sei für den Orden verbindlich. Erst nach seinem Tod begann unter Bernhard von Clairvaux eine zweite Choralreform. An ihr arbeiteten vor allem zwei Gelehrte, die auch als Verfasser musiktheoretischer Schriften namhaft zu machen sind, Guido von Cherlieu und Guido von Longpont. Nun kam zu der Sorge um die reine Überlieferung ein neuer Gesichtspunkt hinzu: Nicht nur die Tradition ist zu beachten, sondern auch die »Natur der Musik«, ja, diese ist wichtiger als die Tradition! *Licet ergo huiusmodi emendationes usui contrariae videantur, quia tamen usui praevallet natura, non tantum tibi displiceat usus immutatio quantum placeat observatae naturae integritas* (Wenn also auch solche Korrekturen dem Brauch zuwider scheinen, da ja die Natur mehr wert ist als der Brauch, so stoße dich nicht so sehr an der Veränderung gegenüber dem Brauch, wie du dich an der Unversehrtheit der genau beobachteten Natur erfreust)¹⁷. Wie erkennt man aber diese »Natur«? Durch die *ratio*, die »Vernunft«, wenn man diesen Begriff hier als die wissenschaftliche Einsicht in die geordnete Struktur der Dinge versteht. Da die Gelehrten bei der Choralreform vorgehen *magis nimirum naturam quam usum aemulantes* (entscheidend mehr der Natur als dem Brauch folgend), so wird ihr Werk zwar einzigartig (*opus singulare*), aber: . . . *ab aliis ratio fecit diversum; alia vero inter se diversa fecit casus, non ratio* (Die »Vernunft« hat es von den anderen verschieden gemacht; die anderen untereinander hat der Zufall verschieden gemacht, nicht die »Vernunft«)¹⁸. Deshalb heißt es nun ausdrücklich: Nicht die Tradition, sondern die Wissenschaft entscheidet über die Gestalt des Chorals. *Denique cum Musica recte sit canendi scientia, omnes huius modo cantus a musica excluduntur, qui nimirum non recte, sed irregulariter et inordinate canuntur* (Da also die *Musica* die Wissenschaft vom richtigen Singen ist, werden alle solchen Gesänge aus der Musik ausgeschlossen[!], die nicht richtig, sondern unregelmäßig und unordentlich gesungen werden)¹⁹. Welch eine Verschiebung der Zielsetzung!

Was heißt aber »Natur«, was zeigt sich der »Vernunft«? Etwa hundert Jahre vor der zisterziensischen Choralreform verfaßte der einflußreichste Musikgelehrte des

15 PL Bd. 182, Sp. 1121.

16 PL Bd. 182, Sp. 1132.

17 PL 182, Sp. 1152f.

18 PL 182, Sp. 1132.

19 PL 182, Sp. 1122. Ich konjiziere im Text *recte* statt *recta* (die *Musica* ist die Wissenschaft vom richtigen Singen, nicht: die richtige Wissenschaft vom Singen). Mit dieser Vorstellung steht in Zusammenhang, daß in der oben erwähnten Colmarer Handschrift Codex 445 einige Lehrstücke zur Musiklehre eingetragen sind, ebenso in dem auch aus dem Kloster Pairis stammenden Graduale Cod. 406 in Colmar. Solche Lehrstücke sind die ersten Stufen zum »Tempel der Wissenschaft«.

Mittelalters, Guido von Arezzo, seine wichtigste Schrift, den *Micrologus*, und dort heißt es im ersten Kapitel, man müsse Wirkungsmacht und Natur der Töne erkennen (. . . *vi et natura vocum cognita* . . .)²⁰. Die Töne haben eine bestimmte, unverwechselbare Wirkungskraft, die ihrem naturgegebenen gegenseitigen Verhältnis entspringt. Der Tond ist immer ein *protus*, ein »erster«, der Tone ein *deuterus*, ein »zweiter«, der Tonf ein *tritus*, ein »dritter«, und der Tong ein *tetrardus*, ein »vierter«. Mehr verschiedene Qualitäten gibt es nicht, sie strahlten aber aus, und zwar sowohl in den gleichsam ruhenden Tonraum wie auf eine sich entfaltende Melodie. Durch die Verwandtschaft der Quinte ist der Tona wieder ein *protus*, ein »erster«, und wenn eine Melodie auf den Tond oder den Tona hinzielt und mit ihm abschließt, so wird die ganze Melodie zu einer *Protus*-Melodie. (Ganz anders ist unser heutiges Verständnis: Der Ton hat zwar eine bestimmte Tonhöhe, ist aber neutral; das a¹ von 440 Hz kann Grundton in A-Dur und a-Moll sein, Terzton in F-Dur und fis-Moll, Quintton in E-Dur und e-Moll und noch vieles andere.) In diesem Verständnis gründet das System der sog. Kirchentonarten, nach dem die Melodien des gregorianischen Chorals geordnet sind – *nachträglich*²¹. Denn die Melodien des Chorals und das System sind nicht gleichen Ursprungs, und es gibt Stellen, an denen dies offenkundig wird. Vorab diese Stellen sind es, auf die sich die Choralreformer konzentriert haben. Was sie als »ungeregelt« und »unordentlich« bezeichneten, kann durchaus eine sehr alte, sich gegen das System sperrende Melodieform gewesen sein. Darüber hinaus hielten sich die Reformer an zwei Grundsätze. Da es im Psalm 32 (33), Vers 2 heißt, man solle Gott auf dem Psalter von zehn Saiten, dem *psalterium decachordum*, lobsingend, beschränkten sie den Umfang aller Melodien auf nur zehn Töne (d. h. die Oktave und zwei zusätzliche Töne); was weiter ausgriff, wurde zurückgebunden. Ferner empfanden sie die großen Melismen, in denen sich die Melodik auf einer einzigen Textsilbe so sehr entfaltet, daß diese Silbe und der Textzusammenhang in Vergessenheit zu geraten droht, als Überschwang, den es zu beschneiden und zu glätten galt²².

20 Joseph Smits van Waesberghe (Hg.): *Guidonis Aretini Micrologus* (= *Corpus Scriptorum de Musica* 4), American Institute of Musicology 1955, S. 92.

21 Die Bezeichnung der Kirchentonarten, besser: Kirchentöne, als Erster, Zweiter, Dritter und Vierter ist die ursprüngliche, die Zählung von eins bis acht (bei der aus Gründen der Melodieumfänge der Erste in eins und zwei, der Zweite in drei und vier etc. zerlegt wird) die gebräuchlichste und die Benennung mit den pseudo-antiken Namen Dorisch, Phrygisch, Lydisch und Mixolydisch ein traditionsreiches Mißverständnis.

22 *Marosszéki* (Anm. 2) gibt eine Reihe von Beispielen für die Veränderungen im zisterziensischen Choral; im Codex XVII 22 finden sie sich genau wieder, sofern nicht spätere Eingriffe erfolgt sind. Es handelt sich um folgende Stücke:

- Communio *De fructu* fol. 100^r, *Marosszéki* S. 59.
- Graduale *Sederunt principes* fol. 107^r, *Marosszéki* S. 63.
- Communio *Dicit Dominus* fol. 40^r, *Marosszéki* S. 70f.
- Offertorium *De profundis* fol. 106^v, *Marosszéki* S. 75.
- Alleluia *Ostende* fol. 29^r, *Marosszéki* S. 77.
- Alleluia *Veni Domine* fol. 34^v, *Marosszéki* S. 77.
- Offertorium *Reges Tharsis* fol. 28^r, *Marosszéki* S. 78.
- Graduale *Benedictus* fol. 36^v, *Marosszéki* S. 79.
- Offertorium *Anima nostra* fol. 108^v, *Marosszéki* S. 79.

Die zisterziensischen Gelehrten hatten ihre Arbeit 1147 abgeschlossen. In den Jahren 1173–1191 wurden alle für den Orden grundlegenden Schriften, darunter auch die Gesangbücher, in eine einzige große Handschrift, den sog. »Normalcodex«, zusammengefaßt²³. Laut Inhaltsverzeichnis befand sich an 15. Stelle das Graduale, doch sind die Teile 11–15 seit etwa 1480 verschwunden. Die Melodien wurden aber überall sorgsam abgeschrieben, denn Bernhard von Clairvaux hatte gefordert: *Praemunitos autem esse volumus eos maxime qui libros notaturi sunt, ne notulas vel coniuncatas disiungant vel coniungant disiunctas, quia per huius modi variationem gravis cantuum potest oriri dissimilitudo* (Ich will aber, daß die ganz besonders gewappnet sind, die die Bücher notieren sollen, damit sie nicht entweder zusammengehörige Noten voneinander trennen oder getrennte zusammenziehen, denn durch solche Veränderungen kann dem Gesang eine schwere Entstellung geschehen)²⁴. »Ganz besonders gewappnet« waren Bertolfus und Angelus Hebenstreit.

Anders steht es mit der Choralreform des 16. und 17. Jahrhunderts²⁵. Die auf dem Konzil zu Trient im Zug der Gegenreformation beschlossene umfassende Erneuerung der Liturgie, der – beiläufig bemerkt – ein Großteil der geistlichen Dichtung und Musik des Mittelalters zum Opfer fiel, sollte auch dem Choral gelten. Papst Gregor XIII. (reg. 1572–1585), der die Kalenderreform durchführte, beauftragte den bedeutendsten Musiker seiner Zeit, Giovanni Pierluigi da Palestrina (um 1525–1594), mit dieser Aufgabe, und Annibale Zoilo (um 1537–1592), Mitglied der Sixtinischen Kapelle und zuletzt Kapellmeister an der Casa Santa in Loreto, sollte mitarbeiten. 1577 wurde das Graduale revidiert, doch dann blieb die Arbeit liegen. Erst 1611–1612 führten Felice Anerio (1560–1614), Nachfolger Palestrinas als Komponist der päpstlichen Kapelle und Dirigent der Sodalitas musicorum, eines von Gregor XIII. zur Förderung der Kirchenmusikreform gegründeten Instituts, und Francesco Soriano (um 1549–1620), der 1603 als ehemaliger Schüler Palestrinas Kapellmeister an St. Peter in Rom wurde, die Revision zu Ende. Das neue Graduale wurde zwar 1614–1615 von Giovanni Battista Raimondi gedruckt, doch Papst Paul V. (reg. 1605–1621) verweigerte die Approbation. Die Choralreform hätte vor allem die überlieferten Melodien dem neuen humanistischen Sprachverständnis anpassen sollen, und was hätte ein Musiker vom Rang Palestrinas dabei leisten können! Doch es blieb insgesamt bei unvollkommenen und in sich unstimmen Äußerlichkeiten, so daß der gregorianische Choral in dieser sog. Editio Medicea nicht neu erschlossen, sondern gleichsam abgetötet wurde.

An einer Einzelheit sei das Vorgehen geschildert. Der Introitus der Pfingstmesse beginnt mit den Worten *Spiritus Domini* (Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis,

23 Heute: Dijon, Bibliothèque Municipale, Cod. 114.

24 Zit. nach Marosszéki (Anm. 2), S. 20.

25 P. Raphael Molitor: Die nach-tridentinische Choral-Reform zu Rom, Leipzig 1901–1902. Bernhard Meier: Choralreform und Chorallehre im 16. Jahrhundert, in: Karl Gustav Fellerer (Hg.): Geschichte der katholischen Kirchenmusik Bd. II, Kassel 1976, S. 45–53.

Weish. Sal. 1,7). Die zwei dreisilbigen Wörter haben den Akzent auf der ersten Silbe, die beiden folgenden Silben sind unbetont. Der Zisterzienserchoral, wie er im Codex XVII 5 steht (fol. 98^r, Abb. 11), bewahrt die alte Melodie: Auf den Akzentsilben steht nur je ein einziger Ton, d auf *Spi-* und a auf *Do-*; die folgende, am schwächsten betonte Silbe trägt dagegen jeweils eine melodische Bewegung, *-ri-* den Aufschwung f-a-g und *-mi-* die Drehfigur g-a-g-f-g, und auf der letzten Silbe steht eine zweitönige Wendung, auf *-tus* das weiterführende g-a und auf *-ni* das abschließende g-f. Der Reform fiel dieses feine Wechselspiel von Akzent und melodischer Dehnung zum Opfer. Wie die Korrektur im Codex XVII 23 (fol. 82^r, Abb. 10) zeigt, verlagerte man die beiden Melodiebewegungen auf die Akzentsilben und wies den zweiten Silben nur einen einzigen Ton zu, also: *Spi-* d-f-a und *Do-* a-g-a-g-f-g sowie *-ri-* und *-mi-* jeweils g. (Dabei ist die ausradierte Silbe *-mi-* in der Handschrift gar nicht mehr an der neuen Stelle eingetragen worden.) Man meinte damit einen Fehler korrigiert und Eindeutigkeit hergestellt zu haben. Die alte Chormelodie besagt aber nicht, daß man die Wörter *Spiritus* und *Domini* auf der zweiten Silbe betont habe, was tatsächlich eine Karikatur gewesen wäre; vielmehr sollte – so wird man es wohl heraushören dürfen – durch die musikalische Dehnung dem Wort über den Akzent hinaus Raum gegeben werden.

Noch ein zweites unterdrückte die Reform des 17. Jahrhunderts, die sog. Repercussion, die Wiederholung eines Tones in unmittelbarer Folge auf ein und derselben Silbe²⁶. Diese für den Choral wesentliche Vortragsfeinheit erlaubt eine genaue Nuancierung der Tondehnung und Tonbelebung. In dem Introitus zur Pfingstmesse sind folgende Stellen zu nennen: die zweite Silbe von *replevit*, die erste und dritte Silbe von *terrarum* und die vierte Silbe von *scientiam*. Im Codex XVII 5 (Abb. 11) stehen an diesen Stellen zwei oder drei Rhomben nebeneinander, und dies zeigt die Repercussion an. Es darf dabei nicht verwirren, daß das Wort *terrarum* in der Handschrift noch einmal auf dem Blattrand nachgetragen und mit einer anderen Melodie versehen wurde. Es handelt sich um eine nachträgliche Einrichtung dieses Introitus für den Fall, daß man ihn einmal außerhalb der von Ostern bis Pfingsten reichenden Festzeit singt, denn nur innerhalb dieser Festzeit darf der Ruf *alleluia*, der auf *terrarum* folgt, erklingen. Außerhalb dieser Zeit muß man den Ruf weglassen, und deshalb ist eine neue Melodieführung erforderlich. Im Codex XVII 23 (Abb. 10) sieht man bei *replevit*, wie die Tonwiederholung ausradiert wurde – die Unterbrechung der Notenlinie ist genau zu erkennen –; bei *terrarum* ist zur ersten und dritten Silbe ein Einzelton eingetragen, zur mittleren, die den Akzent trägt, die zweitönige Figur c-a (auch hier darf die Eintragung der Fassung für die nichtösterliche Zeit nicht verwirren!), und bei *scientiam* ist eine völlig veränderte Melodieführung aufgezeichnet, die nach Ansicht der Reformer der sprachlichen Gestalt des Wortes entspricht. Anstelle der aneinandergerückten Rhomben, die im Codex XVII 5 die Repercussion bezeichnen, stehen in den älteren Handschriften feine Häkchen. Man sieht sie

26 Luigi Agustoni – Johannes Berchmans Göschl: Einführung in die Interpretation des Gregorianischen Chorals Bd. I, Regensburg 1987, S. 215–293.

im Codex XVII 22 (Abb. 9) bei *est* und den Schlußsilben von *humerum* und *vocabitur*, im Codex XVII 23 (Abb. 7) in der untersten Zeile und im Codex XVII 28 (Abb. 4) bei *deus* und *non*. Die Häkchen geben das Beben und Vibrieren der Stimme deutlicher wieder als die aneinandergerückten Rhomben, und so kann man schon aus diesem Vergleich erkennen, wie die Feinheiten des Choralvortrags in den Hintergrund treten.

Noch von vielen anderen Einzelheiten in den Handschriften ausgehend kann man geschichtliche Perspektiven eröffnen. Die Gradualien sind nicht nur musikalische Quellen, sondern spiegeln die liturgisch geordnete Zeit, innerhalb derer sich das mönchische Leben als Gottesdienst entfaltet.

pleni sunt celi et terra gloria tua / osanna in excelsis
 Benedictus qui uenit in nomine domini / osanna in excelsis
 Agnus dei qui tollis peccata mundi miserere nobis.
 Kyrieleyson. X pceleyson. Kyrieleyson. Trinitatis diebus.
 A-gni Dei qui tol-les peccata mundi dona eis requiem
 dona eis requiem sempiternam.

The manuscript features five staves of Gregorian chant notation. The text is written in a Gothic script. A large, decorative initial 'S' is positioned at the beginning of the 'Agnus Dei' section. The notation includes various rhythmic values and neumes. The text is arranged in a block, with some lines of text appearing below the musical staves.

Abb. 1 Codex XVII 22, fol. 148^v: Schreibervermerk BERTOLFUS, darüber der Schluß des Sanctus und das Agnus der XVIII. Choralmesse sowie – nachgetragen – der Beginn der Litanen



Abb. 2 Codex XVII 22, fol. 29r:
Initiale A zum Introitus Ad te
levavi zum ersten Adventssonntag



Abb. 3 Codex XVII 23, fol. 8r:
Initiale A zum Introitus Ad te
levavi

Dnica pma

d te levavi

am deus mi

si do non cri

irideant me inimici mei i et

Abb. 4 Codex XVII 28, fol. 2^r: Introitus Ad te levavi

DOMINICA PRIMA
ADVENTVS DOMINI
Ad Tertiam Antiph.

ECCE Dominus veniet, et omnes sancti eius cum eo;
et erit in die illa lux magna, alleluia. *Euovae.*

Introitus Misæ.

DEBLE

vavi a nimam meam.

Deus meus in te confi-
do, non erubescam, ne-

que, irrideant inimici mei; etenim uniuers-
si qui te expectant non confundentur. *Vers.*

Vias tuas Domine notas fac mihi, et semitas

Supplicavit ista R. P. Angelus (1661) Hebenstreit. p. i. Prior. p. m.

Abb. 5 Codex XVII 5, fol. 16^r: Terzantiphon *Ecce Dominus veniet* und *Introitus Ad te levavi* mit Psalmvers *Vias tuas Domine* zum ersten Adventssonntag, geschrieben und gemalt von P. Angelus Hebenstreit



Abb. 6 Codex XVII 22, fol. 80
 Initiale R zum Introitus Resurrex
 zum Osterfest



Abb. 7 Codex XVII 23,
 fol. 68r: Initiale R zum
 Introitus Resurrexi

sedamete nescia patri supmo gloria honor
 qs sit cu filio et spiritu pa dno. A.
 In die scto
 Pasche.
 Resurrexi et adhuc
 ad missam.

Abb. 8 Codex XVII 28, fol. 90r: Schluß des Terzhymnus Chorus novae Ierusalem und Beginn des Introitus Resurrexi

us uenit sanctus et saluator mundi. In die sc̄o ad missam.

Vf R natus ē nobis et filius datus ē
nobis cuius imperium sup̄ humerum e ius
et uocabitur nomen e ius magni consili i an gelus

Cantate dño canticū nouū q̄a mirabilia fe cit. b̄ta. ex ova e.

Viderunt om nes fines ter re salutare de i nostri ubi

Abb. 9 Codex XVII 22, fol. 37r: Introitus Puer natus est nobis mit Psalmvers Cantate Domino und Beginn des Graduale Viderunt omnes fines terrae zur dritten Weihnachtsmesse

De 8. tono.

Extra I. Pasche
finitur sic.

spiritu do mi repleuit orbem ter
rarum alle luia et hoc qd con uer
ti

omni a scientiam habet uocis allelu ia allelu
ia alle luia.

Vers. vide infra.

habet ro cis
artifex omne ha
bens uirtute omnia pspiciens. bla. e u o v a e.

B. Brian, ad
shiam vide fa.
71

Abb. 10 Codex XVII 23, fol. 82r: Introitus Spiritus Domini zum Pfingstfest. Der Psalmvers *Omniū est enim artifex ist* teilweise ausradiert

CXV

erant credentes in e um alle lu
 la alle lu la. Indie pentecost
 Spiritus domini re
 pleuit orbem terra
 rum alle luia et
 hoc quod continet omnia sciendum

Per annum fit Officium
 de Spiritu Sancto sic habetur;
 sed Trid. post Septuag.
 Emitte Spiritum.
 vide in Indice.
 Tempore Paschali
 1. Allel. Emitte Spūm. ex
 2. Allel. Veni sancte. hoc fit
 Extra tempus Pasch. sic
 ter ra rum.
 Extra tempus
 Paschale et Pentecost.
 omittuntur Alleluia,
 et hic finitur sic:

Abb. 11 Codex XVII 5, fol. 98^r: Schluß der Communio Ultimo festivitatis die der Pfingstvigil und Introitus Spiritus Domini

Aus der Geschichte der frühneuzeitlichen Flammglashütte im Wald bei Schöntalhöfle (Großerlach-Grab)

Dr. rer. nat. Rolf Schweizer zum 60. Geburtstag gewidmet

VON HANS-DIETER BIENERT, SVEVA GAI UND ANDREAS KOZLIK

Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts die 1705 erbaute Spiegelberger Glashütte¹ aufgrund des stockenden Verkaufs ihrer Produkte in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war, gab es Überlegungen, in einem neu zu bauenden Zweigwerk sogenannte Flammische Scheiben² herzustellen. Der Schöntaler Wald nördlich von Grab unmittelbar vor den ins Rottal abfallenden Hängen (Abb. 1 und 2) schien dazu bestens geeignet, bot der Wald doch das zur Glasproduktion in großen Mengen notwendige Holz und der anstehende Stubensandstein den mineralischen Rohstoff Quarz³.

An dieser Stelle wurde anscheinend 1627 schon einmal der Versuch unternommen, eine Glashütte einzurichten, wie einem Schreiben an den *Vorstmeister zur Newenstatt* vom 26. Juni 1627 zu entnehmen ist⁴. Darin wird die *Transferierung der Glashüttin in den Wald Schöntal* vorgeschlagen und auf einen entsprechenden *Überschlag* des Werkmeisters verwiesen. In einem Schreiben vom 2. Dezember 1626⁵ an denselben Adressaten war bereits von einer beabsichtigten *Translation der*

1 Auf die Geschichte der Spiegelberger Hütte wird hier nicht näher eingegangen werden. Die bisher ausführlichste Arbeit zu Spiegelberg bietet *K. Greiner*: Die kirchenrätliche Spiegelhütte in Spiegelberg. – In: Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn 22, 1957, S. 138–177. Weiterhin siehe: *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 1. Öhringen 1926 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1989), S. 89–90; *Ders.*: Beiträge zur Geschichte der Glasindustrie in Württemberg. – In: Württembergische Vierteljahresshefte zur Landesgeschichte N. F. 34, 1928, S. 92–93; *C. Schönleber* (Hg.): Weinsberger Tal – Mainhardter Wald. Öhringen 1931, S. 168; *Lechler*: Geschichte der Glashütte Spiegelberg. – In: Blätter des Altertumsvereins für den Murr gau 82, 1931. *Ders.*: Geschichte der Glashütte Spiegelberg, Schluß. – In: Blätter des Altertumsvereins für den Murr gau 83, 1931; *Adolf Reitz*: Alte Glashütten im Mainhardter Wald. – In: Hohenloher Heimat 14, 1949, S. 53; *Th. Deters*: Glashütten im Mainhardter Wald. – In: Hohenloher Heimat 39, 1949, S. 154–155; *Ders.*: Glasherstellung vor 200 Jahren. Aus alten Rezeptbüchern der Glashütte Spiegelberg. – In: Hohenloher Heimat 2, 1950, S. 14–15; Geschichte der Glashütten im Lautertal (o. V.). – In: Unsere Heimat 9, 1954; *Th. Deters*: Die herzogliche Glashütte in Spiegelberg. – In: Schwaben und Franken 9, 1958, S. 1–2; *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 2. Stuttgart 1964 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1991), S. 119–121; *E. Dietz*: Von alten Glashütten im Schwäbisch-Fränkischen Wald. – In: Der Haalquell 10, 1964, S. 39; *K. Greiner*: Die Glashütten in Württemberg. Wiesbaden 1971, S. 11–14, 18, 26, 27, 41, 48–51.

2 Nach Greiner 1957 (wie Anm. 1), S. 156 waren dies nach einem besonderen und wesentlich billigeren Verfahren hergestellte, anderwärts auch Mondglas genannte Scheiben.

3 Nähere Ausführungen zum Stubensandstein und dessen Einsatz in der Glasproduktion siehe bei *H.-D. Bienert, S. Gai, G. Reinhold & D. B. Seegis*: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Glasproduktion im Schwäbischen Wald. Die Glashütten im Fischbachtal und bei Liemannsklinge. – In: WFr 76, 1992, S. 120–123.

4 HStASt A 560, Bü. 7. Einen Verweis auf dieses Schriftstück findet sich auch im schriftlichen Nachlaß von Karl Greiner zu den Glashütten in Nordwürttemberg, wo er in einer vom 16. 04. 1964 datierenden Zusammenstellung sechs Briefe betr. die Transferierung der Glashütte zu Beringsweiler und Fürstenhütte in den Wald Schöntal aufzählt.

5 HStASt A 560, Bü. 7.

Glaßhütten die Rede. Vier weitere Schreiben aus den Jahren 1627⁶, 1628⁷ und 1630⁸ befassen sich vorwiegend mit dem sumpfigen Boden im Schöntaler Wald, der wohl nur zu einer Wiese oder Viehweide taugte. In dem Brief vom 15. Mai 1628⁹ wurde schon darauf verwiesen, daß *das darauf stehende Holz belangend, wöllst du solches dem Hütmaister zu dem Verglasen umb gebürende Bezahlung volgen lassen*. Allerdings geht aus den Briefen nicht eindeutig hervor, welcher Betrieb letztendlich in den Schöntaler Wald verlegt werden sollte. Es ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, daß es sich um die Hütte im heutigen Altfürstenhütte gehandelt hat¹⁰, die nach ihrer Erstellung 1605 an die Glasmacherfamilie Wenzel übertragen und nach Herzog Friedrich I. Fürstenhütte genannt wurde¹¹. 1617 brannte die Hütte ab, wurde jedoch schnell wieder aufgebaut, ehe sie dann um 1690 ihren Betrieb einstellen mußte¹². Letztendlich scheint es aber nicht zu dem geplanten Bau der neuen Hütte im Schöntaler Wald gekommen zu sein; zumindest liegen darüber keine weiteren Akten vor. Als Ursache für die Aufgabe der Pläne wäre an die Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs zu denken, der das Land völlig verwüstete und somit den Neubau einer Glashütte gewiß unmöglich gemacht hatte¹³.

Über 100 Jahre später, im Jahr 1740, bauten dann aber Mitglieder der bereits erwähnten Familie Wenzel im Schöntaler Wald eine neue Glashütte, über deren Geschichte bis heute kaum etwas bekannt ist¹⁴. Sie entstand wohl als Zweigwerk des Neufürstener Betriebs. Als diese Hütte im Schöntaler Wald aber kaum Gewinn erbrachte, wurde sie von den Hüttmeistern Philipp Friedrich Wenzel und Johann Conrad Wenzel aus Neufürstenhütte um 275 fl an die kirchenrätliche Spiegelhütte in Spiegelberg verkauft, womit die Geschichte der Flammglashütte im Schöntaler Wald beginnt¹⁵.

Am 7. August 1753 berichtete der Amtmann Hummel aus Spiegelberg an den herzoglichen Hof, daß die neue Hütte im Schöntaler Wald in Kürze fertiggestellt werden könne¹⁶. Bereits im Juni desselben Jahres hatten sich die neuen Besitzer um eine geregelte Frischwasserversorgung zu der neuen Hütte bemüht. Die

6 HStASt A 560, Bü. 7: Zwei Briefe vom 4. Juni 1627 bzw. 19. Juli 1627.

7 HStASt A 560, Bü. 7: Ein Brief vom 15. Mai 1628.

8 HStASt A 560, Bü. 7: Ein Brief vom 7. Juli 1630.

9 HStASt A 560, Bü. 7.

10 Mehrfach werden in den genannten Schreiben (HStASt A 560, Bü. 7) Personen aus der Fürstenhütte bzw. von Böhringsweiler genannt.

11 Vgl. Greiner 1971 (wie Anm. 1), S. 10, 29; W. Schäfer: Neufürstenhütte und die Glashütten auf der Gesamtgemarkung Großerlach. Broschüre des Heimatvereins Großerlach/Grab zur Dorfplatzeinweihung 1990. Neufürstenhütte 1990, S. 13.

12 Bereits fünf Jahre später wurden dann die benachbarte und zur Unterscheidung von dem früheren Glasbetrieb genannte Neufürstenhütte errichtet. Näheres siehe bei Greiner 1971 (wie Anm. 1), S. 10, 61; Schäfer (wie Anm. 11), S. 14.

13 Freundliche Mitteilung von Gerhard Fritz (Murrhardt).

14 Greiner 1971 (wie Anm. 1), S. 14; Schäfer (wie Anm. 11), S. 15–16.

15 Greiner 1957 (wie Anm. 1), S. 156 nennt den Betrag von 275 fl der dem Hüttmeister Wenzel aus Neufürstenhütte für die verlassene Glashütte im Schöntaler Wald bezahlt worden ist. Vgl. auch Schäfer (wie Anm. 11), S. 16.

16 HStASt A 282, Bü. 1562.

Gesamtkosten für *einen Bronnen zu der Schönthaler Hüttin* wurden in einem Bauüberschlag mit über 216 fl angegeben¹⁷, da die Quelle, welche genutzt werden sollte, in größerer Entfernung von der Hütte lag, was Amtsrat Hummel in einem anderen Brief wie folgt ausführte¹⁸: *Es befindet sich in dem Schönthaler Wald auf einer Wisen eine Quelle, wovon ehemahlen die in der Schönthaler Hüttin in Arbeit gestandene Glasmacher ihr Wasser gehohlet, welche zimlich starck ist, derselben Ursprung ist über 1000 Schritt von der Hüttin entfernet, und bey dem Nachgraben hat sich gezeigt, daß selbige nicht oben herab sondern untenherauf quillet und daß deren Fassung mußte noch tiefer unten am Berg geschehen, wordurch den verursacht würde, daß das Wasser von dieser Quelle, wann man allen Fleiß anwendete, selbige durch Bronnenteuchel soweit zu führen, alß möglich wäre.* Entscheidend für die Wahl der Quelle war eben eine ganzjährige und gleichmäßige Schüttung, so daß in der Hütte immer genügend Wasser zur Verfügung stehen würde. Hummel legte dies im selben Schreiben weiter dar: *hingegen seind 2 andere Quellen, welche um 400 Schritt weiter entlegen, und denen mit Fleiß nachgegraben worden, nunmehr gänzlich versiegen gegangen, von welchen Hoffnung gewesen wäre, daß sie hätten können zu der Hüttin geführt werden. Die erste Quelle wovon die kleine Glasmacher ihr Wasser gehohlt, möchte, wann solche soweit geführt würde, alß möglich wäre, samt Teuchel, Bronnenstock, Rohr und Trog 100 fl Kosten erfordern, die andere Quellen aber, wann sie gebliben wären, und nicht versiegen gegangen, möchten 50 fl weiters kosten: weilen nun bey diesen Umständen nicht viel zu thun gewesen, maßen das Spiegelmachen weit mehreres Wasser, alß die kleine Glasmacherey erfordert, und zu Füllung des Löschtrogs und derer Lösch-Büttinen, welches wöchentlich 2 mahl geschehen muß, wenigstens 10 Ay(mer) Wasser erfordert werden; So habe mich mit dem Bronnenmeister nach einer anderen Quell umgesehen, selbige auch vor dauerhaft und dergestalten erfunden, daß sie in die Hüttin hineingeführt werden kan, und weil an deren Verdopplung bey Thauwetter nicht gezweiflet wird, so kan durch Eingrabung einer Kusten, welche wenigstens 25 Ay(mer) haltet, das Sand-waschen zum Spiegelgemeng, welches sonst an dem Rothfluß geschehen müßte, und kostbar wäre, versehen werden.*

Versucht man heute die in Hummels Brief angesprochene Quelle zu lokalisieren, so stößt man in den angegebenen 1000 Schritt Entfernung vom Hüttenplatz, was ungefähr 710–750 m entspricht, auf einen unmittelbar südlich der Straßenverbindung von Grab zur Rösersmühle gelegenen Waldteil mit dem Namen »Brunnenstube« (Abb. 1). Begehungen im Gelände erbrachten aber keine weiteren Informationen. So kann nur vermutet werden, daß diese Bezeichnung von einer ehemaligen Brunnenstube herrührt, die möglicherweise die in Hummels Brief genannte Quelfassung gewesen ist; die angegebene Entfernung würde jedenfalls zutreffen. Im Oktober desselben Jahres war der Hüttenbau *bereits so weit gekommen, daß selbiger nicht nur unter Tach stehe, sondern auch die Wohnungen darinnen fertig*

17 HStASt A 282, Bü. 1562: Bauüberschlag vom 11. Juni 1753.

18 HStASt A 282, Bü. 1562: Schreiben vom 21. Juni 1753.

seyen, auch zur Prob 2 Streck Öfen fertig gemacht werden, und daß nöthig wäre, daß der Baumeister Groß diese Arbeit besichtigte, und wofern man auch Flammisch Glas machen wollte, ob nöthig wäre, ehe man weitere Öfen erbaute, einen tüchtigen Meister hierzu zu bekommen, und ferner, damit dieser Hüttenbaw über Winter nicht mißhandelt werden möchte, wann er leer stünde 2 Haußhaltungen von ehelichen Leuthen darrin anzunehmen¹⁹. In einer am 20. Oktober 1753 erfolgten Antwort²⁰ wurde die Einrichtung der Haushaltungen genehmigt, aber darauf verwiesen, daß die Leute Sorge zu tragen hätten, daß das Gebäude so wohl von ihnen ohne Schaden bewohnt, als auch von andern vor solchem bewahret werde mögen. Weiterhin sollten die Spiegelberger sich bemühen, den von Amtsrat Hummel vorgeschlagenen Antonius Herdtle aus Lohr zur Herstellung der Flammischen Scheiben nach Schöntal zu holen.

Die folgenden Monate hatten den Ausbau der Schöntaler Hütte weiter vorangetrieben, so daß auch mit ersten Arbeitsversuchen begonnen wurde. Am 27. Juli 1754²¹ berichtete wiederum Amtsrat Hummel aus Spiegelberg, daß inzwischen der Glasmeister Heinrich Georg Bayer aus Zweibrücken, um dessen Verpflichtung man sich bemüht habe, nebst seinem Vetter Lindt in Spiegelberg angekommen sei und er ihn zusammen mit dem hiesigen Spiegelmeister auf die Hütte in den Schöntaler Wald gesandt habe. Es sei aber auch noch notwendig, daß an die Hütte, mit deren Bau er grundsätzlich zufrieden ist, eine Materialkammer angebaut werde. Nach einem Bauüberschlag des Baumeisters Groß aus Winnenden vom 17. August 1754²² beliefen sich die Gesamtkosten für die notwendigen Maurer-, Zimmer-, Schlosser- und Glaserarbeiten auf etwas über 161 fl. Amtsrat Hummel sandte diesen Überschlag mit einem Schreiben am 21. August²³ an die zuständigen Stellen, welche ihn mit einem Vermerk am 29. August genehmigten: *wäre zu ratificieren*.

Wie die Schöntaler Hütte nach ihrer Fertigstellung ausgesehen hat, zeigt eine auf Pergament gefertigte farbige Zeichnung (Abb. 3)²⁴. Demnach waren Öfen, Wohnungen und Lagerräume unter einem Dach untergebracht. In der unmittelbaren Umgebung der Hütte befanden sich Sandgruben und Holzlager, sowie ein größeres Vorratslager für die Glaswaren. Neben dem Brunnen gab es die sogenannte *Sandwäsch* und eine kleinere Hütte für die Gewinnung der Pottasche. Auf einer zweiten Seite findet sich auch ein schematischer Grundriß der Hütte (Abb. 4) mit

19 HStASt A 282, Bü. 1562: Schreiben des Amtmann Hummel vom 16. Oktober 1753 an den herzoglichen Hof.

20 HStASt A 282, Bü. 1562.

21 HStASt A 282, Bü. 1562. Siehe auch die kurze Mitteilung bei *Th. Deters*: Die Glashütte im Schönthal bei Grab. – In: *Zwischen Kocher und Murr* 5, 1951, S. 17.

22 HStASt A 282, Bü. 1562.

23 HStASt A 282, Bü. 1562.

24 Das Original befindet sich im HStASt im Bestand A 282, Bü. 1562. Eine Wiedergabe dieser Abbildung findet sich auch bei *Deters* (wie Anm. 21), S. 20; *H. Häfner*: Flurnamen als lebendige Quellen einer Ortsgeschichte. Neufürstenhütte 1953 [Nicht veröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit], S. 146; *Greiner* 1957 (wie Anm. 1), S. 157; *Deters* 1958 (wie Anm. 1), S. 1; *Greiner* 1971 (wie Anm. 1), Tafel 2.2; *Bienert et al.* (wie Anm. 3), Abb. 1.

kurzen Erläuterungen (Abb. 5)²⁵. Deutlich ist hier die nachträglich angebaute Materialkammer zu erkennen. Den größten Raum nimmt der zentral liegende Schmelzofen mit sechs Häfen ein, wo die Glasschmelze erzeugt wurde. Weitere Öfen liegen an den Außenwänden des Gebäudes. Leider fehlt ein Maßstab, so daß keine Aussage über die Größe der einzelnen Bereiche und Objekte möglich ist. Hierüber gibt aber ein zweiter Grundrißplan (Abb. 6) Auskunft, der wohl einen späteren Bauzustand der Hütte zeigt, da an das Hauptgebäude weitere Bereiche angebaut worden sind, so eine Erden- und Aschenkammer, eine Sandkammer und eine Streckerstuben mit zwei Nebenräumen. Auch der Hauptraum hat sich gegenüber dem ersten Plan leicht verändert, wobei der Schmelzofen im Zentrum verblieben ist. Legt man den auf dieser Karte angegebenen Maßstab zugrunde, so ergibt sich für die Hütte eine Gesamtfläche von ungefähr 825 m². Die Größenangaben für die weiteren Räume und die Öfen sind auf einer separaten Abbildung (Abb. 7) angegeben²⁶. Im Rahmen von Geländebegehungen konnten zwar Gebäudestrukturen (Abb. 8) entdeckt werden, die sich aber ohne eine eingehende archäologische Untersuchung nicht näher identifizieren lassen. Nordwestlich, nördlich und unmittelbar westlich der Hüttenstelle sind Sandgruben (Abb. 2, 9 und 10), die im tieferen Stubensandstein angelegt wurden, zu finden. Sie sind mit großer Wahrscheinlichkeit für den Hüttenbetrieb genutzt worden. Unterstützt wird diese Vermutung durch die zeitgenössische Zeichnung (Abb. 3), der zu entnehmen ist, daß es Sandgruben nahe bei der Hütte gegeben haben muß.

Am 21. Oktober 1754²⁷ berichtete Hummel an den herzoglichen Hof über die Flammglasherstellung und *übersendet gehorsamst eine Probe von dem auß dem neuen Offen erzeugten Glas*. So hat er über die anlaufende Produktion der Flammglasscheiben wie folgt geschrieben: *Es hat der Glasmeister Bayer verwichenen Freytag alßdem 18. dieses den Anfang mit dem Glasmachen gemacht, und da die ganze Hütten-Parthie Montags zuvor sich würcklich allda eingefunden und eingetretten, hat er dieselbe biß auf den Freytag exercirt, und ihnen die Handgriffe gewisen. Bey Anfang des Geschäftts ware selbst gegenwärtig, und ob zwar die neue Leuthe anfangs mit Zittern und Beben die Instrumenten gehalten, so hat der Glasmeister Bayer ihnen die Instrumenten halten regieren, auch ihnen zu vielen malen selbst angefangen, und den Vorthel gezeigt, biß sie endlich selbst was zu wegen gebracht, worauff sie alßdann Muth bekommen, und ohne weitere Anweisung doch unter correction des Glasmeister Bayer, Linden und Andreae, welche ihnen zuweilen wieder vorgeschafft, angefangen, vorgeblasen, und dem Glasmeister Bayer die Kolben zum Außlaufen in die Hand gestellt, und in Zeit von 6 Stunden came das Geschäft soweit in*

25 Bei dieser Abbildung handelt es sich um eine auf der Originalabbildung (siehe hier Abb. 4) basierenden Wiedergabe mit entsprechender Umschrift der Erläuterungen.

26 Die Angaben sind gerundet. Die Abbildung basiert auf dem als Abb. 6 wiedergegebenen Originalplan. Für die Umrechnung des *Wurtembergischen Werck Schuh* wurde der bei *H. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch*, Bd. 5. Tübingen 1920, S. 1166 genannte Wert von 0,28649 m für einen Württembergischen Schuh zugrunde gelegt. *Greiner* 1957 (wie Anm. 1), S. 177 verwendet 0,2922 m und bezieht sich dabei auf den bei *Fischer* (wie Anm. 26), S. 1253 unter dem Stichwort »Zoll« für einen Schuh angegebenen Wert.

27 HStASt A 282, Bü. 1562.

Gang, daß in Zeit von 3 Minuten 1 Scheiben in den Kühl Offen gebracht worden, es hat hirbey der Glaßmeister Bayer bewiesen, daß ihm sein hohes Alter am Arbeiten nichts hindern, auch kan deßen Vetter Lind und der Heydelberger Glaßmeister Andreæ rechtschaffen mit dieser Arbeit umgehen, und es ist kein Anstand, daß diese Hütten-Parthie in kurzer Zeit dergestalten geübt seyn wird, alßwann sie ihr Lebtage bey der Flamm Glaßmacherey gewesßen wäre. Hiebey übersende in Unterthänigkeit einige Stücke von dem neuen Glaß, die ganze Scheuben seind noch nicht genug außgekühlt, und obzwar dieses Glaß viele Ohnreinigkeit bey sich führet, so hat jedannoch selbiges nichts zu bedeuten, weilen es die erste Schmelz auß einem neuen Offen ist . . . Das Lohrer Flamm Glaß hat zwar eine meergrüne Farbe, allein es sagt der Glaßmeister Beyer, daß ein blaulechler Stich dem Glaß viel eine beßere Spielung gebe, und solches englische Mode seye.

Bei Oberflächenbegehungen im Bereich des ehemaligen Standorts der Schöntaler Hütte, konnten Glasschlackenreste²⁸ über eine große Fläche verstreut aufgelesen werden (Abb. 11). Bei fast allen Stücken handelte es sich um das sogenannte – mehr oder weniger grüne – Waldglas, dessen Farbe auf den hohen Eisengehalt des verwendeten Stubensandsteins zurückzuführen ist²⁹. Daneben konnten auch einige kleine Schlacken von blauer Farbe entdeckt werden. Reste von Flachglas wurden nur in Form kleiner Splitter aufgelesen (Abb. 12). Hinweise auf die Herstellung von Hohlglas wurden dabei nicht gefunden. Auch in den entsprechenden Akten ist über eine solche Produktion nichts erwähnt, so daß davon ausgegangen werden kann, daß im Schöntaler Werk nur Flachglas hergestellt wurde. Zu den Oberflächenfunden gehören auch noch drei Schmelztiiegelfragmente: ein Boden- und zwei Randstücke (Abb. 13).

Zwei Tage nach dem Bericht über die Produktion der Flammglasscheiben sandte Hummel am 24. Oktober 1754 mit einem kurzen Brief³⁰ zwei Scheiben sowie eine Probe von der zweiten Schmelze an den Herzog. Die beiden Scheiben hatte er, wie er vermerkte, aus dem Kühlöfen entnommen, nachdem dieser aufgemacht wurde. Im Gegensatz zur ersten Probe sei aber die beigefügte Probe von der zweiten Schmelze *viel feiner – doch aber noch blaßigt außgefallen*. Hummel hoffte, daß diese Blasen mit der 3. Schmelze verschwinden würden. Die mangelnde Qualität der ersten beiden Proben war nach Hummel auf ein anscheinend schlechtes *Gemeng*, welches zum Schmelzen verwendet wurde, zurückzuführen. Als er am 30. Oktober 1754³¹ eine dritte Probe an den Herzog schickte erläuterte er dies: *Es sind die 2 erstere Flamm Glas Schmelzen wegen ohnlautern Weesens mißrathen, und alß ich des Glas Meister Bayers 3^{te} Composition die er zum einlegen parat gehabt untersucht, so habe gefunden, daß nicht wäre möglich gewesen, gutes und reines Glas darauß zu schmelzen, und da ich ohne hin gesehen, daß der Bayer wegen dieses schlechten*

28 Alle Funde, die bei Oberflächenbegehungen gemacht wurden, befinden sich unter der Bezeichnung »Sammlung Bienert« im Carl-Schweizer-Museum in Murrhardt, wo sie auch zukünftig verwahrt werden.

29 Vgl. hierzu die Angaben in Bienert et al. (wie Anm. 3), S. 121.

30 HStASt A 282, Bü. 1562.

31 HStASt A 282, Bü. 1562.

Gemengs sich große Anfechtung mache, so habe nicht ermangelt dem Bayer ein anderes Gemeng zu machen, und bin darbey geblieben, biß selbiges geschmelzt und außgeschafft gewesen, von welchem Gemeng Euer Hochfürstlichen Durchlaucht ich hirmit eine Glas Probe unterthänigst einstweil einsende, biß der Kühl Ofen aufgemacht und eine gantze Scheiben unterthänigst eingesandt werden kan. Wie Hummel dann weiter berichtete, kam die Arbeit dennoch gut vorran: Die Arbeith belangend, so geht dieselbe, weil die newe Leuthe immer geübter werden zimlich gut von statten, so daß auch da man das 3^{te} Mahl geschafft, schon eine große Quantitet Scheiben gantz in den Kühl Ofen gekommen, warauß eine zimliche Anzahl Tafeln und kleine Scheiben wird geschnitten werden können.

Detaillierte Angaben über den in Schöntal benutzten Schmelzofen fehlen. Anhand der beiden Hüttengrundrisse (Abb. 4 und 6) lassen sich dennoch einige Aussagen machen. Während der ältere Grundriß (Abb. 4) den Ofen schematisiert wiedergibt, ist auf dem jüngeren Grundriß (Abb. 6) nur zu entnehmen, daß er eine Grundfläche von ca. 28 m² bedeckte. Hingegen sind auf dem älteren Grundriß (Abb. 4) die sechs Schmelzhäfen und der zwischen ihnen verlaufende Schürkanal deutlich sichtbar zu erkennen. Die Arbeitsplätze befanden sich jeweils vor dem Ofen auf Höhe der Schmelzhäfen. Die Feuerung mit Holz erfolgte von den Seiten. Unklar ist die Funktion von den drei auf jeder Seite zu findenden halbrunden Nischen. Gleitsmann³² deutet solche Nischen in einem um 1811 zu Friedrichsthal bei Senftenberg in Sachsen betriebenen Spiegelglasschmelzofen als Nischen zum Aufwärmen, d. h. Tempern der Häfen. Ob diese Interpretation auch auf den Schöntaler Ofen zutreffen könnte, ist nicht zu beantworten, vor allem auch im Hinblick darauf, daß in Schöntal zwei spezielle Wärm- bzw. Temperöfen vorhanden waren (Abb. 4 und 5), somit eine zusätzliche Stelle für das Aufwärmen der Häfen eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Aus dem Spiegelberger Hauptwerk liegen dagegen einige Konstruktionszeichnungen³³ des dortigen Schmelzofens (Abb. 14 und 15) vor³⁴. In ähnlicher Weise könnte der Schöntaler Ofen angelegt gewesen sein. Ebenso wie in Schöntal, besaß auch die Spiegelberger Anlage sechs Schmelzhäfen. Hierzu gibt es noch mehrere Seiten umfassende Beschreibungen³⁵ über den Bau eines Schmelz- oder Spiegelofens sowie eines Streck- und Kühlofens, die in diesem Aufsatz transkribiert als Anhang 2 wiedergegeben werden. Gleitsmann³⁶ geht in seiner Arbeit näher auf die Spiegelberger Anlage und deren Funktion ein, so daß hier auf eine weitergehende Erörterung verzichtet wird.

Über die Personen, die auf der Schöntaler Hütte arbeiteten, gibt eine *Beschreibung*

32 R. J. Gleitsmann: Die Spiegelglasmanufaktur im technologischen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Eine Studie zur Technologie des Manufakturwesens in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des Themenkomplexes Glasschmelzofenkonstruktionen. Düsseldorf 1985, Abb. 37.

33 HStASt A 282, Bü. 1566, Bl. 21 und Bl. 22.

34 Vgl. die Angabe bei Gleitsmann (wie Anm. 32), S. 290. Er bezieht sich übrigens bei seinen Umrechnungen hinsichtlich der Größenangaben auf den von Greiner 1957 (wie Anm. 1), S. 177 genannten Wert von 0,2922 m für einen Schuh; vgl. hierzu die Angaben in Anm. 26.

35 HStASt A 282, Bü. 1556.

36 Gleitsmann (wie Anm. 32), S. 290–296, Abb. 35, 36.

der Laborantschafft, die vom 15. November 1754 datiert, nähere Auskunft³⁷. Diese Beschreibung war am 16. September desselben Jahres entworfen worden. Der Wochenlohn für die 16 auf der Hütte tätigen Personen belief sich demnach auf 40 fl, wobei *das an solchem Lohn ihnen alle Wochen abschläglichen abzuraichende Kostgeld* 28 fl 48 x betrug. Den höchsten Wochenlohn mit 6 fl erhielt der Glasmeister Bayer, dessen Vetter verdiente 4 fl und somit 30 x weniger als der Vorbläser Sebastian Andreè aus Heyelberg. Den geringsten Wochenlohn in Höhe von 1 fl bezog der *Pfeiffen Jung Gottlieb Schiltbach, welcher die Glas Pfeiffen aufstecken, abkühlen und ablöschen soll*. 30 x höher lag der wöchentliche Verdienst von zwei Holzträgern, deren Stelle aber bei Abfassung der Liste noch nicht besetzt worden war. Einen Tag zuvor hatten bereits *Hof Gerichts Assesor und Kirchen Rathes Expeditions Räthe Knebel und Vellnagel* die Hütte besucht und einen ausführlichen Bericht³⁸ darüber angefertigt. Ihr besonderes Augenmerk galt dem *Flamm Glas-machen in der neu errichteten Glashütten*, dessen Fabrikation sie selbst in *Augenschein nehmen* wollten. Es sollte aber auch überprüft werden, mit welchem Ertrag von dieser Hütte zu rechnen sei und welche Preise für die Produkte zu erzielen seien. So berichteten sie besonders über die Flammglasproduktion: *daß ... wir gefunden, daß das Flamm Glasmachen allbereits in einem recht erwünschten Fortgang seye, und die gesamte Laborantschafft den ihnen von dem Glas Meister Bayer gewiesenen Handgriff in dieser kurtzen Zeit, als das Werk angefangen worden, dergestalten wohl begriffen haben, daß sie nun würcklich im Stande seyend, das Flamm Glas vollkommen gut und rein außzuarbeiten, so, daß daßselbe eben so fein, als das Chur Maynzische Lohrer Flamm Glas außfällt*. Allein die Farbe des erzeugten Glases, *das den außwärtig beliebten sogenannten sächlich-grünen Stich noch nicht vollkommen hat*, schien nach Ansicht von Knebel und Vellnagel noch etwas verbesserungswürdig. Insgesamt aber, so glaubten sie, sei *jährlich ein nicht geringer Profit auß diesem Werck zu erwarten* und führten weiter aus: *wir haben auch, weilien die Berechnung dieses Profits nach denen erzeugenden gantzen Scheiben gemacht worden, hingegen viele Bestellungen auch nach denen darauf zu schneidenden Tafeln unterschiedlicher größe gemacht werden dörften, in der Beylage Lit: D einen nach verjüngtem Maaßstab gemachten Riß von einer 40 zölligen Scheibe vom Diametro, Brabanter Maßes, unterthänigst vorlegen wollen, damit aus solchem ersehen werden möge, wie leztenfallß der Profit, wann die Eintheilung der bestellenden Scheiben Tafeln geschickt gemacht wird, sich noch ein mehr als ein Drittel höher belauffen, wann auch gleich nach unserm ohnmaßgeblichen Project die Tafeln wohlfeyley als die Lohrer gegeben werden*. Die Skizze einer solchen Scheiben (Abb. 16) ist eines der wenigen Dokumente, welches direkten Aufschluß über die Produkte der Hütte gibt.

Damit das Leben in der Hütte seinen geregelten Gang ging wurde eine eigene Hüttenordnung³⁹ entworfen, in der Verhaltensmaßregeln für alle Beschäftigten

37 HStASt A 282, Bü. 1562.

38 HStASt A 282, Bü. 1562: Datiert: Stuttgart, den 20. November 1754.

39 Siehe auch die Ausführungen bei Greiner 1971 (wie Anm. 1), S. 36–37.

festgelegt wurden. Auch für die Schöntaler Hütte wurde eine solche Ordnung angefertigt. Knebel und Vellnagel hatten schon in ihrem Bericht vom 20. Oktober 1754 darauf verwiesen, daß sie während ihres Besuchs auf der Schöntaler Hütte eine von Amtmann Hummel entworfene Ordnung zusammen mit diesem und dem Glasmeister Bayer durchgegangen und verschiedene Korrekturen angebracht hätten. Als Beilage B wollten sie ihrem Bericht ein Konzept dieser neuen Ordnung beilegen. In transkribierter Form ist diese Hüttenordnung⁴⁰ für den Schöntaler Betrieb im Anhang I dieses Aufsatzes wiedergegeben. Mit einem Schreiben⁴¹ vom 12. Dezember 1754 wurde Hummel von herzoglicher Seite mitgeteilt, daß die revidierte Hüttenordnung genehmigt sei; zugleich wurde er ermahnt: *daß du solche der gesammten Laborantschaft auf der Glaß Hüttin im Schönthal publicirest und darob künftighin stricte haltest, das einte Exemplar bey deiner Registratur ahservirest, das andere Exemplar aber facta publicatione in ermelter Glaß Hüttin öffentlich affigirest, damit ein jeder von denen Laboranten sich darnach regulieren und keine Ursache haben möge sich mit der Unwissenheit zu entschuldigen.*

In den nun folgenden Monaten kam die Produktion der Flammglasscheiben gut voran, so daß Hummel am 18. August 1755⁴² berichten konnte, daß inzwischen eine größere Menge an Scheiben auf der Hütte vorrätig sei, wobei man sich aber über den Absatz Gedanken mache: *Es ist das Schönthaler Flamm Glaßmachen so weit gedeyhen, daß ein großer Vorrath von sauberem Glas vorhanden, und es ist weiter nichts übrig, alß daß auf alle Arth und Weiß getrachtet werde, dieses Glaß bekandt zu machen, und dann zum Verkauf zu bringen.* So dachten die Schöntaler daran, dieses Glas auf der Frankfurter Messe anzubieten.

Bei einer weiteren Inspektion des Hüttenbetriebs stellten der bereits erwähnte Kirchen Raths Expeditions Rath Vellnagel und Hofkammer Rath Hehl in einem am 4. Oktober desselben Jahres abgefaßten Bericht⁴³ fest, daß *zwar seit dem Anfang dieses Wercks, bey einem Jahr her neben dem daß . . . eine Parthie ohnverkäuffliches Glas da stehet, noch nicht weiter als etwa für ohngefähr 1200 fl Flamm Glas verkaufft worden.* Wenn sich die Belegschaft aber Mühe gibt, so glaubten sie, dürfte dieser Mißstand zu beheben sein und zukünftig ein besserer Absatz für die Produkte gefunden werden.

Zwei Jahre später, 1757, hatte der akute Holzangel in Spiegelberg dazu geführt, daß Überlegungen angestellt wurden, die Spiegelproduktion von dort in das Werk im Schöntaler Wald zu verlegen. Hummel schrieb am 13. Juli dieses Jahres⁴⁴, *daß bey Verlöschung hiesig Offens das Spiegelmachen alldorten ohne das mindeste fehlen continuiert werden kan, maßen auch das zu einem ganzen Offen erforderliche Holz bey dieser Hüttin parat stehet.* Um dann aber die geregelte Weiterführung des Werkes zu gewährleisten, wollte Hummel vor allem die spätere Versorgung mit dem

40 HStASt A 282, Bü. 1562.

41 HStASt A 282, Bü. 1562.

42 HStASt A 282, Bü. 1562.

43 HStASt A 282, Bü. 1562.

44 HStASt A 282, Bü. 1562.

notwendigen Brennholz geklärt wissen. Ende Juli ist dann mit der Spiegelproduktion in der Schöntaler Hütte begonnen worden, wie Hummel dem Herzog am 21. September⁴⁵ mitteilte. Auch könne man bisher von einem guten Erfolg beim Spiegelmachen sprechen, so Hummel, da das Glas rein und sauber ausgefallen sei und man auch weiterhin mit einem guten Fortgang rechnen würde.

In den nun folgenden Jahren schien es keine größeren Probleme gegeben zu haben, sieht man einmal davon ab, daß die Holzzufuhr zur Hütte immer beschwerlicher wurde. Die große Katastrophe für die Hütte folgte im Juli 1762 als sie von einem Brand zerstört wurde. In einem mehrseitigen Brief an den Herzog schilderte Amtsrat Hummel ausführlich das Geschehen⁴⁶: *Schon 10 Tage ware der Glas Ofen in der Schönthaler Hüttin ausgelöscht, man brannte zwar noch Steine zum newen Glas Ofen, aber in der Nacht vom Freytag auf den Samstag wurde auch dieses Feuer ausgelöschet, der Ofen zugemauert, und also hatte man nicht die geringste Feuer Schadens Sorge. Samstags wurde der alte Glas Ofen vollend abgebrochen und man merckhte weder Rauch noch Feuer, Sonntags abends noch um 9 Uhr saßen die Laboranten auf der Harsch Bruckhen und auf dem Harsch lagen noch bey 12 Klaffter Klein Holtz; kein Mensch roche einiges Feuer. Nachts um 10 Uhr beschloße der Spiegelmeister seine Stuben Thüren und sahe noch einmahl in die Hüttin hinein, aber er roche weder Brand noch Feuer, um 12 Uhr ware der Laborant Ludwig Lind noch auf, welcher der Hüttin gegen über wohnt, er sahe nichts biß gegen 2 Uhr, da er im Bött gelegen und nicht geschlafen, erblickhte er eine Hellin, stunde auf, und da er die Hüttin in Brand sahe, sprang er im Hembd in die Hüttin, machte Lermen, der Laborant Leonhardt Unterzuber, welcher unten in der Hüttin gewohnt, hatte diese Nacht einen bettlenden Glas Macher über Nacht, welches doch Schwur Feraths wider das Hüttin Gesätz laufet, und dieser Laborant machte auf des Linden Rufen zwar seine Thür auf aber auch gleich wider zu, und der bettlende Glasmacher gestunde mir selbst, daß er das Feuer zuerst gesehen, seinen Beheerberger den Unterzuber gewecket, und demselben habe solchen sein Sach zusammen packhen, ohne daß der Unterzuber sich um andern Schaden bekümert, welches ein höchst sträfliches Verfahren von dem Unterzuber ist, vielleicht wann der Unterhuber oder der frembde Glas Macher gleich Lermen gemacht haben würde, hätte die Hüttin noch mögen gerettet werden. Der Ursprung dieses Brands ist nichts anders, alß ein gottloser Mensch, welcher in die auf dem Harsch gestandene 12 Klaffter klein Dürr Holtz Feuer eingelegt hat, dieses hat dann zu mahl gebronnen, und die gantze Hüttin in volle Flammen gesezt, daß sie in Zeith von 2 Stunden auf dem Haufen gelegen, dann hätte ein Balckhen Feuer gefangen, wäre nicht die gantze Hüttin zu mahl in Brand gerathen, im Gegenheil wann man das brennende Holtz nur schnell übereinander gestürztet hätte, welches 2 Mann hätten thun können, wäre dem Unglückh auch vorgebogen gewesen. Der Schaden ist nun geschehen, aber 10 mahl größer hätte er werden können, wann der Höchste seinen zur Strafe außgestreckhten Arm nicht zurückh gezogen hätte, auß lautter Holzbeigen ist die Hüttin zur höchsten Verwunderung*

45 HStASt A 282, Bü. 1562.

46 HStASt A 282, Bü. 1562; Brief vom 22. Juli 1762.

herauß gebronnen, in 5 Öfen ware noch Glas, 2 haben Noth gelitten doch so daß es noch brauchbare Stückher gibet, 3 Öfen aber haben ihr Glas behalten und diese 3 Öfen allein zahlen allen Schaden. An Materialien seind verbrennen 2 Saltz Stippich und das Saltz ist ohnversehrt stehen geblieben, gegen 4 Liter Salpeter, gegen 2½ Liter Arsenic, gegen 4 Liter Antimonium, gegen 4 Liter Silberglött, 5 Liter Bodaschen, 4 Liter Braunstein, 10 Stippich Kalch, 1 Lösch und 2 Erden Trög, Einleg Schaufeln und Siber alles gewickhel an denen Glas Pfeiffen, hingegen ist alles andere Hüttin Geschirr was von Eisen gewesen, auch Schlößer und Beschläg wider gefunden worden, und kan wider gebraucht werden. Gleich bey meiner Ankunfft auf dem Platz habe 4 Posten jeden zu 3 Mann in den Wald versteckht und diese haben denen Dieben gewöhret, daß sie das entwendete Eisen und Gewicht auf der Stelle fallen laßen und sich um nicht entdeckhet zu werden mit der Flucht salviret. Der gantze Schaden wird sich nicht auf 1000 fl belaufen. Somit könnte nach Ansicht von Hummel die Hütte schnell wieder aufgebaut und der Schaden behoben werden. Voraussetzung hierfür war jedoch, daß das Forstamt Neuenstein das benötigte Bauholz liefern und die Städte und Ämter Backnang, Marbach, Beilstein und Weinsberg die notwendigen Maurer und Zimmerleute bereitstellen würden. Sollten diese Bedingungen erfüllt werden, könnte, so Hummel, in sechs Wochen wieder Glas produziert werden.

In einem zweiten Brief⁴⁷ wiederholte Hummel in etwas gekürzter Weise die Schilderung des Hüttenbrands und verwies darauf, daß es sich auf jeden Fall lohnen würde, das Werk wieder aufzubauen, hat es doch *in diesem Jahrs Periodo über 6000 fl Profit abgeworfen, und wird in Zukunft noch mehreres ertragen.*

Über den Ablauf des Wiederaufbaus der Hütte ist nicht sehr viel bekannt. 1767 standen aber wiederum eine ganze Reihe von Baumaßnahmen an, von denen nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob sie noch – wenn auch nur teilweise – im Zusammenhang mit dem fünf Jahre zuvor stattgefundenen Brand standen. In den Akten ist allerdings kein Bezug auf den Brand mehr zu finden. Dies könnte bedeuten, daß der Betrieb unmittelbar nach dem Brand, wie von Hummel angedeutet, zumindest soweit wiederhergestellt wurde, daß er funktionstüchtig war. Anderst wäre es wohl auch nicht zu erklären, daß man fünf Jahre später an größere Baumaßnahmen dachte. Es müssen in dieser Zeit also durch die Spiegelglasproduktion Einnahmen erwirtschaftet worden sein, die ein solches Bauvorhaben unterstützt haben. So waren neben Arbeiten am Hauptgebäude⁴⁸ der Bau eines Ochsenstalls⁴⁹, eines Pferdestalls⁵⁰, eines Brunnenhauses und einer Salinhütte⁵¹ sowie eines Glasmagazinhauses⁵² vorgesehen gewesen.

Es ist allerdings mehr als fraglich, ob mit den Baumaßnahmen überhaupt begonnen worden ist, denn bereits am 6. November wurde in einem Bericht⁵³ *über die im*

47 HStASt A 282, Bü. 1562: Brief ebenfalls vom 22. Juli 1762.

48 HStASt A 282, Bü. 1562: Bauüberschlag vom 5. bzw. 27. Oktober 1767.

49 HStASt A 282, Bü. 1562: Bauüberschlag vom 27. Oktober 1767.

50 Ebd.

51 Ebd.

52 Rbd.

53 HStASt A 282, Bü. 1562.

Schönthaler Wald befindliche Spiegel Hüttin und Gebäude gemachte Taxation und Berechnung betreffend vermerkt, daß die Spiegelproduktion wieder nach Spiegelberg verlegt⁵⁴ werden soll und die Gebäude im Schönthaler Wald *auff dem Abbruch verkauft werden müssen*. Der von Hummel nach dem Brand geäußerte Optimismus über eine gewinnbringende Fortführung war also verfrüht gewesen. Die genauen Ursachen für den Niedergang der Hütte sind nicht bekannt. Es ist aber davon auszugehen, daß sich das Werk von der Brandkatastrophe nicht wirklich erholt hatte und es erneut Probleme beim Absatz gab. Entscheidend dürfte auch die Tatsache gewesen sein, daß nun das Holz endgültig auszugehen schien. Am 9. April des folgenden Jahres bemerkte Hummel in einem Brief⁵⁵, daß *das Holz kaum noch 8 Tag währen* wird. Der Betrieb wurde nun endgültig eingestellt. Ein herzogliches Dekret vom 4. Juni 1768⁵⁶ erlaubte schließlich, daß die Schönthaler Hütte auf Abbruch verkauft werden durfte. Bis Ende des Jahres konnte aber kein Käufer gefunden werden, wie Hummel an den Herzog berichtete⁵⁷. Auch ein halbes Jahr⁵⁸ später stand die Hütte noch leer. Das bewegliche Mobiliar, besonders aber Fenster und Türen waren von Hummel in sichere Verwahrung gebracht worden, um sie vor Diebstahl zu schützen⁵⁹. Ein Jahr später konnte schließlich ein Käufer gefunden werden⁶⁰, der das Hüttengebäude für 270 fl übereignet bekam. Damit war das Ende der Schönthaler Hütte besiegelt.

ANHANG I

*Ordnung*⁶¹

*Nach welcher man sich bey der im dem Schönthaler Wald neu errichteten Spiegel- und Flamm-Glaß-Hüttin besonders aber dermalen in Absicht auf die Fabricirung deß flammischen Scheiben Glases*⁶², *zu verhalten hat.*
ad. 12. Decembris 1754⁶³

Demnach des Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carls, Herzogen zu Württemberg etc. Hochlöbl. Kirchen-Rath in gnädigstem Betracht, daß bey der zu

54 Dieser Beschluß geht, folgt man dem Bericht, auf ein herzogliches Dekret vom 10. September 1767 zurück. Unklar ist, warum dann noch im Oktober Entwürfe für einen Ausbau des Anwesens vorgelegt wurden.

55 HStAst A 282, Bü. 1562.

56 HStAst A 282, Bü. 1562.

57 HStAst A 282, Bü. 1562.

58 HStAst A 282, Bü. 1562: Brief vom 24. Mai 1769.

59 HStAst A 282, Bü. 1562: Brief vom 24. Mai 1769.

60 HStAst A 282, Bü. 1562: Kopie einer Niederschrift vom 14. März 1770.

61 Das Original befindet sich im HStAst A 282, Bü. 1562.

62 Der Abschnitt *besonders ... Glases* ist nachträglich in den Text eingefügt worden. Das Schriftbild dieses Eintrags paßt zu weiteren Einfügungen, die weiter unten im Text vorgenommen worden sind. Wahrscheinlich stammen diese nachträglichen Korrekturen vom 12. 12. 1754, da das ursprüngliche Datum der Glaserordnung vom 17. September 1754 dahingehend korrigiert worden war. Dafür spricht auch, daß im Anschluß an diese Einleitung als Datum ebenfalls der 12. 12. 1754 erscheint; vgl. Anm. 63.

63 Im Text geschrieben als *xbr.*

Spiegelberg errichteten Spiegel-Hüttin die darzu gnädigst angewiesene Waldungen mehst erhauen und abgeholzt seyn, zu continuirung der Spiegel-Fabric eine neue Spiegel- und Flamm-Glaß-Hüttin in dem Schönthaler Wald erbauen laßen, so hat man von seiten dieses hochfürstlichen hochlöblichen Kirchen Raths gnädigst vor gut angesehen, damit bey solchem neuen Hüttenweesen alles richtig und ordentlich hergehen möchte, eine Hütten Ordnung begrieffen, und zu Papier bringen zu laßen, daren alle würcklich anwesende – und fernerhin dahin kommende Arbeits Leuthe bey zu befahren habender, nachdrücklichen Ahndung durchauß gehorsamlich nachzu leben schuldig und gehalten seyn sollen, und zwar

1.

Sollen vorderist alle die auf dieser Hüttin sich befindlichen und in Arbeit stehende Personen höchstvoredacht seiner hochfürstlichen Durchlaucht vor allen Stücken getrew und hold – auch schuldig seyn, allen württembergischen Land Rechten, Ordnungen und Gerechtigkeiten sich zu unterwerfen, dargegen aber sich gnädigsten Schuz und Schirms zu getrösten und zu erfreuen haben.

2.

Soll einjedesimaliger Glaß- und Hüttenmeister sich sonderbar befleißigen, daß er saubere reine Gläßer von guter Farb die wohl geblaßen, geschwänckt, gestreckt, und außgekühlt, lüffern, deßwegen er seine untergebenen Laboranten mit Ernst anzuhalten, daß einjeder seine ihm zukommende Arbeit mit getrewesten Fleiß und Eyfer verrichte, er Meister solle selbst nach der brauchenden Materie sehen, damit nichts ohnreines – noch zum Schaden geraichendes in die Materie untermengt werden, solchemnach auf den Materiemaker insonderheit fleißige Obsicht haben, und nicht weniger auf daß fewer im Glaß-Ofen bey dem Schmelzen, alß auch auf die Streck- und Kühl-Ofen, damit sie nicht zu heiß und nicht zu kalt gehalten werden, gute Sorge tragen.

3.⁶⁴

Alldie weilen aber dermalen von der Hütten parthie niemand als der Glasmeister, das außlauffen deß Glases verstehet, und geschehn möchte, daß derselbe zustößender Krankheit oder anderer Ursachen halber nicht zu gegen seyn könnte, wodurch das ganze Werk zu Schaden des herschaftlichen [unleserlich] so lang ligen bleiben müßte, als solle er unter seiner Hütten parthie einen tüchtigen Mann sich außser sehen, dem er den nöthigen Handgriff hierimen zu zeigen hätte, damit derselbe in solchem Fall ihm unter die Arme greifen und seine Stelle ein solang versehen könnte, so mithin das Werk seinen ohngehinderten Fortgang haben könne.

64 Der gesamte dritte Paragraph war nachträglich eingefügt worden. Vgl. Angaben in Anm. 62.

4.⁶⁵

Hat der Glaßmeister sich auch dahin zu befleißigen, daß er seinen Untergebenen mit Gottesforcht, Nüchternheit, und Fleiß als mit einem gutem Exempel vorgehe, und nicht gestatte, daß in der Hüttin sowohl wehrend alß nach verrichtem Geschäft unmäßig⁶⁶ getruncken oder geflucht – und gespielt werde widrigen falls er, und der seine Untergebe ihm ohnverhoffender Dingen nicht parieren und Gehorsam leisten wollen, er selbst dem Amtmann zu Spiegelberg zu weiteren ohngesäumter onnachbleibigen Ahndung anzeigen solle⁶⁷, auch nicht zuzugeben, daß einige Personen, die nicht in die Hütten gehören, sie seyen bekandt oder ohnbekandt, über Nacht geduldet und beherberget werden.

5.⁶⁸

Solle der Glaßmeister Glaß und Materialien wohl in acht nehmen, daß nichts davon entwendet werde. Über das erzeugende Glaß nicht nur – sondern auch über die empfangende Material-Waar und dasjenige, waß davon verbraucht werde, ein ordentliches Register führen und selbiges von Monath zu Monath dem Beamten zu Spiegelberg übergeben und täte er Glasmeister nirgend hin von der Hütte er ein Glas vor sich zu verkaufen, es nur dann daß er eine Apignation von dem Staabs Amtmann zu Spiegelberg zur Verabfolgung hätte, da so drum der Käufer der Zahlung halber es mit ihm Beamten zu thun hät, indem ohnehin er Glasmeister nur allein vor des erzeugten Glas, nicht aber von dem Erlöß Rechenschaft zu geben haben solle⁶⁹.

Die Laboranten und Arbeithe Leuthe in der Hütten betreffend

1. *Sollen diese vordersamst gnädigster Herrschaft ein alles Stüks getreu und gewärtig, seyn⁷⁰, derselbigen Nutzen nach ihrem besten Wißten und Vermögen zu fördern, und denselbigen Schaden zu warnen und abzuwenden verbunden seyn⁷¹, sich auch⁷² allzeit gegen ihren Meister willig und gehorsam bezeugen, und dasjenige, waß er sie arbeiten heißen wird, ungesäumt und mit Flaiß verrichten.*

2. *Samtliche Hütten Laboranten sollen schuldig und verbunden seyn, den Sand zum Glaßgemeng zu graben und⁷³ und zu waschen, die Potaschen und Suda auch Hafem*

65 Aufgrund der Einfügung eines neuen, dritten Paragraphen wurde im Text der ursprüngliche Paragraph 3 in Paragraph 4 korrigiert.

66 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt. Die frühere Bezeichnung *überflüßig* war durchgestrichen worden.

67 Der Abschnitt *widrigen falls ... anzeigen solle* ist nachträglich in den Text eingefügt worden. Vgl. Angaben in Anm. 62.

68 Aufgrund der Einfügung eines neuen, dritten Paragraphen wurde im Text der ursprüngliche Paragraph 4 in Paragraph 5 korrigiert.

69 Der Abschnitt *und täte ... haben solle* ist nachträglich in den Text eingefügt worden. Vgl. Angaben in Anm. 62.

70 Dieses Wort wurde nachträglich durchgestrichen.

71 Der Abschnitt *vordersamst ... verbunden seyn* ist nachträglich in den Text eingefügt worden. Vgl. Angaben in Anm. 62.

72 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt.

73 Die Worte *zu graben und* wurden nachträglich ausgestrichen. Als Erklärung dafür wurde am Rand folgendes vermerkt: *nb. des Graben muß zu laßen, weilen theils dise Leuthe nach dem Angeben deß Beamten*

Erden zu klopfen, die Hafen Erden einzunezen, die Glaßhäfen helfen zu machen und die Hafen Schaalen abzubuzen, von welcher Arbeit sich keiner entziehen solle auch wann der Glaß Ofen außgelöscht wird, sollen Meister und Gesellen selbigen gegen zu gaudiren habenden helftigen Wochenlohn helfen erbauen, und wann sonst etwaß von Bauweesen in der Hütten vorfallet, so sollen alle Glaßmacher schuldig seyn, Hand anzulegen und zu helfen.

3. Keiner von denen Laboranten soll sich unterstehen, etwaß von Glaßwaar oder Materialien zu entwenden und da er dergleichen Vorgang von seinen Cameraden sehen würde, schuldig und verbunden seyn, solches dem Meister zu weiterer nöthig Ahndung⁷⁴ anzuzeigen, ihmgeleichen.

4. Solle sie sich befließen, einen christlichen Lebens-Wandel zu führen, und Trunckenheit und Völlerey, schwöhren, spielen, Zanck- und Schlag-Händel, bey zu gewartten habender ohnfehlbarer Strafe vermeiden.

5.⁷⁵ Solle⁷⁶ überhaupt keiner der Laboranten⁷⁷, wer der auch seye, befugt seyn solle⁷⁸ aus Diensten zu gehen, so habe dann zuvor bey gnädigster Herrschaft um die Erlaubniß hirzu unterthänigst gebethen und solche auch erhalten, da dann ein solcher seiner Pflicht entlaßen, und ihm mit Ertheilung eines gwohnlichen⁷⁹ Attestats anhand gegangen werden solle⁸⁰ wird.

6. Das Glasschmelzen solle bey denen Laboranten umgehen dergestalten, daß allzeit 2 von denen selben nebst dem Schierer der Schmelz abwarthen auch zugleich ein wachtsames Auge auf das Feuer haben sollen, damit dißfalls kein Schaden oder Unglück entstehen möchte.

die Qualitæet des Sandes, und das Graben deßelben nicht verstehn, auch des nöthigen Handwercks Zeug nicht dazu haben, theils aber auch die Zeit von ihnen gewöhnlicher Glas Arbeit bei anwachsendem Geschäft nicht erbringen können. Unklar ist, ob sich die bei diesem Text stehende Angabe dieses bleibt in des Mundinug Hauß auch auf den beschriebenen Vorgang bezieht.

74 Die Worte zu weiterer nöthig Ahndung sind nachträglich in den Text eingefügt worden. Vgl. Angaben in Anm. 62.

75 Der ursprüngliche Text dieses Paragraphen lautete wie folgt: *Da es bei Glaßhütten gebräuchlich, mit derjenige, welcher bey angehendem Glaß Ofen in Arbeit einstehet, schuldig und verbunden ist, die Arbeit zu continüiren, biß der Ofen außgehet, so wird auch denen Laboranten ein solches fest zu halten, hirmit aufgegeben hingegen wann ins Jahr vor Außgang des Ofens sich einer melden wird, daß er nicht Lust habe, beyen neuen Ofen wieder Dienst zu thun, so solle auch derselbe nachdem der Ofen außgegangen, seiner Pflicht und Dienste entlaßen und ihm mit Ertheilung eines Attestats anhand gegangen werden.* Bei einer ersten Korrektur wurde der Abschnitt *hingegen wann ... gegangen werden* durch folgenden Text ersetzt: *Wie dem überhaupt keiner der solchen, wer der auch seye, befugt seyn solle aus Diensten zu gehen, so haben dann zuvor bey gnädigster Herrschaft um die Erlaubniß hirzu unterthänigst gebethen und solche auch erhalten, da dann ein solcher seiner Pflicht entlaßen, und ihm mit Ertheilung eines Attestats anhand gegangen werden solle wird.* Eine weitere Korrektur führte schließlich dazu, daß auch die verbliebene erste Hälfte des ursprünglichen Textes gestrichen wurde und die nachträgliche Einfügung nun mit wenigen Korrekturen den ganzen ursprünglichen Text ersetzte.

76 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt. Die frühere Bezeichnung *Wie denn* war durchgestrichen worden.

77 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt. Die frühere Bezeichnung *selben* war durchgestrichen worden.

78 Dieses Wort wurde nachträglich durchgestrichen.

79 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt.

80 Dieses Wort wurde nachträglich durchgestrichen.

7.⁸¹ *Alldieweilen bey der Fabric zu Spiegelberg ein jeder Laborant schuldig und verbund ist, zu Erhaltung Kirch und Schulen einen jährlichen Beytrag zu thun, so sollen auch die sämtlichen Laboranten schuldig seyn, jeder jährlich 1 fl. zu allhiesiger Commun Cahs zu entrichten.*

8. *tens und letztens, haben Meister und Laboranten dem Staabs-Amtmann Hummel zu Spiegelberg, alß Inspector dieser Hüttin, allen schuldigen Respect und gehorsam zu erweisen, seinen Gebotten und Verbotten ohnwaigerliche Folge zu thun, ihre Klagden und Beschwerden vor denselben zu bringen, und von ihm Bescheids gewärtig zu seyn, auch, daß sie dieser Hütten-Ordnung nach allen ihren Puncten und Articeln nachkommen wollen mit einem lieblichen Eyd zu beschwöhren.*

Geschehen und geben den zwölften Decembris⁸² Anno Eintaußend Sibenhundert fünfzig und Viere.

ANHANG 2

Beschreibung eines Schmelz-Glaß-Spiegel-Streck und Kühl Ofens⁸³

1.

Einen Schmelz- oder Spiegel Ofen zu machen.

N^{ro} 1 Fig. A⁸⁴ Solcher muß aufs Maß, und nach dem ordinaire abgezeichneten Württembergischen Schu lang seyn 26½ Schu, und breit 13 Schu und muß rechtwinckligt angelegt werden, wie beygelegte Figur A weiset.

a.⁸⁵ Die sogenannte Thonnen oder der Grund davon, wird aus dem Mittelpuncta genommen und muß solche 3½ Schu lang und 2½ Schu breit und ½ Schu tief seyn; wovon der unterste Boden mit guten sogenannten Buchsteinen belegt seyn muß. Die übrige Bödensteine aber aus 3 Stücken bis zu End der Schir auf jeder Seiten bestehend, werden von Sand Stein gemacht, welche ½ Schu dick seyn müssen, diese werden auf die Thonnen Stücker hinauf gelegt, daß sie Thonnen Stücker bey 2 Zoll überstechen, und weil sie ½ Schu dick seynd, der Thonnen ihre Tiefe geben und den übrigen Grund von dem Ofen ausmachen. Dieselbe stoßen an die Vor-Gewölber b, waorauf die Sand Öfen

81 Zu diesem Paragraphen wurde nachträglich vermerkt: *Dieser Punct wäre außzulassen und solches dem Beamten anheim zustellen, ob er die Leuthe gutwillig zu disponiren könne tätē dessen aber wie nachstehnde Punct zu seyn: Solle durchauß niemanden, er seye Meister oder Laborant, Holzhauer oder ein anderer, die Haltung einigen Rindviches oder Gaißen gestattet, sondern einen jeden Vichs anders ein solches einveraller mal verbotten seyn und bleiben.* Im Anschluß an diese Zeilen wurde ein 9. Punkt formuliert, aber wieder ausgestrichen: *Deßgleichen solle auch 9. keiner von allen und jeden Laboranten ohne Werck auch seye, außer Dienst und der Arbeit zu tretten befugt seyn.*

82 Dies scheint das Datum zu sein, an welchem auch die Korrekturen vorgenommen worden sind; vgl. hierzu Anm. 62. Ursprünglich war das Schriftstück auf den *siebenzehnten Septembris* datiert.

83 Das Original befindet sich im HStAst A 282, Bü. 1566.

84 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

85 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

doch nicht ganz stehen, weil sie noch ein wenig auf die Schir-Gewölber hinein raichen, diese Gewölber dienen zum Eingang zum Schir Loch d.

d.⁸⁶ Die Schir Gewölber so bey d anfangen seynd $3\frac{1}{2}$ Schu lang, biß an den innern Körper des Glas-Ofens c und $2\frac{1}{2}$ Schu breit. Das Wiederlaager oder Backen Mauren von ganzen Mauerstückern von Sand Steinen ist hoch 2 Sch; das Gewölb darauf hoch $1\frac{1}{2}$ Schu bestehet aus 7 Stück ganzen Steinen, die so lang seyn müßen als die Backen Mauer Steine. Auf die vertiefte Thonnen Lommen zu beeden Seiten des innern Körpers, so lang solche beschaffen und in der nehmlichen Weite der Schir Gewölber die sogenannte Stützen e von Buchsteinen, wie in dem Profil oder Durchschitt Fig. C zu sehen. Sie bestehen aus 2 Stück und werden in den übrigen Boden von Sand Steinen, die $\frac{1}{2}$ Schu höher als die Thonnen liegen, eingelassen biß sie auf denen 2 Thonnen Steinen aufstehen; hinter solche Stützen e, worauf die Bänckf gelegt werden, welche Bäncke aus 2 Stücken bestehen, und die Fugen an denen Stützen binden müßen, selbige Bäncke müßen 8 Zoll dick, 2 Schu an den äußersten Enden breit, in der Mitten über 1 Zoll breiter seyn, nach dem Saz der Stützen, damit es eine etwelche Zusammenziehung des Ofens und eine Rundung giebet, nach der Verbindung werden hinter diese 2 Stücker gleicher Höhe und Länge von Sand Steinen⁸⁷, wie die Stützen gestellt, in einen solchen Raum, daß sie vorwärts⁸⁸ die Bäncke auf denen Stützen ruhen, hinterwärts ihren Ruhplaz auch auf diesen Sand⁸⁹ Steinen bindig finden, weil darauf der übrige aufwärts Bau des Ofens sein Fundament haben muß, der zwischen Raum zwischen denen Stützen und hintern Steinen wird mit Hafen Enden und Steinen ausgemauert⁹⁰.

f.⁹¹ Auf berührte Stützen Bänck wird ein steinerner Kasten gesetzt unten lang 7 Schu 1 Zoll, oben 6 Schu 7 Zoll, breit 6 Schu 5 Zoll, unten von einer Wand zur anderen auf denen Bäncken hinüber gemessen, an beeden Enden, in der Mitte über 6 Schu 7 Zoll, breit 5 Schu 8 Zoll in der Mitte und oben, an beeden Enden über 5 Schu 4 Zoll, wovon der untere Theil dieses Kastens von Sand Steinen verfertigt und hoch wird 2 Schu. Der obere Theil aber davon, worin die Löcher g auf beeden langen Seiten gemacht werden, wird hoch 2 Schu 1 Zoll, und zwar die Seiten gegen der Kanzel bekommt 3 runde Löcher, wovon das mittlere g im Diametro 10 Zoll und von der Standfuge dieses Steins biß wiederum an die Peripherie 4 Zoll, und der Mittelpunct von berührtem Loch g muß perpendiculariter und winckelrecht von dem Punct a⁹² in der Thonne laut Grund Risses abstehen.

86 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

87 Nachträglich wurde der Abschnitt 2 Stücker ... Sand Steinen gestrichen. Statt dessen wurde nach Rundung giebet der folgende Absatz eingefügt: hinter diese werden nach der Verbindung 2 Stücker von gleicher Höhe und Länge Sansteine eingefügt.

88 Ursprünglich geschrieben als *vorwärts*.

89 Dieses Wort wurde nachträglich eingefügt.

90 Ursprünglich als *aufgemauert* geschrieben.

91 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

92 Am Rand des Textes ist hier Fig. A vermerkt, was bedeutet, daß der genannte Punct a in eben dieser Skizze zu finden ist.

Die andere 2 Löcher zur rechten und linken müßen oben auch von der Standfugen biß an die Peripherie 4 Zoll hinauf abstehen, und jedes im Durchschnitt weit seyn 14 Zoll, und jedes Mittel deren von dem Mittelpunct a oder des mittleren vorbeschriebenen Lochs g 2 Schu 2 Zoll haben. Auf der anderen Seiten aber gegen denen Streck und Kühl Öfen, müssen auch wieder in den obere Theil des steinernen Kastens 3 Löcher gemacht werden wie auf der andern Seite, und daß das linke gleich wie das mittlere 10 Zoll, das rechte aber 12 Zoll haben muß.

Von dem Schir Gewölbd : innwändig d: an h muß 21 Zoll hinaufwärts ein Loch h von 8 Zoll ins Quadrat gemacht werden, welches die Horizontal Böden, oder den Heerd von deren Sand Öfen Fig. F unterscheidet und 2 Schu 2 Zoll lang ist, biß es die Oeffnung des Sandofengewölbs erraichet.

m.⁹³ Zeiget nicht nur allein die Kuppel welche auf mehr berührtem steinernem Kasten von 3½ Schu hoch von Erdensteinen von der Art eines Schir Gewölbs, gewölbt werden muß, sondern auch wie der Ofen an der langen Seiten gegen der Kanzel von außen anzusehen.

i.⁹⁴ Weiset die Sand Öfen, wie solche von der Höhe des Schir Gewölbs Fig. B. h an, in der Höhe 21 Zoll abstehen, auch wie das Loch H von 8 Zoll die Böden F bestreicht in der Fig G und F.

i.⁹⁵ Zeiget auch die wahre Breite von denen Sand Öfen, welche 6 Schu breit 2 Schu 2 Zoll hoch sind, davon die Breite im Grund Riß zu ersehen. Die Mund Löcher h hoch 1½ Schu, breit 17 Zoll.

Wie auch schon öfters gedacht, muß in jedem Sand Ofen in der Mitte des Gewölbes gleich auf dem Heerd gegen dem hinüber gedachten Schmelz Ofen, das nehmliche Loch n von 8 Zoll ins Quadrat gemacht werden, welches ein Zugloch genannt wird, und von dem Mittelpunct des Grund Rißes a, auch wiederum perpendicular und winkelrecht stehen muß. Von denen Sand Ofen Gewölbern o kan nach der Art eines ordinären Back Ofen Gewölbs, gewölbt und von öfters vorherührtem Zugloch h kann auch in die Gewölber o ein kleines Zugloch n gemacht werden: so von dem Heerd 1 Schu 2 Zoll hoch abstehen darf, B⁹⁶ deutet an, wie der Schmelz-Glaß- und Spiegel Ofen an der Stirne anzusehen, und zwar die äußerste Öffnung des Schir Gewölbs.

Lit. b das Vorgewölbe des Schir Lochs.

p.⁹⁷ Der verjüngte Maaßstaab nach welchem der Grund- und Aufzug Riß gemacht und gezeichnet werden.

93 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

94 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

95 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

96 Am Rand des Textes ist hier Fig. B vermerkt, was verdeutlichen soll, daß hier auf diese Skizze Bezug genommen wird.

97 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

*Ein Streck und Kühlöfen zu machen*N^{ro}. 2 Fig. A et B in Grund Riß

N^{ro} 2 Fig. A⁹⁸ Solcher muß nach beygelegtem Grund und Aufzug Riß 21 Schu lang und 10 Schu breit winkelrecht angelegt werden, woran der untere Stock A hoch wird 3½ Schu. Von einem ganzen Körper aus gemauert, außer daß vornen von der Stirnen an gegen der hintern Wand von 4 Schu 10 Zoll eine Schir a von 2 Schu 8 Zoll breit, und 8 Schu lang gewölbt und aufgemauert wird, wodurch das Feuer und die Hiz in einem Loch hinten im Gewölbe a welches offen bleibt, von 1 Schu ins Quadrat in den obern Stock Fig. B in den offen D kommt.

Von da an bleibt wieder ein Pfeiler von 2½ Schu stehen, und wird hinter diesem wieder eine kleine Schir b oder das kleine Löchlein genannt accurat von 1 Schu breit, und 3½ Schu lang gemacht, welches wiederum offen bleibt, und dadurch die hiz in obere Stock in Kühlöfen eingelassen und erhalten wird.

Abermalen stehet ein Pfeiler von 7 Schu breit und hinter oder neben diesem wiederum eine Schir C offen, von 2 Schu 8 Zoll breit, und 8 Schu 8 Zoll lang, wodurch abermalen hinten in diesem Schier Gewölb, oben ein Loch offen bleibt, wodurch die Hiz bey e in den Kühlöfen, oder in den obern Stock bey f eingelassen wird, welch gedachtes Loch 1 Schu in Quadrat hat.

N^{ro} 2 Fig. B⁹⁹ Der obere Stock dieser an einander hangenden Streck und Kühlöfen B die Mundung ist e, die innern Breite des Streck Ofens d ist 6 Schu und die Länge davon 7 Schu und durch das Loch a welches 1 Schu ins Quadrat hat, kommt die Hiz von der untern Schier A in diesen Ofen d.

Ist die Schiedwand dieses und des Kühlöfens, welche 6 Zoll oder Backenstein dick ist und hat auf dem Heerdth eine Öffnung, welche 3 Schu lang und 3 Zoll hoch ist, wodurch die Spiegel vom Streck in den Kühlöfen geschlossen werden.

Der Kühlöfen, welcher von dem Strecköfen nur mit einer Schiedwand von Backenstein dick g, wie vorgedacht, in welcher Schiedwand eine Oeffnung auf dem Heerdth L von 3 Schu lang und 3 Zoll hoch ist, wodurch die Spiegel zum Kühlen in diesen Ofen geschlossen, und ist solcher f lang 10 Schu 8 Zoll, breit 6 Schu 8 Zoll, und hat derselbe eine kleine Öffnung von der untern kleinen Schir b herauf, so man das kleine Löchlein nennt, wodurch die Hiz abermalen in diesem Ofen angehalten werden kan. C ist das Loch von 1 Schu ins Quadrat, allwo von der untersten Schir C oder von dem Gewölb herauf die Hiz und das Feuer in berührtem Kühlöfen kommt. F ist die Mundung 3 Schu 4 Zoll und h das Roschloch.

Fig. C¹⁰⁰ Praesendirt vorbeschriebene beede Öfen auf der vorder, und zeigt ac die beede Schir, wovon jede 2 Schu 8 Zoll weit, und samt dem Gewölbe 2 Schu 9 Zoll hoch; das kleine Löchlein, dieser Stock ist hoch 3½ Schu, die Mundung zum Kühlöfen 3 Schu

98 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

99 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

100 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

4 Zoll weit, und $1\frac{1}{2}$ Schu, daran das Wiederlaager hoch 1 Schu, und müßen in diese Öffnung oder Mündung c Backensteine aufeinander gelegt werden; i das kleine Roschlöchlein, h das Wiederlaager vom Kühl und l das Wiederlaager vom Streck Ofen, m das Gewölb vom Kühl- und Streck Ofen.

Fig. C¹⁰¹ Also stellet sich dieser Ofen vor in der Stirnen, wovon der untere Stock hoch $3\frac{1}{2}$ Schu, breit 10 Schu, der obere Stock aber ist breit 9 Schu, e die Mündung dessen, welche 2 Schu weit, und 1 Schu 8 Zoll hoch, das Wiederlaager 2 Schu 4 Zoll hoch, M das Gewölb, hoch 3 Schu 6 Zoll, der Kühl Ofen aber ist ein Backenstein höher a 12 Zoll, und das Gewölb wie bey dem Kühl Ofen 2 Schu 4 Zoll, also in einer Höhe.

101 Diese Angabe ist am Rand des Textes vermerkt und bezieht sich auf die ursprünglich dabei befindlichen Skizzen.

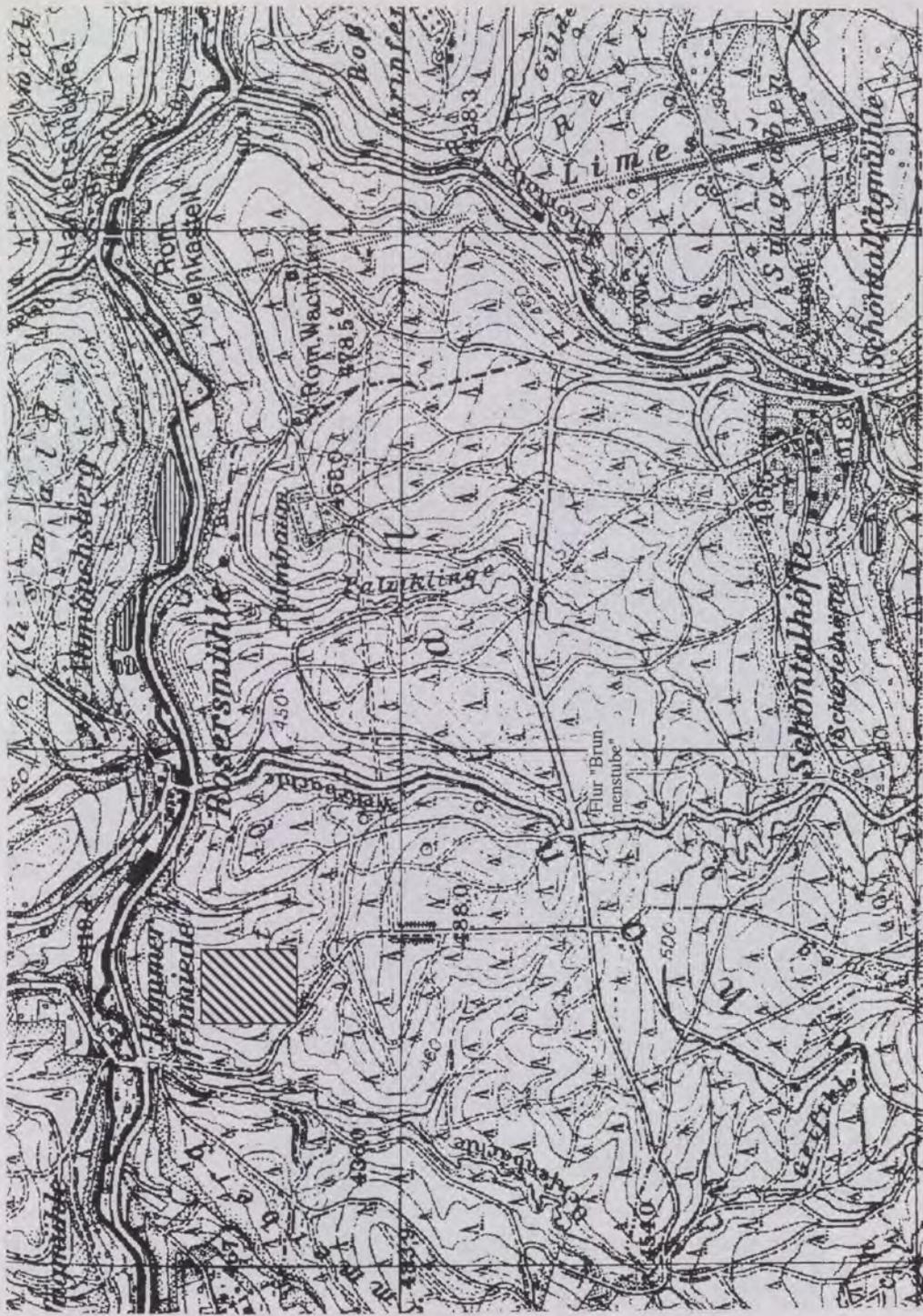


Abb. 1. Auszug aus der Topographischen Karte 1:25000, Blatt 6923 Sulzbach a. d. Murr (mit freundlicher Genehmigung des Landesvermessungsamts Baden Württemberg). Der Standort der ehemaligen Schöntaler Glashütte ist als schraffierte Fläche gekennzeichnet



Abb. 2 Auszug aus den Urnummernkarten NO 5333 und NO 5233. Das Gelände, auf welchem die Glashütte stand und die noch heute vorhandenen Sandgruben, sind als gepunktete Flächen markiert (Originale im Staatl. Vermessungsamt Backnang)

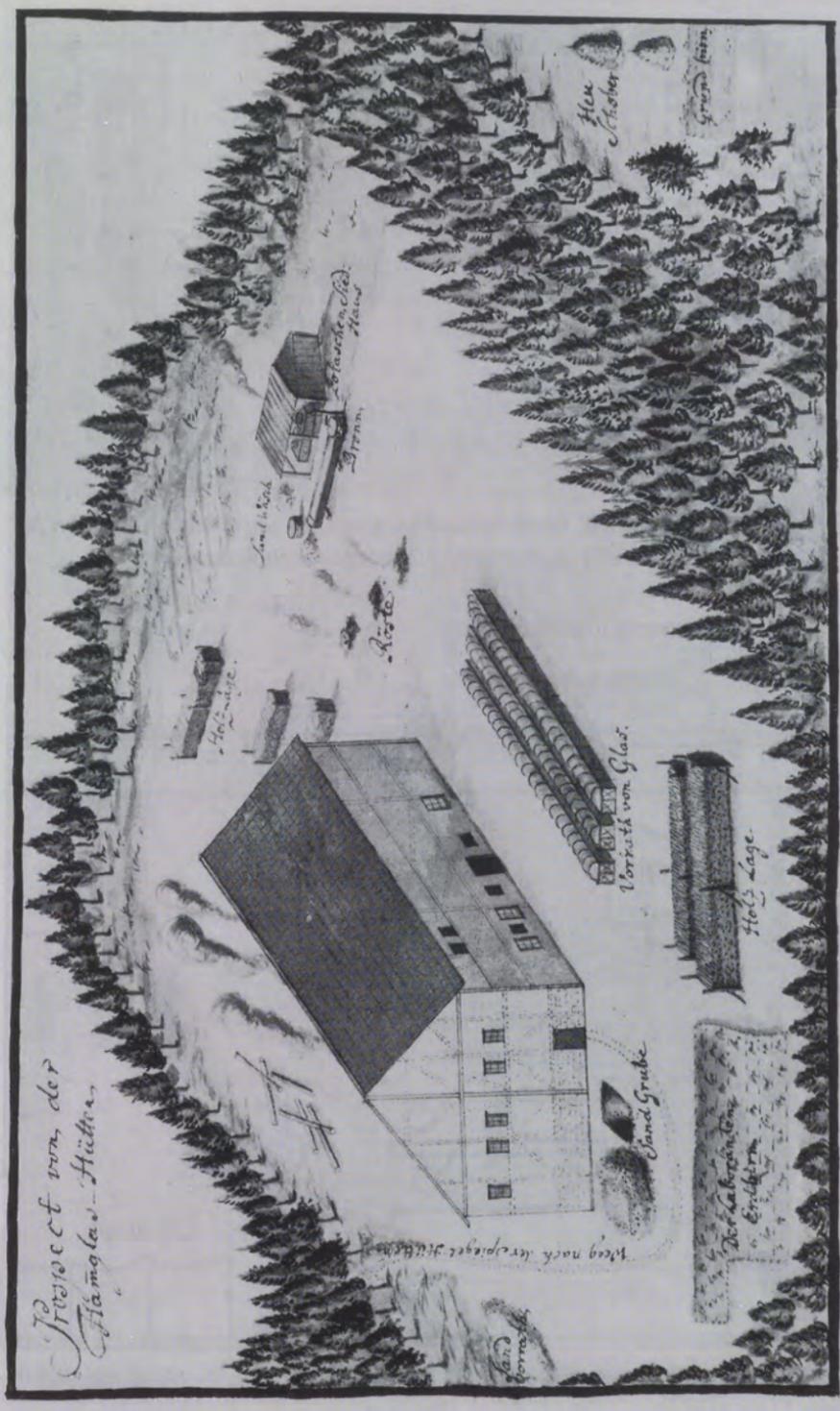
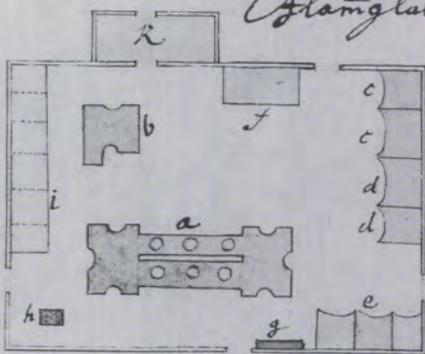


Abb. 3 Die Schöntaler Glashütte nach einer Zeichnung um 1760 (HStASt A 282, Bü. 1562; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

Flamnglas Hütte im Grundriß.



- a. Der Schmelzofen mit 6 Häfen.
- b. der Auslauf-Ofen.
- c. die Kühlöfen
- d. Erwärmen und Temper-Ofen.
- e. Röst-Ofen
- f. ein Ofenplatz.
- g. der Ort, wo das Glas gegossen wird.
- h. der Ort, wo das Glas gegossen wird.
- i. Wohnungen der Laboranten
- k. Die Gemeng-Kammer.

Abb. 4 Ein zeitgenössischer Grundriß der Schöntaler Glashütte (HStASt A 282, Bü. 1562; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

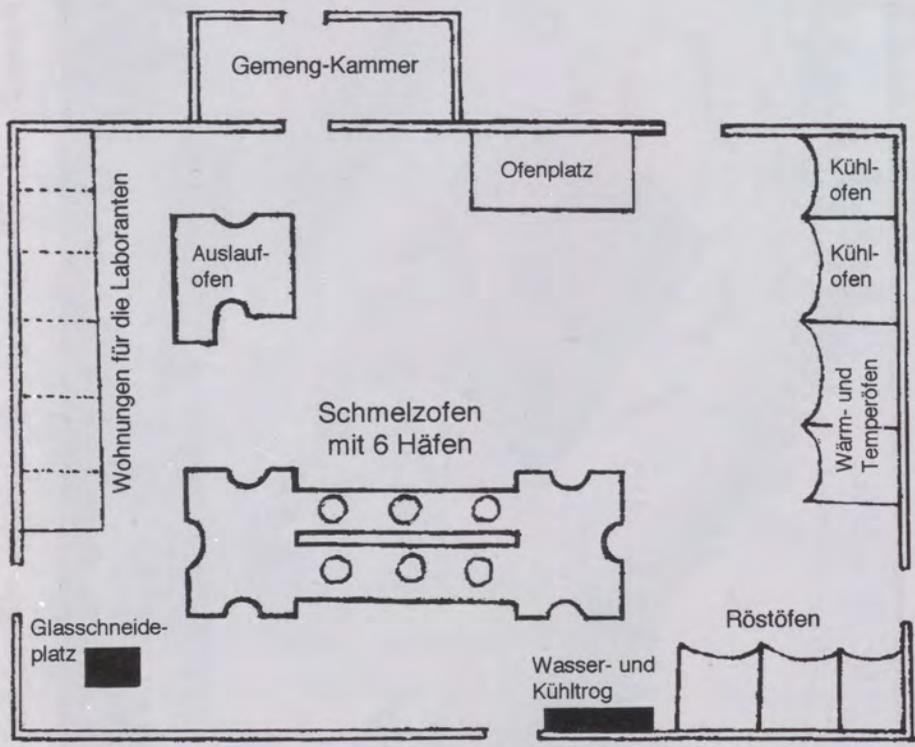


Abb. 5 Skizze des ersten Grundrißes (wie Abb. 4) der Schöntaler Hütte mit entsprechenden Erläuterungen zu den einzelnen Objekten

GRUNDRISS
 von der
 HERZOGlichen SPIEGELHÜTTEN
 in
 SCHÖNTHAL

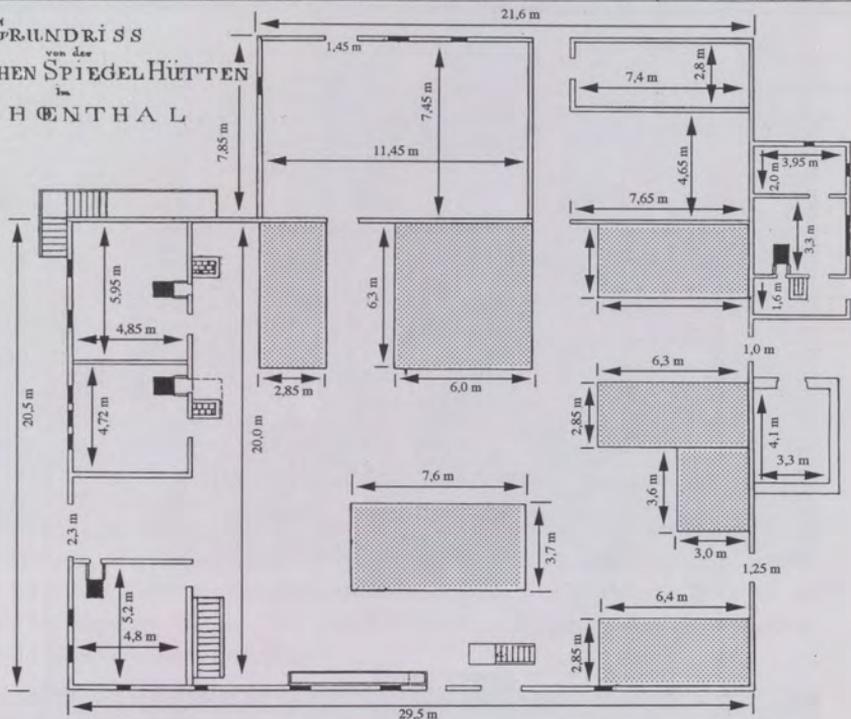


Abb. 6 Ein Grundriß der Schöntaler Hütte in einem späteren Bauzustand mit zusätzlichen Anbauten (HStASt A 282, Bü. 1556; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

GRUNDRISS
von der
HERZOGlichen SPIEGELHÜTTEN
im
SCHÖNTHAL

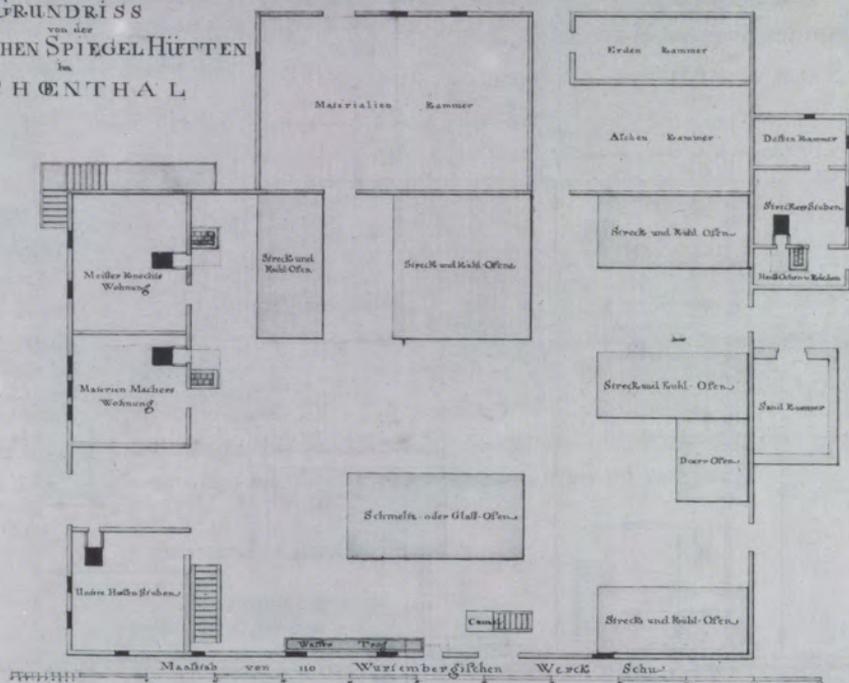


Abb. 7 Der unter Abb. 6 abgebildete Grundriß mit den entsprechenden Größenangaben. Die gepunktete Flächen weisen die Standorte der verschiedenen Öfen aus. (Umzeichnung von H.-D. Bienert)



Abb. 8 Im Gelände sind heute nur noch für das geübte Auge Spuren der Gebäude der Glashütte zu erkennen, wie der etwa in der Bildmitte sichtbare Rest eines Mauerzugs (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt)



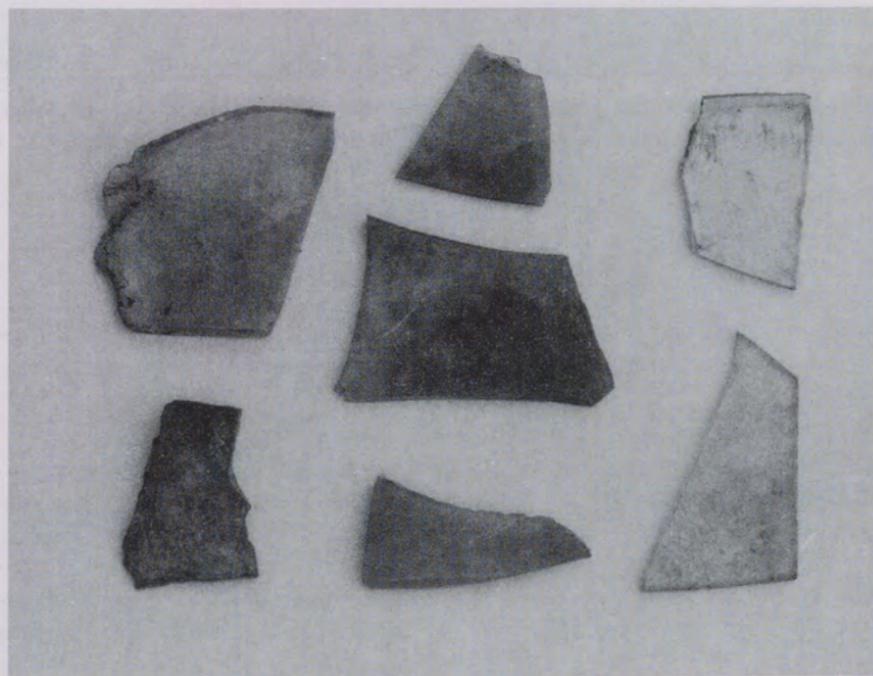
Abb. 9 Eine heute noch deutlich im Gelände sichtbare Sandgrube, die in unmittelbarer Nähe der Hütte angelegt worden war (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt)



Abb. 10 Kurz vor dem Abfall ins Rottal finden sich noch heute die Reste einiger größerer Sandgruben, die wahrscheinlich ebenfalls von den Betreibern der Glashütte angelegt worden sind (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt)

Abb. 11 Schlackenreste, die bei Oberflächenbegehungen im Bereich der Schöntaler Glashütte aufgelesen wurden (Aufnahme: H.-D. Bienert) ▷

Abb. 12 Reste von Flachglas, das bei Oberflächenbegehungen im Bereich der Schöntaler Glashütte aufgelesen wurden (Aufnahme: H.-D. Bienert) ▷



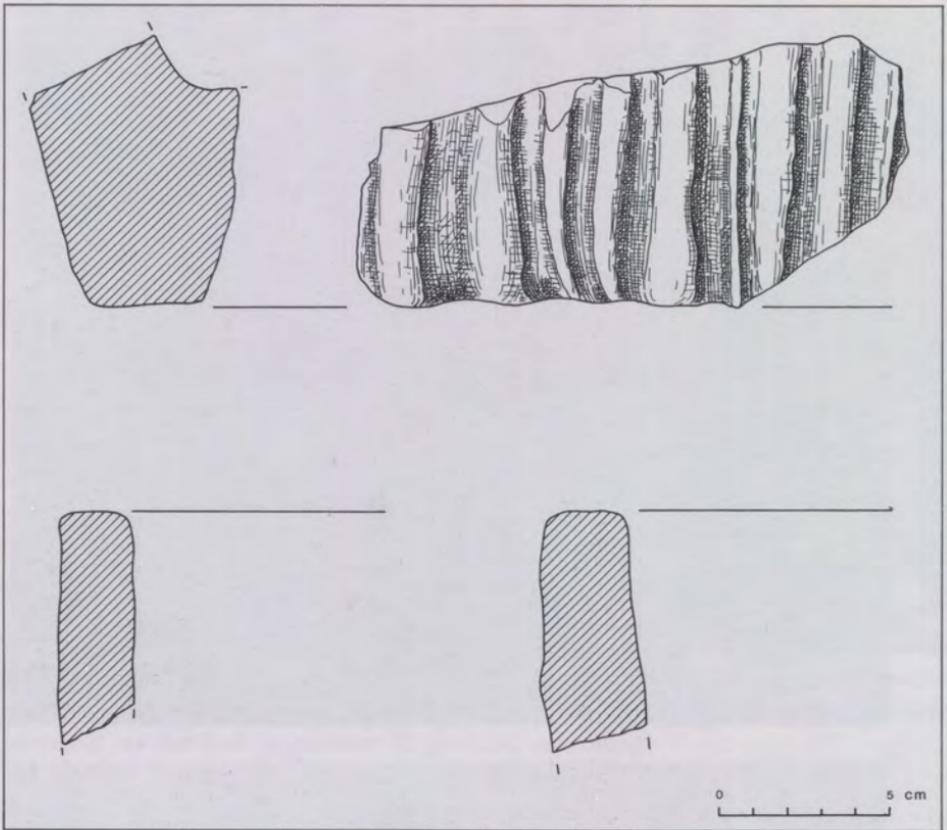
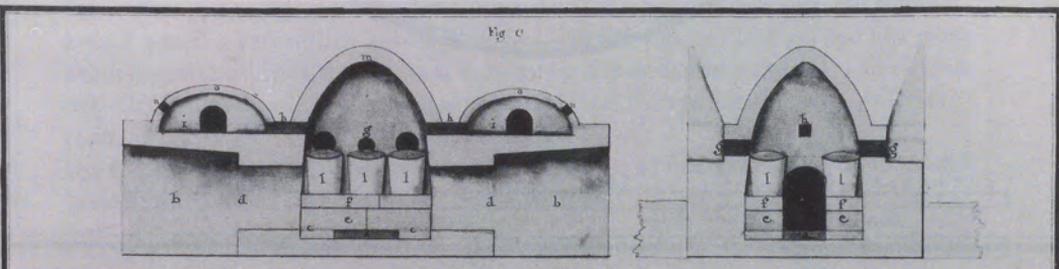
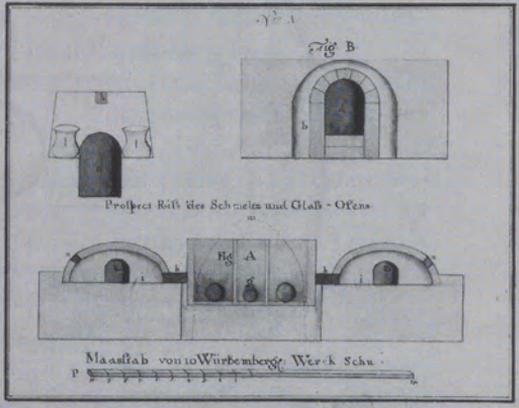
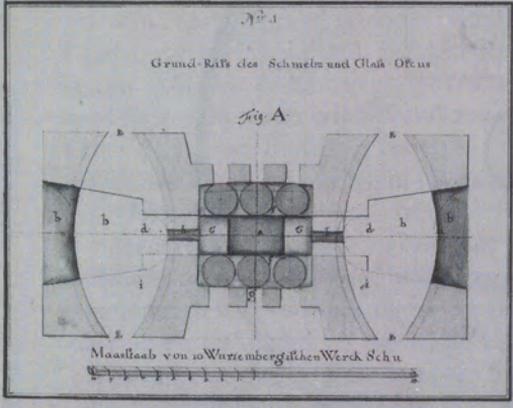
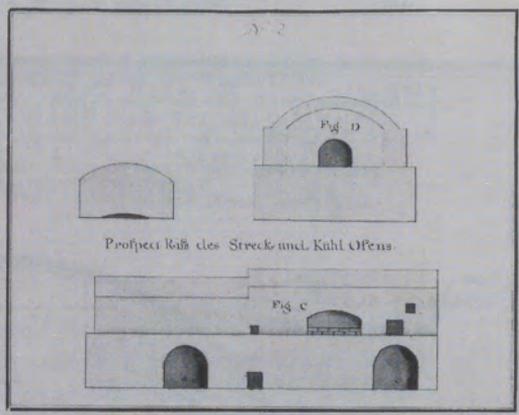
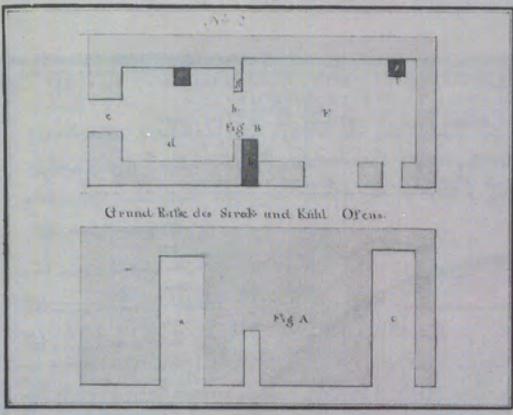


Abb. 13 Fragmente von Schmelztiegeln, die als Lesefunde im Bereich des Standorts der ehemaligen Glashütte im Schönthaler Wald geborgen wurden (Zeichnung: S. Gai)

Abb. 14 Auf- und Grundrisse des Spiegelberger Schmelzofens sowie eines Streck- und Kühllofens (HStAst A 282, Bü. 1556; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

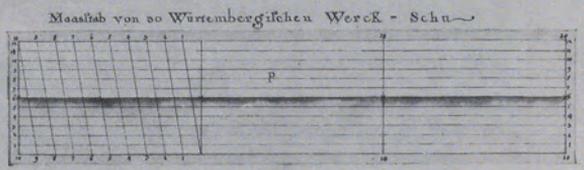
Abb. 15 Längs- und Querschnitt durch den Spiegelberger Spiegelschmelzofen (HStAst A 282, Bü. 1556; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)



Zu
Dem Grund und Prospect-Riß des Spiegel-Glas Ofens Sub N^o 1, Fig. A. Wie solcher nach denen Schwartz-Pancarten Linien
Durchschnitten und von inwendig herauswärts Anzuzehen ist.

EXPLICATION

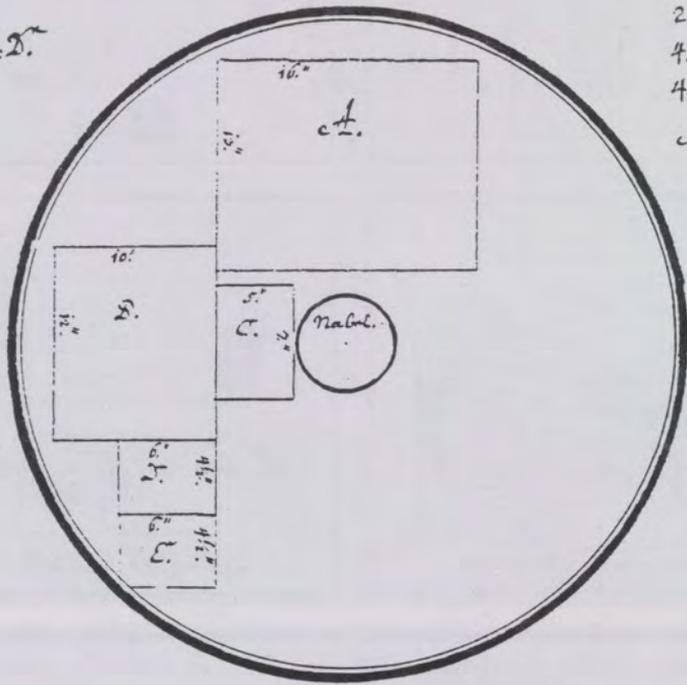
- a Die Thonn.
- b Die Vorgewölber.
- c Des Glas Ofens Innerer Coerper
- d Die Schür Gewölber.
- e Die Säulen.
- f Die Säulen - Becken.
- g Das Mittlere Loch.
- h Zwey Löcher Iß ans dem Glas Ofen in die Sand -
Ofen gehen.
- i Die Sand - Ofen.
- k Die Mund - Lecher in denen Sand - Ofen.
- l Die Schmelz - Hellen.
- m Die Kuppel des Schmelz oder Glas Ofens
- n die Zug - Locher in den Sand - Ofen
- o Die Gewölber der Sand - Ofen
- p Der Maasstab.



Einoffnung eines Flammglases. Diefelbe 40 Zoll im Diameter salten.
 ein 2. D. Diefelbe können aufstehende Diefelbe. Diefelbe geschnittene werden:
 1. 3 jeung Die ein 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.
 auf dem projectierten Form-Tarif zusammen liegen — — — — — 1/2 — 20.

St.

Größe ab: D.



| | | |
|--------|-----|-------------|
| 2. D. | 1/2 | 20. |
| 2. C. | " | 40. |
| 4. D. | " | 12. |
| 4. E. | " | 10. |
| Summa: | | 2 1/2 — 40. |
| | | 6. |

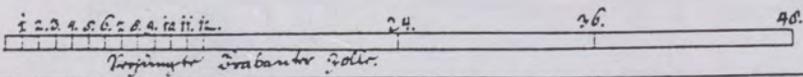


Abb. 16 Skizze einer in der Schöntaler Hütte produzierten Flammglasscheibe mit einem Durchmesser von 40 Zoll (HStASt A 282, Bü. 1562; Aufnahme und alle Rechte beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

Hinweise auf frühneuzeitliche Glasproduktion bei Kirchenkirnberg, Stadt Murrhardt

VON HANS-DIETER BIENERT UND SVEVA GAI

Vor ungefähr einem Jahr wurden Mitarbeiter des »Arbeitskreis Glashütten im Historischen Verein für Württembergisch Franken« von den Herren Eberhard und Matthias Bohn aus Kirchenkirnberg auf die Reste einer möglichen – wahrscheinlich frühneuzeitlichen – Glasproduktionsstätte südöstlich des Ortes aufmerksam gemacht¹ (Abb. 1). Der Fundort befindet sich ungefähr 80 m östlich der heutigen Landstraße L 1150, die von Kirchenkirnberg nach Kaisersbach führt (Abb. 2). Es konnte dort eine in den leicht nach Westen abfallenden Hang des oberen Stubensandsteins eingetiefte ovale Verebnung (Abb. 3, 4) festgestellt werden, die eine Grundfläche von 10 × 10 m besitzt.

Auf dieser Verebnung liegen die Reste eines bisher nicht eindeutig zu bestimmenden Objektes, welches eine Grundfläche von ca. 3,40 × 2,00 m bedeckt und als leichter Hügel im Gelände zu erkennen ist. Den nördlichen Rand dieses Objektes bildet ein deutlich sichtbarer Mauerzug (Abb. 4). An den anderen Seiten zeigt sich oberflächlich kein so eindeutiges Bild; nur vereinzelt sind Sandsteine, die ebenfalls auf eine ehemalige Mauer hinweisen könnten, sichtbar.

Auf dem Schutthügel selbst konnte eine ganze Anzahl von Glasschlacken oberflächlich aufgelesen werden (Abb. 5)². Neben den zahlreichen, teils mehrfarbigen Schlackenresten zeigen einige Sandsteine deutliche Spuren größerer Hitzeeinwirkung³, was die Vermutung nahelegt, daß es sich bei diesem Platz um den Ort einer ehemaligen Glasproduktionsstätte, d. h. einen Schmelzofen handelt⁴. Die Gestalt und Größe der Mauerreste würden einer solchen Interpretation nicht widersprechen.

Die Kenntnisse über die frühere Glasproduktion im Mainhardter, Welzheimer und Murrhardter Wald sind allerdings recht spärlich. Während archivalische Hinter-

1 An dieser Stelle sei den Herren Eberhard und Matthias Bohn für ihre Mitarbeit sehr herzlich gedankt. Herr Bürgermeister i. R. Adolf Walcher aus Kaisersbach machte Mitarbeiter des Arbeitskreises ebenfalls auf diese Fundstelle aufmerksam. Auch ihm möchten wir unseren Dank aussprechen. Für weitere Hinweise und die Durchsicht des Manuskripts danken wir den Herren Dr. Gerhard Fritz, Dr. Rolf Schweizer (beide aus Murrhardt) und Dieter B. Seegis (Schorndorf).

2 Diese Lesefunde befinden sich in der »Sammlung Bienert« des Carl-Schweizer-Museums in Murrhardt.

3 Die Steine zeigen eine typische gelb-rötliche Färbung und weisen eine poröse Struktur auf.

4 Aus den Glashütten des Schwäbisch-Fränkischen Waldes ist bisher erst ein Schmelzofen in Mittelfischbach (Gemeinde Großerlach) archäologisch untersucht worden. Zur Entdeckung dieses Ofens und den archäologischen Untersuchungen vgl. die Angaben in Anm. 5, 6 und 7.

lassenschaften teilweise aufgearbeitet sind⁵, konnte bisher erst einmal ein Glasmelzofen archäologisch untersucht werden. Im April 1991 wurden von Dr. Gerhard Fritz und Hans-Dieter Bienert in Mittelfischbach (Gemeinde Großerlach) bei einer Oberflächenbegehung im Bereich des Standorts der ehemaligen Glashütte die Reste eines Schmelzofens entdeckt⁶, der dann von Mitarbeitern des Landesdenkmalamts Stuttgart in einer zweiwöchigen Kampagne archäologisch untersucht wurde⁷. Der Ofen bedeckte eine Grundfläche von etwa 6,5 × 3,7 m und wies einen guten Erhaltungszustand auf, so daß er fast in seinem ganzen Grundriß erfaßt werden konnte.

Aus der unmittelbaren Umgebung von Kirchenkirnberg sind bisher keine Hinweise auf eine spätmittelalterliche oder frühneuzeitliche Glasproduktion bekannt. Kurze Erwähnung in diesem Zusammenhang findet allenfalls der »Gläserhof«⁸ östlich von Kirchenkirnberg an der Landstraße L 1150 nach Geschwend gelegen (Abb. 1). Bis auf den Namen selbst gibt es aber keine weiteren Anzeichen auf eine Glasproduktion beim »Gläserhof«; Bodenfunde sind nicht vorhanden. Die Ortschaften Hagkling, Schierhof, Brandhof und Brandhöfle (Abb. 1) werden ebenfalls mit früheren Glasproduktionsstätten in Verbindung gebracht⁹.

Die nächstgelegenen, urkundlich genannten Glashütten standen im ca. 2,5 km (Luftlinie) entfernten Horlachen bzw. in der ca. 3,4 km (Luftlinie) entfernten Cronhütte (Abb. 1). Die Geschichte dieser Hütten ist noch nicht aufgearbeitet; jedoch liegen einige Eckdaten vor¹⁰. So wurde die Glashütte Horlachen, im Limpurger Amt Gschwend gelegen, nach Untersuchungen von Karl Greiner um

5 Vgl. hierzu die Literaturangaben in folgender Publikation: *H.-D. Bienert, S. Gai, G. G. Reinhold & D. B. Seegis*: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Glasproduktion im Schwäbischen Wald. Die Glashütten im Fischbachtal und bei Liemannsklinge. – In: *WFr* 76, 1992, S. 119–166.

6 Vgl. dazu *H.-D. Bienert* et al. (wie Anm. 5), S. 126–127. Zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen von Glasfragmenten aus der Mittelfischbacher Hütte siehe *J. Henderson*: Some interim remarks on the scientific analysis of glass samples from Mittelfischbach. – In: *WFr* 76, 1992, S. 167–168; *Ders.*: Scientific analysis of some materials used for making 16th/17th century glass and furnaces. In: *W. Lang* (Hg.): *Kolloquium zur Glasherstellung im Spätmittelalter: Uhingen und Heidelberg 1992*. Göppingen 1992, S. 96–107.

7 Vgl. *S. Arnold*: Eine Glashütte in Mittelfischbach, Gemeinde Großerlach, Rems-Murr-Kreis. – In: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991*. Stuttgart 1992, S. 332–333. Der fast wortgleiche Aufsatz erschien auch in: *Archäologie in Deutschland* 4, 1992, S. 42 und *W. Lang* (Hg.) (wie Anm. 6), S. 43–48.

8 Vgl. die Angaben bei *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 1. Öhringen 1926 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1989), S. 54; *Ders.*: Beiträge zur Geschichte der Glasindustrie in Württemberg. – In: *Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte* NF 34, 1928, S. 81; *Ders.*: Die Glashütten in Württemberg. Wiesbaden 1971, S. 7. Kurze Erwähnung findet der »Gläserhof« auch bei *E. Dietz*: Die Wüstungen der Limpurger Berge, der Frickenhofer Höhe und der Tannenburg-Adelmannsfelder Höhen. – In: *ZWL* 20, 1961, S. 130.

9 Siehe hierzu: *Greiner* 1926 (wie Anm. 8), S. 54, 56; *Ders.* 1928 (wie Anm. 8) S. 81; Von den ehemaligen Glashütten in Horlachen (o. V.). – In: *Blätter des Welzheimer Wald-Vereins* 13, 1956, S. 99–100; Von den ehemaligen Glashütten in Horlachen (o. V.). – In: *Echo der Heimat* (Heimatbeilage des Kocherboten) 2, 1957, S. 2. Karl Greiner vermerkte in einem unveröffentlichten Manuskript zu Horlachen, das den Autoren zur Verfügung steht, daß der Autor der beiden Aufsätze, die ohne Verfasserangabe publiziert sind, *E. Dietz* ist.

10 Siehe hierzu die Angaben in den beiden Aufsätzen o. V. (wie Anm. 9).

1623 gegründet¹¹. In diesem Jahr jedenfalls machte der Murrhardter Abt den Grafen von Limpurg den Vorschlag, den Sohn des Hüttmeisters von Fischbach, Caspar Greiner, mit der Leitung des Betriebs zu beauftragen. 1638 wird dann ein Georg Greiner als Hüttmeister genannt¹². Zwischen 1659 und 1661 war ein Franz Conrad Greiner Hüttmeister in Horlachen. 1661 soll er während eines Besuches der Messe in Frankfurt a. M., wo er Glaswaren verkaufen wollte, gestorben sein¹³. 1674 und 1678 erscheint dann ein Hans Georg Greiner, von dem nach Greiner aber nicht mit eindeutiger Sicherheit gesagt werden kann, daß er auch der Hüttmeister des Betriebs war¹⁴. Danach scheint der Hüttenbetrieb in den Besitz der Familie Wenzel übergegangen zu sein¹⁵. 1690 wurde eine neue Hüttenordnung erlassen¹⁶. Nicht lange nach 1700 muß die Horlacher Hütte eingegangen sein; der genaue Zeitpunkt ließ sich aber noch nicht ermitteln¹⁷.

Die Glashütte in Cronhütte¹⁸ war im Jahre 1532 in der Flur »Eichberg« von dem Hüttmeister Hans Huber aus Gmünd und Konrad Frentzel gegründet worden¹⁹, also fast hundert Jahre vor der Hütte in Horlachen. 1535 kaufte Jakob Greiner das Anwesen. 1542 sollen dann bereits 150 Menschen in der Glashütte beschäftigt

11 Vgl. *K. Greiner*: Zur Familiengeschichte der Greiner, Band 2. Stuttgart 1964 (Druck: Sonthofen/Allgäu 1991), S. 59–61. An dieser Stelle findet sich auch eine Stammtafel der Greiner'schen Hüttmeister in Horlachen. Weiterhin siehe auch *Greiner* 1926 (wie Anm. 8), S. 54, 56; *Ders.* 1971 (wie Anm. 8), S. 7. 12 Vgl. *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 59. *Ders.* 1971 (wie Anm. 8), S. 7 nennt hier für dasselbe Jahr einen »Jerg Greiner« als Hüttmeister in Horlachen.

13 Vgl. *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 59. Siehe hierzu auch die Angaben in den beiden Aufsätzen o. V. (wie Anm. 9).

14 Vgl. *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 59. Siehe hierzu auch die Angaben in den beiden Aufsätzen o. V. (wie Anm. 9). Hier wird er als »Gläser« bezeichnet, der zuvor aber schon »Meister« gewesen sein soll.

15 Vgl. *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 59. Siehe hierzu auch die Angaben in den beiden Aufsätzen o. V. (wie Anm. 9). An anderer Stelle setzt *Greiner* 1971 (wie Anm. 8), S. 7 den Wechsel etwas früher an, wenn er schreibt: »1642 wird die Hütte als »neu aufgerichtet« bezeichnet. Nun wechseln Hüttmeister aus den Familien Greiner und Wenzel.«

16 Vgl. *Greiner* 1971 (wie Anm. 8), S. 7.

17 Vgl. hierzu die Angaben in den beiden Aufsätzen o. V. (wie Anm. 9).

18 Die zuerst von Emil Kost geäußerte Vermutung, daß mit einem Glashüttenbetrieb im Raum Schadberg–Eichberg–Cronhütte schon im 10. Jahrhundert zu rechnen ist, hat bisher keinerlei archaische oder archäologische Unterstützung erfahren. Kost stützt seine Vermutung neben der Ortsnamenforschung besonders auf einen Bodenfund. Im Frühjahr 1941 wurde am Eichberg (südwestlich von Cronhütte) ein kleiner, henkelloser Topf gefunden, den er ins 9. Jahrhundert datiert. Somit vermutet er hier, daß vor der bisher bekannten und archaisch nachgewiesenen Glashütte des 16. Jahrhunderts ein noch älterer Betrieb gestanden haben könnte, dessen Gründung einige Jahrhunderte früher liegt. Vgl. hierzu *E. Kost*: Der Fund von Cronhütte. – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 9, 1941, S. 33–35. Siehe auch die Ausführungen bei *K. Greiner*: Alte Glashütten im Bezirk des Stifts Ellwangen. – In: Ellwanger Jahrbuch 16, 1954–1955, S. 36–37; *A. Walcher*: Von den Glashütten im Schwäbischen Wald. – In: Jahreshft des Historischen Vereins Welzheimer Wald 8, 1990, S. 15. Zur Frage der früheren Gründung einer Glashütte bei Cronhütte siehe auch die Angaben bei *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 56. Zum Fund von Cronhütte und einer möglichen mittelalterlichen Glashütte siehe auch den Aufsatz: Aus der ältesten deutschen Besiedlungszeit des Welzheimer Waldes (o. V.). – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 15, 1956, S. 116–117.

19 Vgl. *H. Kaupp*: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald, 12. Fortsetzung. – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 4/6, 1941, S. 13; *Greiner* 1964 (wie Anm. 11), S. 56; *Greiner* 1971 (wie Anm. 8), S. 6; *Walcher* (wie Anm. 18), S. 19.

sein²⁰. Nach Kaupp und Greiner soll es sich dabei aber um die gesamte Einwohnerzahl der Hütte, also nicht nur um unmittelbar in ihr Beschäftigte, gehandelt haben²¹. Der Betrieb scheint sich unter den Hüttmeistern der Familie Greiner gut entwickelt zu haben. Unter den 25 Wohngebäuden des Weilers soll sich sogar ein Steinhaus befunden haben²². Allerdings hat der Mangel an Brennholz der Hütte schon frühzeitig zu schaffen gemacht. So bittet der Hüttmeister bereits 1544 darum, daß es ihm gestattet werde, außer in der ihm zugewiesenen Waldung noch das Tannen- und Eichenholz in zwei anderen Wäldern schlagen zu dürfen²³. Der Holz-mangel wurde aber so groß, daß die Hütte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Das genaue Datum liegt auch hier noch nicht vor²⁴.

Es wäre also denkbar, daß es sich bei dem Kirchenkirnberger Befund um die Reste eines kleinen Außenofens der Horlacher oder Cronhüttener Glashütte gehandelt haben könnte²⁵, womit auch ein ungefährer Zeitrahmen für den Fund vorgegeben wäre, nämlich das 16. bzw. 17. Jahrhundert. Der bisherige Befund weist wenigstens auf einen kleineren Schmelzofen hin. Reste von Flach- oder Hohlglas wurden bei der Oberflächenbegehung allerdings nicht gefunden, was nicht unbedingt verwundern muß. Dies würde vielmehr darauf hindeuten, daß an dieser Stelle wohl nur die Grobschmelze hergestellt und dann zur weiteren Verarbeitung in die Hütte transportiert wurde. Karl Greiner spricht in diesem Zusammenhang von sogenannten »Stützerhütten«, welche er als einfache Behelfshütten bezeichnet, die von den benachbarten größeren Hütten betrieben wurden²⁶.

Ein ähnlicher Befund ist inzwischen vom Hägerhof bekannt, in dessen Nähe es zwei Objekte gibt, die deutliche Parallelen zu dem Kirchenkirnberger Befund

20 Vgl. Beschreibung des Oberamts Welzheim, hg. von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 164; siehe auch Greiner 1926 (wie Anm. 8), S. 54.

21 Kaupp (wie Anm. 19), S. 13: »Kircher macht in seiner Heimatkunde vom Oberamt Welzheim die Angabe, daß 1542 gegen 150 Menschen in der Glashütte dort beschäftigt gewesen seien. Er gibt keine Quellen an, aber offenbar stammt die Angabe aus der erwähnten Supplikation. Diese wurde aber frühestens 1544 geschrieben und sagt, daß alle Einwohner der Glashütte samt Kindern bei 150 betragen. Von 150 Glasmachern dort kann deshalb keine Rede sein.« Greiner 1964 (wie Anm. 11), S. 56: »Die Angabe in der Oberamtsbeschreibung Welzheim, daß 1542 in der Cronhütte gegen 150 Menschen mit der Glasfabrikation beschäftigt waren, ist nach den Verhältnissen der damaligen Glashütten als unrichtig anzusehen. Es kann sich hier nur um 150 Einwohner, einschließlich der Kinder gehandelt haben.«

22 Vgl. Beschreibung des Oberamts Welzheim (wie Anm. 20), S. 164; Greiner 1926 (wie Anm. 8), S. 54.

23 Vgl. H. Kaupp: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald, 13. Fortsetzung. – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 7, 1941, S. 20.

24 Vgl. Kaupp (wie Anm. 23), S. 20; Greiner 1926 (wie Anm. 8), S. 56; Walcher (wie Anm. 18), S. 19.

25 Herr A. Walcher ist der Ansicht, daß es sich um einen Außenofen des Cronhüttener Betriebs gehandelt hat (mündliche Mitteilung vom Januar 1993). Er stützt sich dabei auf einen 1544 erstellten Bericht, wo um die Erlaubnis nachgesucht wird, den Wald bis an den Hengstberg für die Hütte in Cronhütte beholzen zu dürfen. In diesem Zusammenhang könnte dann der dortige Ofen angelegt worden sein. Siehe hierzu Kaupp (wie Anm. 23), S. 20.

26 Greiner 1971 (wie Anm. 8), S. 5. In den archivalischen Quellen ist bisher auch keine Hinweise darauf zu finden, daß etwa eine der beiden Hütten vollständig in das genannte Gebiet verlegt worden wäre. Im Gelände selbst sind ebenfalls keine Beobachtungen im Hinblick auf weitere Ofenanlagen gemacht worden; sie aber wären für das Vorhandensein eines größeren Betriebs unabdingbar gewesen.

aufweisen²⁷. So konnten bei einer Oberflächenbegehung westlich des Hägerhofs deutliche Hinweise²⁸ auf den Standort eines Schmelzofens gefunden werden. Ähnliche Hinweise gibt es von einer weiteren Stelle nördlich des Weilers²⁹.

Der Grund für die Anlage eines von der Hütte abgelegenen Schmelzofens könnte im oft schwierigen und langwierigen Transport des zur Produktion notwendigen Holzes zu suchen sein³⁰. Oft muß es einfacher gewesen sein, die Produktionsstätte zum Holz zu bringen, als umgekehrt. Auf jeden Fall wäre dies eine durchaus verständliche Erklärung für den Kirchenkirnberger Befund. Die neuen Funde beim Hägerhof scheinen diese Vermutung der Existenz solcher dezentralen Schmelzöfen zu bestätigen. Weitere Aufklärung kann aber nur eine eingehende archäologische Untersuchung und eine detaillierte Analyse der Produktionsrückstände erbringen. Dies gilt auch für eine entgültige Zuordnung des Kirchenkirnberger Befundes zur Horlacher oder Cronhüttener Glashütte.

27 Vgl. hierzu auch *H. Kaupp*: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald, 4. Fortsetzung. – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 1/3, 1940, S. 4. Hier werden Funde auf der Flur »Unteres Feld« bzw. »Walz« beschrieben. Siehe auch *H. Kaupp*: Von der Glasmacherei auf unserem Welzheimer Wald, 9. Fortsetzung. – In: Blätter des Welzheimer Wald-Vereins 9/12, 1940, S. 43; *Greiner* 1971 (wie Anm. 8), S. 5.

28 Für die freundliche Mitteilung und Unterstützung bedanken sich die Autoren bei Herrn Robert Eisenmann (Althütte) und Herrn Heinrich Wahl (Hägerhof).

29 Nach Hinweisen von Herrn Heinrich Wahl (Hägerhof).

30 Vgl. hierzu die Ausführungen bei *Greiner* 1971 (wie Anm. 8), S. 5; *Bienert et al.* (wie Anm. 5), S. 120, 140–141.



Abb. 1 Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:25000, Blatt 7024 Gschwend (mit freundlicher Genehmigung des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg). Der Fundort ist als ● gekennzeichnet.

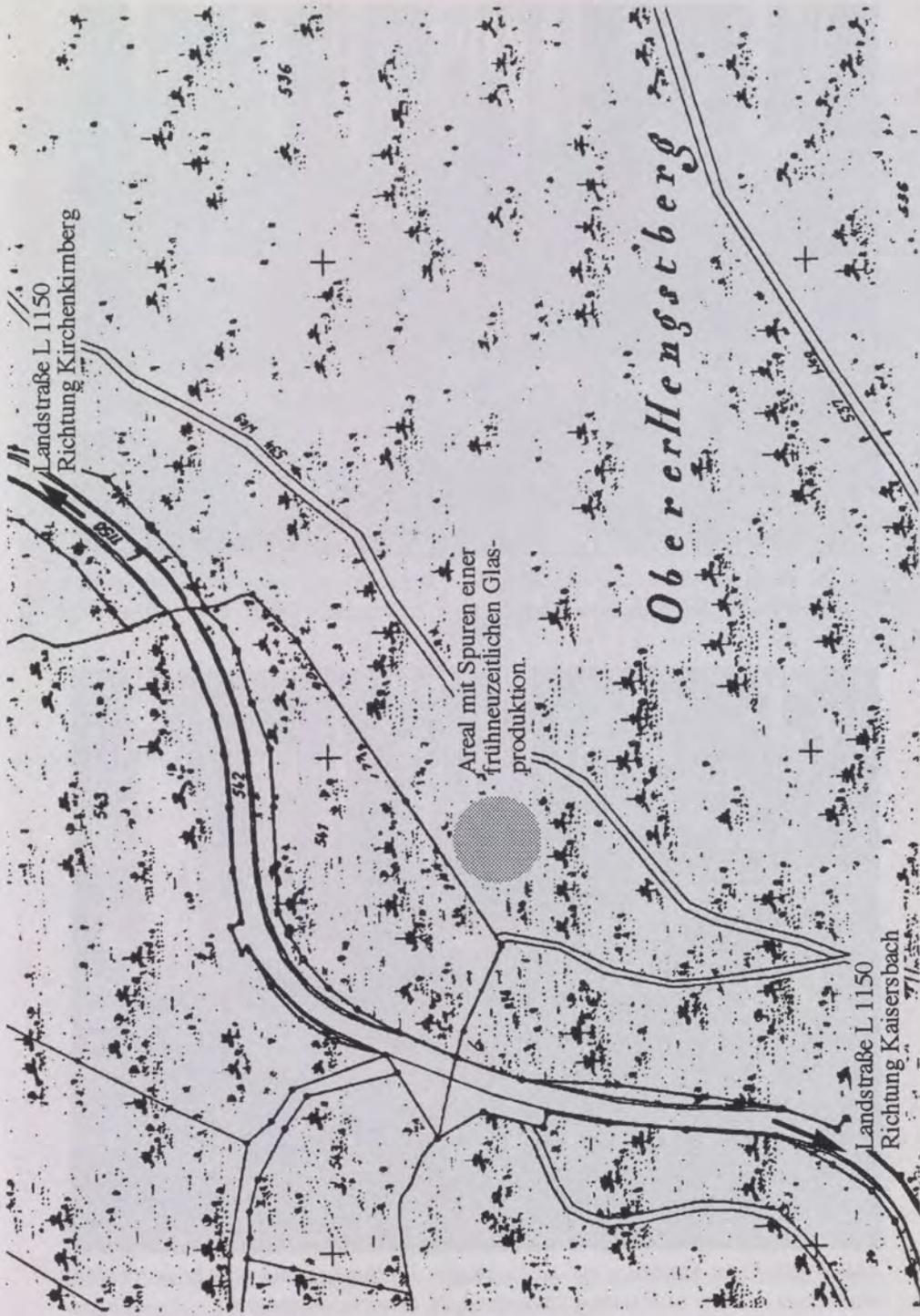


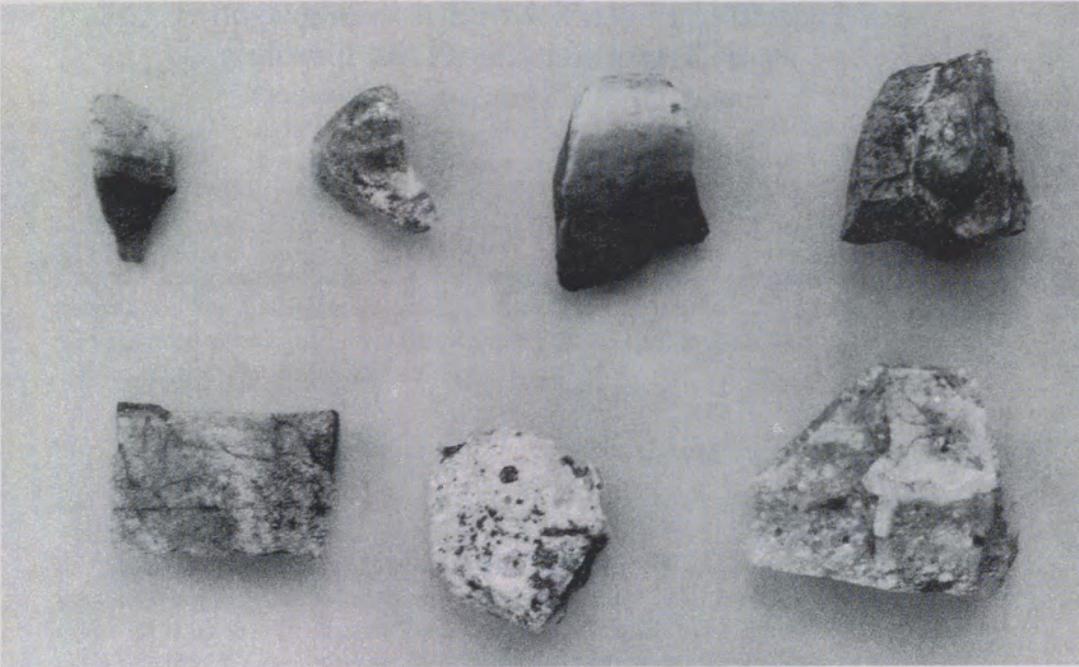
Abb. 2 Ausschnitt aus der Flurkarte NO 4240 (mit freundlicher Genehmigung des Staatlichen Vermessungsamts Backnang). Die Hinweise (gepunktete Fläche) auf eine frühneuzeitliche Glasproduktion fanden sich in der Flur »Oberer Hengstberg«, ca. 80 m östlich der Kirchenkirchberg nach Kaisersbach führenden Landstraße L 1150



Abb. 3 Blick von Westen auf die Fundstelle. Die Reste der möglichen Glasproduktionsstätte sind in der Bildmitte als kleiner Hügel zu erkennen (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt).



Abb. 4 Blick von Nordosten auf die Fundstelle. Im Vordergrund sind die Reste eines Mauerzugs deutlich zu erkennen (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt).



Die Fundstücke sind als Schmelzrückstände zu deuten, die bei der Herstellung von Glas entstanden sind. Sie weisen auf eine frühe Glasproduktion hin, die bereits im Neolithikum stattfand.

Die Fundstücke sind als Schmelzrückstände zu deuten, die bei der Herstellung von Glas entstanden sind. Sie weisen auf eine frühe Glasproduktion hin, die bereits im Neolithikum stattfand.

Die Fundstücke sind als Schmelzrückstände zu deuten, die bei der Herstellung von Glas entstanden sind. Sie weisen auf eine frühe Glasproduktion hin, die bereits im Neolithikum stattfand.

Die Fundstücke sind als Schmelzrückstände zu deuten, die bei der Herstellung von Glas entstanden sind. Sie weisen auf eine frühe Glasproduktion hin, die bereits im Neolithikum stattfand.

Die Fundstücke sind als Schmelzrückstände zu deuten, die bei der Herstellung von Glas entstanden sind. Sie weisen auf eine frühe Glasproduktion hin, die bereits im Neolithikum stattfand.

Abb. 5 Glasproduktionsrückstände (Schlacken) die an der Fundstelle oberflächlich aufgelesen wurden (Aufnahme: H. Quayzin, Murrhardt).

Zur demographischen Entwicklung in Sulzbach/Murr während des Dreißigjährigen Krieges

Statistische Auswertung der Kirchenbücher

VON MATHIAS KLINK

Die im vorangehenden Jahrbuch Württembergisch Franken erschienene Arbeit zu den Sulzbacher Kirchenbucheinträgen wird hier fortgeführt¹. Beleuchtet werden im folgenden vorwiegend die Aspekte der historischen Demographie; insbesondere werden statistische Anmerkungen vorgelegt.

Zur Problematik der benützten Quellen

Die angegebenen Kirchenregister, die hier zum ersten Male statistisch ausgewertet werden, bilden trotz aller Ungenauigkeiten und Fehler eine hervorragende Quelle, die damalige Bevölkerung Sulzbachs sowohl in ihrer Struktur und Anzahl näher auszuleuchten, als auch über deren Schicksal in der Zeit des 30jährigen Krieges etwas zu erfahren. In diesem Zusammenhang wurden auch die letztjährig nicht berücksichtigten Communicanten-Register, welche in das Tauf-, Ehe- und Totenbuch 1618–1667 mit eingebunden sind und seitenmäßig einen Großteil dieses Kirchenregisters ausmachen, wenigstens teilweise unter statistischen Gesichtspunkten mit ausgewertet.

Dies schien in diesem Zusammenhang unerlässlich, um so einen Überblick über die Sulzbacher Bevölkerungsstruktur zu bekommen, da die Communicanten-Register bei richtiger Benutzung als Vorgänger der Familien- oder Seelenregister angesehen werden können.

Eine genauere Auswertung derselben wäre wünschenswert, konnte aber des immensen Zeitaufwandes halber in diesem Zusammenhang nicht erfolgen und würde wohl auch der darin enthaltenen Informationsfülle wegen den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Durch die erstmalige Auswertung der Communicanten-Register wurden interessante, um nicht zu sagen erschreckende Einblicke in das Schicksal der Sulzbacher Bevölkerung während der Zeit des 30jährigen Krieges gewonnen, da die Tauf-, Ehe- und Totenbücher schon von ihrem Sinn und Aufbau her, aber auch der vielen vorhandenen Lücken wegen das ganze Ausmaß der Katastrophe dieses Krieges für Sulzbach und dessen Teilorte bei weitem nicht erkennen ließen.

¹ G. Fritz, M. Klink: Außergewöhnliche Kirchenbucheinträge aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: Württ. Franken 76 (1992) S. 177–234.

Insgesamt wurden für diese Abhandlung die ersten 33 Jahrgänge der Sulzbacher Tauf-, Ehe- und Totenbücher nebst den 1614 beginnenden Communicanten-Registern zahlenmäßig erfaßt und statistisch ausgewertet, womit allein natürlich noch keine umfassende Bevölkerungsgeschichte Sulzbachs im frühen 17. Jahrhundert erstellt werden konnte. Eine solche wäre erst nach einer in wesentlich größerem Umfang erstellten Arbeit möglich.

Grundsätzlich stellt man sich bei der Arbeit an einer solchen Abhandlung auch die Frage nach der Zuverlässigkeit der herangezogenen Quellen. Besonders erschwerend für eine genaue statistische Auswertung sind in Sulzbach die vielen, wohl kriegsbedingten Lücken. Sie wurden zwar voriges Jahr chronologisch geordnet im Text aufgezählt, werden hier aber des besseren Verständnisses wegen separat nach Tauf-, Ehe- und Totenbücher getrennt noch einmal zusammengestellt.

Einen weiteren Unsicherheitsfaktor bilden die teilweise unvollständigen Einträge, besonders während der Pestzeiten, sowie das durch die teilweisen Beschädigungen der Bücher hervorgerufene Abhandenkommen der genauen Geburts- oder Sterbedaten.

Bei den Communicanten-Registern ist bisher nicht zu erkennen, inwieweit die verschiedenen Pfarrer neben den einzelnen Haushaltsmitgliedern auch die Kleinkinder (Infantes), Knechte und Mägde mitgezählt haben, und zu welchem Zeitpunkt genau die Zusammenstellung und Addition der aufgeführten Communicanten und Catechisten vorgenommen worden ist. Diese Umstände werden aber in den den einzelnen Statistiken vorangestellten Erklärungen noch ausführlicher formuliert werden.

Das Taufbuch

Auftretende Lücken im Taufbuch:

1629: Lücke zwischen 31. Mai und 28. Juni, 7 Zeilen freigelassen sowie Eintrag »Nihil te est«.

1633: 4–5 Zeilen Lücke zwischen 25. Februar und 5. März.

1634: Lücke zwischen 4. und 25. April.

1634–Letzte Taufe am 29. August, danach fast drei Seiten Lücke

1635: bis Februar 1635, mit Ausnahme von zwei Taufen am 3. Dezember und 24. Dezember 1634.

1636–Letzte Taufe am 15. September 1636, hernach noch 2 Einschübe

1639: vom 24. Dezember 1639 und 20. September 1640. Sodann fast 3 Jahre Lücke bis Jacobi 1639, mit Ausnahme von 2 vereinzelt Taufeinträgen vom 4. Mai und 30. August 1637. Erste Taufe wieder am 24. Juni 1639.

1649: $\frac{3}{4}$ Seite Lücke zwischen 19. Februar und 3. Mai.

Bei der in Tabelle I angeführten Übersicht über die monatliche Geburtenhäufigkeit der Pfarrei Sulzbach im Zeitraum zwischen 1618 und 1650 ist folgendes zu

beachten: Zwillingsgeburten sind in der Tabelle jeweils nur als eine Geburt gezählt, jedoch mit einem Stern versehen worden. Bei der Addition der monatlichen Geburtenanzahl innerhalb eines Jahres ergibt also die erste Summe die Anzahl der Geburten an sich, die zweite die Zahl der laut Taufbuch geborenen Kinder. Striche unter einer Zahl weisen auf ein oder mehrere (je nach Anzahl der Striche) totgeborene, frühzeitig abgestorbene oder (bei der ebenfalls verstorbenen Mutter) im Mutterleib verbliebene Kinder dieses Monats hin, welche aber nicht im Taufbuch aufgezeichnet sind, sondern lediglich anhand des Totenregisters ermittelt werden konnten. Hierunter zählen auch unmittelbar nach der Geburt oder gar schon nach geschehener Nottaufe verstorbene Kinder, die trotzdem nicht ins Taufbuch eingetragen wurden. Somit ergibt die dritte und letzte Zahl die Summe der laut Tauf- und Totenbuch errechnete Anzahl von geborenen Kindern innerhalb eines Jahres. Dasselbe gilt auch für die jeweils nach 11 Jahren erfolgten Additionen der monatlichen Geburtenzahlen und ihrer Durchschnittswerte, wo die oberen Reihen die nur jeweils aus dem Taufbuch ermittelten, die unteren Reihen (+ Totenbuch) die aus Tauf- und Totenregister errechneten Summen wiedergeben. Letztere wurden aber der besseren Übersicht wegen nur bei Veränderungen eingetragen. Die hochgestellten Ziffern innerhalb der Tabelle deuten auf die Anzahl der unehelichen Geburten eines Monats hin; in Klammern gesetzte Zahlen bedeuten, daß (meist durch Beschädigung der Blattseite) der Geburtsmonat nicht mehr exakt anzugeben war. Da aber deshalb die Anzahl der geborenen Kinder eines Jahres trotzdem zweifelsfrei festgestellt werden kann, verändert diese Tatsache an der Endabrechnung nichts, es könnte lediglich bei den monatlichen Additionen und Durchschnittsberechnungen innerhalb der 11-Jahres-Zyklen zu kleinen Verschiebungen kommen.

Bei der in Tabelle 2 aufgeführten Aufschlüsselung bezüglich des Geschlechts der geborenen Kinder ist zu beachten, daß die jeweilige obere Zahlenreihe ebenfalls wieder nur die laut Taufbuch errechneten Summen wiedergibt, die untere Reihe aber unter Berücksichtigung auch des Totenregisters aufgestellt wurde.

Die große Anzahl der unbestimmten Geschlechter in den Jahren 1618 und 1619 ist zum Großteil auf die erheblichen Beschädigungen des Taufbuchs und des damit verbundenen Abhandenkommens der Vornamen zurückzuführen, ansonsten setzt sich diese Größe entweder aus der Ungenauigkeit der Einträge, v. a. aber aus der Anzahl der totgeborenen, abgestorbenen oder sofort nach der Geburt verstorbenen Kinder zusammen, bei denen in der Regel weder der Vorname noch das Geschlecht angegeben wurde. Hinter dem Trennstrich stehen die durch das Tauf-(oben) sowie das Tauf- und Totenbuch (unten) errechneten Summen der tatsächlich tot zur Welt geborenen, also nicht erst kurze Zeit später verstorbenen Kinder und ihr prozentualer Anteil an der Gesamtanzahl der geborenen Kinder innerhalb eines Jahres.

Von den Lücken natürlich abgesehen, ist es trotz allem keineswegs erwiesen, daß die mit 1318 errechnete Summe der zwischen 1618 und 1650 geborenen Kinder auch die tatsächliche Anzahl dieser Jahre ist, da ja nicht jeder Eintrag eines jung

verstorbenen Kindes im Totenregister mit dem Taufbuch verglichen wurde. Dies wäre schon des Zeitaufwandes halber nicht möglich gewesen, hätte aber auch der meist äußerst ungenauen Altersangaben wegen zu keinem sinnvollen Ergebnis geführt.

Auffälligkeiten

Uneheliche Geburten

Verblüffend gering ist die mit nur 8 errechnete Anzahl der unehelichen Geburten. Dies bedeutet, daß nur 0,6% der 1318 geborenen Kinder illegitim waren. Die Einträge dieser Geburten sind auffälligerweise von den buchführenden Pfarrern nicht einmal besonders gekennzeichnet worden, wie dies bei den Kirchenregistern benachbarter Pfarreien oder auch den Sulzbacher Kirchenbüchern des 18. Jahrhunderts² durchaus üblich war. Einzig ist die zweimalige Bezeichnung »seiner Mutter der ander Banckhart« bzw. »diß ist der ander Banckhart« für die neugeborenen Kinder, was aber darauf schließen läßt, daß die betreffenden Mütter schon einmal ein uneheliches Kind gehabt haben müssen; dies aber offenbar in der Zeit vor 1618 und dem Beginn des ausgewerteten Taufbuches. Einmal findet sich außerdem der von jeglicher moralischer Bewertung freie Zusatz »ein unehelich Kind getaufft«.

Die ersten vier der acht Mütter dieser unehelichen Kinder waren offenbar Bürgertöchter der Sulzbacher Pfarrei, deren Väter (deren Beruf oder Stand leider nicht angegeben und somit ihre soziale Herkunft nicht feststellbar ist) aber allesamt schon verstorben waren. Bei den nächsten zwei Müttern ist jeweils nur der Vorname angegeben, eine davon war eine Magd aus Siebenknie, die andere offenbar die Gefährtin eines Landfahrers. Die siebte Mutter war eine hiesige Witfrau, die letzte wird als »Concubin« bezeichnet (vgl. hierzu aber ausführlichen Text im Artikel unter dem 20. September 1640).

Von den Vätern heißt es beim ersten »de patre adhuctis(?)«, die zwei nächsten waren Ortsfremde, von denen einer verheiratet war, der vierte war ein hiesiger Bürgerssohn, der hatte »aber nit gestehen wellen«, der fünfte ein »Landtfährer, der sie noch nit zu Kirch geführt«, über den sechsten sind gar keine Angaben vorhanden, beim siebten Kind ist »der Vatter unbekannt«. Achter ist der Kübler Hans Mack von Murrhardt (vgl. oben). Über eine öffentliche Diskriminierung oder Bestrafung besagter Personen ist in den ausgewerteten Quellen zwar nichts erwähnt, der Umstand jedoch, daß einer der Väter seine Vaterschaft nicht eingestehen wollte, verweist eindeutig auf eine stattgefundene Befragung oder Verhandlung betreffs derselben.

² In dieser Zeit hatte die Anzahl der unehelichen Geburten aber auch in krassem Maße zugenommen. Leider liegen jedoch aufgrund fehlender Auszählungen keine konkreten Vergleichsmöglichkeiten vor.

Insgesamt gesehen läßt sich aber doch offensichtlich von einem hohen moralischen Niveau der Sulzbacher Frauen und Töchter des frühen 17. Jahrhunderts sprechen, da bezeichnenderweise über die gesamte Kriegszeit keine einzige Schwängerung von Soldaten vorliegt, was sich aber andererseits anhand der Lücken im Taufbuch kaum beweisen läßt, da ja gerade in den unruhigsten Zeiten die Kirchenbücher nicht mehr geführt wurden.

Mehrlingsgeburten

Weiterhin erstaunlich in der Statistik ist die hohe Anzahl der geborenen Zwillinge, welche zumindest im Zeitraum von 1629 bis 1639 sogar 2,06% aller Geburten ausmachen, insgesamt gesehen jedoch einen Prozentsatz von 1,74 ergeben³. Dies entspricht in etwa auch der Anzahl der zwischen 1618 und 1628 geborenen Zwillinge, der Zeit also, in der die Berechnungen aufgrund nicht vorhandener Lücken in den Registern nicht gestört oder verschoben sind, und wird so der Wahrheit wohl am nächsten kommen.

Drillings- oder Mehrlingsgeburten kommen in dem untersuchten Zeitraum nicht vor.

Es läßt sich jedoch beim Vergleich mit dem Totenbuch sagen, daß die meisten der gezählten Zwillinge im Sulzbach des frühen 17. Jahrhunderts eine schlechte Überlebenschance hatten. Dies, weil sie meist entweder schon zu früh zur Welt geboren wurden, oft einer oder beide der Kinder während der Geburt mangels qualifizierter Geburtshelfer umgekommen (einen hatte man »von der Mutter müssen reissen«) oder in den nächsten paar Wochen und Monaten verstorben sind.

Geburtenhäufigkeit, erste Pestwelle

Nach einer relativ konstant bleibenden Anzahl in den ersten Kriegsjahren kommt es zu einem ersten augenfälligen Einbruch in der Geburtenhäufigkeit im Jahre 1622, dessen Grund aber bis dato nicht erklärt werden kann. Ebenso bringt die erste Pestwelle 1626 einen rasanten Abstieg der Geburtenziffern, besonders in den sonst eher geburtenreichen Monaten September und Dezember. Dieses Phänomen allein mit dem Auftreten der Pest zu erklären, will auf den ersten Blick nicht einleuchten, denn schließlich müßten ja die Kinder, die in der zweiten Hälfte des Jahres geboren wären, bereits Ende 1625 oder Anfang 1626, als von der Seuche noch nichts zu spüren war, gezeugt gewesen sein. Es läßt sich eher darauf zurückführen, daß dieser Pestwelle viele schwangere Frauen zum Opfer fielen, die

³ Zu ganz anderen Ergebnissen kommt Gerhard Fritz in seiner noch zu veröffentlichen Arbeit »Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte von Backnang im 17. und 18. Jahrhundert, insbesondere in den Jahrzehnten um den Franzoseneinfall 1693«, (Backnanger Jahrbuch 2, 1993/94), in der für den gesamten ausgewerteten Zeitraum 1660–1700 der Prozentsatz der geborenen Zwillinge bei 2690 Schwangerschaften bei 0,93% liegt. Dasselbe gilt auch für eine von Gerhard Fritz und Irmgard Hein vorgenommene Auswertung der Murrhardter Taufbücher, wo im Zeitraum von 1560–1569 0,77%, 1570–1579 0,65% und 1580–1589 0,59% aller geborenen Kinder Zwillinge waren.

in diesen Monaten geboren hätten. Auffällig ist ebenso das nur langsame Aufwärtsgen der Geburtenanzahlen im Verlauf des Jahres 1627, als erst ab August, also rund 9 Monate nach Abklingen der Pest, die Geburtenzahl wieder die der Vorpestzeit erreicht. Dies gilt auch für das Jahr 1628, obwohl doch nachweislich viele Menschen der Seuche zum Opfer fielen und die Bevölkerung Sulzbachs deshalb kleiner geworden sein muß. Offenbar trat aber nach Beendigung der Pestzeit ein vermehrter Zeugungswille zum Ausgleich der Bevölkerungsverluste in Kraft. Diesen Umstand kann man erst recht in den Jahren nach 1640 beobachten. Die niedrige Geburtenzahl des Jahres 1629 ist wohl auf kriegsbedingte Ursachen zurückzuführen, da hier auch die ersten Lücken im Tauf- und Ehebuch auftreten und auf Fluchtbewegungen der Sulzbacher Einwohner hinweisen. In den nächsten zwei Jahren erreicht die Zahl zwar wieder das gängige Niveau, sinkt dann aber – wieder wohl kriegsbedingt – bis 1634 auf beinahe die Hälfte ab.

Zweite Pestwelle

Verwunderlicherweise wieder mehr Geburten gibt es im Pestjahr 1635, das sich zunächst anscheinend nicht so dezimierend auf die Anzahl der geborenen Kinder auswirkte. Erst 1636 wird – zumindest bis zu Beginn einer großen Lücke im Taufbuch im September – langsam das Ausmaß der Katastrophe sichtbar, indem beispielsweise in den Monaten März und Mai überhaupt keine Kinder mehr zur Welt kommen und indem im gesamten Jahr nur 19 Kinder geboren werden.

Die unmittelbare Einwirkung dieser zweiten für Sulzbach so verheerenden Pestwelle auf die Geburtenhäufigkeit bzw. deren Entwicklung in der Folgezeit läßt sich jedoch bedauerlicherweise durch die bis Juni 1639 – von 2 vereinzelt Taufeinträgen abgesehen – vorhandene Lücke im Taufbuch nicht nachvollziehen. In der zweiten Hälfte dieses Jahres, als das Taufregister wieder ordentlich geführt wurde, sind die Geburtenzahlen entsprechend den riesigen Bevölkerungsverlusten, die Sulzbach mittlerweile erlitten haben muß (vgl. v. a. die Communicanten-Register), vergleichsweise niedrig.

Geburtenhäufigkeit nach den Katastrophen

Die im Vergleich zu den ersten Rechnungsjahren extrem niedrigen Geburtenwerte setzen sich natürlich auch in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts fort. Nichtsdestotrotz werden in dieser Zeit – verglichen mit der noch anwesenden Bevölkerung – überdurchschnittlich viele Kinder geboren.

Während 1640 bei laut Communicanten-Register (siehe Tabelle 12) 155 Einwohnern der gesamten Pfarrei 8 Kinder (= 5,2 %) das Licht der Welt erblickten, sind es demgegenüber 1618 bei geschätzten 1600 Einwohnern und 68 geborenen Kindern 4,25 %, also rund ein Prozent weniger. Ganz anders schon im nächsten Jahr 1641, in dem bei 14 geborenen Kindern der Prozentsatz bei geschätzten 160 Einwohnern mit 8,25 % schon deutlich gestiegen ist. Natürlich kann man die Werte von 1618 und 1640 nicht exakt unmittelbar miteinander vergleichen, da man erstens in

bezug auf die genaue Bevölkerungszahl nur von Schätzungen ausgehen und sich v. a. zweitens zwischenzeitlich eine deutliche Verschiebung in der Altersstruktur der Bevölkerung bzw. eine Verjüngung derselben ergeben haben kann, die aber anhand der ausgewerteten Quellen nicht feststellbar ist. Trotzdem ist die Tendenz eindeutig ablesbar. Warum sich allerdings in den 40er Jahren so große Schwankungen in den Geburtenzahlen ergeben, läßt sich nicht erklären, da sich zumindest für 1640 und die folgenden 5 Jahre in dieser Gegend keine größeren Kampfhandlungen nachweisen lassen und auch die Kirchenbücher anscheinend ordentlich und lückenlos geführt sind. So sind beispielsweise für die Jahre 1643, 1648 und 1650 extrem hohe Geburtenzahlen zu vermelden, die das stetige Aufwärts in der Geburtenentwicklung rigoros unterbrechen. Insgesamt gilt für diese 10 Jahre jedoch anscheinend das Gleiche wie für die Zeit nach 1626, nämlich daß die hier noch ansässige Bevölkerung durch Zeugung möglichst vieler Kinder den erlittenen Verlust an Menschen so rasch wie möglich ersetzen wollte.

Saisonale Schwankungen der Geburtenhäufigkeit

Auch unter Berücksichtigung der Klammern, bei denen die Geburtsmonate nicht mehr eindeutig festgestellt werden konnten, wird deutlich, daß zumindest im Zeitraum von 1618 bis zu Beginn der ersten Pestwelle 1626, in dem die Verhältnisse in Sulzbach wohl noch einigermaßen intakt waren, in den Monaten Januar und Februar weitaus die meisten Kinder das Licht der Welt erblickten. Danach ist meist ein konstantes Absinken der Geburtenrate bis Mai zu verzeichnen, sodann wieder ein Ansteigen, welches in den Monaten August und November seinen Höhepunkt findet. Im Zeitraum zwischen 1629 und 1639 sind durch allzugroße Lücken im Taufbuch leider keine konkreten Aussagen betr. der monatlichen Geburtenrate möglich, in der Zeit nach 1640, in der die Statistik zwar wieder als einigermaßen brauchbar und verläßlich bezeichnet werden kann, ist das Bild jedoch durch die enormen Bevölkerungsverluste und die daraus resultierenden geringen Zahlen vielleicht doch gründlich verschoben. Insgesamt läßt sich für die ausgewerteten 33 Jahre jedoch sagen, daß in den ersten zwei Monaten des Jahres die meisten Kinder geboren werden, während danach ihre Zahl ziemlich konstant absinkt und erst im Herbst auf den Winter zu wieder ansteigt. Dabei liegt der Dezember mit seinen Werten allerdings immer deutlich unter denen des November. Dies Phänomen deckt sich in etwa mit in Backnang gemachten Beobachtungen und wirft natürlich die Frage auf, ob überhaupt und inwieweit diese saisonellen Schwankungen von der Bevölkerung bewußt geplant und hervorgerufen wurden⁴. Letzteres wäre in bezug auf den landwirtschaftlich geprägten Jahresablauf bzw. die Advents- und Weihnachtszeit im Dezember durchaus denkbar.

4 Vgl. G. Fritz (wie Anm. 2). Vgl. auch dessen Erklärung über die Ursachen bzw. die Rückschlüsse auf das Sexualverhalten oder die Geburtenkontrolle der Bevölkerung.

Tabelle 1 *Monatliche Geburtenhäufigkeit*

| Jahr | Monat | | | | | | | | | | | | Geb. Kinder (lt. TB) | Kinder (+ ToB) | | |
|-------|-------------------|----------------|-----|-----|-----|----------------|------|-----|----------------|-----|-----------------|-----|-------------------------|-------------------|------|------|
| | Jan | Feb | Mär | Apr | Mai | Jun | Jul | Aug | Sep | Okt | Nov | Dez | | | | |
| 1618 | 3 | 12 | 4 | (5) | (5) | (5) | (5)* | (5) | (5) | 4 | 9* ¹ | 4 | = | 66 | 68 | 68 |
| 1619 | 12 ¹ | 4 | 7 | 7 | 7 | 5 | 1 | 9 | 6 | 8 | 4 | 7 | = | 77 | 77 | 80 |
| 1620 | 5 | 5 | 5 | 6 | 3 | 3 | 6 | 6 | 2 | 6 | 6 | 6 | = | 59 | 59 | 64 |
| 1621 | 12 ^(*) | 10* | 8 | 6 | 5 | 4 ¹ | 4 | 6 | 3 | 2* | 5 ¹ | 5 | = | 70 | 72 | 72 |
| 1622 | 9 | 4* | 9 | 3 | 5 | 7 | 2 | 2 | 2 | 3 | 5 | 3 | = | 54 | 55 | 56 |
| 1623 | 8 | 5 | 8 | 7 | 2 | 3 | 4 | 6 | 5 | 5 | 5 | 8 | = | 66 | 66 | 68 |
| 1624 | 4 | 9 | 8* | 2 | 4 | 6 | 3 | 9 | 6 | 8 | 8 | 6* | = | 73 | 75 | 75 |
| 1625 | 7 | 11* | 6 | 5* | 5 | 3 | 6 | 2 | 4* | 4 | 6 | 7 | = | 66 | 69 | 70 |
| 1626 | 9 ¹ | 8 | 6 | 2* | 3 | 4 | 5 | 4 | 1 | 3 | 3 | 1 | = | 49 | 51 | 53 |
| 1627 | 4 | 4 | 4 | 4 | 2 | 4 | 4 | 7 | 6 | 8 | 5 | 6 | = | 58 | 58 | 61 |
| 1628 | 6* | 7 | 8 | 3 | 3 | 8 | 2 | 6 | 3 | 7 | 6 ¹ | 3 | = | 62 | 62 | 66 |
| 1629 | 8 | 5 | 3 | 2 | 7 | 3 | 1 | 1 | 4 | 2 | 6 | 4 | = | 46 | 46 | 46 |
| 1630 | 6 | 5 ¹ | 6* | 6 | 7 | 3 | 5 | 5 | 5 | 5 | 5* | - | = | 58 | 60 | 60 |
| 1631 | 7 | 6 | 7 | 3 | 6 | 2 | 3 | 6 | 3* | 8 | 7 | 4 | = | 62 | 63 | 63 |
| 1632 | 8 | 8 | 5* | 4 | (1) | (3)* | (5) | (2) | 6 | 6 | 3 | 3 | = | 56 | 58 | 61 |
| 1633 | 4 | 2 | 5 | 5 | 5 | 2 | 3 | 6 | 2 | 9 | 6 | 3 | = | 52 | 52 | 53 |
| 1634 | 4 | 5* | 4 | 5 | 4 | 4 | 4 | 1 | - | - | - | 2 | = | 33 | 34 | 34 |
| 1635 | - | 6 | 3 | 4 | 2 | 2 | 5* | 2* | 2 | 6 | 3 | 3 | = | 38 | 40 | 41 |
| 1636 | 4 | 4 | 2 | - | 1 | - | 3 | 3 | 2 | - | - | - | = | 19 | 19 | 19 |
| 1637 | - | - | - | - | 1 | - | - | 1 | - | - | - | - | = | 2 | 2 | 2 |
| 1638 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | - | - |
| 1639 | - | - | - | - | - | (1) | (1) | (1) | (1) | (2) | - | 3 | = | 9 | 9 | 9 |
| 1640 | - | - | 1 | - | - | 2 | 1 | - | 1 ¹ | - | - | 3 | = | 8 | 8 | 8 |
| 1641 | - | 2 | - | 1 | 2 | 4 | - | - | 1 | 1 | 2 | 1 | = | 14 | 14 | 14 |
| 1642 | 1 | 1 | - | - | 2 | (1) | (-) | 2 | - | 2 | 2 | 1 | = | 12 | 12 | 12 |
| 1643 | 2 | 1 | 2 | 1 | 4 | (1) | 4 | (2) | (2) | 2 | 3 | 2 | = | 25 | 25 | 25 |
| 1644 | - | - | 2 | 2 | 1 | 2* | 4 | 1 | - | - | 2 | 2 | = | 16 | 17 | 17 |
| 1645 | - | 1 | 1 | - | 1 | 3 | (1) | (1) | (1) | (1) | (1) | (1) | = | 12 | 12 | 12 |
| 1646 | 1 | 3 | 2 | 1 | 1 | 1 | 2 | 1 | 1 | 1 | 2 | 3 | = | 19 | 19 | 21 |
| 1647 | 1 | 1 | 6* | 1 | - | 3 | 1 | 2 | - | - | 2 | 1 | = | 18 | 19 | 20 |
| 1648 | 4 | - | 2 | - | 6 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 2 | 3 | = | 22 | 22 | 22 |
| 1649 | 1 | 2 | - | - | 2 | 2 | 1 | - | 3 | 1 | 4 | 1 | = | 17 | 17 | 17 |
| 1650 | 2 | 1 | 4 | 4 | 3 | 1 | 3 | - | 2 | 5 | 2 | 2 | = | 29 | 29 | 29 |
| Zus. | 132 | 132 | 128 | 89 | 100 | 93 | 90 | 103 | 76 | 109 | 117 | 98 | = | 1267 | 1290 | 1318 |
| + ToB | | 140 | 133 | 91 | | 96 | 91 | 106 | | 110 | 120 | 100 | = | 1295 | | |
| ∅ | 4,0 | 4,0 | 3,8 | 2,6 | 3,0 | 2,8 | 2,7 | 3,1 | 2,3 | 3,3 | 3,5 | 2,9 | = | 38,0 | 39,1 | 39,9 |
| + ToB | | 4,2 | 4,0 | 2,8 | | 2,9 | 2,8 | 3,2 | | 3,5 | 3,6 | 3,0 | = | 39,2 | | |

1618-1650: 23 Zwillingsgeburten = 1,77 % aller 1295 Geburten

Tabelle 2 Geburten 1618–1650, Unterteilung nach Geschlecht

| Jahr | Insg. | männlich | weiblich | unbestimmt | Totgeburt |
|------|-------|--------------|--------------|-------------|------------|
| 1618 | 68 | 29 (42,6 %) | 28 (41,2 %) | 11 (16,1 %) | 1 (1,5 %) |
| 1619 | 77 | 31 (40,3 %) | 39 (50,6 %) | 7 (9,1 %) | – – |
| | 80 | 31 (38,8 %) | 39 (48,7 %) | 10 (12,5 %) | 2 (2,5 %) |
| 1620 | 59 | 34 (57,6 %) | 25 (42,4 %) | – – | – – |
| | 64 | 34 (53,1 %) | 25 (39,1 %) | 5 (7,8 %) | 3 (4,7 %) |
| 1621 | 72 | 33 (45,8 %) | 39 (54,2 %) | – – | 1 (1,4 %) |
| 1622 | 55 | 30 (54,4 %) | 25 (45,5 %) | – – | – – |
| | 56 | 30 (53,6 %) | 25 (44,6 %) | 1 (1,8 %) | – – |
| 1623 | 66 | 28 (42,4 %) | 36 (54,5 %) | 2 (3,0 %) | – – |
| | 68 | 28 (41,2 %) | 36 (53,0 %) | 4 (5,9 %) | 2 (2,9 %) |
| 1624 | 75 | 35 (48,6 %) | 36 (48,0 %) | 4 (5,3 %) | 5 (6,6 %) |
| 1625 | 69 | 26 (37,7 %) | 39 (56,5 %) | 4 (5,8 %) | 2 (2,9 %) |
| | 70 | 26 (37,1 %) | 39 (55,7 %) | 5 (7,1 %) | 3 (4,3 %) |
| 1626 | 51 | 27 (52,9 %) | 23 (45,1 %) | 1 (2,0 %) | 1 (2,0 %) |
| | 53 | 27 (50,9 %) | 23 (43,4 %) | 3 (5,7 %) | 3 (5,7 %) |
| 1627 | 58 | 33 (56,9 %) | 25 (43,1 %) | – – | – – |
| | 61 | 34 (55,7 %) | 25 (41,0 %) | 2 (3,3 %) | 2 (3,3 %) |
| 1628 | 63 | 39 (61,9 %) | 24 (36,4 %) | – – | – – |
| | 66 | 39 (59,1 %) | 34 (55,7 %) | 3 (4,5 %) | 2 (3,0 %) |
| | 713 | 345 (48,4 %) | 339 (47,5 %) | 29 (4,1 %) | 10 (1,4 %) |
| | 733 | 346 (47,2 %) | 339 (46,2 %) | 48 (6,6 %) | 24 (3,3 %) |
| 1629 | 46 | 26 (56,5 %) | 20 (43,5 %) | – – | – – |
| 1630 | 60 | 27 (45,0 %) | 33 (55,0 %) | – – | – – |
| 1631 | 63 | 29 (46,0 %) | 34 (54,0 %) | – – | – – |
| 1632 | 58 | 25 (43,1 %) | 33 (46,9 %) | – – | – – |
| | 61 | 25 (41,0 %) | 33 (54,1 %) | 3 (4,9 %) | – – |
| 1633 | 52 | 29 (55,8 %) | 23 (44,2 %) | – – | – – |
| | 53 | 30 (56,6 %) | 23 (56,1 %) | – – | – – |
| 1634 | 34 | 14 (41,2 %) | 20 (58,8 %) | – – | – – |
| 1635 | 40 | 17 (42,5 %) | 23 (57,5 %) | – – | – – |
| | 41 | 17 (41,5 %) | 23 (56,1 %) | 1 (2,4 %) | – – |
| 1636 | 19 | 11 (57,9 %) | 8 (42,1 %) | – – | – – |
| 1637 | 2 | 1 (50,0 %) | 1 (50,0 %) | – – | – – |
| 1638 | – | – – | – – | – – | – – |
| 1639 | 9 | 7 (77,7 %) | 2 (22,2 %) | – – | – – |
| | 383 | 186 (48,6 %) | 197 (51,4 %) | – – | – – |
| | 388 | 187 (48,2 %) | 197 (50,8 %) | 4 (1,0 %) | – – |

Fortsetzung Tabelle 2 Geburten 1618–1650, Unterteilung nach Geschlecht

| Jahr | Insg. | männlich | weiblich | unbestimmt | Totgeburt |
|------|-------|--------------|--------------|-------------|------------|
| 1640 | 8 | 2 (25,0 %) | 6 (75,0 %) | – – | – – |
| 1641 | 14 | 7 (50,0 %) | 7 (50,0 %) | – – | – – |
| 1642 | 12 | 5 (41,6 %) | 7 (58,3 %) | – – | – – |
| 1642 | 25 | 10 (40,0 %) | 14 (56,0 %) | 1 (4,0 %) | – – |
| 1643 | 17 | 11 (64,7 %) | 6 (35,3 %) | – – | – – |
| 1645 | 12 | 9 (75,0 %) | 3 (25,0 %) | – – | – – |
| 1646 | 19 | 11 (57,9 %) | 8 (42,1 %) | – – | – – |
| | 21 | 11 (52,4 %) | 8 (38,1 %) | 2 (9,5 %) | 1 (4,8 %) |
| 1647 | 19 | 9 (47,4 %) | 9 (47,4 %) | 1 (5,2 %) | – – |
| | 20 | 9 (45,0 %) | 9 (45,0 %) | 2 (10,0 %) | 1 (5,0 %) |
| 1648 | 22 | 12 (54,5 %) | 10 (45,5 %) | – – | – – |
| 1649 | 17 | 7 (41,2 %) | 10 (58,8 %) | – – | – – |
| 1650 | 29 | 14 (48,3 %) | 11 (37,9 %) | 4 (13,8 %) | 1 (3,4 %) |
| | 194 | 97 (50,0 %) | 91 (46,9 %) | 6 (3,1 %) | 1 (0,5 %) |
| | 197 | 97 (49,2 %) | 91 (46,2 %) | 9 (4,6 %) | 3 (1,5 %) |
| Zus. | 1290 | 628 (48,7 %) | 627 (48,6 %) | 35 (2,7 %) | 11 (0,8 %) |
| | 1318 | 630 (47,8 %) | 627 (47,6 %) | 61 (4,6 %) | 27 (2,0 %) |

Das Ehebuch

Bei der in Tabelle 3 angeführten Statistik über die zwischen 1618 und 1650 geschlossenen Ehen fällt auf, daß es auch hier wiederum im Jahre 1622 aus unerfindlichen Gründen einen tiefen Einbruch in der Anzahl der gehaltenen Hochzeiten zu verzeichnen gibt. Vielleicht ist diese Tatsache doch auf eine erste Berührung Sulzbachs mit dem Kriegsgeschehen zurückzuführen, was sich aber anhand der ausgewerteten Quellen nicht beweisen läßt. Es ist aber durchaus möglich, daß in diesem Jahr bereits erste, kriegsbedingte Krankheiten oder Seuchen in die Gemeinde eingeschleppt wurden, da die mit 4 angegebene Zahl der Hochzeiten sogar noch deutlich unter der des Jahres 1626 liegt, in dem nachweislich die Pest in Sulzbach wütete, in welchem aber immerhin 7 Ehen geschlossen wurden (bei 13,8 \emptyset -Hochzeiten 1618–1628).

Das sprunghafte Ansteigen der Hochzeiten auf 28 im folgenden Jahr 1627 läßt sich natürlich dadurch leicht erklären, daß sich hier die verwitwet gewordenen Frauen und Männer erneut verheiratet haben. Auch in der Zeit zwischen den Katastrophen bleibt die Anzahl der Hochzeiten auf einem relativ hohen Niveau, soweit sich das durch die Lücken überhaupt sagen läßt. Mitgezählt sind aber auch die Ehen, welche in der Kirche zu Fornsbach geschlossen wurden; selbige wurden im letztjährigen Artikel besonders aufgezählt.

Auftretende Lücken im Ehebuch:

- 1628: Zwischen Dominica 2 Epiphantias und einer Hochzeit ohne Datum 1 Zeile Lücke sowie Eintrag »Nihil teest«.
- 1629: Vgl. Lücke im Taufbuch; in dieser Zeit auch keine Hochzeiten.
- 1632: Zwischen 30. April und 3. September 1 Zeile
- 1633: Zwischen 8. Oktober 1632 und Juni 1633 2 Zeilen, ab 15. September keine Hochzeit mehr; danach $\frac{1}{4}$ Seite Lücke.
- 1634: Neben »Hochzeiten gehalten Ao. 1634« sowie »Ao. 1634, Februar 2« keine Einträge; statt dessen $\frac{1}{2}$ Seite Lücke.
- 1635: Nach 2 Hochzeiten am 2. Februar Lücke bis November.
- 1636–Nach 5 Hochzeiten am 28. Februar Lücke bis 18. Juli,
- 1639: sodann Lücke bis 1639.

Selbst nach 1640 bleibt die Anzahl der geschlossenen Ehen in Anbetracht der beträchtlich gesunkenen Einwohnerzahl entsprechend hoch. Auffällig ist, daß mit zunehmendem Krieg immer mehr Fremde hierher eingeheiratet haben. Bei der in Tabelle 4 angeführten Liste der Herkunftsorte ist jedoch zu beachten, daß diejenigen, die 1992 bereits im Text beschrieben wurden, hier nicht mehr berücksichtigt sind. Bei selbigen handelt es sich hauptsächlich um Soldatenhochzeiten oder um solche Trauungen, bei denen beide Ehepartner nicht aus der Pfarrgemeinde Sulzbach stammten. Die Herkunftsorte der Personen, welche in Fornsbach geheiratet haben, wurden jedoch sowohl hier als auch auf den beiden Karten nicht berücksichtigt.

Viele dieser hierher eingeheirateten Fremden sind von erstaunlich weit hergekommen (vgl. Karten in Abb. 1 und 2), großteils wohl aus kriegsbedingten Ursachen, und sind in der Folgezeit auch nicht unbedingt hiergeblieben. Trotzdem wurden wohl nicht zuletzt durch diese ortsfremden Personen in der Nachkriegszeit sicherlich auch Höfe und Weiler nach und nach wieder besiedelt, welche durch das Aussterben der seitherigen Bewohner verlassen und unbewohnt geworden waren (siehe auch Communicanten-Register).

Aufgrund der bearbeiteten Quellen wird leider nicht ersichtlich, inwieweit diese Höfe und Weiler durch den Krieg zerstört oder unbewohnbar gemacht worden waren, da außer den wohl üblichen Plünderungen und Einquartierungen über die völlige Zerstörung an Hab und Gut nichts berichtet wird. Auffällig ist jedenfalls, daß in der Nachkriegszeit sämtliche der zur Pfarrei Sulzbach gehörenden Wohnplätze wieder besiedelt wurden und keiner von ihnen aufgelassen wurde bzw. wie andernorts abgegangen ist.

Die in Anhang Tabelle 4 aufgelisteten Herkunftsorte der hier (ein)geheirateten Personen wurden bei Unklarheiten in der originalen Schreibweise in »...« belassen, auf den in Abb. 1 und 2 aufgeführten Karten der näheren und weiteren Umgebung Sulzbachs stehen die Stärke der Punkte und Pfeile für die Anzahl der zugereisten Personen (1 Person = 1 mm).

Tabelle 3 *Hochzeiten 1618–1650*

| | | | | | |
|-------|------|-------|----|-------|-----|
| 1618: | 10 | 1629: | 9 | 1640: | 10 |
| 1619: | 19 | 1630: | 15 | 1641: | 9 |
| 1620: | 10 | 1631: | 17 | 1642: | 6 |
| 1621: | 9 | 1632: | 10 | 1643: | 9 |
| 1622: | 4 | 1633: | 6 | 1644: | 4 |
| 1623: | 19 | 1634: | – | 1645: | 4 |
| 1624: | 22 | 1635: | 4 | 1646: | 7 |
| 1625: | 10 | 1636: | 5 | 1647: | 7 |
| 1626: | 7 | 1637: | – | 1648: | 5 |
| 1627: | 28 | 1638: | – | 1649: | 8 |
| 1628: | 14 | 1639: | 2 | 1650: | 11 |
| <hr/> | | | | | |
| Ins. | 152 | 68 | | 80 = | 300 |
| ∅ | 13,8 | 6,1 | | 7,3 = | 9,1 |

Tabelle 4 *Herkunftsorte nach Sulzbach eingetrauter Personen*

- 1618: Hohenhardtsweller, Obermühle (bei Oberrot?), Württemberger Hof, Steinberg (2 ×), Ilsfeld.
- 1619: Eisenmühle (abgegangen bei Vordersteinenberg/Alfdorf)¹³, Trauzenbach, Oberbrüden, Lachweiler, Steinbach, Strümpfelbach, »Praeversheim« (= Prevorst?).
- 1620: Welzheim, Hirrweiler, Lutzenberg, Holzweiler (bei Winzerhausen?), »Wolffshelden« (= Wolfsölden).
- 1621: Karnsberg, Reichenbach, Finsterrot.
- 1622: Schönbronn, Zell.
- 1623: Reichenberg, Schönbronn, Hinterwestermurr, »Fo... bei Brußel« (= Forst bei Bruchsal?), Wolfenbrück, Oberweissach (oder Obervischach), Glaslautern (= Neulautern), Mössingen.
- 1624: Steinbach, Murrhardt (2 ×), Vorderwestermurr, Großhöchberg, (Unter-?)-Weissach, Siegelsberg, Ammertsweiler, Ellenweiler, Manhardt (verschrieben für Mainhardt?), Stuttgart, Waldenweiler.
- 1625: Neulautern, Dauernberg, Grab, Echterdingen, Fornsbach, Schwaigern.
- 1626: Mittelbrüden, Fornsbach.
- 1627: Beilstein, Kurzach, Murrhärle, Lustnau, Bibersfeld, Kleinaspach, Oberrot, Strümpfelbach, Waldenweiler, Lutzenberg, Hals, »Wahlen« (= Wahlenheim bei Vordersteinenberg), Hausen/Murr, Harbach, Allmersbach (im Tal?), Strümpfelbach, Eutendorf.
- 1628: Fürstenhütte, Undingen, Waldrems, »Graulhof« (= entweder Grauleshof, aufgegangen im Stadtbezirk Aalen, oder Grauhöfle bei Sulzbach/Kocher), Frankenweiler, Strümpfelbach, Murrhärle.
- 1629: Dalkingen, Hausen/Murr, »Mohrbächle« (= Marbächle), Ammertsweiler, Schwäbisch Hall.

- 1630: Waltersberg, Lachweiler, Finsterrot, Steinbruck, Dauernberg.
 1631: Mittelrot, Däfern, »Rinnenfeldt« (= Rinnen bei Gnadenthal?), Hausen/
 Murr, Reichenberg, Wolfenbrück, Zweiflingen, »Hördt« (= Hördthof).
 1632: Michelbach, Weidenbach (2 ×), »Östelbach« (?), Ebni.
 1633: Sechselberg, Zell, Sülzbach.
 1636: Murrhardt, Hoffeld, Steinbach, Buoch.
 1640: Schiffraim, Dinkelsbühl, Waltersberg.
 1642: Oberrot, Maubach, Reichenberg, Reichenbach.
 1645: Murrhardt.
 1646: »Wolckhenstein« (= Wolkenhof bei Murrhardt), Kornberg.
 1647: Derendingen, Lutzmannsdorf (Steiermark), »Muntzwaldt« (bei Rastatt),
 Glaslautern (= Neulautern), (Vorder-?)Büchelberg, Brennhof.
 1648: Creglingen, Dauernberg, Rastatt, Fornsbch.
 1649: Hausen (Murr?), Bühlertann, Sittenhardt, Hausen/Rot.
 1650: Backnang, Trauzenbach, Horlachen, Gschlachtenbretzingen, Kaisersbach,
 Marbach, »Teplitz der freyen Herrschaft Paternien« (= Teplitz/Sudeten?),
 »Murrath« (= Murrhardt), Münster, Nesselhoff (Steiermark).
- Nicht eindeutig geklärt werden konnten die voriges Jahr im Text aufgeführten Orte
 »Mergenthal« (?) und »Möbelin« (= Mössle a. d. Brigach, heute St. Georgen?).

Das Totenbuch

Auch die Statistik des Totenregisters ist, schon allein durch das Fehlen zwei ganzer Blätter 1628 ff., sogar noch über das Maß der Tauf- und Ehebücher hinaus durch auftretende Lücken schwer gestört. Diese liegen hier wie folgt:

- 1627: Zu Beginn des Jahres viele Einträge mangelhaft, ebenso 2 Nachträge am Rand.
 1628– Nach 2 Einträgen im November folgt eine große Lücke bis Ende 1631,
 1631 vermutlich fehlen 2 Blätter, die längst abhanden gekommen sein müssen;
 daher 1631 nur 2 Sterbefälle eingetragen.
 1632: Lücke zwischen 5. April und 28. April mit 2–3 Zeilen Lücke. 1 Zeile zwischen 30. August und 8. November.
 1633: Keine Einträge vom 26. Dezember 1632 bis 6. März 1633.
 1634– 2 Einträge vom 13. Februar unvollständig bzw. lückenhaft. Vom 29. Juni bis 28. August kein Eintrag; vermutlich Lücke. Letzter Eintrag vom 2. September 1634, dann 1½ Seiten Lücke bis 13. Juni 1635.
 1635: Im Juli einige Einträge lückenhaft, unvollständig und durchgestrichen. Zwischen 5. September und 17. September 3–4 Zeilen Lücke, in diesem Monat auch einige Einträge unvollständig und lückenhaft, im November einige Einträge mangelhaft.

- 1638–Ende März durch Beschädigung des Blattes ein Eintrag teilweise zerstört;
 mögliche Lücke zwischen 25. März und 5. Mai.
 1639: Lücke vom 21. September 1636 bis 25. Juli 1639.

In der in Tabelle 5 aufgeführten Statistik über die monatliche Häufigkeit der Todesfälle in der Pfarrei Sulzbach bezeichnen auch hier wie in der Übersicht über die Geburtenhäufigkeit die in Klammern gesetzten Zahlen die Fälle, in denen der Sterbemonat nicht mehr einwandfrei festgestellt werden konnte. Die obersten Zahlenreihen kennzeichnen jeweils die Gesamtsumme (G) der monatlich verstorbenen Personen, darunter folgt die Anzahl der verstorbenen Erwachsenen (E), ganz unten die der Kinder (K). Zu beachten ist hierbei jedoch unbedingt, daß als Erwachsene all die Personen gerechnet werden, die das Abendmahl besuchen dürfen, d. h. das 14. Lebensjahr erreicht bzw. überschritten haben. Diese Unterteilung entspricht der damals üblichen Norm der Unterscheidung der Bevölkerung in Communicanten und Catechisten (vgl. dazu auch Erklärung im Communicanten-Register).

Dies führt natürlich durch die für heutige Begriffe nicht mehr gültige Definition von Erwachsenen und Kindern zu Verschiebungen im Gesamtbild in bezug auf die beiden Gruppen, läßt sich jedoch nicht vermeiden. Man müßte also, um ein für heute geltendes Bild bezüglich der Relation der Todesfälle beider Gruppen zu gewinnen, von der Größe der Erwachsenen einen gewissen Anteil – den der Jugendlichen – der Zahl der Kinder hinzuzählen.

Bei der Addition der monatlichen Sterbedaten innerhalb eines Jahres sind die ersten Summen und prozentualen Aufschlüsselungen betreffend Kindern und Erwachsenen wieder lediglich aus dem Totenregister allein errechnet.

Striche unter einer Zahl innerhalb der Tabelle weisen auf den Geburtsmonat nur eines im Taufbuch aufgezeichneten Kindes hin, wobei es sich in der Regel um eine Totgeburt handelt. Somit ist die zweite Abrechnung ganz rechts aus den Zahlen des Toten- und Taufbuches zusammengesetzt; diese wurde aber der besseren Übersicht wegen nur bei Veränderungen eingetragen. Ebenso verhält es sich mit den nach jeweils 11 Jahren erfolgten Additionen der monatlichen Geburtsraten, wo die obere Zahlenreihe lediglich die monatlichen Summen und Durchschnittswerte des Totenregisters allein, die untere die des Toten- und Taufbuches zusammen wiedergeben, wobei auch hier nur die Veränderungen eingetragen wurden. Somit ergeben die Zahlen unten rechts die aus allen beiden Registern ermittelten Gesamtsummen.

Die nach jeweils 11 Jahren vorgenommene Addition der Monatswerte und ihrer Durchschnitte erwies sich jedoch nur für den Zeitraum 1618–1628 als sinnvoll, 1629–1639 wurde einerseits der vielen Lücken wegen und andererseits der extremen Todesraten während der Pestzeit 1635/36 völlig darauf verzichtet. Auch 1640–1650 wurde der geringen Mengen wegen eine Unterteilung der Gesamtdurchschnitte der monatlich Verstorbenen in Erwachsene–Kinder nicht mehr vorgenommen; eine Endabrechnung derselben nach 33 Jahren natürlich ebenfalls nicht.

Bei der Statistik Tabelle 7 mit einer Aufschlüsselung über das Geschlecht der verstorbenen Kinder gelten die gleichen Regeln wie bei der in Tabelle 2 gezeigten Unterteilung der Geburten, so daß die obere Zahlenreihe jeweils wieder nur aus dem Totenregister allein berechnet, die untere jedoch auch unter Berücksichtigung des Taufbuches erstellt wurde, also alle zur Verfügung stehenden Daten enthält. Hinter dem Trennstrich ist wieder die Menge, bzw. der prozentuale Anteil der totgeborenen Kinder an der Gesamtsumme der verstorbenen Kinder eines Jahres angegeben.

Sterbealter und durchschnittliche Lebenserwartung

Probleme in der Auswertung

Schwierig bzw. beinahe unmöglich ist eine statistische Auswertung des Totenbuches im Hinblick auf das Alter oder die Todesursachen der verstorbenen Personen und in der Folge davon, Rückschlüsse auf die durchschnittliche Lebenserwartung der Sulzbacher Bevölkerung des frühen 17. Jahrhunderts zu ziehen. Dies liegt vor allem an der gerade in diesen Punkten mangelhaften Buchführung der verschiedenen Pfarrer, selbst in Zeiten, da die Register lückenlos und ordentlich geführt worden sind. Erschwerend – neben den vielen Lücken – kommen aber auch die Jahre der Pest hinzu, in denen der Pfarrer wegen der vielen täglich anfallenden Toten in eine regelrechte Streßsituation gekommen sein muß, in der er auf vollständige Einträge in den Registern keinen Wert mehr legen konnte, ja sogar nicht einmal mehr alle verstorbenen Personen aufgezeichnet haben kann. Dies wird vor allem im Pestjahr 1636 deutlich, in dem der gegenüber den sonstigen Jahren stark verringerte Prozentsatz an verstorbenen Kindern klar darauf hindeutet, daß viele derselben gar nicht mehr aufgezeichnet, vielleicht deren Ableben dem Pfarramt auch teilweise nicht gemeldet wurde.

Ebenso fallen in diese Jahre auch die vielen mangelhaften Einträge, in denen der sonst in seiner Buchführung eher konkrete und ausführlichere Pfarrer Hitzler die verstorbenen Personen oft nicht einmal mehr mit Namen bezeichnet hat, bei den verstorbenen Kindern dagegen häufig der Vorname sowie Hinweise auf das Geschlecht völlig fehlen.

Sterbealter bei Erwachsenen

Nähere Angaben betr. des Alters der verstorbenen Personen finden sich am ehesten bei Pfarrer Hitzlers Totenregister des Jahres 1633, in dem immerhin 25 der insgesamt 32 Verstorbenen mit mehr oder weniger exakten Altersangaben versehen wurden (siehe Tabelle 8). Generell läßt sich aber sowohl hier wie bei allen anderen vorhandenen Altersangaben die Tendenz ablesen, zumindest bei älteren Verstorbenen das Alter auf- oder abzurunden, da auffällig viele gerade Zahlen (70, 80 Jahre) vorzufinden sind. In manchen Fällen wurde das Alter der verstorbenen Personen auch nur grob geschätzt und beispielsweise mit *in die 70 Jahr* oder *in*

hohem Alter verstorben angegeben. Dies vielleicht auch aus Unkenntnis der genauen Geburtstage von Pfarrern oder gar der Angehörigen der Verstorbenen selbst⁵.

In welchem Umfang das Auf- oder Abrunden aber erfolgt ist, läßt sich in der Zeit dieser Auswertung durch das Fehlen eines älteren Taufbuches nicht feststellen; es bringt ja aber auch nur geringfügige Verschiebungen in der Altersstruktur mit sich, die an einem Gesamtbild nicht viel ändern würden.

Ansonsten wurden mehr oder weniger nur in Ausnahmefällen exakte Altersangaben über die verstorbenen Personen gemacht, so am 28. März 1623, als *Catharina Kayserin, die erraicht 95 Jar, damalen noch hinderlassene 36 nepotes (= Enkel), 46 pronepotes (= Urenkel), ohn ihre aigne Kindt, deren noch übrig 6* starb. Das hohe Alter und die gesundheitliche Robustheit dieser Frau selbst sowie ihrer zahlreichen (lebenden!) Nachkommen wurden offensichtlich als eine Besonderheit angesehen, die es durch Aufzeichnung der Nachwelt zu erhalten galt. Die Zahl der noch lebenden Nachkommen der Kayserin ist in der Tat verblüffend groß, da ja auch die angesprochenen 6 Kinder derselben nicht mehr ganz jung gewesen sein können. Interessant wäre natürlich zu erfahren, wie groß die Kinderschar ursprünglich gewesen ist, doch leider läßt sich das anhand der noch vorhandenen Quellen nicht mehr feststellen.

Aus den noch zur Verfügung stehenden Angaben wird jedoch insgesamt deutlich, daß ein auch für heutige Verhältnisse höheres Alter keine allzugroße Seltenheit gewesen zu sein scheint.

Daß die durchschnittliche Lebenserwartung der Sulzbacher Bevölkerung alles in allem betrachtet trotzdem extrem niedrig gewesen sein muß, ist vor allem der hohen Säuglingssterblichkeit zu verdanken, auf die im folgenden einzugehen ist.

Säuglingssterblichkeit

Im Gegensatz zu heute war die Sterblichkeit der zur Welt geborenen Kinder sowohl in der ersten Zeit nach der Geburt, aber auch, wie die Tabelle 8 zeigt, noch in den ersten Lebensjahren äußerst hoch, obwohl diese Übersicht des Jahres 1633 natürlich keineswegs als repräsentativ für alle anderen Jahre angesehen werden kann. In welchem Alter die Kinder allerdings am meisten gefährdet oder wie groß die Anzahl der bereits im Kindbett Verstorbenen tatsächlich war, läßt sich durch ungenaue Angaben wie *jung Kind, klein Kind* oder meistens sogar nur *Kind* nicht nachvollziehen. Eine Aufstellung darüber wäre entsprechend nutzlos und verzerrt; ein jeweiliges Nachschlagen im Taufbuch mit der damit verbundenen Suche nach der Geburt war des immensen Zeitaufwandes wegen an dieser Stelle andererseits nicht möglich.

Lediglich die Anzahl der tot zur Welt geborenen Kinder läßt sich anhand des

⁵ Das Phänomen der ungenauen Altersangaben kann man selbst noch in den Sulzbacher Kirchen-Censur-Büchern des 18. Jahrhunderts beobachten, wo die nach ihrem Alter befragten Delinquenten oder Zeugen meist nur unpräzise Auskunft geben können. Ob es sich dabei um einfaches Desinteresse oder tatsächliche Unwissenheit handelt, ist nicht bekannt.

Toten- und Taufregisters innerhalb der ausgewerteten 33 Jahre mit 27 genau angeben. Davon sind einige jedoch nur mehr oder weniger zufällig erwähnt, so z. B. beim Tode einer Frau am 26. Juni 1620, wo es heißt, daß *ihr vor 8 Tagen das Kind abgegangen*, welches selbst im Sterberegister nicht vermerkt wurde. Dies legt die Vermutung nahe, daß diese Zahl der Totgeburten nicht der Wirklichkeit entspricht. Auffällig in diesem Zusammenhang ist ebenso der Umstand, daß im Zeitraum von 1629 bis 1639, in der für Sulzbach schlimmsten Zeit also, überhaupt keine Totgeburten registriert wurden. Daß es tatsächlich in dieser Zeit keine gab, ist unwahrscheinlich, es wird wohl eher so gewesen sein, daß die Tatsache einer Totgeburt in Anbetracht der immensen Todeszahlen insgesamt als überhaupt nicht mehr erwähnenswert erschien.

Sexualproportion und saisonelle Schwankungen

In der Sexualproportion der verstorbenen erwachsenen Personen kommt es beinahe im gesamten ausgewerteten Zeitraum von 33 Jahren – sofern die Menge der anfallenden Summen überhaupt eine zuverlässige Aussage gewährleistet – zu keinen nennenswerten Schwankungen oder eindeutigen Mehrheiten eines Geschlechtes gegenüber dem anderen. Um so schwieriger sind auch hier wieder Aussagen bei den Kindern, da die Fälle von unbestimmten Geschlechtern, die insgesamt beinahe 20 % betragen, doch recht hoch sind. In den ersten zehn Jahren setzten sich diese zum Teil aus den Totgeburten zusammen, besonders 1624, als diese Gruppe über 35 % aller verstorbenen Kinder ausmacht. Neben 1632, als ebenfalls in 30 % aller Fälle das Geschlecht der verstorbenen Kinder von Pfarrer Hitzler nicht angegeben wurde, sind es aber vor allem die Jahre der Pest 1635/36, die mit ihren hohen Anteilen an Kindern, bei denen das Geschlecht nicht bekannt ist, zu Buche schlagen. Dies ist wohl wieder auf die vielen Toten insgesamt und die daraus resultierende Ungenauigkeit der Register zurückzuführen, aber der großen Summen wegen insofern schade, daß gerade hier eine Auswertung zwar sinnvoll oder gegeben wäre, in Anbetracht der hohen Zahlen an Unbekannten aber unmöglich ist. Nach den Katastrophen lassen in den 40er Jahren dagegen die geringen Zahlenwerte so gut wie überhaupt keine Rückschlüsse mehr auf geschlechtsspezifische Schwankungen der Todesfälle zu.

Insgesamt gesehen bilden die großen Unsicherheitsfaktoren ein zu großes Hindernis, um Aussagen zur Altersstruktur, zur durchschnittlichen Lebenserwartung und zu einem möglichen Frauen- oder Männerüberschuß sowohl im Alter als auch bei den Kindern zuzulassen.

Dies gilt auch für Bemerkungen oder Rückschlüsse auf saisonale Schwankungen im Totenregister. Selbige wären – wenn überhaupt – nur in der Zeit zwischen 1618 und 1628 möglich, da die folgenden 22 Jahre durch Lücken einerseits und zu niedrigen Zahlenwerten andererseits zu einer Auswertung nicht taugen. Da aber auch in den ersten 11 Jahren des untersuchten Zeitraums die unnatürlich hohen Todeszahlen von 1622 oder erst recht die der Pestepidemie in der zweiten Hälfte des Jahres 1626 das Bild gründlich verzerren, wurde auf selbige gänzlich verzichtet.

Die Todesursachen

Im gesamten untersuchten Zeitraum zwischen 1618 und 1650 wurden insgesamt 1141 registrierte Todesfälle gezählt, eine Zahl, die besonders im Vergleich mit den Communicanten-Registern als viel zu niedrig angesetzt werden kann. Von diesen 1141 ist bei 215 Fällen (= 18,87 %) die Todesursache mit angegeben, wobei die registrierten Totgeburten, die im Kindbett verstorbenen Mütter, sowie die 117 Pesttoten des Jahres 1626 mit eingerechnet sind. Geht man jedoch davon aus, daß von den 388 Toten der Jahre 1635/36 mindestens 300 an der Pest verstorben sind (ausdrücklich als Pesttoter angegeben ist ja nur eine einzige Person), kommt man bei den bekannten Todesursachen auf einen Prozentsatz von 45,13 %, so daß man also bei beinahe der Hälfte der (registrierten) Verstorbenen die Todesursache definitiv angeben kann.

Die Pest

Die Zahl der vermuteten Pestverstorbenen ist wohl bei weitem nicht zu hoch angesetzt, kann man doch davon ausgehen, daß weitaus die meisten Sulzbacher in diesen Jahren ein Opfer dieser Krankheit wurden, die schließlich auch den immensen Bevölkerungsverlust erklären würde. In den Kirchenregistern selbst sind ja nirgends Symptome der Krankheit, deren Verlauf oder Auswirkungen geschildert worden, was aber im Hinblick auf die Eigenart der Quellen nicht verwunderlich zu sein braucht. Somit machen, wie oben beschrieben, bei sämtlichen Todesfällen die 118 registrierten und ca. 420 angenommenen Pesttoten sowohl bei Kindern als auch Erwachsenen den weitaus größten Teil aus.

Kinderkrankheiten

Bei den Kinderkrankheiten sind abgesehen von den 27 gezählten Totgeburten 7 Fälle von Urschlechten⁶ (eine Art von roten Flecken) und Darmgichter (Gichter = Bauchkrämpfe) in 3 Fällen registriert worden. 1643 sterben 2 Kinder *beede am Arbeitlin* (wohl auch eine Art Flecken) sowie 1622 ein Kind an *roter Ruhr* (blutigem Durchfall). Ob letzterer Fall, vor allem im Zusammenhang mit einem in diesem Jahr ebenfalls an Durchfall verstorbenen Mann, mit den ungewöhnlich vielen Todesfällen des Jahres 1622 insgesamt in Verbindung steht, ist zwar ungewiß, aber durchaus denkbar.

Todesursachen bei Erwachsenen

Als im Kindbett verstorbene Mütter wurden in dem untersuchten Zeitraum insgesamt lediglich 9 errechnet. Sie stehen damit zwar an der Spitze der erwachsenen Personen, bei denen die Todesursache bekannt ist, trotzdem ist es eine erstaunlich niedrige Zahl, die bei den 1295 registrierten Geburten einen Prozent-

⁶ Für die erteilte Hilfe bei der Definition der aufgezählten Krankheiten danke ich sowohl Gerhard Fritz als auch Dr. med. Gotthilf Noll, Sulzbach/Murr.

satz von nur 0,69 ergibt. Dieser Umstand weist auf eine offensichtliche Robustheit der Sulzbacherinnen der damaligen Zeit hin⁷.

Gefolgt wird diese Gruppe von 4 Personen, die an *Morbo epileptico* bzw. der *schweren Krankheit* (Epilepsie) und deren Folgen verstarben. Ferner sind 3 Fälle von *Kopfweh* erwähnt (wovon einer als *Hauptkrank* bezeichnet wird; vgl. im Text unter 14. 9. 1633), 1 Fall von *Disenteria* (= Durchfall), 4 Fälle von *Appoplexia* bzw. *Schlag*, einmal *Räude und Aussatz* (wohl Ekzeme), 2 starben an Husten, eine Frau am *Anbruch des Hertzgeblüths* (= Blutsturz), einer auf *erlittene Grundverderbung* (= ?), einer hatte *eine große Geschwulst in ainem Schenckhel*, 2 Frauen an der *ungarischen Krankheit* (= Fleckfieber), 3 Personen an *Seitenstechen* sowie ein Mann an der *Wassersucht*. 1621 starb ein Mann, *der ein Schlangen im Leib soll gehabt haben* (= Würmer?), 2 verstarben nach einer Operation, was wiederum Rückschlüsse auf die damalige medizinische Versorgung der Sulzbacher Bevölkerung zuläßt⁸.

Tod durch Gewalt, Selbstmorde und Hinrichtungen

3 bzw. 4 Personen wurden *tot aufgefunden* und 6 bzw. 7 fielen ausdrücklich einer Gewalttat zum Opfer, wobei die Zuordnung derselben nicht ganz eindeutig ist (vgl. im Text 13. 6. 1635).

Viele der oben aufgeführten Krankheiten, die Fälle von Gewalttaten und besonders die 11 Unfallopfer sind voriges Jahr bereits im Text beschrieben worden. Bei letzteren handelte es sich vor allem um Stürze von Bäumen oder Scheunenböden, aber auch um Ertrinken in der Murr u. ä.

Die Zahl der unmittelbar durch Kriegseinwirkungen ungekommenen Personen mag in Wirklichkeit wohl noch viel höher gewesen sein, dies läßt sich aber wiederum infolge der vielen Lücken gerade in den unruhigsten Zeiten, in denen die Bevölkerung am meisten gefährdet war, nicht nachvollziehen.

Hinweise auf ohnehin nicht in Sulzbach verhandelte oder durchgeführte Hinrichtungen oder auch Selbstmorde gibt es in den Kirchenregistern sowohl im untersuchten Zeitraum als auch im gesamten nachfolgenden Jahrhundert nicht, da zumindest letztere in den Totenbüchern scheinbar nicht aufgezeichnet worden sind⁹.

7 Vgl. Fritz (wie Anm. 2), wo bei den von 1661–1700 erfolgten 2651 Geburten nur 14 Frauen (= 0,52 %) verstorben sind.

8 Vgl. Fritz, Klink (wie Anm. 1), S. 191f.

9 Der erste registrierte Selbstmord findet sich in den Sulzbacher Kirchenregistern erst im Jahre 1771, als sich eine Frau vergiftete, welche anschließend auch nicht vom Pfarrer auf dem Sulzbacher Friedhof begraben, sondern vom extra hierfür angereisten Nachrichtler Paul Fuchs vom Breitenauer Hof »in einem Sackh auff der Schinderschlaiff hinausgeführt u. auff den Schaenderswaßen (der Sulzbach nahegelegenen unzugänglichen Schelmenklinge) eingescharrt« wurde (Totenregister 15. 11. 1771 sowie Amtspflegerechnungen 1771/72, Seite 37ff.). Die Tatsache, daß dies seit Führung der Totenbücher 1618 in Sulzbach der erste Selbstmord gewesen sein sollte, verleitet zu der Annahme, daß selbige Vorfälle in den Registern einfach gar nicht aufgezeichnet wurden. Diese Vermutung wird von Irmgard Hein betr. der Murrhardter Kirchenregister bestätigt.

Tabelle 5 *Monatliche Häufigkeit der Todesfälle 1618–1650*

| Jahr | | Monat | | | | | | | | | | | | Ges. | % | Ges. | % | | |
|--------|---|-------|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|------|------|------|------|-----------|---------|
| | | Jan | Feb | Mär | Apr | Mai | Jun | Jul | Aug | Sep | Okt | Nov | Dez | | | | | (lt. ToB) | (+ ToB) |
| 1618 | G | 5 | 2 | (3) | 3 | 2 | 5 | 5 | – | – | 2 | 4 | 4 | = | 34 | 35 | 54,3 | | |
| | E | 4 | 1 | 1 | 2 | 1 | 4 | 4 | – | – | 1 | 3 | – | = | 19 | | | 55,9 | |
| | K | 1 | 1 | (2) | 1 | 1 | 1 | 1 | – | – | 1 | 1 | 4 | = | 15 | | | 44,1 | |
| 1619 | G | 2 | 5 | 7 | 1 | 4 | 2 | 1 | (2) | (2) | 3 | – | 4 | = | 33 | 16 | 45,7 | | |
| | E | 1 | – | – | 1 | – | 1 | – | 1 | 1 | 1 | – | 3 | = | 9 | | | 27,3 | |
| | K | 1 | 5 | 7 | – | 4 | 1 | 1 | (1) | (1) | 2 | – | 1 | = | 24 | | | 72,7 | |
| 1620 | G | 4 | 1 | 2 | 3 | 6 | 4 | 2 | 2 | 4 | 3 | 3 | 6 | = | 40 | 13 | 32,5 | | |
| | E | – | 1 | – | 1 | 2 | 2 | 1 | – | 1 | 1 | 1 | 3 | = | 13 | | | 67,5 | |
| | K | 4 | – | 2 | 2 | 4 | 2 | 1 | 2 | 3 | 2 | 2 | 3 | = | 27 | | | 70,0 | |
| 1621 | G | 5 | 1 | 9 | – | 4 | 5 | 2 | – | – | 1 | 4 | 3 | = | 34 | 18 | 52,9 | | |
| | E | 3 | 1 | 5 | – | – | 4 | 2 | – | – | – | 1 | 2 | = | 18 | | | 47,1 | |
| | K | 2 | – | 4 | – | 4 | 1 | – | – | – | 1 | 3 | 1 | = | 16 | | | 47,1 | |
| 1622 | G | 12 | 8 | 12 | 4 | 3 | 3 | 5 | 17 | 12 | 7 | 3 | 4 | = | 90 | 27 | 30,0 | | |
| | E | 6 | 7 | 2 | 1 | 1 | 1 | 1 | 3 | 2 | – | 1 | 2 | = | 27 | | | 70,0 | |
| | K | 6 | 1 | 10 | 3 | 2 | 2 | 4 | 14 | 10 | 7 | 2 | 2 | = | 63 | | | 70,0 | |
| 1623 | G | 6 | 5 | 3 | 1 | 1 | 1 | 3 | 3 | 1 | 1 | 3 | 2 | = | 30 | 18 | 60,0 | | |
| | E | 5 | 3 | 3 | 1 | – | – | 3 | – | – | – | 3 | – | = | 18 | | | 40,0 | |
| | K | 1 | 2 | – | – | 1 | 1 | – | 3 | 1 | 1 | – | 2 | = | 12 | | | 40,0 | |
| 1624 | G | 1 | 1 | 2 | 1 | 1 | 1 | 4 | 3 | 2 | 1 | 1 | 1 | = | 19 | 24 | 41,6 | | |
| | E | 1 | 1 | 1 | – | 1 | – | 1 | 2 | 1 | 1 | – | 1 | = | 10 | | | 52,6 | |
| | K | – | – | 1 | 1 | – | 1 | 3 | 1 | 1 | – | 1 | – | = | 9 | | | 47,4 | |
| 1625 | G | 4 | 4 | 3 | 1 | 3 | 2 | (2) | (1) | (1) | 2 | 2 | 8 | = | 33 | 35 | 48,6 | | |
| | E | 1 | 3 | 2 | – | 2 | 1 | – | (–) | (1) | 1 | 2 | 4 | = | 17 | | | 51,5 | |
| | K | 3 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 2 | (1) | (–) | 1 | – | 4 | = | 16 | | | 48,5 | |
| 1626 | G | 6 | 7 | 5 | 9 | 5 | 3 | 9 | 11 | 30 | 43 | 26 | 22 | = | 176 | 177 | 44,1 | | |
| | E | 4 | 2 | – | 4 | 2 | 3 | 4 | 6 | 14 | 16 | 17 | 7 | = | 78 | | | 55,7 | |
| | K | 2 | 5 | 5 | 5 | 3 | 1 | 5 | 5 | 16 | 27 | 9 | 15 | = | 98 | | | 55,7 | |
| 1627 | G | – | 2 | (2) | 1 | 5 | 4 | (1) | 4 | 1 | – | 2 | – | = | 22 | 10 | 45,5 | | |
| | E | – | 1 | (2) | 1 | 3 | 1 | (1) | – | 1 | – | – | – | = | 10 | | | 54,5 | |
| | K | – | 1 | – | – | 2 | 3 | – | 4 | – | – | 2 | – | = | 12 | | | 54,5 | |
| 1628 | G | 4 | 3 | 8 | 7 | 3 | 4 | 3 | – | 3 | 2 | 2 | – | = | 39 | 16 | 41,0 | | |
| | E | 2 | – | 3 | 5 | 2 | 1 | 1 | – | 1 | 1 | – | – | = | 16 | | | 59,0 | |
| | K | 2 | 3 | 5 | 2 | 1 | 3 | 2 | – | 2 | 1 | 2 | – | = | 23 | | | 59,0 | |
| Zus. | G | 49 | 39 | 56 | 32 | 38 | 31 | 37 | 43 | 56 | 65 | 50 | 54 | = | 550 | 235 | 42,7 | | |
| | E | 27 | 20 | 19 | 16 | 15 | 14 | 18 | 12 | 22 | 22 | 28 | 22 | = | 235 | | | 57,3 | |
| | K | 22 | 19 | 37 | 16 | 23 | 17 | 19 | 31 | 34 | 43 | 22 | 32 | = | 315 | | | 50,0 | |
| ∅ | G | 4,5 | 3,5 | 5,1 | 2,9 | 3,5 | 2,8 | 3,9 | 5,1 | 5,9 | 4,5 | 4,5 | 4,9 | = | 50,0 | 21,4 | 28,6 | | |
| | E | 2,5 | 1,8 | 1,7 | 1,4 | 1,4 | 1,3 | 1,1 | 2,0 | 2,0 | 2,5 | 2,5 | 2,0 | = | 21,4 | | | | |
| | K | 2,0 | 1,7 | 3,4 | 1,5 | 2,1 | 1,5 | 2,8 | 3,1 | 3,0 | 2,0 | 2,0 | 2,9 | = | 28,6 | | | | |
| + TB | G | 50 | 41 | | | | | 38 | | 57 | | 52 | 56 | = | | 559 | 42,0 | | |
| | E | 23 | 21 | | | | | 20 | | 35 | | 24 | 34 | = | | | | 235 | 58,0 |
| | K | 23 | 21 | | | | | 20 | | 35 | | 24 | 34 | = | | | | 324 | 58,0 |
| ∅ + TB | G | 4,5 | 3,7 | | | | | 3,5 | | 5,2 | | 4,7 | 5,1 | = | | 21,4 | 29,5 | | |
| | E | | | | | | | | | | | | | = | | | | | |
| | K | 2,1 | 1,9 | | | | | 1,8 | | 3,2 | | 2,2 | 3,1 | = | | | | | |

Fortsetzung Tabelle 5 *Monatliche Häufigkeit der Todesfälle 1618–1650*

| Jahr | | Monat | | | | | | | | | | | | Ges. | % | Ges. | % |
|------|---|-------|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|------|------|------|---|
| | | Jan | Feb | Mär | Apr | Mai | Jun | Jul | Aug | Sep | Okt | Nov | Dez | | | | |
| 1629 | G | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| | K | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| 1630 | G | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| | K | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| 1631 | G | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | 2 | = | 2 | | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | | |
| | K | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | 2 | | | |
| 1632 | G | 8 | 4 | 9 | 3 | - | 1 | - | 2 | - | - | 2 | 1 | = | 30 | 43,3 | |
| | E | 3 | 4 | 3 | 1 | - | - | - | - | - | - | 1 | 1 | = | 13 | 56,6 | |
| | K | 5 | - | 6 | 2 | - | 1 | - | 2 | - | - | 1 | - | = | 17 | | |
| 1633 | G | - | - | 2 | 5 | 3 | - | 2 | 6 | 5 | 2 | 2 | 5 | = | 32 | 37,5 | |
| | E | - | - | 1 | 2 | 1 | - | - | 1 | 2 | 1 | 1 | 3 | = | 12 | 62,5 | |
| | K | - | - | 1 | 3 | 2 | - | 2 | 5 | 3 | 1 | 1 | 2 | = | 20 | | |
| 1634 | G | 5 | 4 | 5 | 5 | 2 | 2 | - | 1 | 1 | - | - | - | = | 25 | 64,0 | |
| | E | 4 | 2 | 3 | 3 | 1 | 2 | - | 1 | - | - | - | - | = | 16 | 36,0 | |
| | K | 1 | 2 | 2 | 2 | 1 | - | - | 1 | - | - | - | - | = | 9 | | |
| 1635 | G | - | 5 | - | - | - | 12 | 51 | 49 | 20 | 42 | 57 | 49 | = | 280 | 53,9 | |
| | E | - | 5 | - | - | - | 6 | 20 | 29 | 17 | 28 | 26 | 25 | = | 151 | 46,1 | |
| | K | - | - | - | - | - | 6 | 31 | 20 | 3 | 14 | 31 | 24 | = | 129 | | |
| 1636 | G | 15 | 12 | 8 | (1) | 10 | 15 | 16 | 16 | 15 | - | - | - | = | 108 | 74,1 | |
| | E | 9 | 6 | 7 | (1) | 9 | 8 | 15 | 11 | 14 | - | - | - | = | 80 | 25,9 | |
| | K | 6 | 6 | 2 | - | 1 | 7 | 1 | 5 | 1 | - | - | - | = | 28 | | |
| 1637 | G | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| | K | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| 1638 | G | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| | K | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | | |
| 1639 | G | - | - | - | - | - | - | 1 | - | - | 2 | 1 | 1 | = | 6 | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | 1 | - | 1 | = | 2 | 33,3 | |
| | K | - | - | - | - | - | - | 1 | - | - | 1 | 1 | 1 | = | 4 | 66,6 | |
| Zus. | G | | | | | | | | | | | | | 483 | | | |
| | E | | | | | | | | | | | | | 274 | 56,7 | | |
| | K | | | | | | | | | | | | | 209 | 43,3 | | |

Fortsetzung Tabelle 5 *Monatliche Häufigkeit der Todesfälle 1618-1650*

| Jahr | | Monat | | | | | | | | | | | | Ges. (lt. ToB) | % | Ges. (+ ToB) | % |
|-----------|---|-------|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-----|-------------------|----|-----------------|------|
| | | Jan | Feb | Mär | Apr | Mai | Jun | Jul | Aug | Sep | Okt | Nov | Dez | | | | |
| 1640 | G | - | 1 | 3 | - | - | 1 | - | - | 1 | - | 4 | - | = | 10 | | |
| | E | - | 1 | 2 | - | - | - | - | - | 1 | - | 3 | - | = | 7 | 70,0 | |
| | K | - | - | 1 | - | - | 1 | - | - | - | 1 | - | - | = | 3 | 30,0 | |
| 1641 | G | 2 | 1 | 1 | 1 | - | - | - | - | - | 2 | 2 | 1 | = | 10 | | |
| | E | 1 | - | - | 1 | - | - | - | - | - | 2 | - | - | = | 4 | 40,0 | |
| | K | 1 | 1 | 1 | - | - | - | - | - | - | - | 2 | 1 | = | 6 | 60,0 | |
| 1642 | G | - | - | - | 1 | - | 2 | - | - | - | 1 | - | - | = | 4 | | |
| | E | - | - | - | - | - | 1 | - | - | - | - | - | - | = | 1 | 25,0 | |
| | K | - | - | - | 1 | - | 1 | - | - | - | 1 | - | - | = | 3 | 75,0 | |
| 1643 | G | 2 | 1 | 3 | 3 | - | 1 | - | 3 | 2 | - | 1 | - | = | 16 | | |
| | E | 2 | 1 | - | 3 | - | - | - | 2 | - | - | 1 | - | = | 9 | 56,3 | |
| | K | - | - | 3 | - | - | 1 | - | 1 | 2 | - | - | - | = | 7 | 43,7 | |
| 1644 | G | - | - | 1 | 3 | 1 | - | 1 | - | - | - | - | - | = | 6 | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | 0,0 | |
| | K | - | - | 1 | 3 | 1 | - | 1 | - | - | - | - | - | = | 6 | 100,0 | |
| 1645 | G | - | - | 1 | 1 | (1) | - | - | - | - | - | - | 1 | = | 4 | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | 1 | = | 1 | 25,0 | |
| | K | - | - | 1 | 1 | (1) | - | - | - | - | - | - | - | = | 3 | 75,0 | |
| 1646 | G | - | 4 | - | - | 1 | - | - | 1 | - | - | - | - | = | 6 | | |
| | E | - | 2 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | 2 | 33,3 | |
| | K | - | 2 | - | - | 1 | - | - | 1 | - | - | - | - | = | 4 | 66,6 | |
| 1647 | G | - | 2 | - | 1 | 1 | 2 | - | - | 1 | - | 1 | 3 | = | 11 | | |
| | E | - | 2 | - | 1 | 1 | 1 | - | - | - | - | - | 1 | = | 6 | 54,5 | |
| | K | - | - | - | - | - | 1 | - | - | 1 | - | 1 | 2 | = | 5 | 45,5 | |
| 1648 | G | - | - | - | - | - | 2 | - | - | - | - | - | - | = | 2 | | |
| | E | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | = | - | 0,0 | |
| | K | - | - | - | - | - | 2 | - | - | - | - | - | - | = | 2 | 100,0 | |
| 1649 | G | 1 | - | 1 | 1 | - | 2 | 4 | - | - | - | 2 | 1 | = | 12 | | |
| | E | 1 | - | 1 | - | - | - | 1 | - | - | - | - | - | = | 3 | 25,0 | |
| | K | - | - | - | 1 | - | 2 | 3 | - | - | - | 2 | 1 | = | 9 | 75,0 | |
| 1650 | G | 1 | 4 | 1 | 1 | - | 1 | 3 | 2 | - | (2) | (2) | - | = | 17 | | 18 |
| | E | - | 1 | 1 | - | - | - | 1 | - | - | (-) | (1) | - | = | 4 | 23,5 | 22,2 |
| | K | 1 | 3 | - | 1 | - | 1 | 2 | 2 | - | (2) | (1) | - | = | 13 | 76,5 | 14 |
| Zus. | G | 6 | 13 | 11 | 12 | 4 | 11 | 8 | 6 | 4 | 5 | 12 | 6 | = | 98 | | |
| | E | 4 | 7 | 4 | 5 | 1 | 2 | 2 | 2 | 1 | 2 | 5 | 2 | = | 37 | 37,8 | |
| | K | 2 | 6 | 7 | 7 | 3 | 9 | 6 | 4 | 3 | 3 | 7 | 4 | = | 61 | 62,2 | |
| ∅ + TB | G | 0,5 | 1,2 | 1,0 | 1,1 | 0,4 | 1,0 | 0,7 | 0,5 | 0,4 | 0,5 | 1,1 | 0,5 | = | | 8,9 | |
| | G | | | | | | | | | | | 13 | | = | | | 99 |
| | E | | | | | | | | | | | | | = | | | 37 |
| ∅ | K | | | | | | | | | | | 8 | | = | | | 62 |
| | G | | | | | | | | | | | 1,2 | | = | | | 62,6 |
| | | | | | | | | | | | | | | = | | | 9,0 |

Todesfälle insg. lt. ToB: G 1131

E 546 = 48,3 %

K 585 = 51,7 %

+ TB: G 1141

E 546 = 47,9 %

K 595 = 52,1 %

Tabelle 6 *Todesfälle (Erwachsene) 1618–1650, Unterteilung nach Geschlecht*

| Jahr | Insgesamt | männlich % | weiblich % |
|-------|-----------|--------------|--------------|
| 1618 | 19 | 9 = 47,4 % | 10 = 52,6 % |
| 1619 | 9 | 2 = 22,2 % | 7 = 77,7 % |
| 1620 | 13 | 5 = 38,5 % | 8 = 61,5 % |
| 1621 | 18 | 11 = 61,1 % | 7 = 38,8 % |
| 1622 | 27 | 16 = 59,3 % | 11 = 40,7 % |
| 1623 | 18 | 9 = 50,0 % | 0 = 50,0 % |
| 1624 | 10 | 3 = 30,0 % | 7 = 70,0 % |
| 1625 | 17 | 6 = 35,3 % | 11 = 64,7 % |
| 1626 | 78 | 40 = 51,3 % | 38 = 48,7 % |
| 1627 | 10 | 7 = 70,0 % | 3 = 30,0 % |
| 1628 | 16 | 10 = 62,5 % | 6 = 37,5 % |
| Insg. | 235 | 118 = 50,2 % | 117 = 49,8 % |
| 1629 | – | | |
| 1630 | – | | |
| 1631 | – | | |
| 1632 | 13 | 7 = 53,8 % | 6 = 46,2 % |
| 1633 | 12 | 9 = 75,0 % | 3 = 25,0 % |
| 1634 | 16 | 8 = 50,0 % | 8 = 50,0 % |
| 1635 | 151 | 69 = 45,7 % | 82 = 54,3 % |
| 1636 | 80 | 36 = 45,0 % | 44 = 55,0 % |
| 1637 | – | | |
| 1638 | – | | |
| 1639 | 2 | – | 2 = 100,0 % |
| Insg. | 274 | 129 = 47,1 % | 145 = 52,9 % |
| 1640 | 7 | 3 = 42,9 % | 4 = 57,1 % |
| 1641 | 4 | 2 = 50,0 % | 2 = 50,0 % |
| 1642 | 1 | | 1 = 100,0 % |
| 1643 | 9 | 2 = 22,2 % | 7 = 77,7 % |
| 1644 | – | | |
| 1645 | 1 | | 1 = 100,0 % |
| 1646 | 2 | 2 = 100,0 % | |
| 1647 | 6 | 4 = 66,6 % | 2 = 33,3 % |
| 1648 | – | | |
| 1649 | 3 | 2 = 66,6 % | 1 = 33,3 % |
| 1650 | 4 | 2 = 50,0 % | 2 = 50,0 % |
| Insg. | 37 | 17 = 45,9 % | 20 = 54,1 % |
| Zus. | 546 | 264 = 48,4 % | 282 = 51,6 % |

Tabelle 7 *Kindersterblichkeit nach Geschlecht*

| Jahr | Insg. | männlich % | weiblich % | unbestimmt % | Totgeburt % |
|-------|-------|---------------|--------------|--------------|-------------|
| 1618 | 15 | 7 (46,6 %) | 6 (40,0 %) | 2 (13,3 %) | – – |
| + TB | 16 | 7 (43,8 %) | 6 (37,5 %) | 3 (18,7 %) | 1 (6,3 %) |
| 1619 | 24 | 10 (41,7 %) | 11 (45,8 %) | 3 (12,5 %) | 2 (8,3 %) |
| 1620 | 27 | 13 (48,1 %) | 8 (29,6 %) | 6 (22,2 %) | 3 (11,1 %) |
| 1621 | 16 | 3 (18,8 %) | 10 (62,5 %) | 3 (18,8 %) | 1 (6,3 %) |
| 1622 | 63 | 35 (55,6 %) | 20 (31,7 %) | 8 (12,7 %) | – – |
| 1623 | 12 | 6 (50,0 %) | 2 (16,7 %) | 4 (33,3 %) | 2 (16,7 %) |
| 1624 | 9 | 4 (44,4 %) | 4 (44,4 %) | 1 (1,1 %) | – – |
| + TB | 14 | 4 (28,6 %) | 4 (28,6 %) | 6 (42,8 %) | 5 (35,7 %) |
| 1625 | 16 | 6 (37,5 %) | 9 (56,3 %) | 1 (6,2 %) | 1 (6,2 %) |
| + TB | 18 | 6 (33,3 %) | 9 (50,0 %) | 3 (16,7 %) | 3 (16,7 %) |
| 1626 | 98 | 40 (40,8 %) | 52 (53,1 %) | 6 (6,1 %) | 2 (2,0 %) |
| + TB | 99 | 40 (40,4 %) | 52 (52,5 %) | 7 (7,1 %) | 3 (3,0 %) |
| 1627 | 12 | 7 (58,3 %) | 2 (16,7 %) | 3 (25,0 %) | 2 (16,7 %) |
| 1628 | 23 | 12 (52,2 %) | 8 (34,8 %) | 3 (13,0 %) | 2 (8,7 %) |
| Insg. | 315 | 143 (45,4 %) | 132 (41,9 %) | 40 (12,7 %) | 15 (4,8 %) |
| + TB | 324 | 143 (44,1 %) | 132 (40,7 %) | 49 (15,1 %) | 24 (7,4 %) |
| 1629 | – | – – | – – | – – | – – |
| 1630 | – | – – | – – | – – | – – |
| 1631 | 2 | 1 (50,0 %) | 1 (50,0 %) | – – | – – |
| 1632 | 17 | 8 (47,1 %) | 4 (23,5 %) | 5 (29,4 %) | – – |
| 1633 | 20 | 11 (55,0 %) | 8 (40,0 %) | 1 (5,0 %) | – – |
| 1634 | 9 | 4 (44,4 %) | 4 (44,4 %) | 1 (1,1 %) | – – |
| 1635 | 129 | 47 (36,4 %) | 46 (35,7 %) | 36 (27,9 %) | – – |
| 1636 | 28 | 11 (39,3 %) | 11 (39,3 %) | 6 (21,4 %) | – – |
| 1637 | – | – – | – – | – – | – – |
| 1638 | – | – – | – – | – – | – – |
| 1639 | 4 | 4 (100,0 %) | – – | – – | – – |
| Insg. | 209 | 86 (41,1 %) | 74 (35,4 %) | 49 (23,4 %) | – – |
| 1640 | 3 | 2 (66,7 %) | 1 (33,3 %) | – – | – – |
| 1641 | 6 | 3 (50,0 %) | 3 (50,0 %) | – – | – – |
| 1642 | 3 | 1 (33,3 %) | 1 (33,3 %) | 1 (33,3 %) | – – |
| 1642 | 7 | 2 (28,6 %) | 4 (51,1 %) | 1 (14,3 %) | – – |
| 1643 | 6 | 1 (16,7 %) | 5 (83,1 %) | – – | – – |
| 1645 | 3 | 1 (33,3 %) | 2 (66,7 %) | – – | – – |
| 1646 | 4 | 1 (25,0 %) | – – | 3 (75,0 %) | 1 (25,0 %) |
| 1647 | 5 | 1 (20,0 %) | 2 (40,0 %) | 2 (40,0 %) | 1 (20,0 %) |
| 1648 | 2 | 2 (100,0 %) | – – | – – | – – |
| 1649 | 9 | 3 (33,3 %) | 6 (66,7 %) | – – | – – |
| 1650 | 13 | 4 (30,8 %) | 5 (38,5 %) | 4 (30,8 %) | – – |
| + TB | 14 | 4 (28,6 %) | 5 (35,7 %) | 5 (35,7 %) | 1 (7,1 %) |
| Insg. | 61 | 21 (34,4 %) | 29 (47,5 %) | 11 (18,0 %) | 2 (3,3 %) |
| + TB | 62 | 21 (33,9 %) | 29 (46,8 %) | 12 (19,3 %) | 3 (4,8 %) |
| Zus. | 585 | 250 (42,7 %) | 235 (40,2 %) | 100 (17,1 %) | 17 (2,9 %) |
| + TB | 595 | 250 (42,0 %) | 235 (39,5 %) | 110 (18,5 %) | 27 (4,5 %) |

Tabelle 8 *Todesfälle 1633*

| Erwachsene | | Kinder | | | | |
|------------|----------------|--------|-------|--------|--------|------|
| Anzahl | Alter | Anzahl | Jahre | Monate | Wochen | Tage |
| 1 | 36 | 1 | 1 | 3 | | |
| 2 | 80 | 2 | | | 18 | |
| 3 | 14 | 3 | | | | 1 |
| 4 | ? | 4 | 2 | | | |
| 5 | ? | 5 | 8 | | | |
| 6 | ? (ca. 50) | 6 | | | 3 | |
| 7 | 20 | 7 | | | 12 | |
| 8 | 15 | 8 | | 3 | | |
| 9 | in hohem Alter | 9 | | 3 | | |
| 10 | 50 | 10 | | | | 6 |
| 11 | über 70 | 11 | 3 | | | |
| 12 | ? | 12 | | | | ? |
| | | 13 | | 4 | | |
| | | 14 | 8 | | | |
| | | 15 | | | 6 | |
| | | 16 | 6 | | | |
| | | 17 | | 3 | | |
| | | 18 | 5 | | | |
| | | 19 | | | 8 | |
| | | 20 | | | 10 | |

Die Communicanten-Register

Wie oben bereits erwähnt, wurden im Rahmen dieser Untersuchung erstmalig auch die im Kirchenregister 1618–1667 enthaltenen Communicanten-Register wenigstens ansatzweise statistisch mit ausgewertet. Selbige befinden sich in direktem Anschluß an das Taufregister bzw. die Almosen-Einnahmen und -Ausgaben und beginnen mit einer Register- oder Erklärungsseite auf Blatt 61.

Als Communicanten (*Communicantes*) bezeichnet man üblicherweise alle Personen im Alter von über 13/14 Jahren, die das Abendmahl besuchen dürfen, und als Catechisten (*Catechumenes*) alle Personen im Alter zwischen 6/7 und 13/14 Jahren, während die dritte Gruppe, die Kinder unter 6/7 Jahren, als *Infantes* bezeichnet werden.

Das Communicanten-Register 1614ff.

Das erste Communicanten-Register wurde von Pfarrer Gerber im Jahre 1614 begonnen und endet mit dem Jahr 1620, überspannt also einen Zeitraum von 7 Jahren. Es beginnt auf Seite 61 mit einer kurzen Erklärung zur Benutzung der nachfolgenden Register und Tabellen, in der für die Communicanten die einzelnen

Sonntage im Kirchenjahr, in denen das Abendmahl gefeiert wurde, mit Buchstaben bezeichnet werden (z. B.: a = adventus, n = nativitatis, c = circumcisio-nis...), und für die Catechisten in zahlenmäßiger Abkürzung die zu erlernenden Sprüche, Verse oder Kirchenlieder (z. B.: 1. = Vater unser, 2 = Aller Augen Herrgott, 3 = Danket dem Herren...), die dann in die einzelnen Jahresspalten der Tabelle eingetragen wurden.

Auf Seite 61b folgt eine Aufstellung der zum Schloß Lautereck gehörenden Personen

1. »Ludwig Graff von Lewenstein
2. Gertrauth s. Gemahl
3. Nobilis Jerg Herrman
4. Leib... (?) Hans Heinrich Frind
5. Scriba Joannes Stengler
6. Tromeler Joannes Wagner (Name erst später hinzugefügt)
7. Schätzlin Maria (Name erst später hinzugefügt)
8. Barthlin Mußman von Torgau, Tromler
9. Peter Ripberger von Reütlingen
10. Niclaus Pfeiffer von... heim ... (?) (Dieser auch später eingeschrieben)
11. Barbara die Küchen
12. Elsa Vieh Magdt
13. Ziegler alhier Hans Pfeiffer von Salah
14. Elisabetha«,

allerdings nur den Zeitraum von 1615–18 betreffend. Vermutlich waren die genannten Personen – außer dem Ziegler und dessen Frau – auch nur in diesem Zeitraum in Sulzbach anwesend.

Ob selbige jedoch auch bei der späteren Addition aller Sulzbacher Communicanten und Catechisten berücksichtigt wurden, ist unklar. Ab Seite 63b (Seite 62, 62b und 63 siehe unten) beginnen nun, jeweils in der Regel auf der linken Buchseite (also 63b, 64b, 65b...), die Aufstellungen aller in der Pfarrgemeinde Sulzbach anwesenden Personen. Diese Aufstellung ist nach Haushaltungen geordnet und in Kästchen eingeteilt, in denen oben zunächst die Eltern, dann die Kinder aufgezählt worden sind. Dazwischen sind, offensichtlich später und mit anderer Schrift hinzugefügt, oft nur mit Vornamen und dem Herkunftsort bezeichnet, weitere Personen dazwischengeschrieben worden. Bei ihnen handelt es sich höchstwahrscheinlich um in den entsprechenden Häusern dienende Knechte und Mägde, vielleicht auch um Hausgenossen. Diese Vermutung wird bestätigt durch die Tatsache, daß einige dieser Personen in dem Register mehrmals auftauchen, was sich damit leicht erklären läßt, daß viele im Verlauf dieser 7 Jahre das Dienstverhältnis gewechselt haben können und somit, verschiedenen Dienstherrn zugeordnet, mehrmals aufgezeichnet worden sind. Inwieweit aber diese Personen auch in der Endabrechnung berücksichtigt wurden, läßt sich leider nicht mit Sicherheit feststellen.

Tabelle 9 *Communicanten-Register 1614*

| Ort | Com. | Cat. | | Insg. | Haushalte |
|------------------------|------|------|---|-------|-----------|
| Sulzbach, I. Viertel | 84 | 40 | = | 124 | 23 |
| Sulzbach, II. Viertel | 85 | 58 | = | 143 | 30 |
| Sulzbach, III. Viertel | 54 | 38 | = | 92 | 24 |
| Sulzbach, IV. Viertel | 70 | 41 | = | 111 | 27 |
| Sulzbach insgesamt | 293 | 177 | = | 440 | 104 |
| Ittenberg | 26 | 26 | = | 52 | 5 |
| Eschelhof | 17 | 14 | = | 31 | 4 |
| Siebenknie | 24 | 19 | = | 43 | 4 |
| Schleißweiler | 27 | 26 | = | 63 | 14 |
| Bartenbach | 76 | 62 | = | 138 | 22 |
| Zwernenberg | 36 | 35 | = | 71 | 10 |
| Eschenstruet | 26 | 25 | = | 51 | 6 |
| Liemannsklinge | 6 | 5 | = | 11 | 1 |
| Erlach | 38 | 22 | = | 60 | 9 |
| Berwinkel | 25 | 16 | = | 51 | 6 |
| Fischbach | 63 | 68 | = | 131 | 23 |
| Kleinhöchberg | 31 | 21 | = | 52* | 7 |
| Siebersbach | 45 | 28 | = | 73 | 12 |
| Bernhalden | 5 | 1 | = | 6 | 1 |
| Lautern | 78 | 44 | = | 122 | 25 |
| Insgesamt | 822 | 593 | = | 1415 | 253 |

* Die Angaben von Kleinhöchberg mußten durch Beschädigung des Blattes ergänzt werden.

Die Gemeinde Sulzbach mit ihren einzelnen Haushalten ist in diesem Register wohl der besseren Übersicht halber in 4 Viertel aufgeteilt, offenbar in der Reihenfolge, wie sie Pfarrer Gerber (vom Schloß Lautereck ausgehend?) nacheinander vorgefunden hat. Dasselbe gilt auch für die Teilorte, an deren Aufstellung man den Rundgang von Pfarrer Gerber rund um Sulzbach leicht nachvollziehen kann.

Schwierigkeiten bei der Auswertung

Pfarrer Gerber hat bei Beginn der Aufstellung des Registers alle Sulzbacher Familien mit den ihnen angehörenden Personen 1614 ohne nähere Angaben pauschal aufgezeichnet, d. h. ohne Rücksicht auf das Alter bzw. das Kriterium Communicant/Catechist/Infant. Doch hat sich doch dieser Zustand im Lauf der folgenden 7 Rechnungsjahre bei den meisten derselben ja verändert. Wichtig wäre nun zu wissen, zu welchem Zeitpunkt der Pfarrer genau die Communicanten und Catechisten der Gemeinde zusammengezählt und addiert hat. Dies ist aber nicht mit Sicherheit nachzuvollziehen. Vermutlich geschah es erst im Lauf des Jahres 1615. Somit ist es am besten, man verläßt sich auf die von Pfarrer Gerber für die 4 Teile Sulzbachs sowie die einzelnen Teilorte gewonnenen Zahlen, da mehrere

Versuche einer Nachrechnung v. a. im Hinblick auf die Knechte, Mägde, Hausgenossen und Hirten gescheitert sind¹⁰. Jedenfalls lassen sich die am Ende eines Sulzbacher Viertels bzw. Teilortes stehenden Zahlen der jahresmäßigen Tabelle Gerbers nicht zweifelsfrei zuordnen.

Eine spätere, vielleicht 1617 vorgenommene Addition sämtlicher Communicanten und Catechisten Gerbers läßt sich natürlich infolge der seit 1614 eingetretenen Veränderungen noch schwerer nachvollziehen; sie variiert zahlenmäßig aber nur schwach von den Erstgenannten.

Einen weiteren großen Unsicherheitsfaktor bildet die Tatsache, daß man nicht erkennen kann, ob sich unter den genannten Catechisten auch die Infantes der Pfarrei befinden. Sollte dies der Fall sein, so stimmen die in Tabelle 9 genannten Zahlen mit der Zahl der »festen« Einwohnerschaft (also ohne Knechte und Mägde) Sulzbachs überein.

Vermutlich zählen hier auch als Catechisten alle Kinder unter 13/14 Jahren, so wie dies auch bei Pfarrer von Unckels Register 1649 noch der Fall ist (vgl. ebenda), dessen damals gewonnene Anzahl von Catechisten erst nachträglich in tatsächliche Catechisten an sich und Infantes aufgeteilt worden ist.

Wenn dies jedoch nicht der Fall wäre, so müßte man zu der Gesamtzahl noch einen gewissen Prozentsatz hinzuaddieren, um auf die tatsächliche Einwohnerzahl zu kommen.

Dieser Prozentsatz von Infantes im Hinblick auf die gesamte Einwohnerzahl liegt in von Unckels Register 1649 bei 14,45%¹¹. Mit dieser Größe hochgerechnet, ergäbe dies für die Zeit von 1614 eine Anzahl von 204 Infantes; die tatsächliche Einwohnerzahl Sulzbachs würde dann also bei ca. 1620 liegen.

Die bei dieser Unterteilung in Communicanten und Catechisten gewonnenen Zahlen im Register-Anhang wirken betreffs dem Verhältnis »Erwachsene-Kinder« von 822 zu 593 insofern verwirrend, weil man heutzutage gewohnt ist, als »Erwachsene« erst Personen ab 21 bzw. 18 Jahren zu rechnen. Da diese heute gängige Unterteilung für die hier ausgewerteten Register aber nicht zutrifft, wird dadurch die relativ geringe Zahl der eigentlichen »Kinder« plausibel erklärt.

Zur Vervollständigung des Bildes der damaligen Pfarrgemeinde Sulzbach wegen wurde in Tabelle 9 die ermittelte Anzahl der im Register durch Kästchen gekennzeichneten Haushalte den Communicanten- und Catechistenzahlen hinzugefügt, sofern es sich, soweit dies ersichtlich war, um ursprünglich geschriebene, also nicht nachträglich verbesserte oder neu hinzugekommene Einträge handelt.

10 Beim ersten Versuch einer Nachrechnung von Pfarrer Gerbers Register wurde der Fehler gemacht, die Anzahl der einzelnen Haushalte (= ein Kästchen) einfach zu verdoppeln, um somit auf die Zahl der erwachsenen Personen (Vater und Mutter) zu kommen. Dies geht bei der damals üblichen Rechnungsweise aber natürlich nicht, da ja in den meisten Fällen auch schon einige der mitaufgeführten Kinder als Communicanten gezählt werden (oder auch erst im Lauf der Jahre dazu werden); ganz abgesehen von verwitweten Personen oder Haushaltungen, wo noch ein Großelternanteil mit im Hause lebt.

11 Laut Gerhard Fritz liegt der zahlenmäßige Anteil der Infantes in Backnang 1696 bei 11,65%. Hochgerechnet ergäbe dies für Sulzbach eine Gesamteinwohnerzahl von 1580 Personen.

Das Communicanten-Register 1621 ff.

Im Jahre 1621 beginnt Pfarrer Gerber auf den dem Register von 1614–20 jeweils gegenüberliegenden Seiten (64, 65, 66 etc.) mit der Aufstellung eines neuen Communicanten-Registers.

Diesem Register auf Seite 62 vorangestellt ist mit der Überschrift »Schuldthaiß« die Familie des Amtmannes Wolf Georg Bootz, des Zieglers Hans Pfeifer (nunmehr mit einer anderen Frau Agnes) sowie anderer, nicht näher definierter Personen. Diese Seite beginnt jedoch schon mit dem Jahre 1619, war skalenmäßig vorgesehen bis 1631, endet aber wie die anderen mit dem Jahr 1626, in dem ja auch Amtmann Bootz selber verstorben ist.

Dieses neue Register ist vom Sinn und Aufbau her dem vorigen etwa gleichartig; eine Ausnahme bildet das nunmehrige Fehlen der Kästchen, die die einzelnen Haushalte bezeichnet haben und deren Zahl sich daher auch nicht mehr zweifelsfrei angeben läßt. Auffallend ist weiterhin, daß dieses Register ursprünglich bis 1633 vorgesehen, tatsächlich aber nur bis zum Jahre 1626 ausgefüllt worden ist (vgl. hierzu unten, Communicanten-Register 1626, Tabelle 11).

Verändert und auf einen neuen Stand gebracht sind bei diesem Register die einzelnen Familien in Stand, Größe und Umfang, soweit dies durch Tod, Heirat oder der Geburt weiterer Kinder erforderlich war.

Übernommen wurden aber sowohl die Aufteilung Sulzbachs in 4 Viertel wie die Reihenfolge der Teilorte mit Ausnahme von Berwinkel und Erlach, die hier vertauscht sind. Belassen wurde ebenso das (oft spätere) Einschreiben von Knechten und Mägden, was zusammen mit dem auch hier nicht feststellbaren Zeitpunkt der Addition aller Communicanten und Catechisten genau zu denselben Unklarheiten führt wie im Register von 1614. Neu hinzugekommen ist zwar diesmal hinter den Sulzbacher Vierteln sowie den Teilorten die Aufstellung einer Liste mit den jeweiligen Knechten und Mägden dieses Ortes bzw. Ortsteiles; diese sind aber auch hier teilweise nur unvollständig genannt und offenbar nicht gleichzeitig eingetragen worden.

Beim Addieren der Gesamtzahlen hat Pfarrer Gerber bei diesem Register 1621 auf jeder Seite unten links die Communicanten und Catechisten zusammengezählt, was aber an der Ungenauigkeit der Endabrechnung nichts ändert: Zählt man nämlich diese Zahlen zusammen, so stimmen sie mit denen Gerbers am Ende eines jeden Ortsteiles nicht überein. Beispiel: Sulzbach, I. Viertel. Addiert man Seite für Seite Gerbers Zahlen dieses Viertels inclusive der 11 Personen der »Schuldthaiß«-Seite 62, kommt man auf 76 Communicanten und 43 Catechisten; bei der Endabrechnung Gerbers für dieses Viertel sind es aber 80 Communicanten und 51 Catechisten. Das weitere Hinzuzählen aller Knechte und Mägde führt jedoch zu noch schlimmeren Verschiebungen, denn die Gesamtzahl von 21 Knechten und 15 Mägden des ersten Sulzbacher Viertels (wobei auch hier teilweise nicht ersichtlich ist, ob es sich um Communicanten oder Catechisten handelt), führt zu weit höheren Zahlen, als zu denen Gerber gekommen ist.

Vermutlich ist es also so, daß er nur die zu seinem (leider unbekanntem) Zeitpunkt der Addition hier beschäftigten Knechte und Mägde gezählt hat und somit diese Gesamtaufstellung der Dienstboten für die Endabrechnung unbenutzbar ist. Hieraus folgt, daß man bei der Addition aller Zahlen dieses Registers wieder auf Pfarrer Gerbers Angaben vertrauen muß. Leider ist auch hier nicht klar geworden, ob in den gezählten Catechisten auch die Infantes der Gemeinde enthalten sind; es gilt also dasselbe bezüglich der Gesamtzahl der Einwohner Sulzbachs wie beim Communicaten-Register 1614. Obwohl Gerber nur für die wenigsten Teilorte Sulzbachs abgerechnet hat und somit die Berechnung der Endsumme unmöglich ist, kann man sagen, daß die Bevölkerung Sulzbachs und der gesamten Pfarrei, soweit man das aus den vorhandenen Zahlen errechnen kann, durchschnittlich um 19,07% zugenommen hat.

Rechnet man diesen Prozentsatz der Gesamtsumme der Einwohner von 1614 hinzu, kommt man auf die 1621 vermutete Gesamteinwohnerzahl von 1685 Personen ohne, von 1928 Personen mit der wie bei 1614 angenommenen Zahl von Infantes. Ähnliche Werte erhält man auch, wenn man die gestiegene Personenzahl von 1621 auf die Gesamteinwohnerschaft hochrechnet.

Tabelle 10 *Communicanten-Register 1621*

| Ort | Com | Cat. | | Insg. | Veränderungen gegenüber 1614 in % |
|------------------------|-----|------|---|-------|-----------------------------------|
| Sulzbach, I. Viertel | 80 | 51 | = | 131 | |
| Sulzbach, II. Viertel | 92 | 74 | = | 166 | |
| Sulzbach, III. Viertel | 65 | 49 | = | 114 | |
| Sulzbach, IV. Viertel | 75 | 49 | = | 124 | |
| Sulzbach insgesamt | 312 | 223 | = | 535 | + 21,6 % |
| Ittenberg | 31 | 23 | = | 54 | + 3,8 % |
| Eschelhof | 20 | 16 | = | 36 | + 16,1 % |
| Siebenknie | 32 | 26 | = | 58 | + 34,9 % |
| Schleißweiler | | | | | |
| Bartenbach | | | | | |
| Zwerenberg | | | | | |
| Eschenstruet | | | | | |
| Liemannsklinge | | | | | |
| Berwinkel | | | | | |
| Erlach | | | | | |
| Fischbach | | | | | |
| Kleinhöchberg | | | | | |
| Siebersbach | | | | | |
| Bernhalden | | | | | |
| Lautern | | | | | |
| | | | | | ∅ + 19,1 % |

Geschätzte Einwohnerzahl insgesamt: 1685 bzw. 1928 Personen

Das Communicanten-Register 1626

Im Jahre 1626 wurde von Pfarrer Gerber, offenbar noch vor Beginn der Pestzeit Ende Juli, mit der Erstellung eines neuen und vereinfachten Registers aller Communicanten und Catechisten Sulzbachs begonnen, welches jedoch nur noch eine Aufzählung der einzelnen Familien und deren Mitglieder darstellt. Diese Arbeit wurde dann aber, wie es scheint, durch die Pest unterbrochen und nicht mehr fertiggestellt; sie wurde andererseits aber auch durch das Wegsterben vieler der Genannten noch im selben Jahr überflüssig und überholt.

Anlaß zu dieser Erneuerung war eventuell die zu dieser Zeit schon, v. a. durch die ungeklärten Ereignisse des Jahres 1622, hervorgerufenen starken Veränderungen innerhalb der Gemeinde und ihrer Familien, die eine Fortführung des alten Registers nicht mehr als sinnvoll, sondern eine völlige Erneuerung als angebracht erscheinen ließen. Während diese neue Registeraufstellung für das erste Sulzbacher Viertel auf den den beiden vorigen Registern unmittelbar vorausgehenden Seiten 62b und 63 zu finden ist, wurden für die anderen Sulzbacher Viertel sowie die Teilorte die frei gebliebenen Jahresspalten des letztgenannten Registers 1621 ff. verwendet.

Gerber kommt hier für die Gemeinde Sulzbach inclusive der ohne Namensnennung bereits addierten 38 Knechte und Mägde auf die Gesamtsumme von 541 Communicanten und Catechisten, wobei auch hier wieder die Stellung der Infantes nicht klar zum Ausdruck kommt. Eindeutig erkennbar sind auch die Zahlen der Orte Ittenberg und Eschelhof, wogegen für die Weiler Siebenknie, Zwerenberg und Bartenbach keine Abrechnungen vorliegen. Dies gilt zwar auch für Schleißweiler, wobei Gerber hier aber erstmals das Datum der Erneuerung des Registers, den 29. Juni 1626, anführt. Eschenstruet, am selben Tag neu aufgenommen, zählt zu diesem Zeitpunkt 31 Communicanten und 20 Catechisten. Während Liemannsklinge bei dieser Erneuerung überhaupt nicht beachtet wurde, lassen sich bei den Orten Berwinkel, Erlach und Fischbach (alle aufgenommen am 22. Juni 1626) sowie Kleinhöchberg und Siebersbach (aufgenommen am 2. Juli) die Zahlen wieder eindeutig zuordnen. Das ebenso am 2. Juli aufgenommene Bernhalden wird trotz der aufgeführten 8 Personen überhaupt nicht abgerechnet, während für Lautern (mit Datum des 30. Juni) zumindest die Zahl der Catechisten durch die Beschädigung des Blattes verloren gegangen ist. Eine Endabrechnung ist deshalb auch hier unmöglich.

Insgesamt scheint sich laut dieses Registers die Zahl der Einwohner dem Register von 1621 gegenüber insgesamt wieder etwas verringert zu haben. Eine wie 1621 vorgenommene prozentuale Hochrechnung mit den vorhandenen Zahlen auf die Gesamtgemeinde würde das Bild jedoch erheblich verzerren, da vor allem die Teilorte mit ihren dem Ort Sulzbach gegenüber vergleichsweise niedrigen, prozentual gesehen aber hohen Werten, wenn nicht gar eine Abwanderung, so doch nur eine geringfügige Aufbesserung der Einwohnerzahlen vorweisen können. Dies im Gegensatz zum Mutterort Sulzbach, dessen Einwohnerzahl vermutlich im Hin-

Tabelle 11 *Communicanten-Register 1626*

| Ort | Com. | Cat. | | Insg. | Veränderungen | |
|-----------------------------|------|------|---|-------|-------------------|---------------------|
| | | | | | Gegenüber 1614 | 1621 in Personen |
| Sulzbach, I. V. | 78 | 50 | = | 128 | | |
| Sulzbach, II. V. | 92 | 53 | = | 145 | | |
| Sulzbach, III. V. | 66 | 50 | = | 116 | | |
| Sulzbach, IV. V. | 76 | 38 | = | 114 | | |
| Sulzbach, Knechte und Mägde | 35 | 3 | = | 38 | | |
| Sulzbach insgesamt | 347 | 194 | = | 541 | + 101 | + 6 |
| Ittenberg | 30 | 13 | = | 43 | - 9 | - 11 |
| Eschelhof | 16 | 5 | = | 21 | - 10 | - 15 |
| Siebenknie | | | | | | |
| Schleißweiler | | | | | | |
| Bartenbach | | | | | | |
| Zwerenberg | | | | | | |
| Eschenstruet | 31 | 20 | = | 51 | 0 | |
| Liemannsklinge | | | | | | |
| Berwinkel | 28 | 31 | = | 59 | + 8 | |
| Erlach | 40 | 25 | = | 65 | + 5 | |
| Fischbach | 67 | 59 | = | 126 | - 5 | |
| Kleinhöchberg | 29 | 27 | = | 56 | + 4 | |
| Siebersbach | 50 | 50 | = | 100 | + 27 | |
| Bernhalden | | | | | | |
| Lautern | 80 | ? | | | | |

blick auf das fortschreitende Kriegswesen sogar 1621 gegenüber noch angestiegen ist. Pfarrer Gerbers Register wurde im Lauf der Jahre 1628/29 von dessen Nachfolger Hitzler wohl auch im Hinblick auf das kriegsbedingte Chaos nur äußerst nachlässig und komplex fortgeführt; eine Auswertung desselben erübrigt sich daher.

Nach Abschluß der genannten Communicanten-Register findet sich auf den Seiten 144–145b eine Liste über die jährlich abgehaltenen Abendmahlsfeiern mit der Anzahl der jeweils daran teilgenommenen Personen sowie der benötigten Menge Wein. Diese Liste wurde in diesem Zusammenhang nicht mit ausgewertet, sind doch ihre Aussagen betreffend der sonst angewandten Kriterien an sich nutzlos, da man ja davon ausgehen kann, daß viele der Communicanten mehrmals im Jahr das Abendmahl besucht haben und somit doppelt und dreifach gezählt wurden. Die Liste beginnt mit dem Jahre 1619 und wird bis 1631 regelmäßig fortgesetzt, während das Jahr 1632 völlig fehlt und für das folgende Jahr 1633 ansatzweise nur noch vier Sonntage aufgeführt sind. Ob die Führung einer solchen Liste anschließend überhaupt aufgegeben oder nur an anderer Stelle fortgesetzt worden ist, ist unbekannt.

Tabelle 12 *Communicanten-Register 1640*

»Verzeichnus der Communicanten undt Catechumenorenten die Ich M. Samuel Wunderlich, Pfarrer zu Sulzbach in gedachter Pfarr Anno 1640 angetroffen«

| Ort | Com. | Cat. | | Insg. |
|----------------|------|------|---|-------|
| Sulzbach | 59 | 17 | = | 76 |
| Lautern | 16 | 1 | = | 17 |
| Siebersbach | 1 | 1 | = | 2 |
| Bernhalden | 0 | 0 | = | 0 |
| Kleinhöchberg | 0 | 7 | = | 7 |
| Fischbach | 3 | 1 | = | 4 |
| Erlach | 0 | 0 | = | 0 |
| Liemannsklinge | 0 | 0 | = | 0 |
| Berwinkel | 2 | 0 | = | 2 |
| Eschenstruet | 10 | 3 | = | 13 |
| Zwerenberg | 8 | 3 | = | 11 |
| Bartenbach | 2 | 1 | = | 3 |
| Schleißweiler | 3 | 1 | = | 4 |
| Siebenknie | 1 | 1 | = | 2 |
| Eschelhof | 3 | 1 | = | 4 |
| Ittenberg | 8 | 2 | = | 10 |
| | 116 | 39 | = | 155 |

»Summarum aller Seelen 155«

Das Communicanten-Register 1640

Das von Pfarrer Wunderlich erstellte Communicanten-Register des Jahres 1640 befindet sich im Kirchenregister 1618–1667 auf Seite 146 und wurde in den Anhang im Ganzen mit Ausnahme der nicht in »...« befindlichen Teile wortwörtlich übernommen.

Obzwar auch hier leider unklar ist, inwieweit die Infantes der Gemeinde mitgezählt sind, sprechen doch die extrem niedrigen Werte der aufgeführten Zahlen für sich und bedürfen an dieser Stelle keiner weiteren Erklärung.

Nach einem an dieser Stelle uninteressanten und auch nur ansatzweise vorhandenen »Verzeichnus deß verfalnen Opffers in Ao. 1649« und zwei hier ebenfalls nicht berücksichtigten Erneuerungen des Pfarrei-Zehnten auf den Seiten 147b–149b beginnt auf Seite 150 der

Catalogus Communicantium qui renovatus per me Mgrm. Ernestum Ludovicum ab Unckel, Pastorem Sulzbaccensem Anno 1649

Dieses Register, das den Zeitraum von 1649–1655 überspannt, wobei die Spalte des letzten Jahres nicht ausgefüllt wurde, ist nahezu identisch nach den für die Communicanten geltenden Regeln der Register von 1614 und 1621 aufgebaut und geführt. Ausnahme ist jedoch, daß in diesem Register lediglich alle Communican-

ten, d. h. Einzelpersonen und Familien mit den bereits erwachsenen Kindern, aufgeführt wurden. Pfarrer von Unckel hat darin außerdem auf eine Unterteilung in die einzelnen Ortschaften verzichtet; seine statt dessen vorgenommene Durchnummerierung ist an einigen Stellen doppelt und damit falsch, durch Beschädigung der Blattseiten aber sowieso nicht mehr lückenlos nachzuvollziehen. Da in diesem Register zusätzlich eine zahlenmäßige Auswertung bzw. Addition der einzelnen Personen nicht vorhanden ist, kann auf eine nähere Beschreibung oder Untersuchung desselben verzichtet werden.

In direktem Anschluß daran findet sich ab Seite 153 ein gleichartiges Communicanten-Register für die Jahre 1655–63, welches aber nur bis 1658 ausgefüllt wurde. Diesem angehängt auf Seite 158 ein Verzeichnis der Knechte, Mägde und Viehhirten.

Das Register 1649ff.

In diesem ebenfalls von Pfarrer von Unckel auf Seite 164 begonnenen Register mit der Überschrift *Consignatio Catechumenorum Ao. 1649 me Mgrm. E.L.v.U. renovata* ist eine Aufstellung sämtlicher Familien mit allen ihren Kindern enthalten.

Dieses Register war ursprünglich bis 1655, z. T. auch 1656 vorgesehen, die Spalten wurden jedoch nur bis zum Jahre 1654 ausgefüllt. Es wurde ebenso wie das oben erwähnte gleichzeitige Communicanten-Register nach den Regeln von 1614 bzw. 1621 erstellt, wobei jedoch hier die erwachsenen Personen innerhalb der Tabellen nur mit der Abkürzung »Com.« geführt sind. Für die Catechisten wurde offenbar aber dieselbe Aufschlüsselung in Zahlen wie 1614 und 1621 verwendet. Kleinkinder wurden dagegen in der Tabelle mit der Abkürzung »Inf.« versehen.

In diesem Register ist auch die Aufteilung in Orte, deren topographische Lage nachträglich den Ortschaftsnamen beigefügt worden ist, wieder vorhanden, mit dem Unterschied, daß sich wie erst recht 1640 eine Aufteilung Sulzbachs in einzelne Viertel der niedrigen Zahlen wegen erübrigt hat. Ebenso wurde wie üblich das Register im Lauf der Jahre in bezug auf Verstorbene oder neu hinzugekommene Personen verbessert.

Zum ersten Male liegen hier jährliche, vermutlich erstmals ab 1650 vorgenommene Additionen aller Personen vor, die in Anzahl der Ehen, der Verwitweten sowie der Communicanten und Catechisten aufgeteilt sind. Letztere wurden nachträglich (von Unckel selbst?) noch einmal in eigentliche Catechisten und Infantes aufgeteilt, so daß man hier, auch eine Novität, bei den gewonnenen Zahlen von der tatsächlichen Einwohnerzahl der Pfarrei Sulzbach ausgehen kann. Knechte, Mägde und Viehhirten wurden in diesem Register wie es scheint allerdings gar nicht berücksichtigt.

Durch die später vorgenommenen Verbesserungen ist leider die Rechnungsweise wieder schwer nachvollziehbar. Die jährlichen Abrechnungen sind zwar durch relativ diszipliniertes Einhalten der dafür vorgesehenen Spalten ziemlich klar

zuzuordnen, trotzdem stimmen in der Gesamtaddition in sämtlichen herangezogenen Jahren die Summen nicht überein.

Für diese Tatsache konnte leider bislang keine Erklärung gefunden werden. Bei Beginn der Aufstellung dieses Registers 1649 waren offensichtlich längst noch nicht alle verwaisten Teilorte Sulzbachs wieder mit Menschen besiedelt worden. So kam während der ersten Abrechnung von Unckels 1649/50 (Tabelle 13), der veränderten Schrift und Tinte nach zu schließen, die Ortschaft Erlach in dieser Zeit erst wieder hinzu, nach welcher die Gesamtabrechnung für dieses Jahr auch abgeschlossen wurde.

Tabelle 13 *Register 1649/50*

| Ort | Com. | Cat. | Inf. | | Insg. |
|---------------|--------------|-------------|------|---|--------------|
| Sulzbach | 84 | 30 | 23 | = | 137 |
| Bartenbach | 23 | 6 | 10 | = | 39 |
| Schleißweiler | 10 | 3 | 2 | = | 15 |
| Lautern | 32 | 6 | 4 | = | 42 |
| Zwerenberg | 10 | 4 | 3 | = | 17 |
| Ittenberg | 13 | 4 | 3 | = | 20 |
| Siebenknie | 5 | 4 | 1 | = | 10 |
| Eschelhof | 6 | 2 | 1 | = | 9 |
| Eschenstruet | 8 | 1 | 2 | = | 11 |
| Erlach | 12 | 8 | 1 | = | 21 |
| | 203 (218) | 68 (118) | 50 | = | 321 (346) |

Tabelle 14 *Register 1651*

| Ort | Com. | Cat. | Inf. | | Insg. |
|---------------|--------------|------------|------------|---|--------------|
| Sulzbach | 110 | 43 | 19 | = | 172 |
| Bartenbach | 25 | 10 | 5 | = | 40 |
| Schleißweiler | 14 | 5 | 5 | = | 24 |
| Lautern | 34 | 6 | 3 | = | 43 |
| Zwerenberg | 10 | 4 | 3 | = | 17 |
| Ittenberg | 15 | 4 | 5 | = | 24 |
| Siebenknie | 6 | 6 | 5 | = | 17 |
| Eschelhof | 7 | 2 | – | = | 9 |
| Eschenstruet | 8 | 2 | 1 | = | 11 |
| Erlach | 14 | 7 | 4 | = | 25 |
| Siebersbach | 12 | 2 | 7 | = | 21 |
| Berwinkel | 4 | – | – | = | 4 |
| Kleinhöchberg | 6 | 1 | 1 | = | 8 |
| | 265 (261) | 92 (77) | 58 (69) | = | 415 (407) |

Tabelle 15 *Register 1654*

| Ort | Com. | Cat. | Inf. | | Insg. |
|---------------|------------------|------|-------|---|-------|
| Sulzbach | 124 | 39 | 32 | = | 198 |
| | + 3 Papisten | | | | (189) |
| Bartenbach | 26 | 7 | 18 | = | 51 |
| Schleißweiler | 16 | 9 | 8 | = | 36 |
| | + 3 (4) Papisten | | | | |
| Lautern | 35 | 5 | 7 | = | 47 |
| Zwerenberg | 15 | 5 | 3 | = | 23 |
| Ittenberg | 14 | 5 | 6 | = | 25 |
| Siebenknie | 8 | 6 | 5 | = | 19 |
| Eschelhof | 6 | 1 | 2 | = | 9 |
| Eschenstruet | 9 | 1 | 3 | = | 13 |
| Erlach | 13 | 6 | 6 | = | 25 |
| Siebersbach | 15 | 6 | 9 | = | 30 |
| Berwinkel | 7 | – | 1 | = | 8 |
| Kleinhöchberg | 5 | 1 | 1 | = | 7 |
| | 299 | 91 | 101 | = | 491 |
| | (297) | (91) | (104) | = | (495) |
| | + 6 (7) Papisten | | | | |

Erst ab 1651 (Tabellen 14 und 15) befinden sich auch wieder Siebersbach, Berwinkel und Kleinhöchberg unter den abzurechnenden, also bewohnten Filialen der Pfarrei; für den gesamten Zeitraum fehlen jedoch noch Liemannsklinge, Fischbach und Bernhalden, die somit offenbar noch 6 Jahre nach dem Krieg nicht wieder besiedelt waren.

Diese beiden letztgenannten Abrechnungen befinden sich eigentlich außerhalb des in dieser Arbeit untersuchten Zeitraumes, wurden aber der besseren Übersicht über die unmittelbare Entwicklung der Pfarrei Sulzbach in der Nachkriegszeit des 30jährigen Krieges hierbei mit hinzugezogen.

Ein diesem Register folgendes gleichartiges Catechisten-Register für die Jahre 1655ff. wurde jedoch nicht mehr berücksichtigt, es wurde von Pfarrer von Unckel auch nicht fertiggestellt und ist deswegen für eine Auswertung sowieso nicht zu gebrauchen.

Zusammenfassung

Insgesamt gesehen kann man sagen, daß man beim Vergleich aller bei dieser statistischen Auswertung gewonnenen Zahlen auf eine in der Geschichte der Pfarrei Sulzbach einmalige Katastrophe stößt, deren ganzes Ausmaß bislang keineswegs bekannt und durch die Zahlen der Tauf-, Ehe- und Totenregister allein auch nicht zu ermitteln gewesen wäre. Von dieser Katastrophe hat sich der Ort – wenn man überhaupt davon sprechen kann – in den dem Krieg folgenden Jahrzehnten nur langsam und mühsam wieder erholt¹².

Ebenso wurde aus den errechneten Zahlen erstmals bekannt, wie überraschend groß die Einwohnerzahl der Pfarrei Sulzbach in dieser Zeit gewesen ist. Ausgehend davon kann man trotz des absoluten Fehlens irgendwelcher Hinweise wirtschaftlicher oder finanzieller Art in den ausgewerteten Registern von einem Ort mit einiger Bedeutung, wenn nicht gar von einem wirtschaftlichen Mittelpunkt im oberen Murrthal sprechen¹³. Ein ganz besonderes Gewicht kommt hierbei dem Ortsteil Fischbach zu, dessen vergleichsweise sehr hohe Anzahl dort sesshafter Bewohner (vor allem im Vergleich mit heute!) von der vor dem 30jährigen Krieg offensichtlich in höchster wirtschaftlicher Blüte stehenden Glashütte kündigt¹⁴. Deren Betrieb stagnierte zwar offenbar in der Anfangszeit des Krieges schon, wie ein Blick auf die Communicanten-Register 1614 und 1626 und die dadurch sichtbar werdende Abwanderung zeigt, hörte gegen Ende des Krieges und in der Folgezeit aber völlig auf. Der wirtschaftliche Niedergang kann natürlich im einzelnen anhand der Beschaffenheit der Quellen nicht nachvollzogen werden. Tatsache ist jedoch, daß Fischbach zu den drei Orten gehört, die noch nicht einmal 1654 wieder besiedelt waren.

Für die Feststellung der immensen Bevölkerungsverluste der Gesamtpfarrei ist das Communicanten-Register von 1640 besonders hervorzuheben, nach dessen Aussagen in diesem Jahr nicht einmal mehr ein Zehntel der unmittelbaren Vorkriegsbevölkerung hier ansässig war. Dies will natürlich nicht unbedingt heißen, daß 9 von

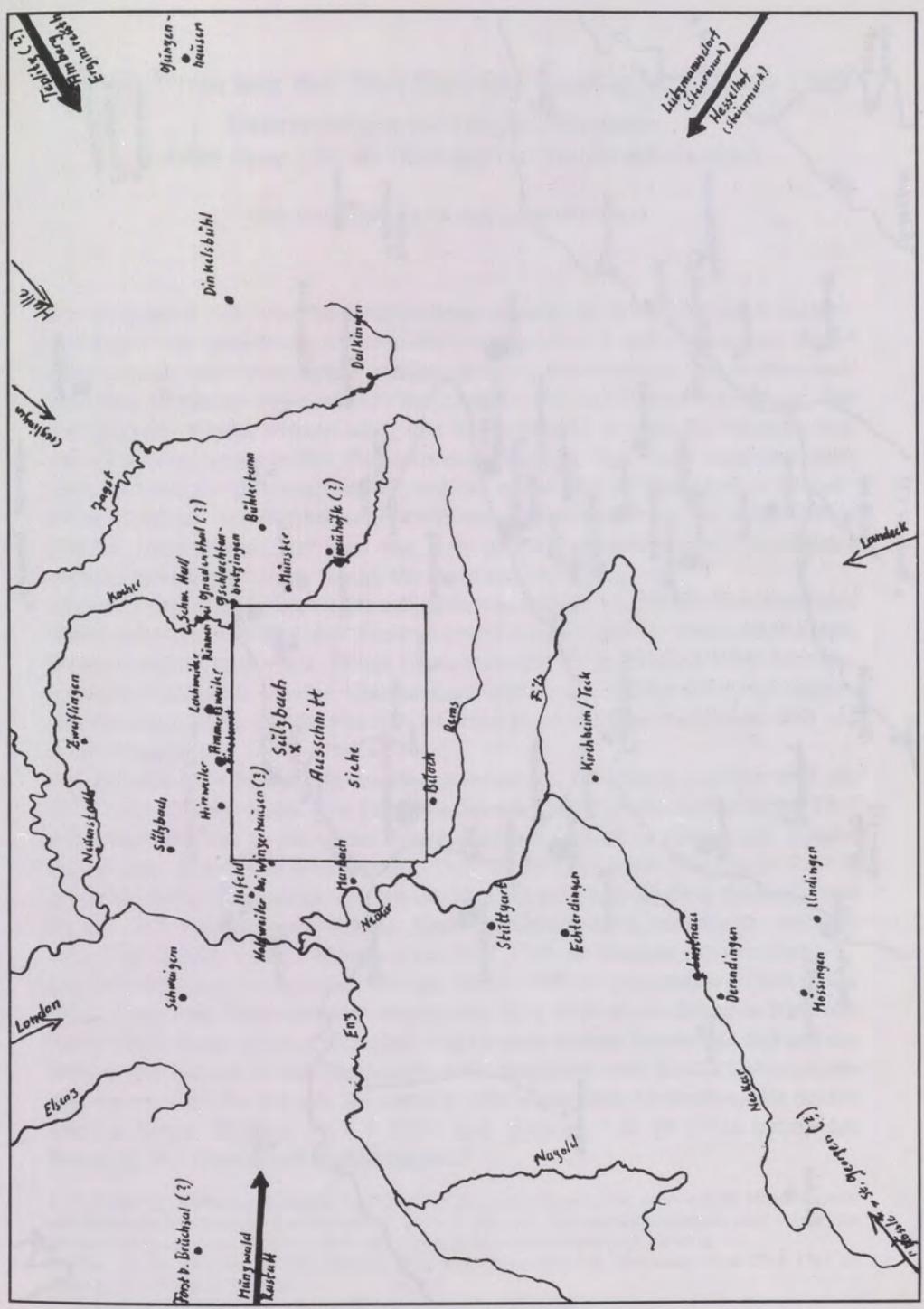
12 Die ersten Zahlen die Anzahl der Sulzbacher Bevölkerung betreffend liegen erst wieder für das Jahr 1696ff. vor. (LKA Stuttgart, Synodus-Protokolle/Visitationsberichte). In diesem Jahr hatte Sulzbach mit seinen Filialen 888 Einwohner, zusammengesetzt aus 550 Communicanten, 255 Catechisten und 83 Infantes. Obwohl die Einwohnerstärke damit um fast 300 gegenüber des letzten ausgewerteten Communicanten-Registers 1654 angestiegen ist, darf nicht vergessen werden, daß Sulzbach in den zwei Jahren zuvor durch die Franzoseneinfälle 1693 abermals überdurchschnittlich viele Todesfälle zu beklagen hatte. Erst nach 1700 wurde wieder die 1000er Marke überschritten.

13 Zum Vergleich: Laut Gerhard Fritz beherbergte die Stadt Backnang im Jahre 1605 1400 Communicanten (nicht Einwohner!) in ihren Mauern, zusammen mit den dazu gehörenden Weilern betrug deren Zahl 2300. 1654 waren in Backnang selbst noch 772 Einwohner übrig geblieben, zusammen mit den Weilern betrug die Summe 1197. Leider liegen laut Gerhard Fritz für Stadt und Pfarrei Murrhardt keine vergleichbaren Werte vor, die Einwohnerstärke zumindest des Städtchens selbst dürfte nicht allzu wesentlich unter der Sulzbachs gelegen haben.

14 Vgl. dazu den ebenfalls im vorigen Jahr erschienenen Artikel von *Bienert, Gai, Reinhold und Seegis*: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Glasproduktion im Schwäbischen Wald. In: Württ. Franken 76 (1992) S. 119–166.

10 Einwohnern Sulzbachs der Pest oder der Gewalt des Krieges zum Opfer gefallen bzw. überhaupt gestorben waren, einige der alten Bewohner haben sich sicherlich der Kriegswirren halber in sicherere Städte und Gegenden geflüchtet und sind erst nach Abflauen der Gefahren wieder hierher zurückgekommen. Diese Vermutung wird durch das mehrmalige Erwähnen von Fluchtbewegungen in den Kirchenregistern nur bestätigt. Dessen ungeachtet hat es zumindest in den Städten und Gemeinden, in denen auch die Pest grassierte, genügend Platz für die Flüchtenden gegeben, die in der Folge vielleicht teilweise auch daselbst seßhaft geworden sind. Wann und wieviel dieser geflüchteten Einwohner in der Folgezeit nach Sulzbach zurückkehrten ist ungewiß; es läßt sich aber mit Sicherheit feststellen, daß unmittelbar nach Beendigung der Kriegshandlungen 1649 hier nur etwas mehr als 20 % der ursprünglichen Einwohnerstärke vorhanden war. Diese Entwicklung könnte zwar durch eine genauere Auswertung vor allem der Communicanten-Register im Hinblick auf die Familiennamen besser untersucht werden, was aber an dieser Stelle wiederum des Zeitaufwandes wegen nicht möglich war.

An anderer Stelle schon erwähnt wurde das Hochschnellen der Geburtenraten, die gestiegene Zahl der geschlossenen Ehen sowie das Absinken der Todesziffern nach 1640 im Vergleich mit der Vorkriegszeit. Dies alles läßt sowohl auf einen starken Aufbau- und Vermehrungswillen der verbliebenen Sulzbacher Urbevölkerung und der neu hinzugezogenen Siedler, als auch auf eine eventuell stattgefundene kriegs- und seuchenbedingte Verjüngung derselben schließen, welches jedoch anhand fehlender Altersstrukturen nicht nachzuweisen ist. Die allgemeine Aufwärtsentwicklung ist aber auch deutlich an den konstant ansteigenden Einwohnerzahlen der Communicanten-Register 1649–1654 abzulesen, eine Entwicklung, die wohl bis zum Ende des 17. Jahrhunderts dauerte, als die Franzoseneinfälle 1693 der Sulzbacher Bevölkerung abermals großes Leid bescherten.



Tafelberg (?)
Eggenberg

Lützenmühlhof
(Lützenmühl)
Hesslinghof
(Stammura)

Müritzen
häuser

Dinkeisbühl

Dalkingen

Schm. Heil
Kümmel
Groschenhof (?)

Bäckerkamm

Müritzer

Mühlhölle (?)

Lehmwiese

Rinnen

Grüschke

Wiesing

Hirsen

Wiesing

Wiesing

Schwagen

Müritzen

London

Elbe

Point P. Brischal (?)

Müritzer Wald
Kartfahrt

Müritzen

50 - 50 - 2000 (?)

Halle

Freilicht

Pogatz

Kocher

Zweiflingen

Sülzbach

Müritzen

Soziale Ursachen des Murrhardter Stadtbrandes von 1765

Untersuchungen zur Familie Pfizenmaier, in deren Haus 1765 der Murrhardter Stadtbrand ausbrach

VON GERHARD FRITZ UND IRMGARD HEIN

Am 24. August 1765, dem Bartholomäustag, brannte die Stadt Murrhardt nieder¹. Der Brand war abends um 9 Uhr *in des Schuhmachers Joseph Pfizenmaiers Haus*² ausgebrochen und hatte binnen weniger Stunden alle innerhalb der Stadtmauern gelegenen Gebäude, insgesamt 120 Wohnhäuser und 34 Scheuern, vernichtet. Die fünf kleinsten Kinder Pfizenmaiers, drei Mädchen und zwei Jungen zwischen zwei und elf Jahren, waren in den Flammen umgekommen. Das Feuer hatte sich nicht zuletzt deshalb so rasch ausgebreitet, weil der größte Teil der Murrhardter Einwohner in Ilsfeld auf dem Bartholomäi-Markt war. Zum Löschen der durch den heißen Sommer ausgedörrten und ganz mit Holz und Futter gefüllten Fachwerkhäuser standen deshalb nur relativ wenige Personen zur Verfügung.

Allgemein war man bisher davon ausgegangen, daß die Kinder des Schuhmachers Pfizenmaier unvorsichtig mit Feuer hantiert hätten und in dem entstehenden Brand umgekommen seien. Einige Beobachtungen in den Murrhardter Kirchenkonventsprotokollen, in den Kaufbüchern und in den Kirchenbüchern³ werfen nun ein neues Licht auf die Familie, in deren Haus der Brand entstand, und auf dessen Ursachen.

Der Schuhmacher Joseph Pfizenmaier stammte aus Murrhardt und war dort am 24. 2. 1714 geboren. Seine erste Ehe schloß er am 5. 3. 1737 mit der im Herbst 1717 geborenen Magdalena Merz aus Oberkochen. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor, von denen fünf früh starben. Drei lebten 1765 noch: Die am 21. 7. 1738 geborene Anna Magdalena, der am 24. 12. 1742 geborene Ludwig Friedrich und die am 22. 9. 1746 geborene Rosina. Nach der Geburt des achten Kindes starb im Alter von 30 Jahren und 3 Monaten am 17. 2. 1748 die Ehefrau Pfizenmaiers.

Der Schuhmacher verheiratete sich am 25. 7. 1748 in Unterweissach mit Anna Maria Lang von Lippoldsweyer. Bereits am 28. 4. 1749 wurde das erste Kind aus dieser Verbindung geboren. Bis 1764 folgten neun weitere Kinder, so daß aus der zweiten Ehe bis zum Datum des Stadtbrandes insgesamt zehn Kinder hervorgegangen waren. Drei Kinder aus der zweiten Ehe waren früh verstorben, die beiden ältesten Söhne Wilhelm (* 28. 4. 1749) und Konrad (* 26. 10. 1751) hatten am Brandtag ihre Eltern nach Ilsfeld begleitet.

1 Vgl. dazu R. Schweizer, P. Steinle, G. Fritz: 1765: Der große Brand. – In: einst + jetzt. Heimatkundliche Blätter der Murrhardter Zeitung 4, Nr. 8, 1985, S. 245–252. Die Autorennennung in einst + jetzt, die nur den letztgenannten Autor erwähnt, die beiden ersten aber unterschlägt, ist irrig.

2 Ebd., S. 245: Bericht des Murrhardter Oberamtmannes Heinrich Weinmann vom 27. 8. 1765 an Herzog Carl Eugen in Stuttgart.

3 Evangelisches Pfarrarchiv Murrhardt und Stadtarchiv Murrhardt.

Von der Familie des Joseph Pfizenmaier war bisher nur bekannt gewesen, daß sie – was leicht verständlich ist – nach der von ihr verursachten Katastrophe vom Bartholomäustag 1765 aus Murrhardt fortgezogen sein muß. Die Murrhardter Kirchenbücher enthalten nach 1765 keinerlei Einträge mehr zur Familie von Joseph Pfizenmaier.

Ein Blick in die Kirchenkonventsprotokolle zeigt, daß die Unglücksfamilie von 1765 nicht erst in diesem Jahr aufgefallen war. Bereits im Jahre 1740, Joseph Pfizenmaier war erst 26 Jahre alt, seine erste Frau Magdalena wohl noch keine 23, war Dramatisches vorgefallen: Anfang Mai 1740 kam es zwischen den beiden jungen Eheleuten zu einem Streit, der so heftig verlief, daß sich der Kirchenkonvent in seiner Sitzung vom 27. Mai mit der Sache befassen mußte⁴.

Die junge Pfizenmaierin war ihrem Mann nicht sofort, wie dieser es wünschte, zur Öhmernte auf die Wiese gefolgt, worauf dieser *mit einem Rechen über sie geloffen sei, solchen ihro ob dem Kopf entzwey- und zerschidene Wunden damit geschlagen, also daß sie in Ohnmacht gesunken sei*. Danach sei er noch *mit dem Schneidmesser über sie gelaufen* und habe sie weiter verletzt. Überhaupt, so klagte die Ehefrau, werde sie jederzeit *hart ... von ihm gehalten*.

Pfizenmaier stritt zwar die Attacke mit dem Messer ab, gab aber zu, seiner Frau den Rechen über dem Schädel zertrümmert zu haben. Er rechtfertigte sich damit, sie habe *ihn durch ihr böses Reden erzürnt gehabt*. Beschimpfungen gegen sich und gegen seinen Vater habe er laufend zu erdulden und *überdiß sey die Haushaltung mit ihro nicht bestellt und bezeyge sie in allen Geschäften sich nachlässig und saumselig*. Der Kirchenkonvent verhängte aufgrund der eindeutigen Beweislage und des teilweisen Geständnisses eine Turmstrafe gegen den Ehemann, verbunden *mit der ernstlichen Ermahnung hinfüro seinen Zorn zu mäßigen, sein hartes Tractement gegen ... (seine Frau) ... zu unterlassen und dagegen ihro christlicher und liebreicher als bishero zu begegnen*. Die Frau wurde ermahnt, *ihrer Haushaltung, wie einem rechtschaffenen Weib gebühr, vorzustehen, ihrem Mann in billichen Dingen zu gehorchen, in Sonderheit, aller Schmä- und Schimpfreden sich gegen ihn zu enthalten*.

Die Maßnahmen des Kirchenkonvents waren immerhin so erfolgreich, daß die sicher auch weiterhin vorhandenen Spannungen in der Familie nicht bis zu einer erneuten Verhandlung vor dem Kirchenkonvent eskalierten.

Die Erwähnung von Joseph Pfizenmaiers Vater wirft die Frage auf, welche Rolle dieser im Familiengefüge spielte. Der Vater des Joseph Pfizenmaier war Johann Jacob Pfizenmaier, der aus Unterschöntal bei Backnang stammte und 1696 nach Murrhardt eingeheiratet hatte⁵. Was über Jacob Pfizenmaier bekannt ist, erklärt,

4 Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 4.

5 Nach den Kirchenbüchern ergibt sich folgendes Bild: Johann Jacob Pfizenmaier, Schuhmacher, »Kerzenmeister« und Bürger in Murrhardt, *28. 4. 1674, heiratet als Sohn des † Jakob Pfizenmaier von Unterschöntal am 28. 1. 1696 die am 31. 1. 1676 * Elisabeth, Tochter des † Hans Michel Nägelin, Metzgers in Murrhardt; die Ehefrau † am 21. 7. 1720. Zweite Ehe am 28. 1. 1721 mit Anna Sofia Cäcilia, Tochter des † Schulmeisters Wolfgang Roth und Stieftochter des Hufschmieds Blasius Cunrad Hartdegen zu Oberrot, diese † am 29. 9. 1739 im Alter von 62 Jahren und 6 Monaten. Aus der ersten Ehe 12 Kinder, davon 5 früh †. Joseph ist das 10. Kind. Aus der 2. Ehe stammt eine Tochter. Das Backnanger Einwohnerbuch von Karl Bruder (masch., 11 Bde. o. J.) ergibt zusammen mit einer brieflichen Mittei-

weshalb die Schwiegertochter Magdalena allen Grund hatte, auch mit dem alten Pfizenmaier unzufrieden zu sein. Bereits dieser war wegen vielerlei Konflikte aufgefallen und beschäftigte den Kirchenkonvent über Jahrzehnte. Dabei waren die ersten Fälle, wegen derer er sich zu verantworten hatte, noch durchaus solche, die ihn als zwar unkonventionellen, aber noch nicht herabgekommenen Mann zeigen: Er hatte sonn- und feiertags entgegen dem Kirchengebot gearbeitet⁶ und offenbar wiederholt den Gottesdienst nicht besucht⁷. Wie die späteren Ereignisse zeigen, muß der Tod der ersten Frau 1720 den alten Pfizenmaier ins Unglück gestürzt haben, denn von nun an verstieß er ständig gegen die sozialen Normen. Seit 1723 – nicht allzulange nach seinem zweiten Eheschluß – fiel der alte Pfizenmaier dauernd auf. Man warf ihm neben unmäßigem Alkoholkonsum – er wird wiederholt als Trunkenbold bezeichnet – Schmähreden gegen seine verstorbene erste Frau, gegen den Prälaten Haselmajer und den verstorbenen Helfer Heermann vor, und man verdächtigte ihn des Ehebruchs⁸.

Dabei scheinen die Umstände des Todes seiner ersten Frau anno 1720 ein Schlüsselerlebnis für den alten Pfizenmaier gewesen zu sein. Er erzählte in offenbar betrunkenem Zustand in den Wirtschäften, daß er wohl wisse, wo seine erste Frau jetzt sei – offenbar in der Hölle. Dafür gab er dem Helfer Heermann die Schuld, der seiner sterbenden Frau das Abendmahl nicht gereicht habe. Der Prälat habe den Helfer dabei unterstützt. Er, Pfizenmaier, wolle dafür den Helfer Heermann vor das Jüngste Gericht fordern. Hinter den wenig schlüssig scheinenden Anschuldigungen steckt, wie die Murrhardter Totenbücher zeigen, eine gleich mehrfache menschliche Tragödie: Helfer Heermann hatte offenbar tatsächlich der sterbenden Frau des Jacob Pfizenmaier das Abendmahl nicht gereicht oder zumindest nicht ordnungsgemäß gereicht – aber mit gutem Grund: Direkt vor dem Tod der Pfizenmaierin war seine eigene Frau gestorben. Beide Frauen wurden unmittelbar nacheinander beerdigt: Die Pfizenmaierin am 20. 7. 1720, die Heermännin am 21. 7. 1720. Der Kirchenbucheintrag zum Begräbnis der am 18. 7. verstorbenen Frau des Helfers macht deutlich, daß Heermann zutiefst erschüttert war. Es heißt, die Heermännin sei *nach ausgestandener schmerzlicher Kranckheit und 18 Wochen lang währendem, hartem Kranckenlager . . . unter dem Zuspruch mit heissen Thränen ihres Ehherrn verschieden*. Anscheinend war der Helfer aus leicht einsichtigen Gründen nicht im Stande, seinen geistlichen Dienst bei der Pfizenmaierin zu versehen. Daß es sich bei dem Todeseintrag der Heermännin nicht um

lung von Herbert Vogler, Bretten, vom 8. 2. 1993 – dem hier sehr gedankt sei – folgende Herkunft des Johann Jacob Pfizenmaier: Er war der Sohn des 1645–1693 genannten Jakob Pfizenmaier in Unterschöntal; dessen Vater war ein 1619 geborener und 1669 gestorbener Spielmann Georg Pfizenmaier aus Unterschöntal. Die Familie läßt sich in Unterschöntal noch drei weitere Generationen bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. Ein namentlich nicht bekannter Sohn des älteren Jakob führte die Familie in Unterschöntal fort: Der Sohn des namentlich nicht Bekannten dürfte ein 1705–1777 genannter Metzger Joseph Pfizenmaier (nicht identisch mit dem gleichnamigen Murrhardter Schuhmacher!) gewesen sein.

6 Kirchenkonventsprotokolle Bd. 1, S. 35, vom 22. 4. 1701.

7 So schon 1701, vgl. vorhergehende Anmerkung, und erneut am 18. 6. 1723, vgl. ebd. S. 144.

8 Ebd., 18. 6. 1723; 23. 9. 1729; S. 158.

eine floskelhafte Formel handelt, dürfte aus der Tatsache hervorgehen, daß der sichtlich erschütterte Helfer Heermann nur einen Monat nach seiner Frau offenbar an einem Herzinfarkt starb⁹.

Von nun an stürzte der alte Pfizenmaier in persönliches und familiäres Elend. Die Ehe mit der zweiten Frau war nicht glücklich: Die zweite Ehefrau mußte wegen Ehebruch öffentlich Buße tun. Der Alkohol, Schmähreden gegen die Predigten des Prälaten und mangelhafter Kirchenbesuch kennzeichneten seine weiteren Jahre.

Je älter Jacob Pfizenmaier wurde, desto mehr scheint er heruntergekommen zu sein: 1736 wurde er erneut vorgeladen – diesmal mit seiner Frau – und ihnen *wegen seines üblen Haußhaltens mit dem Zuchthauß zu Ludwigsburg gedrohet*¹⁰. Ob Jacob Pfizenmaier schließlich im Zuchthaus gelandet ist, wird nicht ganz klar. 1739 ist er noch in Murrhardt nachzuweisen und noch 1740 schimpfte seine Schwiegertochter über ihn. Wie zerstört die Familie des alten Pfizenmaier im allgemeinen und er selbst im besonderen war, zeigen die grausigen Ereignisse des Jahre 1743: Wegen mit der eigenen Tochter begangener Blutschande wurde Jacob Pfizenmaier in Backnang geköpft¹¹.

Kehren wir zurück zu seinem Sohn Joseph Pfizenmaier. Nach dem Tod von dessen erster Frau verlagerten sich die familiären Konflikte auf eine andere Ebene. Offenbar kam die älteste Tochter aus erster Ehe, Anna Magdalena, im Laufe der Jahre immer weniger mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter zurecht. Am 26. 10. 1763 kam es wegen Anna Magdalena Pfizenmaier zu einer erneuten Verhandlung vor dem Kirchenkonvent¹²:

Was im einzelnen vorgefallen war, wird nur teilweise genannt. Was bekannt ist, ergibt ein noch dramatischeres Bild als die Ereignisse von 1740: Es heißt, sie habe *sich einige Zeit mit schlechter Aufführung in unterschiedlichen Vergehen theils bei ihren Eltern und andern ehrlichen Leuten stinkend gemacht, theils in ein solches*

9 Der Todeseintrag lautet: 1720, August 23: *Als an einem Freytag, ist morgens zwischen 4 und 5 Uhr Herr M. Johann Heinrich Heermann, in die 18 Jahr lang gewesener Subdiaconus zu Murrhardt durch einen Steckfluß plötzlich von uns hinweg gerückt, und den 25sten darauff auff dem gewöhnlichen Kirchhof zu seiner Frauen seelig Seiten begraben worden, aetate 52. Der Leichenprediger ware Ihro Hochwürden Herr Praelat Wilhelm Cunrad Haselmaier, der Abdancker aber M. Tobias Keppler, sein damals gewesener Collega* (Totenbuch III, S. 49).

10 Ebd., S. 10. 1736, S. 170. Vgl. auch Paul Sauer: Im Namen des Königs. Strafgesetzgebung und Strafvollzug im Königreich Württemberg 1806–1871. Stuttgart 1988, S. 17. Die württembergischen Zuchthäuser sollten ausdrücklich dazu dienen, »*ungeratene Kinder, Verächter göttlichen Worts, Faulenzer, Trunkenbolde, Spieler und üble Haushälter, inkorrigible boshafte Eheleute, prostibula (Dirnen), unbändige Knechte und Mägde* durch körperliche Züchtigung und harte Arbeit auf den rechten Weg zu bringen«. Die für das Stuttgarter Zuchthaus geltende, der offiziellen Verordnung entnommene Aufzählung – die für das 1736 neu eröffnete Ludwigsburger Zuchthaus war ähnlich – paßt auf die Vergehen des alten Pfizenmaier, als wäre sie für ihn geschrieben gewesen.

11 Brief Voglers (wie Anm. 5) nach Kirchenbüchern Gölshausen und Kirchberg/Murr. Gedankt sei an dieser Stelle auch Ino Hodapp, der uns auf Herrn Vogler verwies. Die Tat Pfizenmaiers muß in Murrhardt jahrzehntelang geradezu sprichwörtlich berühmt gewesen sein: Noch 1776 wurde ein Murrhardter, der sich gegenüber seiner Tochter ungehörig verhalten (wenn auch noch keine Blutschande begangen) hatte, bezichtigt, er betreibe bald eine *Pfizenmeyers Arbeit* (Kirchenkonventsprotokolle Bd. II, S. 103).

12 Ebd., S. 185

Verderben gestürzt, daß sie sich nirgends mehr sehen laßen durfte, und krank und elend hierher kam. Ihre Eltern wolten sich zwar anfangs ihrer nicht mehr als eines ungeratenen Kinds annehmen, ließen sich aber doch auf Zureden der Geistlichkeit bewegen, sie wieder auf zu nehmen. Ihre Boßheit war aber so groß, daß sie kaum 8 Tag bei ihnen war, sie diese Eltern mit Lügen hinterging und Vatter und Mutter hindereinander hetzte. Da ihr der Vatter den väterlichen Ernst zeigen wolte, lieff sie sogar davon, hiengte sich an andere liederliche Leute und bezeugte den größten Undanck gegen die Treue ihrer Eltern. Die Eltern klagten daraufhin gegen Anna Magdalena vor dem Kirchenkonvent. Dieser verurteilte die Tochter zur Abbitte gegen ihre Eltern und zu 24 Stunden Haft.

Neben den familiären Umständen im engeren Sinne zeigt sich auch das soziale Umfeld Joseph Pfizenmaiers in einem wenig glücklichen Zustand: Zwar war Joseph Pfizenmaier regulärer Murrhardter Bürger und hatte es sogar zum Hausbesitzer gebracht, ja in den Jahren von etwa 1745 bis 1760 deutet sich sogar eine ganz allmähliche Besserung seiner Verhältnisse an: 1745 hatte Pfizenmaier ein halbes Haus in der Hafner- beziehungsweise Entengasse um 160 fl gekauft, das er 1758 gegen ein ganzes Haus – das spätere Brandhaus – in derselben Gasse vertauschte¹³. Aber der Hauserwerb strapazierte Pfizenmaiers Finanzen bis zum Äußersten: 1747 mußte er ein halbes Tagwerk Äcker um 99 fl und die Anwartschaft auf eine ihm zugute kommende Ratenzahlung über 15 fl um 10 fl verkaufen¹⁴, wohl um die durch den Hauskauf von 1745 gerissene Finanzlücke schließen zu können.

Zudem gehörte das 1758 erworbene Haus nach der Schadensbilanz von 1765 zu den bescheideneren in der Stadt. Sein Wert wurde mit nur 300 fl veranschlagt (der Durchschnittswert 1765 betrug bei Immobilien 675 fl)¹⁵, und darüber hinaus war ein Teil des Häuschens vermietet. Es wohnten hier noch die *Aigenbrödlerin*, das heißt Person mit eigener Haushaltsführung, Maria Catharina Dichel, und die Frau des Feldjägers Georg Philipp Waßmuth. Beide Frauen gehörten mit einem Gesamtvermögen von nur 60 (Dichel) beziehungsweise 30 fl (Waßmuth) zu den Ärmsten überhaupt in Murrhardt. Die Dichelin war überdies noch im Jahre 1764 Mutter eines unehelichen Kindes geworden und rangierte schon deshalb am unteren Ende der sozialen Rangleiter¹⁶. Auch das Gesamtvermögen Pfizenmaiers zeigt, daß er zu den Ärmeren in der Stadt gehörte: Neben dem Gebäudeschaden von 300 fl war ihm beim Brand noch ein Mobilienschaden von ebenfalls 300 fl entstanden. Der für Pfizenmaier entstandene Gesamtschaden von 600 fl liegt

13 Zu 1745: Stadtarchiv Murrhardt B 406/F 9126 (Kaufbuch 1743–56), Bl. 34. Pfizenmaier hatte das halbe Haus von dem Metzger Johann Conrad Geyer um 160 fl gekauft. Zu 1758: Ebd., B 407/F 9126 (Kaufbuch 1756/68), Bl. 248: Pfizenmaier hatte sein halbes Haus an den Zimmermann Michel Meßerer gegeben und dafür und für eine zusätzliche Zahlung von 6 fl dessen zweistöckiges Haus erhalten.

14 Ebd., B 406, Bl. 107, 248.

15 Schadens-Berechnung vom 16. 12. 1765, Stadtarchiv Murrhardt A 269/F 3270. Der Durchschnittswert ist aus den dortigen Angaben berechnet.

16 Taufbuch IV, S. 77: 19. 3. 1764: Geboren Georg Melchior, uneheliches Kind der Maria Catharina Dichlin, gibt zum Vater an Gottlob Friedrich Schäfer von Oberbrüden. Das Kind † am 27. 6. 1764 (Totenbuch IV, S. 52).

deutlich unter dem Durchschnitt der Brandgeschädigten von 1765. Dieser betrug 1003 fl¹⁷.

Es zeigt sich demnach eine Familie, die über Generationen hinweg die bürgerliche Unauffälligkeit in erheblicher Weise verletzt hatte. Das wird noch durch die Tatsache unterstrichen, daß auch einer der beiden Brüder Joseph Pfizenmaiers ein Strafregister hatte, das dem der Verwandtschaft entspricht¹⁸. Nur der dritte Bruder scheint es geschafft zu haben, nicht in den Teufelskreis von Suff und Gewalt zu geraten und hat es zu halbwegs geordneten Verhältnissen gebracht¹⁹. In der Familie waren schon Jahrzehnte vor der Katastrophe von 1765 Unglück, Leid, Alkoholismus, Roheit und Gewalttat zu Hause. Dürftigste materielle Verhältnisse in der Familie und Hausgenossen, die ebenfalls in bitterster Armut und teilweise in sozialer Verachtung lebten, ergänzen das bedrückende Bild.

Joseph Pfizenmaier muß – wie sein Vater – ein jähzorniger, gewalttätiger Mann gewesen sein, wobei allerdings der Alkohol bei seinen Verfehlungen nicht ausdrücklich genannt wird. Die Gewalttätigkeit Josephs geht nicht nur aus den Brutalitäten gegen seine erste Frau hervor und aus dem *väterlichen Ernst* gegen seine 1763 ja bereits 25jährige Tochter. Der *väterliche Ernst* dürfte im wesentlichen wohl aus Handgreiflichkeiten bestanden haben.

Auch die Tatsache, daß seine erste Frau 1748 zu einem ziemlich ungewöhnlichen Zeitpunkt nach der Niederkunft starb, könnte in das Bild eines rücksichtslosen, gewalttätigen Familienoberhauptes passen. Magdalena Pfizenmaier, geborene Merz, starb nämlich nicht an der Geburt oder an einem kurz darauf erfolgten Kindbettfieber. Ihr Kind war noch am Tage seiner Geburt am 14. 1. 1748 verstorben. Sie selbst starb erst etwa vier Wochen später und wurde am 17. 2. 1748 begraben. Dieses Todesdatum ist kaum mit der Geburt oder einer direkten Geburtsfolgekrankheit zu erklären. Was der Grund für ihren Tod gewesen ist, überliefern die Kirchenbücher nicht²⁰. Natürlich könnte man an etwas Gewöhnliches denken, etwa an eine Embolie, wie sie zu diesem Zeitpunkt vorkommen kann, oder an eine banale spätwinterliche Erkältungskrankheit. Wenn man aber bedenkt, daß in Joseph Pfizenmaiers erster Ehe der Abstand zwischen den einzelnen Geburten öfters sehr knapp war, dann wird man einer dritten Möglichkeit zumindest eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können: Eine selbst nur mangelnd Hygiene einhaltende, noch geschwächte Wöchnerin, die bereits wieder von ihrem Mann bedrängt wurde, konnte leicht eine Infektion erleiden, die zum Tode führen konnte.

17 Pfizenmaiers Grundbesitz, den er 1768 um 140 fl verkaufte (s. u.), darf nicht zu den 600 fl hinzugezählt werden, da derartiger Grundbesitz in der Schadensbilanz von 1765 grundsätzlich fehlt.

18 Es handelt sich um Josephs Bruder Johann Ludwig. Ihm wurde 1735 *unordentliches Leben, Trunkenheit, Spielen und andere Laster* mehr vorgeworfen. Ebd., S. 166. Außerdem ging 1739 der Kirchenkonvent gegen den mittlerweile erblindeten Johann Ludwig vor, weil dieser ein uneheliches Kind gezeugt hatte. Johann Ludwig heiratete die Mutter seines Kindes (Taufbuch Bd. 3, S. 185).

19 Über den Schuster Christoph Jakob Pfizenmaier vermelden die Kirchenkonventsprotokolle nichts Negatives.

20 Der Todeseintrag lautet lediglich: 1748, Februar 17 wurde begraben Magdalena, Joseph Pfizenmaiers Eh-Weib als eine vier-wöchige Kind-Betterin, aetate 30 Jahr, 3 Monat.

Joseph Pfizenmaier muß in Murrhardt in der Tat einen schlechten Ruf gehabt haben, denn er fand in der Stadt keine neue Ehepartnerin, sondern heiratete auswärts, wo man ihn offenbar nicht so gut kannte. Die neue Ehe wurde rasch nach dem Tod der ersten Ehefrau geschlossen, am 25. 7. 1748²¹. Darin könnte man zwar, muß aber nicht zwangsläufig einen Beleg für einen wenig empfindsamen Charakter Pfizenmaiers sehen. Die kurzen Wiederverheiratungsintervalle des 18. Jahrhunderts würden eine derart schnelle Neuverheiratung immerhin noch erklären, auch wenn im vorliegenden Fall der Zeitraum zwischen Tod der ersten Ehefrau und Heirat mit der zweiten zugegebenermaßen an der unteren Grenze des damals üblichen liegt. Bereits am 28. 4. 1749 wurde das erste Kind aus der neuen Ehe geboren, exakt neun Monate nach der Heirat.

Was im einzelnen in Pfizenmaiers ältester Tochter aus erster Ehe vorgegangen ist, läßt sich natürlich nicht rekonstruieren, aber es liegt nahe, Konflikte sowohl mit dem verrohten Vater als auch mit der ungeliebten Stiefmutter anzunehmen. Da Anna Magdalena Pfizenmaier wohl auch unter ihrer leiblichen Mutter nur eine chaotische Haushaltsführung und dauernden häuslichen Unfrieden erlebt hatte, ist das Abgleiten der jungen Erwachsenen um 1763 leicht verständlich. Wenn sich die 25jährige anno 1763 *stinkend* gemacht hatte und sich nirgends mehr sehen lassen durfte, dann muß ihr Fehlverhalten durchaus extreme Ausmaße angenommen haben. Das rasch wieder aufflammende Zerwürfnis mit Vater und Stiefmutter – nachdem Anna Magdalena nur durch Fürsprache der Geistlichen überhaupt wieder ins väterliche Haus aufgenommen worden war –, zeigt, wie unrettbar die Familienverhältnisse zerstört waren. Daß Pfizenmaier keinen guten Ruf in Murrhardt hatte, wird auch aus der merkwürdigen Tatsache deutlich, daß 1758 seine drei Kinder aus erster Ehe – darunter Anna Magdalena – von einer Verwandten ein Gartenstück geschenkt erhalten hatten, von dessen Nutzung der Vater ausdrücklich ausgeschlossen worden war²².

Man sieht demnach klarer, warum gerade im Haus Pfizenmaier der Brand von 1765 seinen Anfang nahm. Es handelte sich um einen Haushalt voll familiären Sprengstoffs, eine Familie vom unteren sozialen Rand der Stadtbevölkerung, eine Familie, in der verwüstete zwischenmenschliche Beziehungen eine lange Tradition hatten. Will man dabei ausschließen, daß Anna Magdalena Pfizenmaier, die mit ihrem Elternhaus völlig überworfen war, eine Brandstiftung durchgeführt hat²³,

21 So im Todeseintrag des Joseph Pfizenmaier im Totenbuch von Oppenweiler (vgl. unten Anm. 28. Vgl. auch oben, S. 351).

22 Stadtarchiv Murrhardt, B 407/F 9126, Bl. 103 b: Regina, die Witwe des Hans Philipp Eger, *überläßt als eine freywillige Schenkung Joseph Pfizenmaiers 3 Kinder 1. Ehe nahmens Magdalena, Ludwig und Rosina ... ein Viertel Gärten hinter der Rümelmühle. Als Gegenleistung legte die Egerin für den Fall ihrer Krankheit fest, daß die drei Pfizenmaier-Kinder ihr mit Wartt und Beyhülff zu begegnen hätten. Zu Joseph Pfizenmaier heißt es ausdrücklich, daß der Garten deren Vatter nicht zu Administration noch zum Genuß überlaßen werde.*

23 Das völlig gestörte Verhältnis Anna Magdalenas zu ihrem Vater und zu ihrer Stiefmutter läßt durchaus in diese Richtung denken. Anna Magdalena hatte in kriminologischem Sinne geradezu klassische Motive und auch eine suspektere Persönlichkeitsstruktur, die eine Brandstiftung denkbar erscheinen lassen: Ein dumpfes, unartikulierte Rachebedürfnis, gekoppelt mit einer zwar nicht übermäßig geschulten Intelligenz, jedoch einer gewissen gerissenen Bösartigkeit. Impulsivität und Neigung zu

dann dürfte einiges dafür sprechen, daß die am 24. 8. 1765 unbeaufsichtigten und sicher auch bei Anwesenheit der Eltern nur schlecht beaufsichtigten fünf jüngsten Pfizenmaier-Kinder gezündelt und so die Katastrophe verursacht haben. Daß Joseph Pfizenmaiers *nachlässige Haushaltungs-Bestellung* die offenkundige Ursache für die Brandkatastrophe war, stand für die Murrhardter Stadtobrigkeit ohnehin fest: Sie teilte dies der herzoglichen Regierung mit, und ein herzogliches Schreiben vom 6. 3. 1766 an die Stadt Murrhardt²⁴ erwähnte diese Ursache ausdrücklich. Pfizenmaier mußte für seine Nachlässigkeit bitter büßen: Nicht genug, daß er seine fünf jüngsten Kinder verloren hatte, die herzogliche Regierung lehnte es – unter Hinweis auf seine Verantwortung – ab, ihm, wie den andern Murrhardtern, eine Entschädigung für die im Brand eingebüßten Mobilien zu zahlen²⁵. Ihm war damit in Murrhardt jede wirtschaftliche Grundlage entzogen; er war ruiniert. Joseph Pfizenmaier zog mit seiner Frau und seinen überlebenden Kindern weiter nach Backnang, wo am 7. 5. 1766 ein weiterer Sohn geboren wurde. Das ins Elend hineingeborene Kind starb nach drei Tagen²⁶. Joseph Pfizenmaier blieb auch nicht in Backnang. Hier hatte er zwar Verwandtschaft, aber die wollte mit dem Unglücklichen offenbar nicht soviel zu tun haben, daß er hier auf Dauer hätte bleiben können. Er zog weiter und ließ sich in Oppenweiler nieder. Von hier aus verkaufte er 1768 seine letzten Murrhardter Besitzungen, nämlich Wiesen und Gärten, um 140 fl²⁷.

Nach all dem Unglück in Murrhardt ist es erstaunlich, daß Pfizenmaier in Oppenweiler anscheinend wieder Boden unter die Füße bekommen hat. Vermutlich hatten das höhere Lebensalter und der Schock von 1765 den früher unbeherrschten Choleriker zahmer gemacht. Ihm wurden 1767, 1769 und 1771 noch drei Kinder geboren, bei deren Taufe erstaunlich reputierliche Leute Paten waren²⁸. Die zwei ältesten Söhne aus zweiter Ehe verheirateten sich ebenfalls in

scharfen Worten und zur Gewalttätigkeit mögen ein Erbteil von Vater und Mutter gewesen sein. Es wäre demnach immerhin vorstellbar, daß Anna Magdalena die Abwesenheit der meisten Murrhardter am 24. 8. 1765 gezielt ausnutzte, um sich an dem verhaßten Vater und der Stiefmutter zu rächen und die Halbgeschwister durch einen Brandanschlag zu beseitigen. Vom Kriminologischen, von den Motiven und von der Persönlichkeitsstruktur her wäre ein solcher Tathergang durchaus plausibel. Es gibt allerdings entscheidende Aspekte, die dagegen sprechen, die Tat der Anna Magdalena zuzuschreiben: Es gibt keinerlei Hinweis, daß sie sich 1765 überhaupt noch in Murrhardt aufgehalten hätte. Wäre nur der geringste Verdacht in Richtung Anna Magdalena vorhanden gewesen, hätten die Akten dies mitgeteilt. Vermutlich war die älteste Tochter Joseph Pfizenmaiers nach den Streitigkeiten von 1763 wieder ausgerissen und führte ein unstetes Leben außerhalb Murrhardts, wie sie es schon vor 1763 zeitweilig getan hatte.

24 Stadtarchiv Murrhardt A 269/F 3270 (Stadtbrand). Man braucht übrigens angesichts der vielfach belegten trostlosen Zustände im Hause Pfizenmaier nicht zu vermuten, es habe sich nur um ein Anschwärzen Pfizenmaiers durch die Stadtobrigkeit beim Herzog gehandelt.

25 Wie Anm. 24.

26 *Bruder*: Backnanger Einwohnerbuch (wie Anm. 5).

27 Stadtarchiv Murrhardt B 407/F 9126, Bl. 660. Es handelte sich um Wiesen, Baum- und Krautgärten in der *Hozenklinge*. Der Käufer, der Schuhmacher Ludwig Keppelmann, mußte aus dem Kaufpreis 10 fl an die Stadt abführen wegen der Entlassung Pfizenmaiers aus württembergischer Leibeigenschaft. Oppenweiler, wohin Pfizenmaier gezogen war, war ein ritterschaftlicher Ort.

28 Charlotta Veronika * 8. 12. 1767, Paten: Georg Jacob Pfizenmaier, Chirurgus in Backnang, Johann Georg Werner, Rotgerber in Backnang, und Charlotta Schwaderin, Bürgermeisterin in Kirchberg; Jakob Friedrich * 15. 2. 1769, (selbe Paten); Leonhard * 3. 5. 1769, Paten: Georg Jakob Pfizenmaier und Jakob

Oppenweiler, und zwar mit Frauen aus durchaus geordneten Verhältnissen²⁹. Joseph Pfizenmaier selbst überlebte seine Frau und starb in hohem Alter in Oppenweiler. Seine Frau Anna Maria, geb. Lang, war mit 64 Jahren am 18. 2. 1792 gestorben, er starb mit 88 Jahren am 13. 9. 1802.

Ein Ergebnis haben unsere Überlegungen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erbracht: Die Murrhardter Katastrophe von 1765 hing eng mit den desolaten häuslichen Verhältnissen der Familie Pfizenmaier zusammen. Durch die Analyse der Familienstrukturen hat sich geklärt, warum es gerade im Haus des Joseph Pfizenmaier zu dem Unglück vom 24. 8. 1765 gekommen ist. Das ist eine wichtige Erkenntnis für die Murrhardter Stadtgeschichte.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist dagegen von überörtlichem Interesse: Die Familie Pfizenmaier hatte durch zwei beziehungsweise drei Generationen zwischen etwa 1720 und 1765 eine akute Krise durchgemacht. Die Hinrichtung des alten Pfizenmaier 1743 und der Murrhardter Stadtbrand 1765 sind die bemerkenswertesten Ereignisse dieser Zeit. Die Familie schien endgültig auf dem Weg in die Gosse und ins Armenhaus zu sein. Nach schlimmen Jahrzehnten konsolidierten sich die Verhältnisse der Pfizenmaiers aber mehr, als man das hätte erwarten können. Insofern ist die Untersuchung der Familie Pfizenmaier im 18. Jahrhundert ein Beitrag zur Frage der sozialen Mobilität über lange Zeiträume. Offenbar haben auch eine jahrzehntelange Krise und unglücklichste äußere Verhältnisse das Lebensschicksal der nachfolgenden Generationen nicht so vorherbestimmt, daß die Nachkommen Jacob und Joseph Pfizenmaiers zwangsläufig ins Elend gekommen wären. Es scheint in unserem Falle, daß der Mensch doch weniger als vermutet von den sozialen Verhältnissen geprägt wurde. Bei den Söhnen Joseph Pfizenmaiers bestand nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis die Chance, ihres eigenen Glückes Schmied zu sein – und sie haben diese Chance ebenso wahrgenommen wie ihr Vater, dessen Leben nach 1765 ebenfalls eine eigentlich nicht mehr erwartete Wendung genommen hatte.

Schwaderer aus Burgstall und seine Frau Charlotta. Für die Hinweise aus den Oppenweiler Kirchenbüchern danken wir Mathias Klink, Sulzbach.

²⁹ Wilhelm Pfizenmaier, * 28. 4. 1749, heiratete am 28. 7. 1772 in Oppenweiler Margaretha Magdalena geb. Weiler, Tochter eines Oppenweiler Gerichtsverwandten und Metzgers. Wilhelm starb bereits am 2. 2. 1774. Die einzige Tochter Jakobina starb im Säuglingsalter, Konrad Pfizenmaier, * 26. 10. 1751, heiratete am 23. 4. 1776 Sibylle Katharina Denzel, Bäckerstochter aus Backnang.

Die Hohenloher Religionsstreitigkeiten in der Mitte des 18. Jahrhunderts

VON JOCHEN VÖTSCH

Einleitung

Seit der Hauptlandesteilung von 1551/55 bestand das Territorium der Grafschaft und des späteren Fürstentums Hohenlohe aus dem Besitz der beiden Hauptlinien Neuenstein und Waldenburg, wobei diese im 18. Jahrhundert in nicht weniger als acht Teilherrschaften zersplittert waren¹. Die Haupterbeinigung von 1511 hingegen sollte ungeachtet aller künftigen Teilungen die rechtliche, lehensrechtliche (Senioratsverfassung) und ideelle Einheit von Gesamthaus und Territorium sichern². Beide Hauptlinien hatten sich relativ spät, endgültig erst 1556, der Reformation angeschlossen³.

Mit dem Übertritt zweier Grafen der Waldenburger Hauptlinie, Christian und Ludwig Gustav, zum Katholizismus 1667 und der bald darauf einsetzenden Politik der allmählichen Rekatholisierung in den evangelischen Teilherrschaften Bartenstein und Schillingsfürst begann eine Zeit der konfessionellen Auseinandersetzungen in Hohenlohe, deren erster Höhepunkt im sogenannten Osterstreit von 1744 zu sehen ist⁴. Für das Verständnis der konfessionell motivierten Auseinandersetzungen der Jahre 1744–1750/52 ist es zunächst erforderlich, nach der Kirchenorganisation in Hohenlohe und der hausrechtlichen Absicherung der lutherischen Landeskongregation in den waldenburgischen Territorien zu fragen. Nachdem bereits der Waldenburger Teilungsrezeß von 1684⁵ den konfessionellen status quo in Hohenlohe festgeschrieben hatte, sollte zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit dem sogenannten

1 Vgl. *F. Bechstein*: Die Beziehungen zwischen Lehnsherr und Lehensträger in Hohenlohe seit dem 13. Jahrhundert. Diss. iur. Tübingen 1965, S. 1; *F. Ulshöfer*: Die Hohenlohischen Hausverträge und Erbteilungen. Diss. iur. Tübingen 1960, S. 6 und S. 9f.

2 Zur Haupterbeinigung von 1511: *Johann Jacob Moser*: Teutsches Staatsrecht, Leipzig und Ebersdorff 1744 (ND Osnabrück 1968), Bd. 22, S. 478f.

3 Grundlegend zur Hohenloher Kirchengeschichte: *G. Franz*: Visitation und Konsistorium. Die Kirchenleitung der Grafschaft Hohenlohe im 16. Jahrhundert, 2 Teile, Diss. Tübingen 1969 (mit der älteren Literatur). Vgl. auch *Ulshöfer*: Das Kirchenregiment in der Grafschaft Hohenlohe bis 1806. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 64 (1964), S. 104–113.

4 Ausführlich zu der Rekatholisierungspolitik in Hohenlohe: *N. Schoch*: Die Wiedereinführung und die Ausübung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes in der Grafschaft Hohenlohe-Waldenburg im 17. und 18. Jahrhundert, verglichen mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens und der hohenlohischen Hausverträge. Diss. iur. masch. Tübingen 1958; *Ders.*: Eine Gegenreformation in Hohenlohe. In: Württembergisch Franken N. F. 40 (1966), S. 304–333.

5 *Anton Faber*: Europäische Staats=Kantzley, 115 Bde., Nürnberg/Franckfurt und Leipzig, 1697–1760, Bd. 41, S. 30; *Johann Christian Wibel*: Hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie, aus bewährten Urkunden und Schriften verfasst, Bd. 1–4, Onolzbach 1752–55, Bd. 1, S. 722. Zur Biographie: *R. Schlauch*: Johann Christian Wibel. Hofprediger, Orientalist und Historiker Hohenlohes. 1711–1772. In: Schwäbische Lebensbilder VI, hrsg. von *Max Miller* und *Robert Uhland*, Stuttgart 1957, S. 127–138.

Pfedelbacher Sukzessionsrezeß von 1710 der Fortbestand des evangelischen Kirchenwesens in Hohenlohe-Pfedelbach auch nach dem zu erwartenden Aussterben der letzten evangelischen Linie der Waldenburger Hauptlinie unter den sukzessionsberechtigten Grafen von Hohenlohe-Bartenstein und Hohenlohe-Schillingsfürst abgesichert werden⁶. Den potentiellen katholischen Erben wurde hierbei ausdrücklich die Ausübung des katholischen Privatgottesdienstes *für sich und dero Catholische Domestiquen* eingeräumt, da dies *fast durchgehends im Römischen Reich gebräuchlich ist* (und) *auch ohne Beeinträchtigung deren in Anno 1624 und bißher in Übung gewesenen Evangelischen Religion und deren Exercitii publici geschehen kan*⁷. Dieser Erbvertrag sollte bei den späteren Streitigkeiten noch grundlegende Bedeutung erlangen, vor allem in Argumentation und Interpretation der umfangreichen Streitschriftenliteratur der 1740er Jahre.

Auf Bitte des letzten evangelischen Grafen Ludwig Gottfried von Hohenlohe-Pfedelbach (1685–1728) gab das Corpus Evangelicorum 1723 eine förmliche Garantieerklärung für den Pfedelbacher Sukzessionsrezeß ab⁸. Dieses Garantieversprechen wurde jedoch vom Kaiser als Eingriff in seine Rechte kassiert⁹. In einem Nebenrezeß zum Pfedelbacher Sukzessionsrezeß war zudem noch eine Neuordnung der Kirchenorganisation in den waldenburgischen Teilherrschaften beschlossen worden, wonach dem jeweiligen Öhringer Stiftsprediger die gemeinsame Obersuperintendentur übertragen werden sollte¹⁰.

6 Der Pfedelbachische Besitz wurde zwischen Bartenstein und Schillingsfürst aufgeteilt. In dem Bartensteinischen Anteil folgte 1745 – auf dem Höhepunkt der Hohenloher Religionsstreitigkeiten – mit dem Fürsten Joseph, Domgraf zu Straßburg, Köln und Salzburg, ein katholischer Kleriker in der Landesherrschaft einer protestantischen Grafschaft. Vgl. *Schoch*: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 320f.

7 *Wibel* (wie Anm. 5), Bd. 1, 3S. 726 sowie Johann Jacob *Knapp*, *Lacrymae Paschales Hohenloicae* oder Historischer Bericht von den in der Grafschaft Hohenlohe Waldenburgischer Linie Anno 1744 bey Gelegenheit der Oster-Feyer-Discrepanz entstandenen Unruhen, o. O. 1745, besonders S. 162f. Vgl. hierzu *Moser*: Neues Teutsches Staatsrecht, Stuttgart u. a. 1766–83, Bd. 15: Von der Landeshoheit im Geistlichen, S. 737f.

8 *Eberhard Christian Wilhelm von Schauroth*: Vollständige Sammlung aller conclusorum, Schreiben und anderer übrigen Verhandlungen des Corporis Evangelicorum, Theil 1–3, hier Theil 1, S. 788.

9 *Moser*: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 7: Von der Teutschen Religionsverfassung, S. 249. In einer ausführlichen Gegendarstellung vom 28. April 1725 argumentierte das Corpus Evangelicorum unter Anführung von zahlreichen Beispielen gegenüber dem Kaiser, daß die Garantie von Sukzessions- und Religionsverträgen zu einem unumstößlichen, bereits oftmals vom Kaiser selbst und den katholischen Reichsständen praktizierten und von den höchsten Reichsgerichten anerkannten »Reichsherkommen« geworden sei. Der Terminus »Reichsherkommen« und seine Bedeutung für die Argumentation in der zeitgenössischen Literatur soll an späterer Stelle in Kürze erörtert werden (vgl. Anm. 143). Speziell zum Corpus Evangelicorum: *Moser*: Von des Corporis Evangelicorum Vertretungs-Recht seiner Glaubensgenossen. Zur Prüfung der Sündermahler- und Riefelischen Lehren davon. Regensburg 1772; *U. Belstler*: Die Stellung des Corpus Evangelicorum in der Reichsverfassung, Diss. Tübingen 1968; *F. Wolff*: Corpus Evangelicorum und Corpus Catholicorum auf dem Westfälischen Friedenskongreß. Die Einfügung der konfessionellen Ständeverbindungen in die Reichsverfassung. Münster 1966. Zur politischen Bedeutung von Garantieerklärungen des Corpus Evangelicorum in konfessionell bedingten Krisen des Reichsverbandes neuerdings: *G. Haug-Moritz*: Württembergischer Ständekonflikt und deutscher Dualismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverbandes in der Mitte des 18. Jahrhunderts (= Veröff. der Komm. für gesch. Ldsdke in Bad.-Württ., Reihe B, Forsch. Bd. 122), 1992, besonders S. 194ff.

10 Nach dem Eintreten des Erbfalls wurde 1729 das ehemalige Pfedelbachische (gemeinschaftlich waldenburgische) Konsistorium in die gemeinsame Stadt Öhringen verlegt. Vgl. *Franz* (wie Anm. 3), Teil 1, S. 217. 1712 wurde der Öhringer Stiftsprediger Johann Lorenz Jan zum gemeinschaftlichen waldenburgischen Obersuperintendenten, zugleich *Primarius Assessor* beim Pfedelbachischen Partiku-

Die allmählich erfolgte Ausdehnung des ursprünglich privaten und somit eingeschränkten katholischen Exerzitiums, die Ansiedlung von Franziskanern und Kapuzinern und die herrschaftlichen Maßnahmen zur Bildung katholischer Gemeinden, führten 1720 zu einer ersten Auflistung von Religionsbeschwerden *Contra Hohenlohe-Schillingsfürst*. Festgestellt wurde vor allem, daß in Religions=*Sachen allerley Neuerungen angefangen werden: Die Herren Patres Franciscani halten in dem Dorff Franckenau solenne Processiones, richten gegen das Rathauß einen Altar auf, die Handwercks=Leuthe werden zu allerley wider das Gewissen lauffenden Dingen neuerlich angehalten, als Fahnen, Stab= und Kertzen tragen, in Processionen gehen, Catholische Feyertäge zu beobachten ...*¹¹. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß mit der Bildung von gleichberechtigten und von der Landesherrschaft in jeglicher Weise geförderten katholischen Gemeinden bewußt der Konfessionsstand des Normaljahres 1624, in dem der konfessionelle status quo eines Territoriums festgelegt worden war, in diesen Herrschaften verändert worden ist. Angesichts dieser konfessionpolitischen Maßnahmen und der nach den Bestimmungen der hohenlohischen Hausverträge illegitimen Eingriffe in die Rechte des Konsistoriums wird deutlich, daß die Waldenburger Grafen nicht nur den Zustand des *Simultaneums*, sondern eine letztlich vollständige Rekatholisierung ihrer Herrschaften anstrebten¹².

Die Eskalation des bereits lange schwelenden Konfliktes anläßlich der Terminierung der Osterfeier des Jahres 1744 im Zuge der Einführung des Gregorianischen Kalenders durch die katholischen Landesherrschaften in Hohenlohe fand in Carl Weitbrechts Novelle »Der Kalenderstreit in Sindringen« auch literarische Beachtung¹³. Mit dem offenen Ausbruch des Konflikts 1744 und der aktiven Partei-

larkonsistorium, berufen. Vgl. Sammlung Derer Hohenlohischen Religions-Gravaminum, welche sich hauptsächlich wegen der Oster=Feyer Anno 1744. zugetragen ... Mit 119 aus denen Original-Urkunden abgedruckten Beylagen, Heilbronn 1751 (zit.: Sammlung), Beil. 62, S. 115f. Nachfolger Jans als gemeinschaftlicher waldenburgischer Obersuperintendent wurde durch die Investitionsurkunde vom 8. November 1741, in der noch einmal Aufgaben und Pflichten dieses Amtes definiert wurden, der Öhringer Stiftsprediger Johann Jacob Knapp. Vgl. *Ders.*, *Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 381ff.

11 In einem Extrakt aus gedruckten Religionsbeschwerden zwischen 1714 und 1720 »No. 34. Contra Hohenlohe-Schillingsfürst«. In: *Schauroth* (wie Anm. 8), Teil 2, S. 753. Die Kenntnisnahme des Corpus Evangelicorum erfolgte durch den Hofrat Johann Friedrich Allgeier, der von seinem Landesherrn, dem evangelischen Senior Christian Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen (1699–1743), zu diesem Zweck nach Regensburg geschickt worden war (Vollmacht vom 16. April 1720). *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 41, S. 15. Die Rekatholisierungsbemühungen in Hohenlohe erfolgten in enger Zusammenarbeit und mit tatkräftiger Hilfe des Bischofs von Würzburg. Vgl. *Schoch*, Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 306ff. sowie ausführlich *Ders.*, *Diss.* (wie Anm. 4), S. 29ff.

12 *Schoch*, *Diss.* (wie Anm. 4), S. 149ff. So wurde z. B. in Pfedelbach am 10. August 1736 ein Dekret erlassen, wonach die Feststellung und Bestrafung von Ehebruchsfällen der Zuständigkeit des Konsistoriums entzogen und auf die weltlichen Ämter übertragen wurden. Sammlung (wie Anm. 10), Beil. 1, Anhang Nr. 2, S. 8.

13 *C. Weitbrecht*: Der Kalenderstreit in Sindringen, Stuttgart 1885. Bei den evangelischen Reichsständen war seit dem Jahr 1700 der sog. Verbesserte (Julianische) Kalender in Gebrauch, während die katholischen Reichsstände bereits 1582 den Gregorianischen Kalender eingeführt hatten. Zwischen beiden sich in Gebrauch befindlichen Kalendern traten in den Jahren 1724 und 1744 bei der Berechnung des Ostertermins und der von diesem abhängigen Feste zeitliche Verschiebungen von einer Woche auf. Vgl. *H. Grotefend*: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, 12. Aufl., Hannover 1982

nahme der evangelischen Neuensteiner Hauptlinie für die evangelischen Kirchenbediensteten, die in den Auseinandersetzungen mit ihren Herrschaften ihre Ämter verloren hatten, und Untertanen der katholischen Linien Bartenstein, Pfedelbach und Schillingsfürst, begann eine Reihe von Prozessen vor dem kaiserlichen Reichshofrat, begleitet von einer Flut von Streitschriften und Gutachten verschiedener juristisch-theologischer Fakultäten unter dem Titel *Zu Hohenlohe, sämtliche Grafen Neuensteinischer Linie contra die Grafen (Herren Fürsten) zu Hohenlohe Waldenburgischer Linie*¹⁴. Besonders betroffen von den Auseinandersetzungen war das bartensteinische Sindringen und hierbei in erster Linie der Pfarrer Johann Hieronymus Yelin¹⁵. Die Sindringer Bürgerschaft schickte eine Abordnung unter Führung des Bürgermeisters Edelmann nach Frankfurt, um den Kaiser selbst um Hilfe zu bitten. Die Bartensteiner Regierung belegte daraufhin Sindringen mit militärischer Einquartierung und bestrafte die unbotmäßigen Bürger vor allem mit der Auferlegung von harten Kontributionen¹⁶.

1744 ergingen schließlich nicht weniger als vier Conclusa des Reichshofrates, die vor allem die Restitution der amtsenthobenen Kirchenbediensteten, die Einstellung von rechtswidrigen Sanktionen gegen die Untertanen und die Übergehung des gemeinschaftlich waldenburgischen Konsistoriums zum Gegenstand hatten. Auffallend ist, daß die Festlegung des Ostertermins durch die gemeinsame waldenburgische Osterfeierverordnung vom Reichshofrat weder kritisiert noch verurteilt wurde – offensichtlich wurde diese Verordnung als durch die Rechte der Landesherrschaft hinlänglich legitimiert und somit rechtsgültig bewertet¹⁷.

Parallel zu diesen Auseinandersetzungen entstanden durch die Übertragung des waldenburgischen Kreisvotums auf den katholischen Bamberger Direktorialgesandten, die 1744 – auf dem Höhepunkt des Osterstreites – erfolgte einseitige Erhebung der waldenburgischen Grafen in den persönlichen Reichsfürstenstand und im Zuge des Empfangs der hohenlohischen Reichslehen durch den Senior des Gesamthauses weitere Konflikte zwischen den beiden Hauptlinien, die immer mehr den Charakter eines Familienstreites annahmen¹⁸.

Bei der Betrachtung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten in der Mitte des

14 A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Teil II, 2. Hälfte, Öhringen 1871, S. 9. Reprint = Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württ. Franken Bd. 2, 1991. Vgl. auch Ders., Der Hohenlohische Osterstreit. In: Theologische Jahrbücher 14 (1835), S. 526–566. So hatte der 1744 amtsenthobene Pfarrer Yelin von Sindringen umgehend zwei Gutachten eingeholt, die sein Verhalten gegenüber der Bartensteiner Herrschaft billigten, und diese zu seiner öffentlichen Rechtfertigung drucken lassen. Vgl. den Abdruck bei Knapp, Die Gerechsamkeit derer protestantischen Kirchen unter Catholischen Herrschaften im Römischen Reich . . . , o. O. 1745.

15 Hierzu ist anzumerken, daß die streitbare und zweifellos charakterlich schwierige Persönlichkeit Yelins vor allem von der älteren hohenlohischen Geschichtsschreibung in sehr starkem Maße idealisiert und nahezu ins Märtyrerhafte emporgehoben wurde. So in erster Linie von K. Gußmann: Johann Hieronymus Yelin. In: Preußische Jahrbücher 57 (1886), 1, S. 31–52, zur Zeit des Kulturkampfes.

16 Schoch: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 325f.

17 Abdruck der gemeinsamen waldenburgischen Osterfeierverordnung vom 3. Februar 1744 bei Knapp: Lacrymae (wie Anm. 7), S. 131ff.; Gründlicher Beweis, dass ein catholischer Landes-Herr seinen Untertanen August. Confess. den Gregorianischen Kalender pro norma setzen könne, o. O. 1744, S. 32f.

18 Fischer (wie Anm. 14), S. 9.

18. Jahrhunderts ist die Verwurzelung des Hauses Hohenlohe im fränkischen Raum und seine Einbindung in die korporativen Organe des Reichsverfassungssystems zu berücksichtigen. Neben dem Fränkischen Reichsgrafenkollegium¹⁹, in dem die evangelischen Grafen Neuensteinischer Linie eine führende Rolle spielten, ist hierbei in erster Linie der Fränkische Reichskreis²⁰ zu sehen – einerseits vor dem Hintergrund des deutschen Dualismus, wobei dem Fränkischen Kreis nicht zuletzt aufgrund seiner geographischen Lage (preußische Erbfolge in Franken) erhöhte Bedeutung zukam, und andererseits vor dem Hintergrund des konflikträchtigen Verhältnisses zwischen den brandenburgischen Markgrafen und dem Hochstift Bamberg. Das – lange Zeit – vergebliche Streben der Markgrafen nach dem *Con-Directorium* bestimmte zu diesem Zeitpunkt wesentlich die Politik des Kreises. Die hohenlohischen Ereignisse fanden somit ihren direkten Niederschlag in der »Kreispolitik«, besonders nach der ansbachischen Exekution von 1750. Diese Exekution mit dem Ziel der endgültigen Abstellung der Waldenburger Religionsbeschwerden sollte die hohenlohischen Religionsstreitigkeiten schließlich auf die höchste Reichsebene verlagern: Die prinzipielle Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und dem Corpus Evangelicorum um das von letzterem durch die Beauftragung Ansbachs mit der hohenlohischen Exekution einseitig aus den Bestimmungen des Instrumentum Pacis Westphalicae abgeleitete »Selbsthilfeprinzip«, das vom Kaiser als Bruch der »Reichsverfassung« gewertet wurde.

Nur vor dem Hintergrund der Reichspolitik der 1740er Jahre, dem wittelsbachischen Kaisertum Karls VII., dem dominanten österreichisch-preußischen Antagonismus im Reich, dem Verhältnis zwischen dem katholischen Reichsoberhaupt und den führenden evangelischen Reichsständen sowie der Gegenwärtigkeit konfessionell orientierter Ständegruppierungen am Reichstag, lassen sich die Hohenloher Religionsstreitigkeiten in Ausbruch, Verlauf und (vorläufiger) Beilegung erfassen und verstehen²¹. Notwendigkeit und Bedeutung der in jüngster Zeit forcierten Diskussion um den neuen Stellenwert des späten Reiches,

19 Vgl. hierzu E. Böhme: Das fränkische Reichsgrafenkollegium im 16. und 17. Jahrhundert. Untersuchungen zu den Möglichkeiten und Grenzen der korporativen Politik mindermächtiger Reichsstände (= Veröff. des Instituts für Europ. Gesch. Mainz Bd. 132). Stuttgart 1989, besonders S. 170ff.

20 Zum Fränkischen Reichskreis: W. Dotzauer: Die deutschen Reichskreise in der Verfassung des Alten Reiches und ihr Eigenleben (1500–1806), Darmstadt 1989, hier S. 132ff.; R. Endres: Zur Geschichte des fränkischen Reichskreises. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 29 (1967), S. 168–183; H. H. Hofmann: Reichsidee und Staatspolitik. Die Vorderen Reichskreise im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (zit.: ZBLG) 33,2 (1970), S. 969–985; Ders.: Reichskreis und Kreisassoziation. Prolegomena zu einer Geschichte des fränkischen Kreises, zugleich als Beitrag zur Phänomenologie des deutschen Föderalismus, in: ZBLG 25 (1962), S. 377–413; B. Sicken: Der fränkische Reichskreis. Seine Ämter und Einrichtungen im 18. Jahrhundert (= Veröff. der Gesellschaft für fränk. Gesch. Fotodruckreihe Bd. 1), Würzburg 1970. Zur allgemeinen Geschichte Frankens in der Neuzeit: V. Press: Franken und das Reich in der frühen Neuzeit. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (zit.: JfL) 52 (1992) (= FS Alfred Wendehorst I), S. 329–347 (mit der älteren Literatur).

21 Einen ausgezeichneten Abriss der Entwicklung in Hohenlohe zwischen 1744 und 1750/52 unter Berücksichtigung der reichsgeschichtlichen Aspekte bietet K. A. Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, Bd. 11: Die Zeit Friedrichs II. und Maria Theresia's, Breslau 1844, S. 7–15.

seiner Verfassung und Organe, seiner Publizistik und Idee in der deutschen Geschichte, finden somit zuletzt durch das Beispiel Hohenlohe zusätzliche Bestätigung²².

Die Quellenlage – insbesondere für die schwerpunktmäßige Abhandlung der Zeit von 1744–1750/52 – läßt sich als ausgesprochen gut, leicht zugänglich und reichhaltig bezeichnen. Neben dem Werk Johann Jacob Mosers²³, das diesem Beitrag als Primärquelle zugrundeliegt, kann auf die umfangreiche, größtenteils in gedruckter Form vorliegende zeitgenössische Streitschriftenliteratur²⁴ zurückgegriffen werden. Mosers Werk wird hierbei zunächst als historische Quelle ausgewertet und interpretiert, unabhängig von dem Niederschlag, den die hohenlohischen Ereignisse in den Werken der Reichspublizistik und Reichsstaatslehre und dabei in erster Linie bei Moser selbst gefunden haben²⁵.

22 Verwiesen sei in erster Linie auf die Studien von *Volker Press*. Vgl. exemplarisch *Ders.*: Das Römisch-Deutsche Reich – ein politisches System in Verfassungs- und sozialgeschichtlicher Fragestellung. In: Spezialforschung und »Gesamtgeschichte«. Beispiele und Methodenfragen zur Geschichte der frühen Neuzeit, hrsg. von *G. Klingenstein* und *H. Lutz* (= Wiener Beiträge zur Gesch. der Neuzeit Bd. 8), München 1982, S. 221–242 sowie *Ders.*: Das wittelsbachische Kaisertum Karls VII. Voraussetzungen von Entstehung und Scheitern. In: Land und Reich – Stamm und Nation. Probleme und Perspektiven bayerischer Geschichte (= FS Max Spindler), hrsg. von *A. Kraus*, München 1984, Bd. 2, S. 201–235.

23 Die wichtigsten Quellen zu den hohenlohischen Religionsstreitigkeiten bei: *Moser*: Hanauische Berichte von Religions-Sachen, 2 Bde., o. O. 1750; *Ders.*: Neue Berichte von Religions-Sachen. Fortgesetzt unter dem Titel: Vermischte Berichte von Religions-Sachen I.2. Frankfurt a. M. u. a. 1751–54; *Johann Jacob Mosers* kurzgefaßte Historie derer wichtigsten Religions-Angelegenheiten unter der Regierung Kaisers Francisci; Statt des fünften und sechsten Theils der neuen Berichte von Religions-Sachen, Frankfurt 1756.

24 Die umfangreiche zeitgenössische Streitschriftenliteratur findet sich – mit zahlreichen Beilagen versehen – in drei großen Sammelbänden. Im Folgenden soll zunächst an erster Stelle der jeweilige Sammelband, dann die einzelne Streitschrift – soweit möglich mit genauer Fundstelle (Seitenzahl o. ä.) – in abgekürzter Form angeführt werden:

1. Drucksachen betr. die Hohenlohischen Religionsgravamina v. J. 1744. 1747–49 Nr. 1–11 (zit.: Drucksachen I).

2. Drucksachen betr. die Hohenlohischen Religionsgravamina v. J. 1750 1751 Nr. 1–17 (zit.: Drucksachen II). Hierbei handelt es sich vor allem um veröffentlichte Ansbacher Aktenstücke, die ansbachische Exekution in Hohenlohe und ihre Folgen betreffend.

3. Sammlung (wie Anm. 10).

Eine ausführliche Bibliographie der erschienenen Streitschriftenliteratur bietet *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 104, S. 730–740. Vgl. Hohenloica Handbibliothek, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein 1948–54.

25 Vgl. vor allem *Moser*: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7); *Ders.*, Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 2); *Ders.*, Grund=riß der heutigen Staats=Verfassung des Teutschen Reichs, Tübingen 1754 (ND Frankfurt/M. 1981). Mosers bereits 1719 erschienene Abhandlung »Johann Jacob Mosers Anmerckungen über einen Jüngsthin zum Vorschein gekommenen Modum Procedendi Antiquum etc. etc. in causis Restitutionum ex Instrumento Pacis Westphalicae« wurde »bei Gelegenheit derer Hohenlohischen Religions=Händel« 1750 neu aufgelegt. Vgl. *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 62. Zu Person und Bedeutung Mosers für die Reichspublizistik und Reichsstaatslehre des 18. Jahrhunderts: *K. S. Bader*: Johann Jacob Moser. Staatsrechtslehrer und Landschaftskonsulent. 1701–1785. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken VII, hrsg. von *M. Miller* und *R. Uhland*, Stuttgart 1960; *A. Laufs*: Johann Jacob Moser. In: *M. Stolleis* (Hrsg.): Staatsdenker im 17. und 18. Jahrhundert. Reichspublizistik – Politik – Naturrecht, 2. Aufl., Frankfurt 1987, S. 284–293. Eine ausführliche Bibliographie von Mosers Werk bieten: *R. Rürup*: Johann Jacob Moser. Pietismus und Reform (= Veröff. des Instituts für Europ. Gesch. Mainz Bd. 35), Wiesbaden 1965 sowie *E. Schömbhs*: Das Staatsrecht Johann Jacob Mosers (1701–1785) (= Schriften zur Verfassungsgesch. 8), Berlin 1968.

Die Religionsstreitigkeiten 1745–1750

Die Hohenloher Religionsstreitigkeiten, die durch den Ausbruch des Osterstreites 1744 eskaliert und zu einem ersten Höhepunkt gekommen waren, sollten die Entwicklung Hohenlohes – wechselseitig verstärkt durch die in ihrem Gefolge auftretenden zusätzlichen hausinternen Auseinandersetzungen – in den folgenden Jahren nachhaltig beeinflussen. In den weitergehenden Prozeß *Hohenlohe contra Hohenlohe* wurden im Laufe der Zeit immer mehr Religionsbeschwerden gegen die Waldenburger Fürsten von seiten der Kläger eingeführt. Parallel hierzu ist eine enorme Zunahme der gedruckten Streitschriftenliteratur zu verzeichnen. Zu den bei Wibel aufgeführten Religionsbeschwerden traten durch den Osterstreit und seine Folgen immer neue Gravamina auf, durch welche die *Subordination und Ordnung in Ecclesiasticis aufgehoben worden ist*²⁶.

Die härtesten Auseinandersetzungen nach dem Osterstreit betrafen wiederum das bartensteinische Sindringen. In einer Bittschrift der Sindringer Pfarrgemeinde an die bis 1745 gemeinsam regierenden Grafen (Fürsten) Karl Philipp (1729–1763) und Joseph von Hohenlohe-Bartenstein wurden diese gebeten, der Gemeinde die Unkosten zu erlassen, die der Herrschaft anlässlich der Beschwerden gegen den ehemaligen Sindringer Pfarrvikar und Riedbacher Pfarrer Mayer (für den amtsent hobenen Pfarrer Yelin) angeblich entstanden waren und deren Begleichung der Gemeinde befohlen worden war²⁷. Daraufhin wies eine *Commissions-Sentenz wider die Pfarr=Meyerischen Ankläger* sämtliche vorgebrachten Beschwerden gegen Amtsführung und Person desselben in scharfer Form zurück und kündigte zugleich dem abgesetzten Bürgermeister Edelmann an, daß seine *Bestrafung aber bis zu Decidirung derer übrigen gegen den Edelmann denuntiirten, und von Tag zu Tag sich mehrender, auf der angefangenen Inquisition annoch beruhenden schwehren Separat-Puncten vorbehalten wird*²⁸. Eine weitere *Commissions-Sentenz* der Bartensteiner Kanzlei vom 20. März 1745 befahl dem Pfarrer Yelin, unter Einräumung einer Frist von 9 Tagen und unter Erstattung der verursachten Kosten, das Pfarrhaus zu

26 Wibel (wie Anm. 5), Bd. I, S. 743. Vgl. auch Schoch, Diss. (wie Anm. 4), S. 97 und S. 100f.

27 Knapp: *Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 356ff. Die Quellen sprechen von Johann Friedrich Meyer als Pfarrvikar in Sindringen 1744/45. Es handelt sich hierbei um Johann Georg Friedrich Hartmann Mayer, Pfarrer zu Riedbach. Dieser Beitrag folgt in seiner Schreibweise dem Baden-Württembergischen Pfarrerbuch, Bd. II, Teil II, 1: Die Pfarreien, bearb. von M. A. Cramer, Stuttgart 1985, S. 87. Zu Sindringen: Ebd., S. 89. Zur Biographie Mayers: K. Schumm: Johann Georg Friedrich Hartmann Mayer, Pfarrer, Förderer der Landwirtschaft 1719–1798. In: Schwäbische Lebensbilder VI, hrsg. von M. Miller und R. Uhland, Stuttgart 1957, S. 139–152

28 Datiert 13. Mai 1745. Knapp: *Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 351ff. Der Sindringer Bürgermeister Edelmann, der während des Osterstreites 1744 abgesetzt worden war, wurde nahezu ein Jahr ohne Verteidigungsmöglichkeit inhaftiert. Seine Gastwirtschaft in Sindringen war von der Bartensteiner Herrschaft beschlagnahmt worden. Edelmann reichte später beim Reichshofrat Klage auf Wiedergutmachung ein (*Edelmann contra Hohenlohe-Bartenstein*). Ein Conclusum vom 29. April 1746 wies den Bartensteiner Fürsten an, alle gegen Edelmann getroffenen Maßnahmen unverzüglich zurückzunehmen und dies dem Reichshofrat anzuzeigen. Ungeachtet dessen wurde Edelmann mit seiner Familie gewaltsam aus Sindringen vertrieben. Am 6. Februar 1747 erging ein kaiserliches Mandat an Bartenstein, die Beschlüsse von 1746 endlich zu vollziehen und dies unter Androhung *bey Poen Zehen Marck Löhigen Goldes* innerhalb von zwei Monaten glaubhaft nachzuweisen. Sammlung (wie Anm. 10), Beil. 9, S. 25f. sowie ebd., Beil. 77 und 78, S. 134ff. Vgl. auch Mosers kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 4f.

räumen, da ihn die gemäß dem 4. Reichshofratsconclusum angeordnete unabhängige Untersuchungskommission endgültig seines Pfarramts entsetzt hätte. Als Gründe hierfür wurden die Aufwiegung der Pfarrgemeinde während des Osterstreites und die Behinderung des neuen Pfarrvikars Merkel bei der Ausübung seiner Amtspflichten angeführt²⁹. Die Lage in Hohenlohe blieb demzufolge weiterhin sehr gespannt und es zeigte sich, daß die begonnene Rekatholisierungspolitik in den waldenburgischen Teilherrschaften, besonders in Hohenlohe-Bartenstein, auch nach dem Osterstreit von 1744 konsequent und mit restriktiven Mitteln fortgesetzt wurde. Diese Situation, die sowohl von der evangelischen Kirche in Hohenlohe als auch von den Gemeinden in dieser Weise empfunden wurde, spiegelt sich plastisch in einem am 16. März 1745 aufgenommenen Protokoll des gemeinschaftlichen waldenburgischen Konsistoriums wieder. Gegenstand des Protokolls sind die Beschwerden einer Mainhardter Gemeindedelegation, die bezeichnenderweise ausschließlich aus eingepfarrten Limburger- und Hallischen Untertanen bestand und die sich gegen die überraschende Amtsinvestitur des Pfarrvikars Merkel durch katholische Bartensteiner Beamte und auch gegen die Person Merkels selbst richteten³⁰.

Im Frühjahr 1745 gingen die Hohenloher Religionsstreitigkeiten anlässlich der Terminierung des alljährlich gefeierten Frühlings-Buß- und Bettages einem neuen Höhepunkt entgegen. In einem gemeinsamen waldenburgischen Regierungsdekret an das *Ministerium Ecclesiasticum* in Öhringen, wurde die ohne Rücksprache vorgenommene Festlegung eines für ganz Hohenlohe verbindlichen Termins scharf verurteilt und das Fest unter Androhung von Konsequenzen – vor allem für das Konsistorium – ausgesetzt³¹. Entgegen dieser Anordnung und offensichtlich bestärkt von der Neuensteiner Hauptlinie hielt der gemeinschaftliche waldenburgische Obersuperintendent Knapp das Bußfest an dem ursprünglich vom Konsistorium hierfür anberaumten Termin in Öhringen ab. Gegenüber den Waldenburger Herrschaften rechtfertigte sich das Konsistorium mit der *beibehaltenen Observanz* und ließ – im Vertrauen auf die Neuensteiner Unterstützung – in stark provokativem Ton erkennen, daß es auf herrschaftliche Anweisung jederzeit ein *außerge-*

29 *Knapp*: *Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 334ff. Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist es an dieser Stelle erforderlich, die kirchlichen Verhältnisse in Sindringen zwischen 1744 und 1750/51 kurz zu skizzieren. Seit der Absetzung und späteren Vertreibung des Pfarrers Yelin wurde die Sindringer Gemeinde von benachbarten Pfarreien aus mitbetreut:

1744 von Ettenhausen (Pfarrer Georg Tobias Geidel)

1744/45 von Riedbach (Pfarrer Johann Georg Friedrich Hartmann Mayer)

1745/46 von Mainhardt (Pfarrer Christoph Friedrich Merkel)

1746–1750/51 von Herrentierbach (Pfarrer Georg Albrecht Bayer)

Vgl. *Ch. Sigel*: Das Evangelische Württemberg. Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart, Gerbersheim 1910 (–35): Hauptteil I (= Ortsteil), Bd. 1, 1–9; Hauptteil II (= Generalmagisterbuch), Bd. 10, 1–17.1.2. Hier Hauptteil I, Bd. 7, S. 260.

30 Sammlung (wie Anm. 10), Beil. 43, S. 69ff. Merkel wurde unterstellt, daß er hauptsächlich auf die gefährdeten Pfarrstellen Yelins und des Pfarrers von Olnhausen zu Pfedelbach spekuliere.

31 Dekret vom 28. April 1745. Drucksachen II (wie Anm. 24), Kurtzer Acten-mäßiger Unterricht . . . , Beil. 10, S. 30f. Vgl. hierzu den ausführlichen Bericht Knapps unter dem Titel »Das wider die Intention des Hochfürstlichen Con-Domini, in der gemeinschaftlichen Stadt Oehringen celebrierte Jährliche Buß=Fest betreffend. In: *Ders.*, *Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 97–112.

wöhnliches Bußfest anzuordnen bereit sei³². Auffällig sind hierbei die Parallelen zu den Streitigkeiten um den Termin der Osterfeier des Jahres 1744. Als herrschaftliche Reaktion hierauf wurde zunächst Johann Jacob Knapp durch ein gleichlautendes Suspensionsdekret der drei Waldenburger Fürsten vom 11./13. Mai 1745 wegen *Widersezlichkeit . . . (und) . . . Vernichtung der waldenburgischen Mit-Herrschaftlichen Co-Episcopalrechte* (in Öhringen) seiner Ämter entsetzt³³. Zugleich wurde das gemeinschaftliche waldenburgische Konsistorium in Öhringen aufgelöst und unter ausdrücklicher Beibehaltung seiner bisherigen Funktionen und Kompetenzen in Pfedelbach neu errichtet. Dem neuen Konsistorium gehörte jedoch nur noch ein evangelischer Geistlicher an, weshalb es auch von den meisten waldenburgischen Pfarrern, die angewiesen worden waren, nur noch von diesem ihre Anweisungen entgegenzunehmen, als unrechtmäßig zustandegekommen abgelehnt wurde. Der Geschäftsgang des neuen Konsistoriums wurde dahingehend geregelt, daß *vorgängig jedesmahlig untertänigsten Berichts und erhaltener Landes=Fürstlicher Resolution, die nöthige Expeditiones ohnverweilt besorgt würden*³⁴. Johann Jacob Moser³⁵ berichtet abschließend hierzu von einem waldenburgischen *Pro Memoria* (1746?), in dem versucht wurde, das *gegen diesen Edelmann, den Pfarrer Yelin und den Superintendenten Knappen geäußerte Verfahren* zu rechtfertigen und dem Reichshofrat die Schuld zu geben, daß *dessen Erkenntnisse allen Catholischen Ständen nachtheilig seyen*.

In der Folgezeit setzte sich die restriktive Politik gegen das evangelische Kirchenwesen in den waldenburgischen Territorien und vor allem in Hohenlohe-Schillingsfürst fort. In einem von der Kanzel zu verlesenden Dekret wurde angeordnet, daß sich sämtliche Untertanen, Pfarrer und Schuldienere mit ihren Klagen und Beschwerden direkt an die weltlichen Ämter zu wenden hätten³⁶. Das Dekret der Schillingsfürster Hofratskanzlei vom 24. Januar 1747 übertrug die Kontrolle und Visitation der Pfarrer auf die weltlichen Ämter und ordnete an, daß die auftretenden Beschwerden und Probleme möglichst rasch entschieden werden sollten, um zu verhindern, daß die Pfarrer sie unter dem Vorwand ihrer Amtspflichten publik machen können³⁷. Die waldenburgische Religionspolitik dieser Jahre führte nicht selten – wie während des Osterstreites – zu Beschwerden der Nachbarn wegen ihrer nach Hohenlohe eingepfarrten Untertanen. Exemplarisch hierfür mag der Protest der Reichsstadt Schwäbisch Hall vom 10. Mai 1747 stehen, die sich bei Pfedelbach und Bartenstein wegen der Beiordnung eines katholischen Beamten als *Con-*

32 Das Schutzversprechen für das waldenburgische Konsistorium wird in einem Schreiben des Grafen von Hohenlohe-Neuenstein (Öhringen) in seiner Eigenschaft als Öhringer Kondominus an dieses Konsistorium vom 30. April 1745 deutlich. Vgl. Drucksachen II (wie Anm. 24), Kurtzer Acten-mäßiger Unterricht . . . , Beil. 11, S. 32f. Das Schreiben des Konsistoriums an die Waldenburger Fürsten datiert vom 3. Mai 1745. Ebd., Beil. 12, S. 34f.

33 Ebd., Beil. 13, S. 35ff.

34 Ebd., Beil. 15, S. 38ff. Vgl. Schoch: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 330.

35 Mosers, kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 4f.

36 Schillingsfürster Dekret vom 7. Dezember 1746. Drucksachen II (wie Anm. 24), Kurtzer Acten-mäßiger Unterricht . . . , Beil. 16, S. 40f.

37 Ebd., Beil. 18, S. 42f.

Deputatus zu der Deputation, welche die Präsentation und Investitur eines neuen Geistlichen vorzunehmen hatte, beschwerte³⁸. In diesem Zusammenhang und angesichts dieser Religionspolitik der Waldenburger Fürsten offenbart sich die hauptsächliche Absicht der schrittweisen Entmachtung des Konsistoriums. In der zwangsläufig durch die weitgehende Ausschaltung des Konsistoriums bedingten – in absolutistischem Sinne – realen landesherrlichen Machtsteigerung nach Innen ist eine weitere Komponente dieser Politik zu sehen. Das Konsistorium repräsentierte – nicht zuletzt in der Person des gemeinschaftlichen waldenburgischen Obersuperintendenten Knapp – die evangelische Kirche in den katholisch regierten waldenburgischen Territorien. Fraglich ist in diesem Zusammenhang jedoch, ob diese Entwicklung lediglich als logische Konsequenz einer systematischen und stark restriktiv geprägten landesherrlichen Kirchenpolitik zu sehen ist, oder ob sie nicht vielmehr im weitgefaßten und zeitbedingten Kontext einer absolutistisch beeinflussten »Staatspolitik« verstanden werden muß, die in zunehmendem Maße bestrebt war, partikuläre Kräfte wie die Kirchen mehr noch als bisher zu kontrollieren und in den Dienst des Staates zu stellen.

Nach dem 1745 erfolgten Tod des wittelsbachischen Kaisers Karl VII. war bereits wenig später sowohl der Reichstag nach Regensburg zurückverlegt als auch der kaiserliche Reichshofrat von Kaiser Franz I. neu eröffnet worden³⁹. Jedoch erst am 12. Juni 1748 erging ein umfassendes 5. Reichshofratsconclusum zur Beilegung der hohenlohischen Religionsstreitigkeiten. Hierin wurde vor allem der Fürst von Hohenlohe-Bartenstein davor gewarnt, weiterhin den kaiserlichen Anordnungen zuwiderzuhandeln und folgendes angeordnet:

1. In bezug auf den Sindringer Pfarrer Yelin soll gemäß dem 4. Conclusum vom 30. September 1744 verfahren werden, in welchem die Amtsenthebung Yelins *ad interim* bestätigt, jedoch ihm und seiner Familie, sofern er sich *friedlich und ruhig betraget*, das Wohnrecht im Pfarrhaus zugestanden worden war. Bei Zuwiderhandlung durch die Bartensteiner Herrschaft soll die Suspendierung Yelins automatisch aufgehoben und dieser vollständig restituiert werden.
2. Die waldenburgischen Beamten sollen ihre (Streit-)Schriften *künftighin mit grösserer Bescheidenheit, und Reichs=Constitutions=mässiger Schreib=Art* verfassen.
3. Die Suspendierung Knapps und des Konsistorialrates Meyer sowie die Verlegung des Konsistoriums nach Pfdelbach, *nicht weniger avocationis causarum Consistorialium ad forum politicum*, werden verurteilt und hiermit aufgehoben.
4. Sämtliche *gegen das Instrumentum Pacis, als auch gegen die Hohenlohische Haus=Verträge, Kirchen=Synodal- und Consistorial-Ordnungen anstossende Facta* sind abzustellen beziehungsweise rückgängig zu machen.

38 Sammlung (wie Anm. 10), Beil. 45, S. 74f. Angeführt werden die Orte mit eingepfarrten hallischen Untertanen, so z. B. auch Mainhardt 1745. Vgl. das Konsistorialprotokoll vom 16. März 1745 (vgl. Anm. 30)

39 *Johann Stephan Pütter*: Handbuch der deutschen Reichshistorie, 2. Aufl., Göttingen 1772, Bd. 2, S. 1193f. Vgl. *O. v. Gschließer*: Der Reichshofrat, Wien 1942, S. 431

5. Fürst Joseph von Hohenlohe-Pfedelbach (1745–1764) hat die gegen seinen Vorgänger Ferdinand (1730/32–1745) eingeklagten Religionsbeschwerden von 1744 abzustellen.

Für die Ausführung dieser Anordnungen räumte das Conclusum eine Frist von zwei Monaten ein, *als im widrigen die hiemit samt und sonders eventualiter erkannte Executions=Commission auf die ausschreibende Herren Fürsten des Fränckischen Crayses, auf ferneres Gegentheiliges Anruffen, sumtibus partis Impetratae, expediret werden solle*⁴⁰.

Zunächst schien es, als ob die Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Hohenlohe-Pfedelbach den Anordnungen des Reichshofrates Folge leisten wollten, da sie *einem bey Ihnen beliebten unpartheyischen Evangelischen Rechts=Gelehrten Commiſſion in der Sache aufgetragen hätten*⁴¹.

Das 6. Conclusum des Reichshofrates vom 13. September 1748 räumte dann unter Androhung des sofortigen Vollzugs der Exekution eine weitere Frist von zwei Monaten zur Befolgung des vorangegangenen 5. Conclusums ein. Zugleich erging ein kaiserliches *Commissorium ad exequendum* an die kreisausschreibenden Fürsten des Fränkischen Kreises, in dem diesen die Fristsetzung für den Vollzug der kaiserlichen Exekutionskommission mitgeteilt wurde und sie gleichzeitig mit deren Durchführung beauftragt wurden⁴². Gegen die Conclusa von 1748 stellten die Waldenburger Fürsten ein Revisionsgesuch an den Reichshofrat, das jedoch in einem weiteren 7. Conclusum vom 21. März 1749 verworfen wurde. Den kreisausschreibenden Fürsten hingegen wurde aufgetragen, *die ihnen unterm 13. Sept. (1748) ... allergnädigst aufgetragene Executions=Commiſſion nunmehr, auf die unter obbemeldetem dato vorgeschriebene Art, ohne weiteren Aufenthalt zu vollziehen, cum termino duorum mensium*⁴³. In erster Linie in bezug auf die Pfedelbacher Religionsbeschwerden erging am 2. Mai 1749 das 8. Reichshofratsconclusum. Der Fürst von Hohenlohe-Pfedelbach wurde hierin aufgefordert, sämtliche noch ausstehenden und hinlänglich erwiesenen Beschwerden – insbesondere im Hinblick auf die Übertragung von Kompetenzen des Konsistoriums auf die weltliche Kanzlei – unverzüglich abzustellen, da diese ansonsten ebenfalls der kaiserlichen Exekutionskommission übertragen würden. In Verbindung mit den Terminstreitigkeiten wegen des Frühjahrsbußfestes von 1745 kritisierte der Reichshofrat jedoch auch das Verhalten der Neuensteiner Grafen dahingehend, daß *gedachtes*

40 Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 116ff. Das 4. Conclusum findet sich abgedruckt bei Knapp, Lacrymae (wie Anm. 7), S. 322ff. sowie in Auszügen bei Moser, Vermischte Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 95ff.

41 Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 126

42 Ebd., S. 127ff. Vgl. auch Drucksachen I (wie Anm. 24), Pro Memoria Ad Causam Hohenloh ... Beil. F, S. 21f. bzw. ebd., Beil. G, S. 22f. Zu den kaiserlichen Exekutionskommissionen: Moser: Einleitung zu dem Reichs=Hof=Raths=Process, Theil 2, S. 169–980. Zur politischen Praxis am Beispiel Württemberg: R. J. Weber: Die kaiserlichen Kommissionen des Hauses Württemberg in der Neuzeit. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 43 (1984), S. 205–236.

43 Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 206ff. Moser weist in diesem Zusammenhang ausdrücklich darauf hin, daß »die Revisio in liquidis Religions=Fällen keinen effectum suspensivum habe«. Ebd., S. 205f.

*Evangelisches Senium sich hingegen auch keiner Befehle über sothanes gemeinschaftlich = Waldenburgisches Consistorium . . . anzumassen hätte, da hierbei die waldenburgische Landesherrschaft in ihren Rechten beeinträchtigt worden wäre*⁴⁴.

Der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth forderte nunmehr – wenn auch vergebens – den mitkreis ausschreibenden Bischof von Bamberg zum gemeinsamen Vollzug der hohenlohischen Exekution auf. Die Waldenburger Fürsten, denen eine einseitige Bayreuther Exekutionskommission angedroht worden war, legten beim Reichshofrat erneut Revision wegen der gegen sie eingeleiteten Maßnahmen ein⁴⁵. Tatsächlich verfügte hierauf der Reichshofrat am 17. Juni 1749 die vorläufige Aussetzung der Exekution *bis zu Berichtigung deren formalium revisionis in termino legis*⁴⁶.

Noch bevor die Zulassung des waldenburgischen Revisionsgesuchs bekannt geworden war, hatte der evangelische Senior, Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (1702–1756), an das Corpus Evangelicorum appelliert, beim Kaiser für die evangelische Sache in Hohenlohe einzutreten – einerseits gemäß der Garantieerklärung des Corpus Evangelicorum für den Pfedelbacher Sukzessionsrezeß und andererseits angesichts der Tatsache, daß *das Corpus Catholicorum, mittelst einer der Kayserl. Principal-Commission übergebenen gemeinsamen pro memoria, sich der Sache eyferigst angenommen habe und die Execution zu sistiren suche*⁴⁷. Das Corpus Evangelicorum gab daraufhin in einem Schreiben vom 30. Juli 1749 an den Kaiser einen ausführlichen Bericht von der *das gantze Evangelische Religions=Wesen directè und in der Folge äusserst betreffenden Angelegenheit* in Hohenlohe und ließ gegenüber dem Kaiser bereits hier erkennen, daß die evangelischen Reichsstände, *daferne die so widerholt=erkannte Executions=Commission noch längern Aufschub leiden sollte*, sich genötigt sehen würden, *nach ausdrücklicher Disposition des Instrumenti Pacis, selbst=Hülffe zu verschaffen*⁴⁸. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, daß sich bereits 1749 – vor dem eigentlichen Beginn der Exekutionsmaßnahmen gegen die katholischen Fürsten – die konfessionspolitischen »Fronten« in Reich und Kreis in bezug auf Hohenlohe herauskristallisiert hatten und es somit den beiden Hauptlinien gelungen war, die sich gegenüberstehenden konfessionell orientierten Ständegruppen am Reichstag unter Hinweis auf die Bedeutung der hohenlohischen Ereignisse für den jeweiligen Konfessionsstand im Reich als Unterstützung zu gewinnen. Es hat sich gezeigt,

44 Ebd., S. 212ff. Ausführlich: *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 320ff.

45 Vgl. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 217f. sowie *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 43ff. Der Anteil am Ausschreibeamt des Fränkischen Kreises, das außerhalb der Kreistage die Angelegenheiten der Körperschaft besorgte, wechselte seit 1723 turnusgemäß alle drei Jahre zwischen Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Bayreuth. Unbeeinträchtigt von dieser Regelung blieb der Anteil Bambergs am Ausschreibeamt des Kreises. Zu den wichtigsten Aufgaben des Ausschreibeamtes gehörten die Einberufung der Kreistage, Terminierung, Ort und Zusammenstellung der Beratungspunkte sowie die Exekution der Urteile der Reichsgerichte. Vgl. *Sicken* (wie Anm. 20), S. 225f.

46 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 219f. Vgl. Drucksachen II (wie Anm. 24), Kurtzer Acten-mäßiger Unterricht . . . , Beil. 25, S. 29

47 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 295f.

48 Ebd., S. 297ff. Vgl. auch *Schauroth* (wie Anm. 8), Theil 1, S. 808ff.

daß spätestens jetzt der ursprünglich innerterritoriale Konfliktraum gesprengt worden ist und sich die Hohenloher Religionsstreitigkeiten endgültig auf die höchste Reichsebene (Kaiser und Reichstag) verlagert haben. Der jeweilige Appell an den Kaiser als Reichsoberhaupt und obersten Friedensbewahrer zeugt aber auch von ungebrochenem Vertrauen in die Möglichkeiten friedlicher Konfliktregulierung mittels intakter und dadurch respektierter kaiserlicher Autorität.

Die evangelischen Grafen Neuensteiner Hauptlinie schilderten in einem ausführlichen Bericht – zusätzlich zu den Vorstellungen des *Corpus Evangelicorum* – an den Kaiser die Situation in Hohenlohe seit 1744 und baten um den Vollzug der ausgesetzten Kommission gegen die Waldenburger Fürsten und somit um die Verwerfung des waldenburgischen Revisionsgesuchs⁴⁹. Dahingegen richtete das *Corpus Catholicorum* unter Bezugnahme auf die Eingabe des *Corpus Evangelicorum* ein ausführliches Schreiben an Kaiser Franz I., *welches bey denen Evangelischen wegen der darinn enthaltenen Sätze ein grosses Aufsehen erweckte* und in welchem der Kaiser zu nichts weniger als der Revidierung der *in der Folge dem ganzen Catholischen Wesen höchst nachtheilige Reichs=Hof=Raths=Conclusa* aufgefördert wurde. Bemerkenswert an dieser sorgfältigen und detaillierten juristischen Argumentation der katholischen Reichsstände ist vor allem die unter konkretem Bezug auf Hohenlohe betonte Rechtsposition, wonach das in Hohenlohe eingeführte katholische Exerzitium aufgrund des der Landesherrschaft zustehenden *Jus reformandi* rechtmäßig sei, sofern die durch den Konfessionsstand des Normaljahres 1624 geschützten evangelischen Untertanen in ihrer freien evangelischen Religionsausübung unbeeinträchtigt bleiben. Zudem wurden sowohl die ausgesetzte Exekutionskommission als auch die Rechtsprechung des Reichshofrates als *Schmäherung des Juris territorialis und daraus entspringenden Juris circa sacra Catholischer Landes=Herren* über ihre evangelischen Untertanen scharf zurückgewiesen. Nicht unberechtigt scheint zunächst – auch aus Sicht des *Corpus Catholicorum* – der formal-juristische Einwand, daß die waldenburgischen Untertanen mit Ausnahme Yelins, Knapps und des Konsistorialrates Meyer keine Klage wegen Religionsbedrückungen beim Reichshofrat eingereicht hätten⁵⁰.

Um diesen Einwand gegenüber dem Kaiser noch zu unterstreichen, fanden in Waldenburg und Kupferzell in Gegenwart des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und des Erbprinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst direkte Befragungen von Gericht und Bürgerschaft, die zuvor aus ihren Untertanenpflichten entlassen worden waren, zu der Frage statt, ob sie in ihrer freien evangelischen Religionsausübung behindert worden wären oder ob sie sonstige Beschwerden vorzubringen

49 Drucksachen I (wie Anm. 24), Abdruck Allerunterthänigsten Repraesentations-Schreibens An Ihro Römisch=Kaysersliche Majestät von denen sammtlich=Regierenden Herren Grafen zu Hohenloh/Neuensteinischer Linie ..., Datiert 29. September 1749.

50 Datiert 25. September 1750. Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 306ff. In einer Eingabe an den Reichshofrat vom 27. Mai 1749 hatten die Waldenburger Fürsten bereits darauf hingewiesen, daß lediglich Knapp, Yelin und Meyer wegen angeblicher Religionsbeschwerden Klage geführt hätten, nicht aber die Waldenburger Untertanen und Gemeinden. *Ders.*: Neue Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 56f. Grundsätzlich hierzu: B. v. Bonin: Die praktische Bedeutung des *ius reformandi* (= Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. von U. Stutz und J. Hecker, Bd. 1), Stuttgart 1962.

hätten. Ziel der Befragungen – so das Dekret des Fürsten Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst (1697–1759) vom 27. Oktober 1749 – war es, der »Öffentlichkeit« die Unhaltbarkeit der Neuensteiner Vorwürfe in bezug auf die Existenz von Religionsbeschwerden in den waldenburgischen Territorien zu beweisen. Den Fragenkatalog mit den dazugehörigen Protokollen, in denen – zweifellos unter herrschaftlichem Druck – übereinstimmend keine Religionsbeschwerden außer wegen der *Oster=Sache* geäußert worden waren, schickten die Waldenburger Regierungen an den Kaiser. Angehängt an die Protokolle war ein *Memoriale* der Untertanen der Ämter Waldenburg, Kupferzell, Adolzfurt und Steinbach, in dem der Kaiser gebeten wurde, die Herrschaft gegen unberechtigte Angriffe wegen angeblicher Religionsbeschwerden in Schutz zu nehmen, der *Kosten und desjenigen Land=und Leut=verderblichen Unwesens nicht zu gedencken, womit wir durch erschollene Einruckung einer Kayserl. Commission allschon bedrohet, und sehr erschrocket worden seynd*⁵¹. Ziel dieser aufwendigen herrschaftlichen Aktivitäten war es, die – vorerst nur aufgeschobene – drohende Exekutionskommission, welche die bisherigen Erfolge der waldenburgischen Rekatholisierungspolitik akut gefährdet hätte, zu verhindern und den Eindruck zu erwecken, als ob die zahlreich vorgebrachten und beim kaiserlichen Reichshofrat eingeklagten Religionsbeschwerden in Hohenlohe jeder Grundlage entbehrten.

Ein ganz anderes Bild von der Situation in Hohenlohe und dem Ausmaß der Religionsbeschwerden und -streitigkeiten zwischen 1744 und 1750 spiegelt sich hingegen in den zahlreichen Bittschriften der Gemeinden und Ämter an die Waldenburger Fürsten wieder. Die meisten der hierin vorgebrachten Beschwerdepunkte waren bereits 1740 von Neuensteiner Seite aus vorgetragen und angemahnt worden⁵². Die zusätzlich in den Bittschriften von 1749 vorgebrachten, in der Folge des Osterstreites von 1744 entstandenen Beschwerden, sind für alle waldenburgischen Teilherrschaften nahezu gleichlautend. Die wichtigsten Beschwerdepunkte sind⁵³:

51 Der Abdruck des Fragenkatalogs und der kompletten Protokolle, des angehängten *Memoriales* und eines herrschaftlichen Begleitschreibens an den Kaiser ist als Beilage (ohne Titel und nähere Bezeichnung, datiert 29. Oktober 1749) in Drucksachen I (wie Anm. 24) enthalten. Bezeichnenderweise handelt es sich bei den protokollierten Aussagen überwiegend um schillingsfürstliche Untertanen, das bartensteinische Sindringen z. B. blieb ausgeklammert.

52 In zwei Schreiben vom 3. Februar 1740 an den Senior des Gesamthauses, Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst, und an Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein hatten die evangelischen Grafen bekräftigt, daß sie sich ausdrücklich gegen die *bisherige und fernere Religions-Neuerungen und beschwerliche Veränderungen des Status Religionis contra ejus statum anni normalis protestando sollennissimè . . . Verwahren*. Sammlung (wie Anm. 10), Beil. 1, S. 1ff. bzw. Beil. 3, S. 13ff. Ausführlich hierzu: Moser: Neue Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 124ff. Bis zum Ausbruch des Osterstreites 1744 zählt Wibel (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 738ff., nicht weniger als 39 Beschwerdepunkte auf, die vor allem öffentlich abgehaltene katholische Gottesdienste, Prozessionen und Begräbnisse, die prinzipielle Bevorzugung meist landfremder Katholiken, die zunehmende Übergehung des gemeinschaftlichen waldenburgischen Konsistoriums und die Vernachlässigung der Kirchen- und Schulvisitationen sowie die Errichtung von Hospitien für Franziskaner (Schillingsfürst) und Kapuziner (Bartenstein) zum Gegenstand hatten.

53 In Drucksachen II (wie Ajb A24), Abdruck einiger vorläufiger Acten-Stücke . . . sind zahlreiche Zeitschriften abgedruckt. Zweifellos schien nun – nach der angedrohten Exekutionskommission – die Wahrscheinlichkeit größer auf diesem Wege wenigstens eine teilweise Abstellung der Religionsbeschwerden zu erreichen. Vgl. ebd.:

- Die Veränderung des Termins der jährlichen Buß- und Dankfeste, wodurch die Konformität des evangelischen Kirchenwesens in Hohenlohe aufgehoben wird.
- Die Annahme und Präsentation der Pfarrer durch katholische Räte unter Umgehung des Konsistoriums.
- Die Aufhebung des gemeinschaftlich waldenburgischen Konsistoriums in Öhringen und dessen *sehr nachtheilige Translocation* nach Pfedelbach.
- Seit der Absetzung des Obersuperintendenten Knapp unterbleiben die nötigen Kirchen- und Schulvisitationen.
- Die sogenannte »Terminierung« durch die Franziskaner von Kupferzell, die zweimal jährlich von Haus zu Haus gehen und um Nahrungsmittel bitten.

Um die Betrachtung der Entwicklung der hohenlohischen Religionsstreitigkeiten zwischen 1744 und 1750 abzuschließen und um das beachtliche Interesse an diesen Ereignissen auch außerhalb Hohenlohes aufzuzeigen, soll exemplarisch hierfür ein Bericht der Bayreuther Zeitung aus Regensburg, wo der Erbprinz von Hohenlohe-Schillingsfürst den Druck einer neuen Streitschrift in Auftrag gab, stehen: *In dieser Schrift wird gedachter Pfarrer (Yelin) wieder mit angreiflichen Praedicatis und Anschuldigungen belegt, welche zum Theil recht lächerlich sind. Hochgedachter Prinz hat, dem Vernehmen nach, gute Hoffnung, daß Status Catholici dem Fürstlichen Waldenburgischen Hauß von Hohenlohe, zu Fortführung des = das gantze Catholische Religionswesen betreffen sollenden Processus ein Adjuto von einem Römer=Monath de potiori bewilligen werden*⁵⁴.

Die Hohenlohischen Auseinandersetzungen und der fränkische Kreis

Ziel dieses Abschnitts kann es nicht sein, Stellung und Bedeutung des Fränkischen Reichskreises in der Geschichte des Alten Reiches darzustellen und zu würdigen. Zum besseren Verständnis der Probleme, die sich durch die Weiterführung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten auf Kreisebene ergaben und die, verschärft noch durch die konfessionellen Gegensätze im Kreis und das Ringen zwischen den brandenburgischen Markgrafen und dem Hochstift Bamberg um die Hegemonie im Raum der *territoria inclausa et mixta*⁵⁵, welche Politik und Zusammenleben des Kreises um die Mitte des 18. Jahrhunderts nachhaltig beeinflussten – eine Tatsache, die in erster Linie in den Beratungen der Kreistage der späten 1740er Jahre zum Ausdruck kommt –, ist es jedoch erforderlich, im Folgenden den Fränkischen Reichskreis einleitend zu skizzieren.

1. Bittschriften der Sindringer Bürgerschaft, datiert 7. Oktober 1749, Beil. VII, S. 57ff.

2. Bittschrift des Amts Öhrenthal, datiert 5. November 1749, Beil. IV, S. 51. Auflistung der Religionsbeschwerden vom 8. Dezember 1749, Beil. V, S. 52f.

3. Bittschrift des Amts Adolzfurt, datiert 20. November 1749, Beil. VI, S. 53f.

Auskunft über weitere Religionsbeschwerden in Hohenlohe Schillingsfürst gibt der ausführliche Bericht des ansbachischen Verwalters Johann Friedrich Zehler zu Sulz an seinen Landesherrn vom 22. Juni 1750. Vgl. auch *Wibel* (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 743.

54 Extrakt der Bayreuther Zeitung Nr. 42 vom 7. April 1750. Drucksachen II (wie Anm. 24), Contre-Avis au Lecteur, Beil. 1, S. 21.

55 *Sicken* (wie Anm. 20), S. 225.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sich die Kreise in zunehmendem Maße verselbständigt und waren durch die Übernahme wichtiger staatlicher Funktionen (Polizeiwesen, Münzwesen, Wirtschaftsordnung und vor allem die Stellung von Kreiskontingenten für das Reichsheer) »wichtige Glieder der Reichsverfassung und Träger einer gewissen Reichsverwaltung sowie für einige Bereiche Selbstverwaltungskörper geworden«⁵⁶. Gerade der in hohem Maße aktive und gut funktionierende Fränkische Kreis, getragen von einem (relativen) Gleichgewicht der Kräfte, das sich nicht zuletzt in seiner inneren Ordnung und Organisation widerspiegelte, nahm eine herausragende Stellung in Hinsicht auf die Kreisverfassung des Reiches ein. Die Zahl seiner Stände und Stimmen blieb bis zum Ende des Alten Reiches nahezu unverändert. Auf dem Kreistag verfügte jeder für ein reichsfreies Territorium inkorporierte Stand über Sitz und Stimme, wobei die Stimmen gleichwertig waren. Eingeteilt war der Kreiskonvent in vier Kurien (oder Bänke). Den Vorsitz auf der Grafenbank führte der Senior der Neuensteiner Hauptlinie. Dieser Einteilung kam jedoch eine relativ geringe Bedeutung zu, da im Konvent *viritim*, das heißt nach Einzelstimmen, abgestimmt wurde⁵⁷. Der jahrzehntelange Kampf um die Vorherrschaft, der sich an den Rechten und Befugnissen des Ausschreibeamtes und des Direktoriums zwischen den brandenburgischen Markgrafen und Bamberg entzündet hatte und sowohl durch die konfessionellen Gegensätze als auch die Parteinahme Österreichs und Preußens noch verschärft wurde, bestimmte im 18. Jahrhundert wesentlich die Politik des Kreises. Aufgrund der lange tagenden (zwischen 1741 und 1748 fast ohne Unterbrechung) Kreiskonvente hatte das Bamberger Direktorium zeitweilig ein starkes Übergewicht erlangt, da in dieser Zeit dem Ausschreibeamt *de facto* keine Bedeutung zukam. Der Bischof von Bamberg als Kreisdirektor führte den gesamten Schriftverkehr, in Bamberg waren die »Kreiskanzlei« und das »Kreisarchiv«, wohingegen der »Kreiskonvent« normalerweise in Nürnberg, wo sich auch die »Kreiskasse« befand, tagte⁵⁸. Die brandenburgischen Markgrafen versuchten immer wieder vergebens, ein *Con-Direktorium* auf den Kreistagen durchzusetzen, um auf diesem Wege die dominante Stellung des Hochstifts Bamberg im Kreis zu beschneiden. Außer Acht gelassen wurde hierbei jedoch die politische Krätekongstellation im Reich, welche sowohl die Stifte als auch die zahlreichen Kleinterritorien zwang, sich zur Sicherung ihrer Existenz eng an das Reichsoberhaupt anzulehnen. Der Angriff auf die Bamberger Position scheiterte trotz zeitweiliger Unterstützung durch Preußen und das *Corpus Evangelicorum* Mitte des 18. Jahrhunderts an dem entschlossenen Beistand, den der Kaiser und auch die katholischen Reichsstände dem Hochstift leisteten⁵⁹. Es darf

56 *Endres* (wie Anm. 20), S. 173.

57 Vgl. *Sicken* (wie Anm. 20), S. 124ff.

58 *Endres*, (wie Anm. 20), S. 175f.

59 *Sicken* (wie Anm. 20), S. 229 und S. 233. Zur Kreispolitik des Hochstifts Bamberg vgl. auch *H. J. Berbig*: Das Kaiserliche Hochstift Bamberg vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisation (= Beiträge zur Gesch. der Reichskirche in der Neuzeit H. 5 und 6), 2 Teile, Wiesbaden 1976, besonders Teil 2, S. 116ff.

jedoch nicht übersehen werden, daß – ungeachtet dieser Konflikte – letztendlich doch der Zwang zu Kooperation im Fränkischen Kreis angesichts der beschränkten Machtmittel der Territorien und der ungeschlossenen Grenzen stärker war als die Tendenzen zu konfessioneller Separierung.

Der Österreichische Erbfolgekrieg, in dem die Vorderen Reichskreise neutral geblieben waren, und der dominierende österreichisch-preußische Dualismus im Reich hatten gezeigt, welche Bedeutung dem fränkischen Raum als politischem Spannungsfeld stark divergierender Interessen zukam. Dies verdeutlichen auch die Versuche Preußens, über Erbverträge mit den brandenburgischen Häusern in Franken Fuß zu fassen, um so möglicherweise ein Übergewicht in diesem zentralen Raum, von dem aus unter Umständen sogar die habsburgische Position in Böhmen zu erschüttern gewesen wäre, zu erreichen⁶⁰. »Der Fränkische Kreis sah sich infolge seiner unterschiedlichen politischen und konfessionellen Orientierung durch den sich entwickelnden Dualismus Österreich–Preußen besonders intensiven Belastungen ausgesetzt«, so zusammenfassend Winfried Dotzauer⁶¹.

Am Beispiel der Hohenloher Religionsstreitigkeiten und der in ihrer Folge entstandenen weiteren Konflikte wird deutlich, wie sensibel der Fränkische Kreis auf konfessionell motivierte Auseinandersetzungen reagierte. Die Ausdehnung des Konfliktes auf die Kreisebene fiel in eine Zeit, in der das Ringen um die Vormachtstellung im Kreis auf seinem Höhepunkt stand und zeitweilig sogar eine konfessionelle Spaltung des Kreises befürchten ließ. Seit Bestehen der Kreisverfassung hatte das Haus Hohenlohe zwei Stimmen auf dem Kreistag geführt (eine für jede Hauptlinie), die bis 1745 – unberührt von der Konversion von 1667 – immer und dem *Herkommen* gemäß *Pro Votis Evangelicis gehalten und tractiret* worden sind⁶². Mit dem offenen Ausbruch der Hohenloher Religionsstreitigkeiten anlässlich des Osterstreits von 1744 *wird auch besonders das Hohenlohe-Waldenburgische Crayß=Votum mit einer Catholischen Gesandtschaft neuerlichst zu bestellen in Anno 1745. unternommen*. Auf dem am 26. Februar 1745 wegen der unsicheren politischen Lage in Schweinfurt von dem bambergischen Direktorial-Gesandten von Hebenanz wiedereröffneten Kreistag war das waldenburgische Votum der Bambergischen *als Einer Catholischen Gesandtschaft, per modum Commissionis, gegen alles vorige Herkommen übertragen worden*⁶³. Der evangelische Senior protestierte daraufhin gegen diese Stimmübertragung bei dem Senior des Gesamthauses, Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst. Hierbei werden die Argumente der

60 Vgl. Hofmann: Reichskreis und Kreisassoziation (wie Anm. 20), S. 405f. Zur preußischen Erbfolge in Franken: Endres, Die Erbabreden zwischen Preußen und den fränkischen Markgrafen im 18. Jahrhundert. In: JffL 25 (1965), S. 43–87. Zur Bedeutung des fränkischen Raumes im Kalkül der preußischen Reichspolitik vgl. den Sammelband von H. Duchardt (Hrsg.): Friedrich d. Gr., Franken und das Reich (= Bayreuther Hist. Kolloquien Bd. 1), Köln-Wien 1986.

61 Dotzauer (wie Anm. 20) S. 169. Die erstmalige Übertragung des waldenburgischen Kreisvotums auf Bamberg erfolgte bereits 1745 und nicht erst 1752. Vgl. ebd., S. 171f.

62 Drucksachen I (wie Anm. 24), In denen Reichs=Gesetzen ... S. 4.

63 Ebd., S. 5

Neuensteiner Seite, die dann in den Auseinandersetzungen des Kreistages eine wesentliche Rolle spielen sollten, deutlich⁶⁴:

1. Die Stimmübertragung widerspricht dem auf dem letzten Fränkischen Grafentag in Künzelsau zwischen dem Gesamthaus Hohenlohe und sämtlichen reichsgräflichen fränkischen Häusern abgeschlossenen Rezeß vom 21. Juni 1743, in dem vereinbart worden war, *daß die Vertretung eines von den Hohenlohischen Votis, füröhin bey denen Crayß=Tägen niemand anders, als einem in alleinigen Reichs=gräflichen würcklichen Diensten und Pflichten stehenden Rath aufgetragen und überlassen werden solle.*
2. Gewarnt wird vor möglichen Auseinandersetzungen beim Kreis selbst und im fränkischen Reichsgrafenkollegium. Zweifellos befürchtete die Neuensteiner Hauptlinie negative Konsequenzen für ihre Führungsrolle sowohl im Reichsgrafenkollegium als auch für den Vorsitz auf der Grafenbank des Kreistages.
3. Verwiesen wird darauf, daß *alle solche Vota überhaupt auf denen Fürstenthümern, Graffschafften und Landen eigentlich radiciret seynd und haften; Also auch selbige, nach der kundbaren und ohnstrittigen allgemeinen Praxi, Observanz und Principiis im Reich (wie besonders auch die neue illustre Exempla von Chur=Sachsen, Braunschweig=Wolffenbüttel, Würtemberg und andere bekannt) durch Derselben Religion zugethane Rätthe und Gesandten zu vertreten werden seynd, und respective würcklich auch noch vertreten werden.*

Deutlich erkennbar wird die Absicht der Neuensteiner Hauptlinie, den evangelischen Status von Haus und Grafschaft aufrechtzuerhalten und in jedem Fall eine Separierung der waldenburgischen Teilherrschaften zu verhindern. Dieses Bemühen geht auch aus der Instruktion des Neuensteinischen gemeinschaftlichen Kreisgesandten Gottlieb Fischer vom 26. März 1745 hervor, in der dieser angewiesen wird, dem Kreistag den Neuensteiner Protest gegen die Stimmübertragung vorzutragen mit dem Ziel, *alles besorgliche Praejudiz und Nachtheil hierunter sorgfältigst abzuwenden*⁶⁵.

Die Bedeutung und die Tragweite der konfessionellen Gegensätze innerhalb des Kreistages treten in dem Kreistagsprotokoll vom 9. Juli 1745 offen zu Tage⁶⁶. Nachdem Fischer dem Kreiskonvent den Neuensteiner Protest in Verbindung mit dem Vorwurf an die Waldenburger Fürsten, seit der Standeserhöhung von 1744 gezielt Konflikte zu verursachen, um sich mehr und mehr von dem hohenlohischen Gesamthaus separieren zu können, vorgetragen hatte, gab Brandenburg-Ansbach (bereits vorab informiert) zu Protokoll, daß man unter diesen Umständen weder die Stimmübertragung noch eine eigene katholische Gesandtschaft der Walden-

64 Datiert 19. März 1745. Ebd., Beil. D, S. 8ff. Zu der Frage des konfessionellen Charakters des Fränkischen Reichsgrafenkollegiums wurde noch um 1780 von Karl Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Johann Valentin Jörg eine Streitschrift unter dem Titel *Vollstaendiger geschicht- und actenmässiger Gegenbeweis, dass das fränkische Reichs-Grafen=kollegium weder auf dem allgemeinen Reichsconvente . . . noch zu Reichsdeputationen unter Staenden A. C. zugezogen worden* (o. O.) veröffentlicht.

65 Drucksachen I (wie Anm. 24), In denen Reichs=Gesetzen . . . Beil. E, S. 10ff. Das Neuensteiner Pro Memoria wurde auf dem Kreiskonvent von Fischer verlesen, übergeben und später veröffentlicht. Vgl. ebd., Beil. F, S. 12ff.

66 Ebd., Beil. G, S. 14f.

burger Fürsten akzeptieren könne. Man forderte die Suspension des Waldenburger Votums *bis allenfalls diese Sache à Caesare & Imperio in Comitibus, als wohin sie nach dem Instrumento Pacis gehörig, ausgemacht seye*. Diesem Standpunkt schlossen sich die anderen evangelischen Gesandtschaften an, während Bamberg als Direktorium mit den übrigen katholischen Gesandtschaften unter der Begründung, es handle sich bei der Waldenburger Stimmübertragung weder um eine Religions- noch Kreissache, sondern um eine reine Hausangelegenheit, Protest gegen diese *plötzliche völlige Zerrüttung* des Kreistages einlegte.

Letztendlich sollte jedoch der von zahlreichen publizistischen Auseinandersetzungen begleitete Protest gegen die Waldenburger Stimmübertragung auf Bamberg wirkungslos bleiben. Tatsächlich ging es bei den geschilderten Auseinandersetzungen auf dem Kreiskonvent weniger um das Haus Hohenlohe – zumindest aus Ansbacher Sicht – als um das Stimmenverhältnis unter den Kreisständen, in erster Linie jedoch darum, eine zusätzliche Stärkung des Bamberger Direktoriums, auf das häufig mehrere Voten übertragen wurden, wodurch sich sein Einfluß auf die Entscheidung und die Politik des Kreises noch weiter verstärkte, und der katholischen »Partei« auf dem Kreistag zu verhindern⁶⁷.

1747 gelang der Waldenburger Hauptlinie schließlich auch der Übergang auf die weltliche Fürstenbank des Fränkischen Kreises. Der Übergang mit Sitz und Stimme wurde unter dem Vorbehalt gebilligt, daß den *Hochgräflich=Hohenlohe=Neuensteinischen, mit Waldenburg habenden innern Hauß=Verträgen und Compactatis, hierdurch keinen Abbruch gethan, sondern beeden hohen Theilen anheim gestellt haben, sich darinnen Freund=Vetterlich miteinander zu vereinigen und zu beruhigen*. Nachdem die Bezahlung des neuen fürstlichen Kreismatrikelanschlages zugesichert worden war, wurde die Aufnahme auf die Fürstenbank der Kreisversammlung umgehend bekannt gegeben⁶⁸. Im Zuge der einseitigen Exekution des kreisausschreibenden Markgrafen von Brandenburg-Ansbach wegen der waldenburgischen Religionsbeschwerden in Hohenlohe sollte es wenige Jahre später noch zu heftigen Auseinandersetzungen im Kreis kommen.

Um ein möglichst geschlossenes Bild von den Streitigkeiten in Hohenlohe zu erhalten, ist es abschließend hierzu erforderlich, den Konflikt zwischen den beiden Hauptlinien wegen des Empfangs der hohenlohischen Reichslehen an dieser Stelle in Kürze nachzutragen.

Der Hohenlohische Lehensadministrationsrezeß von 1703 hatte festgestellt, daß – wie früher – der Senior des Gesamthauses um die Entgegennahme der hohenlohischen Reichslehen beim Kaiser einzukommen hat⁶⁹. Zwischen 1614 und 1703 hatte

67 *Sicken* (wie Anm. 20), S. 165. Auch in der Folgezeit wurde das waldenburgische Kreisvotum des öfteren von einem katholischen Gesandten geführt, was immer wieder zu Auseinandersetzungen – vor allem auf publizistischer Ebene – Anlaß gab. Vgl. *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 30.

68 Protokoll des Kreiskonvents in Nürnberg vom 27. April 1747. Drucksachen I (wie Anm. 24) In factio et Jure ..., Beil. Uu, S. 48 ff.

69 Abdruck bei *Bechstein* (wie Anm. 1), S. 106–112. Als 1715 das Seniorat erstmals seit der Konversion von 1667 an einen katholischen Grafen (Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst) gelangte, wurde auf einer gemeinsamen Hauskonferenz im sog. Kupferzeller Konferenzprotokoll vom 19. September 1715 zur Vermeidung von konfessionellen Streitigkeiten bei die ganze Grafschaft betreffenden Kirchen-

der jeweilige Senior der beiden Hauptlinien gesondert die Reichslehen empfangen, da man der Ansicht war, sich hierdurch besser gegen die Unterstellung unter ein fremdes Gericht wehren zu können⁷⁰. Mit dem Tod Karls VII. 1745 und der dadurch notwendig gewordenen Neu belehnung des Hauses Hohenlohe begannen die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Hauptlinien, da der Senior des Gesamthauses, Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst, aus der 1744 erfolgten Standeserhebung ein Recht der Waldenburger Hauptlinie auf eine separate Belehnung abzuleiten suchte und somit das Senioratsprinzip und die Zusammengehörigkeit des Hauses Hohenlohe in Frage stellte.

Im Rahmen dieser Streitigkeiten verwies die Neuensteiner Hauptlinie in ihrer Argumentation in erster Linie auf die zahlreichen Beispiele altgräflicher Häuser (Nassau, Fürstenberg, Öttingen), bei denen einzelne Linien gefürstet worden waren und die dennoch ihre Lehen gemeinsam empfangen und bei denen *die gemeinsamen Vollmachten derer Seniorum & investiendorum ohne Unterschied des Fürstlichen oder Gräflichen Standes jedes Hauses / bis jetzo noch juxta Senium physicum, ausgefertigt / unterschrieben und besiegelt werden*⁷¹.

Nachdem sich die Neuensteiner Hauptlinie an den kaiserlichen Reichshofrat als »höchste Reichs=Lehens=Curia« gewandt hatte, ergingen 1746/47 nicht weniger als vier Conclusa in dieser Angelegenheit.

Letztendlich verwarf der Reichshofrat die gewünschte Waldenburger Separatbelehnung und forderte Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst auf, die in üblicher Form abgefaßten und von allen hohenlohischen Agnaten unterzeichneten Vollmachten innerhalb von zwei Monaten einzureichen, da sonst die Entgegennahme der Reichslehen an den (evangelischen) Subsenior delegiert werden würde⁷².

Die hauptsächliche Bedeutung der Streitigkeiten wegen des Empfangs der hohenlohischen Reichslehen ist in der Erkenntnis zu sehen, daß der Reichshofrat keinesfalls gewillt war, die waldenburgischen Versuche, sich in verschiedenen Bereichen von den Verpflichtungen gegenüber dem Gesamthaus und dessen Verfassung zu lösen, zu tolerieren oder gar zu unterstützen. Festzuhalten bleibt, daß nicht zuletzt mit diesem Urteil eine durchaus im Bereich des Möglichen

angelegenheiten die zusätzliche Einsetzung eines evangelischen Seniors (Christian Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen) festgelegt, dessen Aufgaben in der Erledigung von *Religions= und Pfarr=Sachen an und vor sich selbst* bestanden, während dem katholischen Senior die finanziellen Aufgaben d. h. die Verwaltung der Lehnkasse verblieben. *Knapp: Lacrymae* (wie Anm. 7), S. 359ff.

70 Unter Bezug auf das kaiserliche Hofgericht in Rottweil. In diesem Zusammenhang stellte sich die Frage nach der uneingeschränkten Landeshoheit über die verliehenen Reichslehen. Vgl. Drucksachen I (wie Anm. 24), In factu et Jure ..., S. 6ff. Zu Recht, Charakter und Problematik der Reichslehen: *R. Freiherr von Schönberg: Das Recht der Reichslehen im 18. Jahrhundert (= Studien und Quellen zur Gesch. des deut. Verfassungsrechts, Reihe A Studien Bd. 10)*, 1977.

71 Drucksachen I (wie Anm. 24), In factu et Jure ..., S. 42.

72 Ebd., S. 31f. Abdruck der Conclusa ebd.:

1. Conclusum vom 28. September 1746, Beil. Qq, S. 43.

2. Conclusum vom 9. Dezember 1746, Beil. Rr, S. 44.

3. Conclusum vom 17. April 1747, Beil. Ss, S. 44ff.

4. Conclusum vom 19. Dezember 1747, Beil. A, S. 1ff.

gelegene Trennung der hohenlohischen Hauptlinien von der Idee der rechtlichen und ideellen Einheit des Hauses – zumindest vorläufig – abgewendet wurde.

*Bedeutung und Auswirkungen der Brandenburg-Ansbachischen Exekution
in den waldenburgischen Territorien 1750*

Die Hohenlohische Religions=*Händel* kamen endlich dieses Jahr zu einem überaus eclatanten Ausbruch, konstatiert Johann Jacob Moser in seiner Zusammenfassung der Ereignisse in und um Hohenlohe 1750⁷³. Diese Feststellung gewinnt in starkem Maße an Bedeutung angesichts der Tatsache, daß sich die großen Reichsstände zunehmend in diesem Konflikt engagierten und somit den Hohenloher Religionsstreitigkeiten eine Dimension und Tragweite verliehen, die *Teutschland mit einem gefährlichen Ungewitter* zu bedrohen in der Lage waren⁷⁴.

In diesem Zusammenhang sind nicht zuletzt die von der Literatur weitgehend vernachlässigten Aktivitäten der großen katholischen Reichsstände, die geschlossen für die Waldenburger Fürsten Partei genommen hatten, zu beachten. Unter Bezugnahme auf das Schreiben des *Corpus Catholicorum* an den Kaiser vom 25. September 1749, in dem die Zulassung der Waldenburger Revision gefordert worden war, verzeichnet das Reichshofratsprotokoll bis Anfang 1750 die gleichlautenden Vorstellungen der großen katholischen Reichsstände wie der Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, Bayern und der Pfalz zugunsten der Waldenburger Hauptlinie. Exemplarisch für Form und Argumentation der katholischen Reichsstände mag *in eadem* die *Intercessional-Vorstellung und Bitte* des Mainzer Kurfürsten stehen⁷⁵: *pro Commissionem Executorialem Dominis Directoribus Circuli Franconici cum clausula, conjunctim & seorsim demandatam clementissime rescindendo, & Impetratos Dominos Principes ab Hohenlohe ad audientiam petiti remedii supplicationis admittendo, de caetero etiam jus circa sacra Catholicis Dominis Territorialibus in subditos Augustanae Confessionis competens gratiosissime manutendo.*

Die Situation auf Reichsebene spitzte sich weiter zu, als das *Corpus Evangelicorum* am 29. April 1750 beschloß, dem kreisausschreibenden Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1729–1757) die ausgesetzte Exekution des Reichshofratsconclusums vom 13. September 1748 tatsächlich zum umgehenden Vollzug zu übertragen und diesem *biß zu gänzlicher Vollstreckung dieser Restitutions=Execution auf das schleunigste und nachdrücklichste zu assistiren*. Begründet wird *dergleichen Selbst=Hülffe als ein Remedium subsidiarium, wider solcherley unstatthafte Executions=Verzüge*, abgeleitet aus den reichsverfassungsmäßigen Bestimmungen der Westfälischen Friedensordnung. Die Notwendigkeit,

73 *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 53.

74 *Ders.*, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 66.

75 Extrakt des Reichshofratsprotokolls vom 9. Juni 1750. Aus dem Fränkischen Kreis ist neben den Bistümern Bamberg, Würzburg und Eichstätt der Fürst von Schwarzenberg angeführt. Vgl. *Ders.*, Neue Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 61 ff. sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 329 ff.

dieses Selbsthilfeprinzip zum gegenwärtigen Zeitpunkt und in dieser Angelegenheit zur Anwendung zu bringen, ergab sich für das Corpus Evangelicorum angesichts der *Intercessionales* hoher katholischer Reichsstände beim Kaiser zugunsten der beklagten Waldenburger Fürsten zum einen in Anbetracht von deren Bereitschaft, den Waldenburgern *durch eigene Geld=Hülffen in der Sache zu statten zu kommen, und solchergestalt causam communem zu machen* und zum anderen aus den besonderen Verpflichtungen des Corpus Evangelicorum in Hohenlohe, bedingt durch die 1723 ausgesprochene förmliche Garantieerklärung für den Pfedelbacher Sukzessionsrezeß⁷⁶. Das Corpus Evangelicorum teilte dem Kaiser seinen Beschluß in bezug auf Hohenlohe mit und rechtfertigte in ausführlicher Form das von ihm in Anspruch genommene Selbsthilfeprinzip als durch eine Ausnahmesituation bedingt und ließ erkennen, daß hierdurch kaiserliche Rechte in keinsten Weise eine Beeinträchtigung erfahren sollten⁷⁷.

Am 13. Mai 1750 beauftragte das Corpus Evangelicorum die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth mit der Durchführung der beschlossenen Exekutionskommission in Hohenlohe – beide Markgrafen erklärten sich zur Durchführung beziehungsweise Assistenz bereit⁷⁸. Der kreisausschreibende Markgraf von Brandenburg-Ansbach gab den Waldenburger Fürsten den Beschluß des Corpus Evangelicorum, den Vollzug der Exekution betreffend, bekannt und forderte sie auf, durch sofortige Befolgung aller kaiserlichen Verfügungen der letzten Jahre und generelle Abstellung sämtlicher Religionsbeschwerden innerhalb von zehn Tagen die Exekution zu vermeiden⁷⁹. Die Waldenburger Fürsten protestierten hierauf sowohl bei der ansbachischen Regierung gegen diese Einnischung in »innere Angelegenheiten«, in denen nur der Kaiser selbst als Richter fungieren könne, und durch Hohenlohe-Schillingsfürst beim Regensburger Reichstag⁸⁰. Auf Kreisebene appellierte der Bischof von Bamberg am 31. Mai 1750 an Ansbach, die ohnehin bereits schwierige Situation im Kreis durch den Vollzug der Exekution nicht weiter zu komplizieren, und wies vor allem darauf hin, *wie nachtheilig endlich Unsere selbstige vorzügliche Crays=Ausschreibamtliche Gerechtsamen* (durch die einseitige Exekution) *betreten werden*⁸¹. In ähnlicher Weise äußerte sich auch Kurfürst Clemens August von

76 Die Garantieerklärung des Corpus Evangelicorum für den Pfedelbacher Sukzessionsrezeß war jedoch vom Kaiser für ungültig erklärt worden, da es sich hierbei um einen verfassungswidrigen Eingriff in die kaiserlichen Rechte gehandelt hätte. Moser, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 66ff. (vgl. Anm. 9). Zu den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach: G. Schuhmann: Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Eine Bilddokumentation zur Geschichte der Hohenzollern in Franken (= Jahrbuch des Hist. Vereins für Mittelfranken Bd. 90), Ansbach 1980.

77 Datiert 13. Mai 1750. Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 74ff.

78 Ebd., S. 527ff. Die Beantwortung des Requisitionsschreibens erfolgte durch Ansbach am 20. Mai und Bayreuth am 21. Mai 1750. Ebd., S. 531ff. Im Gegensatz zu Moser berichtet Schauroth (wie Anm. 8), Theil I, S. 825, davon, daß auch der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach auf das Schreiben geantwortet habe.

79 Datiert 22. Mai 1750. Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 536ff.

80 Ebd., S. 188ff. Beide Schreiben sind datiert 27. Mai 1750.

81 Ebd., S. 387ff.

Köln, *qua Teutschmeister* ebenfalls fränkischer Kreisstand, und warnte den Markgrafen davor, *was dadurch für eine Zerrüttung in dem Fränckischen Crayß so wohl, als gantzen Römischen Reich* sich ergeben würde⁸².

Ungeachtet des Bamberger Einspruchs teilte dagegen der Markgraf von Ansbach in einem *Crayß=Ausschreib=Amtlichen Circulare* den Kreisständen die Übernahme der Hohenlohischen Exekution im Auftrag des *Corpus Evangelicorum* mit⁸³.

Am 8. Juni 1750 bat das *Corpus Evangelicorum* in nahezu gleichlautenden sogenannten Requisitionsschreiben Preußen, England, Schweden und Sachsen-Gotha um ihre Unterstützung bei der bevorstehenden Exekutionskommission in Hohenlohe, notfalls mit militärischen Mitteln, was dann auch zugesichert wurde⁸⁴. Am 10. Juni 1750 erteilte der Markgraf von Brandenburg-Ansbach der Exekutions- und Restitutionskommission ihre Vollmacht und wies die Kommission – bestehend aus zwei ansbachischen Regierungsbeamten und einem Sekretär – an, *die Euch aufgetragene würckliche Restitution allen Falls, und wo es die äusserste Nothdurfft erfordern sollte, manu forti bewürcken, und, in nicht verhoffendem Fall, bey etwan sich ergebender Opposition, oder gar tentirenden militärischen Gewalt, diese mit der bey Handen habenden Gegen=Gewalt abreiben*. Aufgabe der nach Öhringen entsandten Kommission, deren Legitimität als Exekutivorgan des Kaisers und des kaiserlichen Reichshofrates in der Instruktion besonders betont und hervorgehoben wurde, war es, das bis 1745 in Öhringen bestehende gemeinschaftlich waldenburgische Konsistorium mit dem suspendierten Obersuperintendenten Knapp und dem Konsistorialrat Meyer zu restituieren, in Sindringen den Pfarrer Yelin unter Ersetzung aller ihm entstandenen Kosten und Schäden wieder in sein Amt einzusetzen und im übrigen die Abstellung sämtlicher Religionsbeschwerden in Hohenlohe zu betreiben und dieses nicht eher zu verlassen, *bis solche Restitutio ad praescriptam normam Conclusorum devinitivorum würcklichen und in der That geschehen, und vollzogen worden*⁸⁵.

Mit dem Schreiben vom 12. Juni 1750 wurden die drei Waldenburger Fürsten und der evangelische Senior, Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim, aufgefordert, zu der Eröffnung der Exekutionskommission am 22. Juni 1750 in Öhringen *genugsam legitimierte Rätthe* zu schicken⁸⁶. Ungeachtet der Tatsache, daß die waldenburgischen Regierungen keine Bevollmächtigten nach Öhringen entsandt hatten, wurde das ehemalige gemeinschaftlich waldenburgische Konsistorium in

82 Datiert 11. Juni 1750. Ebd., S. 412ff.

83 Datiert 6. Juni 1750. *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 378ff.

84 *Schauröth* (wie Anm. 8), Theil 1, S. 830ff. Zu den Hilfsversprechen von England und Schweden vgl. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 545ff. Zu Preußen und Sachsen-Gotha vgl. ebd., Bd. 2, S. 311f.

85 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 408ff. Vgl. auch die ausführliche Instruktion für die ansbachische Kommission, ebenfalls datiert 10. Juni 1750. Ebd., Bd. 2, S. 37ff.

86 Ebd., Bd. 1, S. 415ff. Entgegen der Darstellung Schochs ist die Kommission spätestens am 12. Juni 1750 in Öhringen eingetroffen. Am 22. Juni begann die Kommission mit ihrer Tätigkeit auf dem gemeinschaftlichen Rathaus der Stadt. Vgl. die Kommissionsprotokolle vom 22. und 27. Juni 1750, abgedruckt ebd., Bd. 2, S. 46ff. Vgl. dagegen *Schoch*: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 331.

seiner früheren Besetzung und im Beisein zahlreicher Pfarrer und Schuldiener feierlich restituiert und die waldenburgischen Kirchenbediensteten angewiesen, nur den Verordnungen des Öhringer Konsistoriums Folge zu leisten. Zugleich wies die Exekutionskommission die waldenburgischen weltlichen Ämter an, die Rechte und die Verordnungen des Konsistoriums gemäß der Pfedelbachischen Konsistorialordnung zu beachten und befahl den fürstlichen Kassen, sowohl dem Konsistorium die rückständige Besoldung als auch der Exekutionskommission die bislang entstandenen Kosten umgehend zu erstatten⁸⁷. Am 2. Juli 1750 erfolgte auf dem Sindringer Rathaus auch die Restitution des Pfarrers Yelin durch die ansbachische Kommission⁸⁸. Der feierliche Schlußakt der Kommission in Öhringen am 7. Juli 1750 brachte in erster Linie die Wiedereinsetzung Johann Jacob Knapps in die waldenburgische Obersuperintendentur mit sich⁸⁹. Bereits am Abreisetag der Kommission, dem 9. Juli 1750, erließ Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst ein Dekret an die schillingsfürstlichen Pfarrer, in dem diesen befohlen wurde, die Anordnungen des durch die unrechtmäßige Exekutionskommission wiedererrichteten Öhringer Konsistoriums nicht zu befolgen. Begründet wurde diese Anordnung mit der durch die Kommission erfolgten Verletzung der Landeshoheit eines reichsunmittelbaren Landesherrn, dessen Status und Selbstverständnis nachdrücklich definiert wurden: *Serenissimus aber ein= wie allemahl, in Krafft und Folge Dero Gewissens=, als übrigen Teutschen Freyheit, denen dagegen aufhabenden theuren Pflichten nach, der Ihrigen dißfallsigen Überweisung keinen Richter, noch Gesetze, noch Ordnung, noch Befehl, über und bey sich erkennen mögen, als den Kayser und die allgemeine des Reichs Rechte und Gesetze und Ordnungen, und dieses nicht mehr noch weniger, als alle andere Dero höchst= und hohe Mit-Stände cujuscunque Religionis*⁹⁰.

Von besonderem Interesse müssen in diesem Zusammenhang die Reaktionen auf die vom Corpus Evangelicorum angeordnete und von dem Ansbacher Markgrafen durchgeführte Exekutionskommission in Öhringen sowohl auf Reichs- als auch auf Kreisebene sein. Im Fränkischen Kreis setzte als Folge dieser ersten Exekution in Hohenlohe eine rege diplomatische Tätigkeit zwischen den Kreisständen – meist als Reaktion auf die ansbachischen Kreisrundschriften – ein, die erkennen läßt, wie stark die konfessionellen und politischen Spannungen, symbolisiert durch die Gegenpole Ansbach und Bamberg, den Kreis beherrschten und zeitweilig in seiner Beschluß- und Handlungsfähigkeit nahezu lahmzulegen drohten. Die Darstellung der folgenden Ereignisse in und um Hohenlohe muß sich jedoch auf die Aktivitäten und Auseinandersetzungen der »Hauptakteure« Kaiser und Corpus Evangelicorum sowie auf Kreisebene Ansbach und Bamberg beschränken.

87 Vgl. Kommissionsprotokoll vom 30. Juni 1750. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 159ff.

88 »Commissions=Protocoll über die Restitution des Pfarrer Yelins zu Syndringen«, ebd., S. 176ff.

89 Ebd., S. 254ff. sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 394ff. Vgl. auch den ausführlichen Schlußbericht der Exekutionskommission an den Markgrafen vom 13. Juli 1750. *Moser*, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 619ff.

90 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 726ff.

Zu Beginn der Exekution forderte zunächst der Kaiser in einem Schreiben vom 12. Juni 1750 den Markgrafen von Ansbach auf, er möge mit der Exekution so lange zuwarten, *bis Unser Reichs=Satzungs=mäßiger unpartheylicher Ausspruch erfolge; in welcher Absicht Wir, die Relation möglichst zu beschleunigen, Unserem Reichs=Hof=Rath aufgegeben haben*. Im übrigen warnte der Kaiser den Markgrafen (und damit das Corpus Evangelicorum) davor, *durch übereiltes Verfahren Weiterungen zu verursachen, da von Uns legale und gantz bereiteste Reichs=Hülffe gewiß zu gewarten stehen*⁹¹. Die Opposition gegen die einseitige ansbachische Exekution in Hohenlohe im Fränkischen Kreis wurde von dem Kreisdirektor und Bamberger Bischof Johann Philipp Anton von Franckenstein (1746–1753), dem Nachfolger Friedrich Karl von Schönborns (1729–1746), angeführt. Bamberg protestierte mehrmals energisch gegen die hohenlohische Exekution und wies den Markgrafen nachdrücklich darauf hin, daß man nicht umhinkäme, die Exekution *als einen Rechts=abbrüchigen thätigen Ein= und Vorgriff in die respective Obrist=richterliche* (d. h. kaiserliche), *und vorzügliche Crays=Ausschreib=Amtliche Befugnissen* anzusehen und zu beurteilen. Zugleich ließ der Bischof jedoch erkennen, daß man im Vertrauen auf die Autorität des Kaisers und nach dem hiermit erfolgten Protest gegen die Exekutionskommission allen dahingehenden Maßnahmen von seiten Ansbachs *nicht die mindeste Hindernuß fernerfort in die Wege legen wolle*⁹².

Durch das Kreisrunds Schreiben vom 11. Juli 1750 teilte der Markgraf von Brandenburg-Ansbach den Kreisständen den Vollzug der hohenlohischen Exekution mit und forderte sie zugleich auf, auch in Zukunft der *Ausrichtung derer allerhöchsten Kayserl. executivischen Verordnungen, nach eines jeden Stands Vermögen und Gelegenheit, allen ersprießlichen Vorschub zu thun, andurch zu Erhalt und Bevestigung des heilsamen Friedens, und der höchstnothwendigen Einigkeit im Crayß, das Ihrige ... beyzutragen*⁹³. Zugleich wurde das Corpus Evangelicorum von dem Schlußbericht der ansbachischen Exekutionskommission in Kenntnis gesetzt⁹⁴.

Dem Kaiser versicherte der Markgraf, daß *man zum Grund und Richtschnur der Execution nur allein die höchst=venerirliche Kayserliche Judicata, und zwar nur diejenige angenommen hat, worüber die Execution inhaesive bereits erkannt worden ist*. Das eigene Vorgehen (im Auftrag des Corpus Evangelicorum) in der hohenlohischen Exekutionssache wurde damit gerechtfertigt, daß durch die *Interventiones* zahlreicher (katholischer) Reichsstände der Vollzug der kaiserlichen Justiz bislang verhindert und somit die Autorität des Kaisers beeinträchtigt worden sei und nicht etwa durch die eigenmächtige Durchführung der Exekution in Hohenlohe auf Beschluß des Corpus Evangelicorum⁹⁵. Währenddessen beschäftigte sich auch der Regensburger Reichstag – nicht zuletzt

91 Ebd., S. 522ff.

92 Schreiben vom 15. Juni 1750, ebd., S. 423ff. und vom 23. Juni 1750, ebd., Bd. 2, S. 22ff.

93 Ebd., Bd. 2, S. 274ff.

94 Datiert 15. Juli 1750. *Schauroth* (wie Anm. 8), Theil 1, S. 837ff. sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 412ff.

95 *Moser: Hanauische Berichte* (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 616ff.

aufgrund der vorgebrachten Waldenburger Beschwerden gegen die ansbachische Exekutionskommission – mit den Hohenloher Religionsstreitigkeiten: *Indessen kame doch die Sache allda zu keinem Vortrag in den Reichs=Collegiis; zumalen da die Evangelische nicht einmal ihre Cancellisten der Reichs=Dictatur (durch Kurmainz) abwarten liessen, wann diese Sache vorkame*⁹⁶.

Dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach hingegen dankte das Corpus Evangelicorum für den Vollzug der hohenlohischen Exekutionskommission und bat ihn angesichts der Tatsache, daß die waldenburgischen Fürsten keine Anstalten machten, den Anordnungen der Öhringer Kommission auch tatsächlich Folge zu leisten, sich für eine möglicherweise erforderliche weitere Exekution in Hohenlohe bereitzuhalten⁹⁷.

Am 28. August 1750 forderte die ansbachische Regierung die drei Waldenburger Fürsten ultimativ auf, den Anordnungen der Kommission umgehend Folge zu leisten und dies in Form einer »positiven« Erklärung – vor allem auch hinsichtlich der Begleichung der entstandenen Kosten – zuzusichern, da ansonsten *die Hoch=Fürstl. Subdelegations-Commission mit der nöthigen militärischen Mannschaft ad exequendum ausrucken= und die Execution in die Fürstl. Hohenlohe=Waldenburgische Domänen ohnfehlbar vollstrecken, auch daselbst bis zu völliger obiger Puncten erfolgter Erledigung, verbleiben werde*⁹⁸.

Die unterschiedlichen Reaktionen der Waldenburger Fürsten auf dieses Ultimatum lassen erkennen, daß – zumindest in dieser kritischen Phase der Hohenloher Religionsstreitigkeiten – die Waldenburger Hauptlinie keineswegs einheitlich und geschlossen agierte und auch die Autorität des katholischen Seniors dahingehend in Frage gestellt wurde, gemeinsame und für alle katholischen Linien verbindliche Erklärungen abzugeben. Der Fürst von Hohenlohe-Pfedelbach wies den Ansbacher Markgrafen darauf hin, daß die meisten Beschwerdepunkte, die überhaupt zur Exekution geführt hatten (so zum Beispiel die Restitution des Pfarrers Yelin von Sindringen), den Bartensteiner Fürsten betrafen, weswegen dieser auch die Kosten der Exekutionskommission zu tragen habe. Tatsächlich leistete dann auch der Reichskammerrichter Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein den größten Widerstand. Ungeachtet dessen wurden sämtliche eingegangenen Erklärungen beziehungsweise *Partitions=Anzeigen* der waldenburgischen Fürsten von Ansbach nach Rücksprache mit dem Corpus Evangelicorum als unzureichend angesehen

96 *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 55. So z. B. am 26. Juni 1750. Das Kurmainzer Direktorium sagte nach einem zuvor eingegangenen Schreiben des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst die hohenlohische Angelegenheit zur Diktatur an, worauf die Schreiber der evangelischen Reichsstände befehlsgemäß den Raum verließen. *Moser*, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 325. Grundsätzlich zur Institution des Reichstags: *K. Schlaich*: Maioritas – protestatio – itio in partes – corpus evangelicorum. Das Verfahren am Reichstag des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nach der Reformation. In: Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 94 (1977), S. 264–299; *A. Schindling*: Der Westfälische Frieden und der Reichstag, in: Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich, hrsg. von *Hermann Weber*, 1980, S. 113–153; *F. H. Schubert*: Die deutschen Reichstage in der Staatslehre der frühen Neuzeit. 1966.

97 Datiert 12. August 1750. *Schauröth* (wie Anm. 8), Theil 1, S. 839ff.

98 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 419ff. sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 430ff.

und somit verworfen⁹⁹. Noch einmal protestierte daraufhin der waldenburgische Anwalt von Fernau beim kaiserlichen Reichshofrat wegen der *anmaßlich=Fürstlich=Onolzbachischen Executions-Commission, vi & metu armorum abgedrungenen Declaration und erpreßten Kosten, dann ferner in vim Commissionis perpetuae angedroheten, auch würcklich unternommenen unerhörten Zudringlichkeiten, juncta reservatione solenni gegen die so erzwungene Declaration ...*¹⁰⁰.

Am 7. Oktober 1750 beschloß das Corpus Evangelicorum, daß die *Einrückung derer (ansbachischen) Subdelegatorum mit völliger militärischer Mannschafft unverzüglich, und zwar hauptsächlich mit auf Kosten des besonders renitirenden Fürstlich=Hohenlohe=Bartensteinischen Theils* erfolgen solle¹⁰¹. Bereits am 13. Oktober 1750 erfolgte dann tatsächlich der Einmarsch ansbachischer Truppen (*ein Anspachischer Hauptmann mit 104. Grenadiers*) in das Hohenlohe-Bartensteinische Amt Schellendorf und darauf weiter in Waldenburg und Syndringen ... Die Exekutionskommission sollte die *würckliche Execution anvorderst in denen Fürstl. Waldenburgischen Domainen vorkehren, auch in so lange, biß sowohl die völlige Wiederherstellung des Oehringischen Consistorii und der Ober-Superintendentur, als auch die gleichmäßig vollkommene Restitution und respective Idemnisirung des Pfarrer Yelins zu Syndringen, nach Anleitung derer Kayserl. Reichs=Hof=Raths=Conclusorum ...* (und) die *gegenwärtigen Manutenez-Commissions=Kosten ohne den mindesten Abgang, in Richtigkeit und Sicherheit gestellet seyn werden*¹⁰². Das Conclusum des Corpus Evangelicorum vom 3. November 1750 enthielt die Anweisung an Ansbach, sich erst nach tatsächlich erfolgter, *von jedem der Herren Fürsten von Hohenlohe=Waldenburg zu leistende(r) Fügungs=Erklärung*, aus Hohenlohe zurückzuziehen. Im übrigen erhielt der Markgraf den Auftrag, *bey hinkünftigen contra statum restitutum sich ergebenden Contraventions=Fällen ... unter Anberaumung einer 8.tägigen Frist zu Abstellung des Attentati* unverzüglich und ohne weitere Rücksprache *ad Corpus* in Hohenlohe einzurücken¹⁰³.

In einer vorläufigen gemeinsamen Fügungserklärung vom 2. November 1750 erklärten sich die drei Waldenburger Fürsten schließlich bereit, die von der Öhringer Kommission genannten Bedingungen für ihren Abzug zu erfüllen. Der Fürst von Hohenlohe-Bartenstein verpflichtete sich, *in specie den Pfarrer Yelin zu*

99 Das 1. Pfdelbachische *Erklärungs=Schreiben* erging bereits am 28. August 1750 an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Der Abdruck der weiteren Korrespondenz der drei Waldenburger Fürsten mit Ansbach bis zu Beginn der ansbachischen Militärexekution am 13. Oktober 1750 findet sich bei Moser, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 481ff. Vgl. hierzu auch Schoch, Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 331. Die Ansicht des Corpus Evangelicorum, daß die waldenburgischen Erklärungen unzureichend und zu allgemein formuliert sind, kommt in dem Conclusum vom 7. Oktober 1750 zum Ausdruck, in dem der Beschluß zur endgültigen, militärischen Exekution gefaßt wurde. Vgl. Moser, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 136ff. sowie Ders., Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 7, S. 271.

100 Die waldenburgische Anzeige wurde dem Reichshofrat am 23. September 1750 präsentiert. Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 511.

101 Vgl. Anm. 99.

102 Pütter (wie Anm. 39), S. 1226. Vgl. auch Schoch, Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 331. Vollmacht und Instruktion für die ansbachische Exekutionskommission sind abgedruckt bei Moser, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 568ff. sowie bei Faber (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 440ff.

103 Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 143f.

*Syndringen in sein Pfarr=Amt, mit Abstrahung der Untersuchungs=Commission, vollkommen (zu) restituiren, und pro absoluto halten, auch denselben wegen seiner gehabten Kosten und Schäden (zu) befriedigen*¹⁰⁴. Nachdem die Kosten der Exekution vollständig ersetzt worden waren, zog der Markgraf von Ansbach am 9. November 1750 seine Truppen aus Hohenlohe zurück¹⁰⁵. Am 18. November erstattete Ansbach dem Corpus Evangelicorum Bericht über den erfolgreichen Abschluß der hohenlohischen Exekution¹⁰⁶. Zugleich teilte der Markgraf den fränkischen Kreisständen *die erfolgte legale Vollziehung dieser Restitutions-Commission mit und hob dabei hervor, daß nun solchemnach die auf der äussersten Spitze gestandene Ruhe im Fränckischen Crays ... aufs neue bevestiget, und denen gar beschwerlich angeschiedenen Weiterungen glücklich vorgebeuet worden ist*¹⁰⁷.

Das daraufhin ergangene Dankschreiben des Corpus Evangelicorum an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach ist in diesem Zusammenhang in erster Linie wegen der hierin zum Ausdruck gebrachten Rechtfertigung der »Selbsthilfe« durch die evangelischen Reichsstände und der »Definition« der von diesen künftig bei *ebenmäßig=klaren Restitutions=Fällen, wie gegenwärtige Hohenlohische Sache zu ergreifenden Maßnahmen von Interesse*¹⁰⁸:

1. Der *Westphälische Friedens=Schluß* ist durch die Durchführung der hohenlohischen Exekution aufrechterhalten beziehungsweise noch bekräftigt worden.
2. Hierdurch besteht nun die Hoffnung, daß es die katholische Seite in Zukunft *nicht ferner zu so unangenehmen Weiterungen* kommen lasse.
3. Auch in Zukunft wird das Corpus Evangelicorum auf das *in solchem allerdings betrübten Nothfall nur noch alleine überbleibende, in Instrumento Pacis unwidersprechlich klar fundirte Mittel, der Selbst=Hülffe zurückgreifen*.

Noch während der andauernden ansbachischen Exekution in Hohenlohe war am 29./30. Oktober 1750 auf die waldenburgische Anzeige vom 23. September ein Conclusum des Reichshofrates ergangen, in dem folgendes angeordnet wurde¹⁰⁹:

1. Alle von der eigenmächtig und einseitig durchgeführten Exekutionskommission getroffenen Maßnahmen werden *als Reichs=Constitutions=widrig und dem Kaiserlichen Obrist=Richterlichen Amt abbrüchig, hiermit cassiret, annulliret, und aufgehoben, dergestalt, daß solches nun und künftig als nicht geschehen geachtet*,

104 Ebd., S. 145ff. Die Fügungsdeklarationen von Pfedelbach (2. 11.), Schillingfürst (4. 11.) und Bartenstein (5. 11.) sind abgedruckt ebd., S. 581ff., sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 454ff. Der Vergleich zwischen Hohenlohe-Bartenstein und Yelin kam am 9. November 1750 zustande und sicherte Yelin eine sofortige Entschädigungszahlung von 2750 fl. zu. Vgl. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 588ff.

105 *Schoch*: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 332. Vgl. hierzu die Anweisung des Markgrafen an die Öhringer Kommission, deren Abberufung betreffend. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 592ff. sowie *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 465f.

106 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 596ff.

107 Datiert 18. November 1750. Ebd., S. 598f. In diesem Zusammenhang wäre eine – aus Raumgründen leider nicht mögliche – nähere Untersuchung der Reaktionen auf dieses Kreisrundschreiben zweifellos aufschlußreich.

108 *Moser*: Neue Berichte (wie Anm. 23), S. 184ff.

109 *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 139ff. Zugleich erging ein kaiserliches Rescript desselben Inhalts an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ebd., S. 669ff. Vgl. hierzu auch *Ders.*: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 7, S. 272f.

folglicly auch auf keinerley Art und unter keinerley Praetext zu einigem Exempel, Schluß und Folge angeführet . . . werden kann.

2. Der Markgraf von Brandenburg-Ansbach hat sich unverzüglich und ohne weitere Neben=Rücksicht aus Hohenlohe zurückzuziehen und dies dem Reichshofrat anzuzeigen.
3. Das waldenburgische Revisionsgesuch gegen die vom Reichshofrat beschlossene Exekution in Hohenlohe wird abgelehnt.
4. Die kreis ausschreibenden Fürsten des Fränkischen Kreises werden angewiesen, nach Ablauf einer Frist von zwei Monaten zur Abstellung der hohenlohischen Religionsbeschwerden *Krafft gegenwärtigen Kayserlichen Auftrags die Execution zu vollstrecken*.

Nach der vollzogenen Exekution in Hohenlohe rechtfertigte sich der Ansbacher Markgraf gegenüber dem Kaiser und dem Reichshofrat dahingehend, daß er lediglich im Auftrag des Corpus Evangelicorum gehandelt habe und somit auch die Verteidigung der einseitigen Exekution in Hohenlohe mit all ihren Konsequenzen dem Corpus anheimstelle. Gemäß dem Reichshofratsconclusum vom 29./1.30. Oktober 1750 forderte der Bischof von Bamberg am 21. Dezember 1750 Ansbach auf, von Crayß=Ausschreib=Amts=wegen die kaiserliche Exekutionskommission in Hohenlohe zu vollziehen und von denen impetratischen Herren Fürsten die Fügungserklärung abzufordern¹¹⁰. Der Ansbacher Markgraf antwortete daraufhin, daß die *Partio* der waldenburgischen Fürsten bereits erfolgt sei und im übrigen für die Fortführung der Kommission der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach aufgrund des turnusgemäßen Wechsels im weltlichen Anteil des fränkischen Kreis ausschreibeamtes zuständig sei¹¹¹.

In der Folgezeit ist es jedoch zu keiner weiteren Exekution in Hohenlohe gekommen – die Ereignisse von 1750 wurden zunehmend überlagert durch die Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und dem Corpus Evangelicorum um die Rechtmäßigkeit und die fortwirkende Bedeutung der einseitigen, dem Prinzip der *Selbst=Hülffe* folgenden Exekution zur Abstellung der Religionsbeschwerden. Es hat sich gezeigt, daß es Kaiser und Reichshofrat weniger um die vollzogene Exekution in Hohenlohe, die bereits zuvor für notwendig erachtet worden war, ging, als vielmehr um die Tatsache, daß aufgrund der vom Corpus Evangelicorum angeordneten Exekution für die Zukunft und bei ähnlich gelagerten Fällen ein Präzedenzfall geschaffen würde, der sich – im Laufe der Zeit zu einem *Herkommen* geworden – negativ auf die Rechte des Kaisers als oberstem Richter im Reich auswirken würde.

Abschließend zu der Darstellung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten in der Mitte des 18. Jahrhunderts soll im Folgenden die weitere Entwicklung in Hohenlohe skizziert sowie die abstrakte »Diskussion« auf Reichsebene um Möglichkeiten und Prinzipien für die Beilegung konfessionell motivierter Auseinandersetzungen und Konflikte angedeutet werden. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, daß

110 Moser: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 678ff.

111 Schreiben vom 7. Januar 1751. Ebd., S. 682f.

die Eskalation der Hohenloher Religionsstreitigkeiten nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, die Bemühungen – vor allem des Corpus Evangelicorum – um eine schnellere Erledigung anstehender Religionsbeschwerden durch den Kaiser beziehungsweise die höchsten Reichsgerichte sowie die konfessionellen Corpora am Regensburger Reichstag zu forcieren und intensivieren.

Am 21. April 1751 wurde per *Conclusum in Conferentia Evangelicorum* als Reaktion auf das *Conclusum* des Reichshofrates vom 29./30. Oktober 1750 beschlossen, auch gegenüber dem Kaiser auf der Möglichkeit und Berechtigung der Selbsthilfe zu beharren und ihm die völlige *Restitution der noch so vielen übrigen im Hohenlohischen Waldenburgischen obwaltenden Religions=Gravaminum ad statum anni normalis geziemend (zu) empfehlen*¹¹². Im Verlauf dieser grundlegenden und prinzipiellen Auseinandersetzungen vertrat das Corpus Evangelicorum darüberhinausgehend die Ansicht, daß die Kreisausschreibämter kraft der die Möglichkeit und Existenz von Exekutionskommissionen betreffenden Bestimmungen des Westfälischen Friedens *eine perpetuirliche Commißion von dem Kaiser und Reich, in ihrem Crays in Religions= und Kirchen=Sachen alles auf den Fuß des Westphälischen Friedens wieder herzustellen und darinn zu erhalten* hätten. Dahingegen vertraten der Kaiser und die katholischen Reichsstände den Standpunkt, daß sich diese Kommissionen lediglich auf die Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluß von 1648 erstreckt hätten und somit längst erloschen wären¹¹³.

Unterdessen kam es Anfang des Jahres 1752 zu neuen Auseinandersetzungen in Hohenlohe, die – wiederum ausgehend von Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein – in erster Linie die evangelische Bürgerschaft in Sindringen betrafen. *Als aber der Herr Marggraf von Brandenburg-Onolzbach ein Dehortatorium dahin ergehen liesse, der Herr Fürst auch sonst den Ernst der Sache sahe, gabe sich die Sache wiederum*, berichtet Moser¹¹⁴. Der Prozeß *Hohenlohe contra Hohenlohe* vor dem kaiserlichen Reichshofrat in Wien ging währenddessen weiter, da die Neuensteiner Hauptlinie fortwährend neue Beschwerdepunkte einklagte, die in ihrem Kern nach wie vor die Ausübung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes und die Vernachlässigung des evangelischen Kirchenwesens (vor allem der Visitationen) in den waldenburgischen Teilherrschaften betrafen. In der Folgezeit begann nun aber allmählich der Ausgangspunkt des Streites, die Religionsstreitigkeiten, angesichts der Auseinandersetzungen um die Standeserhebung der Waldenburger Hauptlinie

112 Moser: Vermischte Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 99ff. Vgl. hierzu auch Schauroth (wie Anm. 8), Theil 1, S. 856ff.

113 Vgl. Moser: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 7, S. 241.

114 Mosers Kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 72f. Vgl. den protokollarischen Bericht von den Vorgängen in Sindringen vom 7.–10. Februar 1752 bei Ders., Vermischte Berichte (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 21ff. Die ansbachische Regierung informierte umgehend die Ministerien in Berlin, Hannover, Gotha, Kassel und Stuttgart von den Vorfällen in Sindringen. Ebd., S. 46ff. Anlässlich dieser Auseinandersetzungen kam es erneut zu einem »Austausch« von Streitschriften durch die Publizisten beider Konfessionsparteien in Hohenlohe. Vgl. ebd., Bd. 1, S. 454ff. Am 27. März 1752 bat der evangelische Senior, Karl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim, den Kaiser um die Abstellung aller bereits eingeklagten, aber fortdauernden Religionsbeschwerden in Hohenlohe, die nicht weniger als 32 Beschwerdepunkte umfaßten. Ebd., S. 700–756.

und ihrer vor allem die Senioratsverfassung des Hauses betreffenden Folgen immer mehr in den Hintergrund zu treten¹¹⁵.

Ungeachtet dessen gingen die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Corpus Evangelicorum um die Rechtmäßigkeit der hohenlohischen Exekution von 1750 und das »Selbsthilfeprinzip« überhaupt unvermindert weiter. Am 21. Januar 1752 ließ Kaiser Franz I. ein sogenanntes Kommissions-Dekret an den Reichstag ergehen, in welchem die Selbsthilfe in bezug auf Hohenlohe als dem Westfälischen Frieden zuwiderlaufend und somit erneut (vgl. das Conclusum des Reichshofrates vom 29./30. Oktober 1750) als verfassungswidrig verurteilt wurde. Das Corpus Evangelicorum traf besonders der Vorwurf der Beschneidung kaiserlicher Rechte: *Es würde gegen des Kayzers, als des Reichs=Ober=haupts, Rechte lauffen, wann Er in Religions=Beschwerden nichts thun dörrfte, als nur die Execution denen Crays=Ausschreibenden Fürsten auftragen, die Untersuchung derselben aber ihnen allein überlassen müßte; wodurch, gegen den klaren Buchstaben des Westphälischen Friedens=Schlusses und Reichs=Abschids, die Cognition über Religions=Sachen dem Kayser benommen und auf die Crays=Ausschreibende Fürsten devolviret würde*¹¹⁶. Über die unmittelbare und zweifellos aktuelle Bedeutung konkreter Religionsbeschwerden hinausgehend, wird hierin eines deutlich: Das prinzipielle und unvermindert andauernde Ringen um einzelne kaiserliche Rechte und somit um die Macht im Reich zwischen Kaiser und Reichsständen. Das konfessionelle Moment – so bedeutsam es auch war – konnte hierbei häufig als Vorwand beziehungsweise Anlaß zur realistischen »Messung« der Kräfteverhältnisse im Reich dienen.

In seiner Reaktion auf das kaiserliche Kommissionsdekret ließ das Corpus Evangelicorum erkennen, daß es auch weiterhin, sofern die bestehenden Religionsbeschwerden im Reich nicht schnellstmöglich entweder durch paritätisch besetzte *offgemeldte local=Commißionen* oder durch die höchsten Reichsgerichte erledigt werden würden, sich genötigt sähe, als letztes Mittel auf die Selbsthilfe zurückzugreifen. Die Auflistung der beigefügten anhängigen Religionsbeschwerden im Reich beinhaltet und wertet zugleich die Hohenloher Religionsstreitigkeiten aus der Sicht des Corpus Evangelicorum: *Noch viele und mancherley Art, nicht minder ihrer Folgen halber beträchtlichste Religions=Beschwerden seyn in dem Hohenlohe=Waldenburgischen abzustellen übrig; und haben bey Ihre Kayserl. Majestät die Grafen von H.=Neuenstein solche bereits klagend angezeigt, Allerhöchstdieselbe auch, besage Reichs=Hof=Raths=Protocolli de dato 13. Jan. nuperi, deren Untersuchung= und Erledigung allergnädigst verfüget, wannhero Corpus Evangelicorum der Reichs=gesetz=mäßigen Remedur begierigst und billigst entgegen sieht*¹¹⁷.

1755 schließlich – zweifellos als Ergebnis der Auseinandersetzungen um eine

115 Schoch: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 332

116 Moser: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 4, 1: Von denen teutschen Reichstagsgeschäften, S. 415ff. Ausführlich hierzu vgl. Ders., Vermischte Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 105ff. sowie Schauröth (wie Anm. 8), Theil 3, S. 965ff. Grundsätzlich: Haug-Moritz (wie Anm. 9), S. 154ff.

117 Am 17. Mai 1752 richtete das Corpus Evangelicorum ein ausführliches Schreiben an den Kaiser, an das alle anhaltenden Religionsbeschwerden im Reich als Beilage angefügt waren. Schauröth (wie Anm. 8), Theil 3, S. 971ff., zu Hohenlohe S. 987f.

schnellere Erledigung und Abstellung der problematischen Religionsbeschwerden, herbeigeführt nicht zuletzt durch die Ereignisse in und um Hohenlohe – wies der Kaiser die höchsten Reichsgerichte an, künftig der Erledigung von Religionsbeschwerden höchste Priorität einzuräumen. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges – *der innerliche Krieg in Teutschland* – 1756 ließ dann zunächst auch die Auseinandersetzungen um die Behandlung auftretender und bestehender Religionsbeschwerden in den Hintergrund treten¹¹⁸. In Hohenlohe konnten die Differenzen zwischen den beiden Hauptlinien endgültig erst 1782 anlässlich des Verkaufs des waldenburgischen Kondominatsbesitzes in der gemeinsamen Stadt Öhringen an die ältere Linie Hohenlohe-Neuenstein (Öhringen) beigelegt werden¹¹⁹.

Zusammenfassung

Die Betrachtung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten in der Mitte des 18. Jahrhunderts hat ausgehend von der allmählichen Rekatholisierungspolitik in den waldenburgischen Teilherrschaften bis hin zu der krisenhaften Zuspitzung der ansbachischen Exekution in Hohenlohe-Waldenburg gezeigt, welche unverminderte Aktualität konfessionspolitisch motivierten Gegensätzen und Konflikten noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts zukam. Die waldenburgische Rekatholisierungspolitik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ungeachtet aller Widerstände und Streitigkeiten als erfolgreich zu bezeichnen. Wenn es letztendlich auch nicht gelungen ist, die evangelische Kirche – symbolisiert durch das gemeinsame waldenburgische Konsistorium – als inneren Machtfaktor auszuschalten beziehungsweise »gleichzuschalten«, so ist es den Waldenburger Fürsten dennoch gelungen, sowohl das öffentliche katholische Exerzitium in ihren Herrschaften zu institutionalisieren als auch – in absolutistischem Sinne – eine landesherrliche Machtsteigerung durch Übertragung wichtiger kirchlicher Aufgaben auf die weltlichen Ämter gegenüber der evangelischen Kirche dauerhaft durchzusetzen – ungeachtet der ansbachischen Exekution zur Abstellung der Hohenloher Religionsbeschwerden. In Hohenlohe kam zudem ein starkes persönliches Engagement der herrschaftlichen Familien bei der Rekatholisierung zum Tragen. Eine Spaltung des Gesamthauses war jedoch sicherlich nicht geplant. Erst im Verlauf der Streitigkeiten wurde dies bewußt in Kauf genommen beziehungsweise angesteuert, um die Rekatholisierungspolitik ungehindert von der evangelischen Neuensteiner Hauptlinie durchführen zu können. Gezeigt hat sich in diesem Zusammenhang auch, daß die weiteren Streitigkeiten zwischen den beiden hohenlohischen Hauptlinien (Empfang der Reichslehen, Übertragung des waldenburgischen Kreisvotums auf das katholische Bamberg) als eine direkte Folge des konfessionellen Konfliktes und somit der Rekatholisierungspolitik zu sehen sind. Festzuhalten ist jedoch auch die Tatsache, daß zu der Härte der Religionsstreitigkeiten häufig die übereifrigen, oft

118 Moser: Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 4.1, S. 420f.

119 Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe (wie Anm. 14), Teil II, 2, S. 21f.

landfremden katholischen Beamten (vor allem in Kupferzell und Waldenburg), begünstigt durch die räumliche Entfernung von den Residenzorten, beitrugen¹²⁰.

Schwer abzuschätzen ist die Bedeutung und Intensität von »informellen« Beziehungen und Bindungen sowie die mögliche direkte Beeinflussung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten in Ausbruch, Verlauf und (vorläufiger) Beilegung. Ermutigende Signale aus Wien oder München für die Intensivierung der Rekatholisierungspolitik, verbunden mit der Einführung des Gregorianischen Kalenders, sind nicht deutlich geworden. Prinzipiell lassen sich jedoch durch die Gegenüberstellung von Ämtern und Dienstverhältnissen einige Aussagen treffen, die eine gewisse politische und konfessionelle Orientierung der beiden Hauptlinien des Hauses Hohenlohe erkennen lassen und die für das Gesamtbild Hohenlohes in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Bedeutung sind. Im Vergleich wird deutlich, daß die evangelische Neuensteiner Hauptlinie vorwiegend auf Kreisebene Ämter bekleidet hat und vor allem als Direktorium des Fränkischen Reichsgrafenkollegiums unter den eigenen Standesgenossen hervorgetreten ist¹²¹. Enge Beziehungen zu Württemberg in Form von Dienstverhältnissen bestanden lediglich bis in das erste Drittel des 17. Jahrhunderts¹²². Die katholische Waldenburger Hauptlinie hingegen hatte – vor allem Bartenstein – Ämter (und Titulaturen) im (kaiserlichen) Reichsjustizwesen bekleidet. Die kaiserlichen Patenschaften (Karl VII. und Franz I.) im Haus Hohenlohe-Schillingsfürst in den 1740er Jahren dürfen jedoch in diesem Zusammenhang nicht überbewertet werden. Hierbei spielte zweifellos das große persönliche Ansehen und das hohe Alter des hohenlohischen Seniors Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst die entscheidende Rolle. Nicht zu unterschätzen ist jedoch das Wissen der evangelischen Waldenburger Untertanen um die kaiserlichen Patenschaften, wobei es wahrscheinlich ist, daß in der Bevölkerung hierin eine Billigung beziehungsweise Bestärkung der herrschaftlichen Rekatholisierungspolitik durch das jeweilige Reichsoberhaupt gesehen wurde¹²³. Nicht zu vernachlässigen sind auch die Beziehungen der Waldenbur-

120 Vgl. Schoch: Gegenreformation (wie Anm. 4), S. 313 und besonders S. 317f. (Bsp. Waldenburg).

121 Im 18. Jahrhundert ist jedoch ein zunehmender Bedeutungsverlust des Fränkischen Reichsgrafenkollegiums zu verzeichnen. Die regionale und soziale Homogenität, die das Kollegium ausgezeichnet hatte, ging durch das Ausbrechen einzelner Familien (Löwenstein, Schwarzenberg) – bedingt durch die Standeserhöhung – und das Eindringen neuer, aufstrebender Geschlechter immer mehr verloren. Hinzu kam der ideale Verlust der »Bodenständigkeit« durch zahlreiche Neuaufnahmen landfremder Familien. Vgl. Böhme (wie Anm. 19), S. 295.

122 Vgl. Neues Württembergisches Dienerbuch, bearb. von W. Pfeilsticker, 3 Bde, Stuttgart 1957–74. Auch z. B. zu Brandenburg-Ansbach sind Bindungen in Form von Dienstverhältnissen denkbar.

123 Die Übernahme kaiserlicher Patenschaften im Haus Schillingsfürst war der Bevölkerung Hohenlohes nicht zuletzt durch den »Hohenlohischen Chronic-Calender« (seit 1695), der hauptsächlich eine Familienchronik der Hohenloher Grafen (Fürsten) umfaßte, zweifellos bekannt. Auf die große Bedeutung von Kalendern, Kalenderprivilegien und Kalenderverboten im 18. Jahrhundert hat Manfred Hanisch – vor allem auf den fränkischen Raum bezogen – hingewiesen. Die Obrigkeit hatte Kalender zunehmend als Mittel erkannt, »die eigene Herrschaft darzustellen, sie dem Untertan gegenwärtig zu machen, sie auch für den gemeinen Mann zu repräsentieren«. Ders., Politik in und mit Kalendern (1500–1800). In: Jffl 49 (1989), S. 63 und S. 67f.

ger Linien zu den großen katholischen Nachbarn Kurmainz und Würzburg, wobei vor allem letzteres die Rekatholisierungspolitik in den waldenburgischen Teilherrschaften aktiv unterstützt hatte¹²⁴.

In bezug auf die 1744 erfolgte Standeserhöhung der waldenburgischen Grafen ist zu sagen, daß zwischen der Rekatholisierungspolitik und der Erhebung in den persönlichen Reichsfürstenstand ein Kausalzusammenhang sicherlich nicht in dem Sinn bestanden hat, daß hierbei die hohenlohischen Religionsstreitigkeiten durch den Kaiser einseitig, direkt und mit signalhafter Wirkung beeinflußt werden sollten¹²⁵. Prinzipiell ist jedoch anzumerken, daß eher katholische Häuser oder einzelne katholische Linien eine Standeserhebung erfahren haben¹²⁶. Am Beispiel Hohenlohe hat sich auch gezeigt, daß sich die erfolgte Standeserhöhung nicht zuletzt als taktische und politische Manövriermasse bewährt hat, wobei die Bedeutung der Standeserhöhung für die soziale Stellung von Familie und Haus im Denken des dynastischen Zeitalters und in der ständisch gegliederten und orientierten Gesellschaft keineswegs zu gering veranschlagt werden darf.

Im Verlauf der hohenlohischen Auseinandersetzungen ist deutlich geworden, wie stark die rechtlichen Möglichkeiten der Konfliktregulierung mittels der Rechtsprechung des kaiserlichen Reichshofrates – gerade bei konfessionellen Streitigkeiten – von der Wahrscheinlichkeit ihrer tatsächlichen und wirksamen Durchsetzung abhängen. Die Rechtsprechung des Reichshofrates läßt in bezug auf Hohenlohe keine eindeutige Bruchstelle, hervorgerufen durch die wechselnden Herrschaftsverhältnisse im Reich (wittelsbachisches-habsburgisches Kaisertum), erkennen. Festzuhalten ist dagegen die grundlegende Bedeutung, die der kaiserlichen Mitsprache in den Territorien über die Jurisdiktion vor allem des Reichshofrates zukam. Die Schiedsrichterrolle in innerterritorialen Konflikten führte naturgemäß zu verstärktem kaiserlichen Einfluß im Reich. »Aus der Perspektive des kaiserlichen Hofes ergab sich natürlich in Wien das Problem politischer Opportunität«¹²⁷. Auffallend an der Rechtsprechung des Reichshofrates zu Hohenlohe ist die

124 Vgl. Anm. 11. Grundsätzlich zur Bedeutung »informeller« Beziehungen: *Press*: Patronat und Klientel im Heiligen Römischen Reich. In: *A. Maczak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit (= Schriften des Hist. Kollegs. Kolloquien 9), München 1988, S. 19–46.

125 Explizit zu Hohenlohe: *G. Taddey*: Jus armorum. In: *Der Herold*, Bd. 10, 24. Jg. 1981, H. 4, S. 69–88. Zu Bedeutung und Konsequenzen der Waldenburger Standeserhebung aus Sicht der Neuensteiner Hauptlinie vgl. *Drucksachen I* (wie Anm. 24), *In facta et Jure* ..., besonders S. 36ff. In dieser Standeserhebung ist eher das Bemühen Karls VII. erkennbar, sich eine eigene Klientel im Reich gegen den übermächtigen Habsburger Einfluß aufzubauen – zumal die Neuensteiner Hauptlinie kein Interesse an einer rein personalen Standeserhebung d. h. ohne Virilstimme im Reichsfürstenrat geäußert hatte. Vgl. hierzu *Press*: Das wittelsbachische Kaisertum (wie Anm. 22).

126 Zu den Standeserhebungen: *T. Klein*: Die Erhebungen in den weltlichen Reichsfürstenstand 1550–1806. In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 122 (1986), S. 137–192; *H. Schlip*: Die neuen Fürsten. Zur Erhebung in den Reichsfürstenstand und zur Aufnahme in den Reichsfürstenrat im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Liechtenstein – Fürstliches Haus und staatliche Ordnung* FS Fürst Franz Joseph II., hrsg. von *V. Press* und *D. Willoweit*, Vaduz 1987, S. 251–292.

127 *Press*: Das Römisch-Deutsche Reich (wie Anm. 22), S. 238f. Einen Überblick über die Rechtsprechung der höchsten Reichsgerichte gibt *F. Hertz*: Die Rechtsprechung der höchsten Reichsgerichte im römisch-deutschen Reich und ihre politische Bedeutung. In: *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 69 (1961), S. 331–358.

Tatsache, daß sowohl die Festsetzung des Ostertermins 1744 als auch allgemein die Rekatholisierungspolitik in den waldenburgischen Teilherrschaften in keinem Conclusum verurteilt wurden. Die Conclusa des Reichshofrates hatten stets die Auswirkungen (Absetzung von Pfarrern, Verlegung des Konsistoriums) und nicht die Anlässe (öffentlicher katholischer Gottesdienst, Errichtung von Hospitien für Franziskaner und Kapuziner etc.) zum Gegenstand¹²⁸. Pointiert formuliert, läßt sich hierin ein »Primat« der Landeshoheit erkennen, welcher zunehmend – auch vom Reichshofrat – konfessionelle Auseinandersetzungen untergeordnet werden. Der Reichshofrat dokumentierte in seiner Rechtsprechung zu Hohenlohe den unumstößlichen Fortbestand des landesherrlichen Kirchenregiments auch des andersgläubigen beziehungsweise konvertierten Landesherrn im Zeitalter des Absolutismus als zur Landeshoheit gehörig und ordnete dieser auch – in gewissen Grenzen – stillschweigend die Ausdehnung des in Anspruch genommenen Jus reformandi zu – allerdings begrenzt durch die bestehenden Hausverträge in bezug auf die Rechte und Freiheiten der evangelischen Kirche in Hohenlohe. Deutlich geworden ist somit die gefährliche Hebelwirkung der unter dem Terminus »Landeshoheit« subsumierten tatsächlichen und in Anspruch genommenen Rechte in der Hand des konvertierten Landesherrn für die scheinbar so gefestigte und abgesicherte Stellung der evangelischen Kirche in den waldenburgischen Teilherrschaften.

Bei der Betrachtung des Fränkischen Reichskreises in der Mitte des 18. Jahrhunderts und seiner Bedeutung für die Hohenloher Religionsstreitigkeiten hat sich gezeigt, daß für das Verständnis des Kreises folgende Prämissen zu beachten sind:

1. Die nicht unproblematischen dynastischen Bindungen der fränkischen Markgrafen an Preußen, wobei den Markgrafen jedoch ein eigenständiges »Kreisbewußtsein« attestiert werden muß, das einer bedingungslosen Akzeptanz der Berliner Politik entgegenstand.
2. Das Zusammenspiel der geistlichen »Dynastie« Schönborn (in Bamberg und Würzburg, aber auch Trier und Speyer), das nicht zuletzt das Aufreißen der konfessionellen Kluft im Kreis begünstigte¹²⁹.
3. Der unverminderte Fortbestand der konfessionellen Gegensätze und Spannungen, wobei »das konfessionelle Moment bis in die wohlgesteuerte Propaganda noch des Siebenjährigen Krieges Bedeutung behielt«¹³⁰.
4. Beim Fränkischen Kreis waren häufig auswärtige, vor allem kaiserliche

128 Streitigkeiten um die Terminierung der Osterfeier 1744 gab es, um ein Beispiel aus dem fränkischen Raum zu nennen, auch zwischen Bamberg und Brandenburg-Bayreuth in gemeinschaftlichen Orten oder Orten mit »gemischten« Herrschaftsverhältnissen. *Moser*: Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 2), Erg.-Bd. I, S. 486.

129 *Hofmann*: Reichsidee und Staatspolitik (wie Anm. 20), S. 976f. Zu Karl Friedrich von Schönborn noch immer: *H. Hantsch*: Reichsvizekanzler Friedrich Karl Graf von Schönborn (1674–1746). Einige Kapitel zur politischen Geschichte Kaiser Josefs I. und Karls VI. (= Salzburger Abhandlungen und Texte aus Wissenschaft und Kunst Bd. II), 1929. Vgl. auch *A. Schröcker*: Besitz und Politik des Hauses Schönborn vom 14. bis ins 18. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 26 (1973), S. 212–234 (mit der älteren Literatur).

130 *Hofmann*: Reichsidee und Staatspolitik (wie Anm. 20), S. 972.

Gesandte akkreditiert, wodurch die Bedeutung, die von kaiserlicher Seite den Kreisen und besonders dem Fränkischen zugemessen wurde, zum Ausdruck kommt¹³¹.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist prinzipiell eine Verschärfung der konfessionellen Situation im Kreis spürbar, wobei jedoch – trotz der Hohenloher Religionsstreitigkeiten aufgrund der waldenburgischen Rekatholisierungspolitik – längerfristig eher die Lage und Politik der katholischen Kreisstände als Abwehrhaltung zu bezeichnen ist – vor allem aus Furcht vor der protestantischen Vormacht Preußen¹³². Ungünstig auf das politische »Klima« des Kreises wirkte sich der weitergehende sogenannte Direktorialstreit zwischen dem Hochstift Bamberg und den brandenburgischen Markgrafen aus, der durch die bestehenden konfessionellen Gegensätze und nicht zuletzt die Eskalation der Hohenloher Religionsstreitigkeiten zunehmend konfessionspolitischen Charakter erhielt.

Konkret auf die Ereignisse in Hohenlohe und auf die Auseinandersetzungen um die ansbachische Exekution in Hohenlohe-Waldenburg 1750 bezogen, ist festzuhalten, daß es keine eindeutige und geschlossene Abwehrfront der katholischen Kreisstände gegen die hohenlohische Exekution gegeben hat. Anlässlich der Entsendung der ansbachischen Exekutionskommission nach Öhringen forderten die großen geistlichen Kreisstände Würzburg und Eichstätt den Markgrafen lediglich zu behutsamem Vorgehen auf, um größere Streitigkeiten, die sich ungünstig auf den Kreis auswirken könnten, zu vermeiden¹³³. Nach der militärischen Exekution Ende 1750 dankte der Bischof von Eichstätt in seiner Antwort auf das ansbachische Kreisrunds Schreiben vom 18. November 1750 dem Markgrafen ausdrücklich für die reibungslose Durchführung der hohenlohischen Exekution¹³⁴. Hierbei wird deutlich, daß Bamberg weniger der Sache als vielmehr der vermeintlichen Beeinträchtigung seiner Ausschreibrechte und der Bedrohung seiner Vorrangstellung im Kreis wegen gegen die ansbachische Exekution in Hohenlohe agitierte. Zu der Aussetzung der Exekution, das heißt zu der Zulassung des Waldenburger Revisionsgesuchs durch den Reichshofrat am 17. Juni 1749, ist zu sagen, daß hierdurch eine drohende einseitige Exekution des in diesem Jahr kreisausschreibenden Bayreuther Markgrafen verhindert werden sollte, um einerseits die Stellung Bambergs im Kreis und in seiner Abwehr der brandenburgischen Ansprüche auf ein »Con-Directorium« nicht zu schwächen und um andererseits im Zweifelsfall das Corpus Evangelicorum – zumindest vom katholischen Standpunkt aus – formal-rechtlich ins Unrecht setzen zu können.

Bedeutung und Auswirkungen der Hohenloher Religionsstreitigkeiten fanden nicht zuletzt in den Werken der Reichspublizistik des 18. Jahrhunderts und hierbei in erster Linie im Werk Johann Jacob Mosers ihren direkten Niederschlag. Aus

131 *Sicken* (wie Anm. 20), S. 259.

132 *Dotzauer* (wie Anm. 20), S. 171.

133 Schreiben Würzburg vom 15. Juni 1750. *Moser*: Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 519ff.

134 Datiert 2. Dezember 1750. *Ebd.*, Bd. 2, S. 665ff.

diesem Grund scheinen einige kurze Anmerkungen zu der Bedeutung von Reichspublizistik und Reichsstaatslehre gerechtfertigt. Die Reichspublizistik juristischer wie politologischer Prägung hat vor allem die komplizierten formalen Spielregeln des Reichsverbandes beschrieben. Die Verrechtlichung des Reichsverbandes nach 1648 gab den »leges fundamentales«, die meist in Garantien korporativer Partikularrechte bestanden, eine erhöhte Bedeutung als geltendes Recht. »Ein Mann wie Johann Jacob Moser war sich durchaus bewußt, wie sehr seine Kompendien auf die Gerichte normensetzend wirken konnten«, so Volker Press¹³⁵. Moser beschreibt und verdeutlicht die gültigen Rechtszustände auf Reichs- und Territorialebene, »um somit den beteiligten Subjekten die Möglichkeit zu geben, ihre Rechte besser zu wahren«¹³⁶. In diesem Zusammenhang ist auch Mosers 1750 anlässlich der Hohenloher Religionsstreitigkeiten neuaufgelegte Abhandlung von 1719 *Johann Jacob Mosers Anmerkungen über einen Jüngsthin zum Vorschein gekommenen Modum Procedendi Antiquum etc. etc. In causis Restitutionum ex Instrumento Pacis Westphalicae* zu sehen und zu verstehen¹³⁷.

Generalisierend ist in der Reichspublizistik des 18. Jahrhunderts die Tendenz zu ausführlicher Dokumentation, Systematisierung des Vorhandenen und zum Ausbau der verschiedenen territorialen Staatsrechte erkennbar¹³⁸. Durch die Sammlungen von Entscheidungen der obersten Reichsgerichte, von Gewohnheiten und Gesetzen sowie durch die Abfassung zahlloser Abhandlungen zu reichsrechtlichen Fragen und Problemen, prägte und beeinflusste die Reichspublizistik selbst die Reichspolitik und die Rechtsordnung des Reiches. »Ihre Literatur stellte Maßstäbe für den rechtlichen Austrag von Streitigkeiten bereit, wurde zu einer der Klammern, die das Reich überhaupt zum Staat zusammenfügten«¹³⁹.

Das öffentliche Leben, die staatliche Ordnung und nicht zuletzt die Reichspublizistik des 17. und 18. Jahrhunderts waren durch und durch christlich geprägt. Ziel der Reichspublizisten war nicht etwa eine moderne »Entchristlichung des öffentlichen Lebens«, sondern vielmehr die Vermeidung von gewaltsamer Durchsetzung bestehender konfessioneller Gegensätze¹⁴⁰. Dies verdeutlicht nicht zuletzt die ausführliche, begleitende Dokumentation der Hohenloher Religionsstreitigkeiten im Werk Johann Jacob Mosers. Schwerpunktmäßig erfaßt Moser in erster Linie die späte Phase der Auseinandersetzungen in Hohenlohe und hierbei vor allem die prinzipielle rechtliche Interpretation des vom Corpus Evangelicorum in Anspruch genommenen »Selbsthilfepinzips« sowie seine Ableitung und Bedeutung für den Normenkomplex der »Reichsverfassung«, für das Verhältnis der Konfessionsparteien im Reich und die reale Anwendung in der politischen Praxis. Im Rahmen von

135 Press: Das Römisch-Deutsche Reich (wie Anm. 22), S. 225.

136 Laufs (wie Anm. 25), S. 290.

137 Vgl. Anm. 25.

138 So zusammenfassend Stolleis (wie Anm. 25), S. 26.

139 B. Roock: Reichssystem und Reichsherkommen. Die Diskussionen über die Staatlichkeit des Reiches in der politischen Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts (= Veröff. des Instituts für Europ. Gesch. Mainz Bd. 112), Stuttgart 1984, S. 154.

140 Stolleis (wie Anm. 25), S. 17.

Mosers Abhandlungen zu konfessionellen Probleme und Streitigkeiten, so vor allem in den »Hanauischen Berichten von Religions-Sachen«, nimmt die Darstellung der Hohenloher Ereignisse breiten Raum ein, wobei für Moser immer die Bedeutung dieser Auseinandersetzungen für das Reichssystem im Vordergrund steht.

Bei der abschließenden Beurteilung des Einflusses und der Bedeutung der Hohenloher Religionsstreitigkeiten auf die Reichspolitik und hierbei konkret auf das Verhältnis zwischen dem Reichsoberhaupt beziehungsweise den großen katholischen Reichsständen und dem Corpus Evangelicorum ist zwischen Anlaß und Ursache sorgfältig zu trennen und zu differenzieren. Zweifellos haben jedoch die hohenlohischen Auseinandersetzungen Kaiser und Reichskonvent die Problematik und Gefahren der »offenen« und latenten konfessionellen Gegensätze und Konflikte erneut nachhaltig vor Augen geführt, vor allem in der Krisensituation der einseitigen und vom Corpus Evangelicorum am Reichstag angeordneten ansbachischen Exekution in den katholischen Waldenburger Teilherrschaften¹⁴¹. Allerdings darf auch nicht übersehen werden, daß am Regensburger Reichstag weniger wirkliche Gegensätze zwischen den Konfessionen ausgetragen wurden, vielmehr versuchten die mächtigeren Reichsstände Österreich, Preußen und Hannover, die Corpora zu Instrumenten ihrer Machtpolitik zu machen¹⁴². Angesichts dieser Tatsache darf zeitgenössischen Formulierungen, die bei bestimmten Tatbeständen, konkreten Streitigkeiten oder bei Eintreten möglicher Präjudizien die ganze evangelische oder katholische Konfession im Reich in ihrem Fortbestand als bedroht ansehen, keine allzu große Bedeutung zugemessen werden. Bemerkenswert ist jedoch, daß es mit dieser Argumentation den beiden hohenlohischen Hauptlinien im Verlauf der Religionsstreitigkeiten gelungen ist, sich den Beistand der »Schutzmächte« der jeweiligen Konfession zu sichern.

In bezug auf Reich und Reichsverfassung haben die Hohenloher Religionsstreitigkeiten auch gezeigt, wie stark das Reich zu einem konservierenden Rechtssystem geworden war und welche Bedeutung der präzisen juristischen Argumentation bei der Verteidigung »überkommener« Rechtsstandpunkte zukam¹⁴³. Nicht zuletzt aus

141 Vgl. *Haug-Moritz* (wie Anm. 9), S. 154ff.

142 *F. Wolff* urteilt zusammenfassend hierzu, daß, wenn man ausschließlich die Reichstagsakten des 18. Jahrhunderts betrachten würde, der Eindruck entstehen könnte, als habe das Reich stets am Rande eines Religionskrieges gestanden. Ebd. (wie Anm. 9), S. 199f. Zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: *K. Otmar Freiherr von Aretin*: Die Konfessionen als politische Kräfte am Ausgang des Alten Reiches. In: *Festgabe Joseph Lortz II*, Glaube und Geschichte, Baden-Baden 1957, S. 181–241.

143 Im Verlauf der Hohenloher Religionsstreitigkeiten hat sich gezeigt, welche Bedeutung dem Terminus »Reichs-Herkommen« sowohl in der rechtlichen Argumentation als auch im Zuge des politischen Taktierens zukam. *Johann Jacob Moser* räumte dem Reichsherkommen »Verfassungsrang« sowie gesetzgebende Kraft und Wirkung ein: *Ein Reichs=Herkommen, wann solches zur Genüge erwiesen ist, hat von allen Zeiten und vor anderen Reichen in Teutschland ohne allen Zweifel eben die Krafft und Würckung als der verbindlichste und ausführlichste Vertrag, oder als ein Reichs=Gesetz; mithin kan es etwas neues einführen, oder etwas altes, oder auch neueres erläutern, oder aufheben, es wäre dann in gewissen Fällen in einem noch gültigen R(eichs) Grund=Gesetze ein Herkommen zum voraus verboten. Ders., Grund=RiB* (wie Anm. 25), S. 46f. Zweifellos kam dem Herkommen als Basis zur Legitimierung oft undeutlicher und unsicherer Rechtsansprüche immer wieder entscheidende Bedeutung zu. Ebenso diente die Formulierung *dem Herkommen und dem Stylo gemäß* d. h. der Verweis auf gewohnheitsrechtliche

diesem Grunde wurde der Darstellung der rechtlichen Argumentationslinien im Rahmen dieses Beitrags relativ breiter Raum gelassen. Deutlich wird die Verrechtlichung von Politik; die politische Äußerung beziehungsweise Politik selbst stellt sich (häufig) als Rechtsakt dar¹⁴⁴. Das Bemühen um umfassende Konfliktregelung mit prinzipieller Gültigkeit besonders zur Entschärfung und Beilegung ausbrechender konfessioneller Konflikte sowohl von seiten des Corpus Evangelicorum als auch des Kaisers – intensiviert durch die Hohenloher Religionsstreitigkeiten – bringt aber auch das friedenssichernde Bewußtsein im Reich und das Wissen um die »Notwendigkeit« des Reiches zum Ausdruck¹⁴⁵.

Verfahrensweisen der Verteidigung bestehender oder behaupteter Rechte und somit der Abwehr politischer Forderungen (Vgl. die Argumentation der Neuensteiner Hauptlinie in der Frage der »Reichslehensempfängnis« durch den Senior des Gesamthauses Hohenlohe). »Es ist ein häufig zu bemerkender Grundzug der politischen Taktik im Heiligen Römischen Reich des 17. und 18. Jahrhunderts, das jeweilige politische Ziel als im Einklang mit der Verfassungsordnung des Reiches, also als konservativ, darzustellen. Gefordert wird das Herkömmliche: erstens stellen Forderungen, die auf altem – und damit besonders legitimem – Recht gründen, den verfassungsrechtlichen status quo nicht in Frage, zweitens läßt sich das oft unklare Reichsherkommen, das in der politischen Debatte auch nicht bewiesen wird, immer auch für ungerechtfertigte Forderungen mißbrauchen. Dementsprechend wird oft ein Zusammenhang hergestellt zwischen der Bedrohung einer Rechtsposition und der gesamten Rechtsordnung des Reiches: Diese sei als ganze bedroht, wenn eines ihrer Bestandteile falle«, so zusammenfassend *Roeck* (wie Anm. 139), S. 150. Vgl. analog hierzu die Bemühungen der beiden hohenlohischen Hauptlinien um Unterstützung bei »ihrer« Konfessionspartei, wobei diese Hilfsersuchen mit der prinzipiellen Bedrohung des jeweiligen Konfessionsstandes im Reich begründet wurden.

144 Zu der enormen Bedeutung der Juristen für Reich und Territorien: *R. Schnur* (Hrsg.): Die Rolle der Juristen bei der Entstehung des modernen Staates. 1976. Neuerdings sind die Juristen zunehmend Gegenstand detaillierter prosopographischer Untersuchungen. Vgl. *F. Ranieri*: Die Juristen im Alten Reich des 17. und 18. Jahrhunderts: Ein Forschungsprojekt. In: *G. Schmidt* (Hrsg.): Stände und Gesellschaft im Alten Reich (= Veröff. des Instituts für Europ. Gesch. Mainz, Abt. Universalgesch. Bh. 29), Stuttgart 1989, S. 231–244.

145 Das Bemühen um eine schnelle und effektive Abhandlung und Regelung von auftretenden Religionsbeschwerden durchzieht in den immer wieder erneuerten Eingaben und Vorstellungen vor allem des Corpus Evangelicorum an den Kaiser das 18. Jahrhundert. So z. B. *Moser*, Neues Teutsches Staatsrecht (wie Anm. 7), Bd. 4.1, S. 412ff. Vgl. hierzu auch ebd., Bd. 7, S. 229ff. und besonders *Mosers* kurzgefaßte Historie (wie Anm. 23), S. 12f., S. 23f. und S. 40f. Nicht zuletzt durch die heftigen Auseinandersetzungen anläßlich der Hohenloher Religionsstreitigkeiten wurden diese Bemühungen erneut intensiviert. Vgl. die Eingabe der evangelischen Gesandten in Wien vom 11./16. April 1750, in der unter indirektem Bezug auf Hohenlohe an das kaiserliche *Ministerium* appelliert wurde, sämtliche Religionsbeschwerden im Reich möglichst rasch abzustellen. *Faber* (wie Anm. 5), Bd. 103, S. 362ff. sowie *Moser*, Hanauische Berichte (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 132ff.

Sigismund Ranqué (1743–1795), ein unbekannter Komponist der Mozart-Zeit aus Ballenberg im »Madonnenlände«

Dr. Eduard Schmitt

(2. Juni 1912 in Berolzheim/Baden, † 12. Oktober 1980 in Heidelberg),
dem selbstlosen und unermüdlichen Erforscher der Kirchenmusik
der »Mannheimer Schule« zum Gedächtnis*

VON HANS OSKAR KOCH

In den musikalischen Nachschlagewerken – deutschen wie fremdsprachigen – sucht man vergeblich nach Sigismund Ranqué. Selbst Eitners Quellenlexikon¹ schweigt sich über diesen Komponisten aus. Den ersten Hinweis auf Ranqué verdanken wir der emsigen Frankenthaler Altertumsforscherin Anna Maus², die sich in mehreren Veröffentlichungen mit der Geschichte der Katholischen Kirchenmusik zu Frankenthal befaßt hat und vor allem in ihrer 1963 erschienenen Publikation³ wertvolles Archivmaterial aus eigenhändigen Abschriften mitteilt, deren Originale bei den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden.

Die Persönlichkeit des Sigismund Ranqué, der eigentlich Ramcke heißt und vermutlich erst in Frankenthal seinem Namen die elegantere, französisch anmutende Version »Ranqué« gab, hat Anna Maus verständlicherweise nur im Hinblick auf dessen Funktion als Leiter der im Jahre 1773 von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz gestifteten Kath. Kirchenmusik an St. Dreifaltigkeit beleuchtet, dabei jedoch wertvolle Hinweise gegeben, die eine Erforschung seiner Biographie ermöglichen. Sigismund Ranqué stammt aus dem »Madonnenlände«, jenem idyllischen Landstrich zwischen Main, Tauber, Neckar und Odenwald, der im 18. Jahrhundert eine Reihe tüchtiger Komponisten und Musiker hervorgebracht hat, so u. a. den in Miltenberg/Main geborenen und in Buchen aufgewachsenen späteren schwedischen Hofkapellmeister Joseph Martin Kraus (1756–1792), der wegen seiner nahezu identischen Lebensdaten auch als »Odenwälder Mozart« bekannt ist, oder den aus Windischbuch bei Boxberg stammenden Franz Anton Pfeiffer (1754–1787), Fagottvirtuose in der kurfürstlichen Hofkapelle zu Mainz und dann im Hoforchester des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, oder die 1742 in Laudenbach bei Bad Mergentheim geborenen Zwillingbrüder Roman und Johann Urban Alois Hofstetter, um nur einige zu nennen.

1 *R. Eitner*: Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten. Leipzig, 1900.

2 *A. Maus*: Ein kurfürstlicher Kirchenchor in Frankenthal. Sonderdruck in: WORMSGAU II, 6. Worms, 1942. *Dies.*: Kath. Kirchenmusik im Wandel der Zeiten. Kath. Kirchenblatt Frankenthal 18, Nr. 3. Frankenthal, 1948.

3 *A. Maus*: Der privilegierte Pfarrkirchenchor St. Dreifaltigkeit in Frankenthal im 18. und 19. Jahrhundert. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte Band 15, S. 373ff. Mainz, 1963.

Sigismund Ranqué wurde am 8. September 1743 in dem Städtchen Ballenberg geboren⁴, das bis zum Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zum Kurerzstift Mainz gehörte, im Wiener Kongreß dem Großherzogtum Baden zugesprochen wurde, bis zur Verwaltungsreform vor zwanzig Jahren zum Landkreis Buchen gehörte und seitdem Bestandteil der neu gegründeten Stadt Ravensstein im südöstlichen Zipfel des ebenfalls neu entstandenen Neckar-Odenwald-Kreises ist.

Ballenberg, seit dem 14. Jahrhundert Sitz des Centgerichts für die zur Herrschaft Krautheim gehörenden Orte⁵, spielte im Bauernkrieg eine nicht unbedeutende Rolle, stammt doch einer der wichtigsten Anführer, der Ochsenwirt Georg Metzler⁶, aus diesem mit Mauern und Türmen befestigten Städtchen, das im Jahre 1515 Götz von Berlichingen, der gefürchtete »Ritter mit der eisernen Hand«, niederzubrennen versuchte⁷.

Die Eltern unseres Komponisten scheinen beide erst um 1740 nach Ballenberg gekommen zu sein. Am 16. August 1741 verheiratet sich der Schulmeister Antonius Ramcke mit der erst sechzehnjährigen Tochter Margaretha des Maurers Philipp Noldan aus dem fränkischen Aub bei Ochsenfurt⁸. Das erste Kind des Ehepaars, die Tochter Antonia Charlotte, wird bereits am 24. Oktober getauft. Als zweites Kind erblickt dann Sigismund das Licht der Welt; ihm folgen bis zum Tod des Vaters, der im Dezember 1772 in Ballenberg im Alter von 56 Jahren stirbt, fünf weitere Geschwister und acht Halbgeschwister nach.

Anton Ramcke, dessen Name in den Kirchenbucheintragungen in unterschiedlicher Schreibweise (Ramck, Ramcke, Ramecke, Ramque, Ranck, Rancke und Ranque) festgehalten ist, stammt aus Waibstadt im Kraichgau, das bis zum Ende des alten Reiches zum rechtsrheinischen Teil des Fürstbistums Speyer gehörte. Er und sein jüngerer Bruder Andreas besuchten das Heidelberger Jesuitengymnasium und im Anschluß die Philosophische Fakultät der Universität.

Anton Ramcke, am 18. September 1738 zum Baccalaureus promoviert⁹, dürfte bald darauf Heidelberg verlassen haben. Ob er unmittelbar danach die Stelle des Schulmeisters in Ballenberg antrat oder kurzfristig an einem anderen Ort tätig war, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir dürfen jedoch davon ausgehen, daß er im Heidelberger Jesuitengymnasium eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten hatte¹⁰, die ihn nicht nur zum »Orgelschlagen« und Singen des Gregorianischen Choral befähigte – zwei wichtige Aufgaben im Alltag eines katholischen Schulmeisters –, sondern ihm darüber hinaus vielleicht sogar die Möglichkeit eröffnete, bei besonderen musikalischen Anlässen in der benachbarten Zisterzien-

4 Kath. Pfarramt Ballenberg, Standesbücher Band III (1703–1804).

5 *Ottmar F. H. Schönhuth*: Crautheim sammt Umgebungen. Mergentheim, 1846, S. 86ff.

6 650 Jahre Ballenberg (1306–1956). Ballenberg, 1956, S. 6.

7 *Schönhuth* (wie Anm. 5) S. 91.

8 Siehe Anm. 4.

9 *G. Toepke*: Die Matrikel der Universität Heidelberg 1704–1807. 4. Teil, Heidelberg, 1893, S. 99, 105, 456ff.

10 Vgl. hierzu *E. Schmitt*: Die kurpfälzische Kirchenmusik im 18. Jahrhundert, Diss. masch. Heidelberg, 1958, S. 26.

ser-Abtei Schöntal/Jagst mitzuwirken¹¹, sei es als Streicher oder als Bläser. Gab es doch mehrere Verbindungen nach Schöntal, die eine solche Vermutung nahelegen. Denn erstens hatte er genügend Kontaktmöglichkeiten zu den ebenfalls im Heidelberger Jesuitenseminar untergebrachten Klerikern von Schöntal¹², zweitens hatte der Schöntaler Abt Angelus Münch die Patenschaft beim 1742 getauften Sohn des Ballenberger Sonnenwirts Sigismund Hiegel übernommen, der wiederum ein Jahr später einziger Pate bei unserem Komponisten Sigismund Ranqué ist, und drittens dürfte der spätere Organist der Schöntaler Zisterzienser-Abtei, der 1737 in Ballenberg geborene Pater Ignaz Fuchs¹³, zumindest die ersten Jahre bei Anton Ramcke die Schulbank gedrückt, bei ihm vielleicht sogar die Grundlagen für seine spätere Tätigkeit als Organist erworben haben.

Denkbar ist ferner, daß Anton Ramcke als befähigter Musicus auch gelegentlich in das nicht allzu weit entfernte Bad Mergentheim, Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens, gerufen wurde, um bei festlichen Anlässen das dortige Ensemble zu verstärken. Kaum wahrscheinlich sind Mitwirkungen in der Wallfahrtskirche Walldürn sowie in den umliegenden Residenzen der Hohenloher Grafen bzw. Fürsten in Ingelfingen, Öhringen, Langenburg, Kirchberg, Bartenstein und Weikersheim, da die meisten Orte für damalige Fortbewegungsmittel doch weit bzw. zu weit von Ballenberg entfernt sind.

Doch kehren wir nach diesem kleinen Ausflug in die Nachbarschaft, der lediglich die damals vorhandenen Möglichkeiten zur qualifizierten musikalischen Betätigung in der nächsten und weiteren Umgebung aufzeigen soll, in Sigismund Ranqués Geburtsort Ballenberg zurück, wo er nicht nur seine Kindheit verbrachte, sondern auch vom Vater das Rüstzeug für den Eintritt ins Heidelberger Jesuitengymnasium erhielt. Und es darf angenommen werden, daß ihn der Vater nicht nur »in litteris«, also in den wissenschaftlichen Fächern, sondern auch in der praktischen Musik wohl vorbereitet im September 1757, als Sigismund gerade 14 Jahre alt geworden war, nach Heidelberg schickte, wo ja auch er seine Ausbildung erhalten hatte. In der Heidelberger Matrikel¹⁴ wird *Sigismundus Ramcke Ballenbergensis* im Dezember 1761 unter den *logici* aufgeführt und der Rektor des Jesuitengymnasiums, Pater Adam Wolff, bestätigt ihm im Abschlußzeugnis vom 15. September 1762, daß er während seiner fünfjährigen regulären Gymnasialzeit mit großem Fleiß gearbeitet, sich redlich verhalten und gehorsam war und spricht ihm die besten Empfehlungen aus¹⁵.

Daß diese Empfehlungen aus berufenem Munde nicht unbedingt der Schlüssel zum Erfolg waren, mußte der mittlerweile 19-jährige gleich bei seiner ersten Bewerbung erfahren. Die vom 1. November 1762 an die kurfürstliche Regierung

11 Vgl. hierzu J. Oechsler: Die Musikpflege in der ehemaligen (exempten) Zisterzienser-Abtei Schöntal. Württembergisch Franken, Band 53, Neue Folge 43, 1969, S. 33ff.

12 Schmitt (wie Anm. 10) S. 26.

13 Oechsler (wie Anm. 11) S. 46.

14 Toepke (wie Anm. 9) S. 203.

15 Stadtarchiv Frankenthal, Pfarr- und Schulakten der Kath. Gemeinde Frankenthal 1702–1766, Band I, fol. 271.

Adagio *Violino Primo di Ranque 1781.*

Kyrie

The image shows a page of handwritten musical notation for a violin part. At the top, it is titled 'Adagio Violino Primo di Ranque 1781.' and 'Kyrie'. The notation is on eight staves, starting with a treble clef, a key signature of one sharp (F#), and a 4/4 time signature. The music is characterized by rapid sixteenth and thirty-second note patterns. Dynamic markings include 'pia.' (piano), 'sp.' (sforzando), 'm.f.' (mezzo-forte), 'cres.' (crescendo), 'for.' (forte), and 'pp.' (pianissimo). The handwriting is in an 18th-century style.

Abb. 1 Aus: Sigismund Ranqué, *MISSA G-DUR* (Universitätsbibliothek Freiburg)

gerichtete Bittschrift zwecks Einstellung als Praeceptor an der Kath. Schule in Frankenthal, der dritten Hauptstadt der Kurpfalz, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg¹⁶. Doch scheint Sigismund Ranqué umgehend eine zumindest im Hinblick auf die Dotierung¹⁷ angemessene Alternative im damals zum Hochstift Worms gehörenden Dirmstein gefunden zu haben. Einer sofortigen Einstellung stand ja formaljuristisch nichts im Wege, da er als erfolgreicher Absolvent eines Jesuitengymnasiums automatisch die Lehrbefugnis für die »niedere deutsche Schule«, also für die Grund- und Hauptschule nach unserem heutigen Verständnis, in der Tasche hatte¹⁸.

¹⁶ Ibidem, fol. 270ff.

¹⁷ K. Finkel: Das Beispiel einer pfälzischen Minderheitenschule im 18. Jahrhundert. Speyer, 1973, S. 52.

¹⁸ Finkel (wie Anm. 17) S. 49.

Ob Sigismund Ranqué noch einige Monate mit seinem Amtsvorgänger, dem am 7. Juli 1763 im Alter von 53 Jahren verstorbenen Johann Martin Gambach¹⁹, zusammenarbeitete oder erst nach dessen Ableben die Dirmsteiner Stelle antrat, bedarf noch der Erforschung. Der erste Eintrag Ranqués im Dirmsteiner Kirchenbuch datiert vom 10. Januar 1764. Er ist Trauzeuge bei seiner künftigen Schwägerin Magdalena Gambach, die den Schulmeister Matthäus Mayer aus Landstuhl heiratet. Einige Wochen später, am 14. Februar 1764, verehelicht sich Sigismund Ranqué mit der gleichaltrigen Carolina Margaretha, der am 4. August 1743 in Dirmstein getauften Tochter seines Amtsvorgängers Johann Martin Gambach. Das erste Kind des neuvermählten Paares, der Sohn Christian Franz Anton, wird am 3. November 1764 im katholischen Teil der nach Plänen des berühmten Barockbaumeisters Balthasar Neumann in den Jahren 1742–47 erbauten Simultankirche St. Laurentius in Dirmstein getauft. Dieser Sohn Christian Franz Anton besucht im Jahre 1779 die zweite Klasse des Speyerer Jesuitengymnasiums²⁰.

Sigismund Ranqué blieb bis zum Jahre 1772 in Dirmstein, um dann quasi im zweiten Anlauf sein ursprüngliches Ziel, die Schulrektorenstelle in Frankenthal, zu erreichen. Die begehrte Dirmsteiner Schulmeisterstelle blieb wiederum in der Familie. Denn Nachfolger wurde Johann Peter Zeitler aus Schillingstadt bei Boxberg, einem etwa sechs Kilometer nördlich von Ranqués Geburtsstadt Ballenberg gelegenen Ort. Zeitler, der bereits seit sechs Jahren die mehr als bescheiden dotierte Schulmeisterstelle in der benachbarten, lutherisch dominierten Leininger Residenz Grünstadt innehatte, war mit der jüngeren Schwester von Ranqués Ehefrau, mit Maria Elisabeth Gambach, verheiratet²¹.

Sigismund Ranqués erster öffentlicher Auftritt in Frankenthal ist für den 30. Juli 1772 belegt. An diesem Tag wurde unter Trompeten- und Paukenschall und in Anwesenheit der Schuljugend der drei Konfessionen (Reformierte, Lutheraner und Katholiken) und ihrer Lehrer – unter ihnen der katholische Schulrektor Sigismund Ranqué – das Speyerer Tor, noch heute eines der Wahrzeichen Frankenthals, festlich eingeweiht²².

Ranqué, zu dessen Aufgaben als Schulrektor auch die Pflege der Kirchenmusik in der Katholischen St. Dreifaltigkeitskirche zählte, scheint in den nächsten Monaten zielstrebig die Einrichtung einer »regulierten Kirchenmusik« nach Heidelberger und Mannheimer Muster betrieben zu haben und wußte sich dabei auch einflußreicher Leute zu bedienen, wenn auch sein Name in den entsprechenden Schriftstücken nicht genannt wird. Denn wie sonst wären plötzlich die diesbezüglichen Aktivitäten des großen Gönners der Pfarrgemeinde, des kurfürstlichen Geheimrats und Vorsitzenden der Frankenthaler Privilegienkommission Joseph

19 Kath. Kirchenbuch Dirmstein im Gemeindearchiv Dirmstein.

20 P. Braun: Schülerlisten des Ratsgymnasiums, des Domgymnasiums, der Ecole secondaire, des Collège und des landstädtischen Gymnasiums in Speyer 1727–1817. Beigabe zum Jahresbericht 1956/57 des Staatlichen Gymnasiums Speyer. Speyer, 1957, S. 51.

21 Finkel (wie Anm. 17) S. 53.

22 Fr. J. Hildenbrand: Das Speierer Tor zu Frankenthal. In: Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereins 3. Jg. Nr. 4 (April 1895), S. 51.

von Fontanesi zu erklären, der binnen neun Tagen (!!) die Bewilligung Kurfürst Carl Theodors für die Einrichtung einer Kirchenmusik an St. Dreifaltigkeit erreicht²³.

Die Stiftung von jährlich 200 Gulden an barem Geld sowie 30 Malter Korn zur Besoldung der Mitglieder der Kirchenmusik, bestehend aus Sängerinnen, Sängern sowie Instrumentalisten, war alles andere als üppig. Denn bereits 50 Jahre früher, im Jahre 1725, verfügte die Heidelberger Kirchenmusik im katholischen Teil der Heilig-Geist-Kirche, kurz nach 1700 im Zuge des Wiederaufbaus der von den Heerscharen Ludwigs XIV. im Reunionskrieg verwüsteten Stadt gegründet, über einen dreimal so hohen Etat, nämlich über 585 Gulden, 47½ Ohm Wein und 79 Malter Korn²⁴! Ein Blick in erhaltene Besoldungslisten aus den Jahren 1745 und 1759 der berühmten Hofkapelle Kurfürst Carl Theodors zeigt uns, daß ein Orchestermusiker ohne solistische Aufgaben dieses zweifellos hochkarätigen Ensembles ein Jahresgehalt von 400 Gulden bezog²⁵. Ähnlich war die Situation in den Hofkapellen in Stuttgart und München²⁶, ja selbst in kleinen Hofhaltungen wurde im Prinzip das untere Limit von 200 Gulden für ein gewöhnliches Orchestermitglied gewährleistet, wie aus archivalischen Unterlagen allenthalben zu entnehmen ist. Mit anderen Worten, die kurfürstliche Stiftung für die Frankenthaler Kirchenmusik war mehr als bescheiden, zeigte aber trotzdem Wirkung. Denn ohne sie wäre es mit Sicherheit nicht zu der doch feststellbaren, wenn letztendlich auch bescheidenen Blüte gekommen, die Anna Maus detailliert beschrieben hat²⁷. Und ohne dieses Podium wären vermutlich nicht die Kompositionen Sigismund Ranqués entstanden, die auf die Leistungsfähigkeit des damaligen Frankenthaler Ensembles Rückschlüsse erlauben. Denn im Gegensatz zur heutigen Situation schrieb ein Komponist im 18. Jahrhundert primär für die Praxis seines musikalischen Alltags, nämlich für sein Ensemble bzw. sein Orchester unter genauer Kenntnis der Leistungsfähigkeit seiner Musiker, denen er als Kapellmeister oder vom Konzertmeisterpult aus vorstand.

Doch zurück nach Frankenthal, wo Sigismund Ranqué im Alter von 31 Jahren die große Chance zur persönlichen musikalischen Verwirklichung sah und auch sofort wahrnahm, denn in Dirmstein, dieser zwar vergleichsweise angenehmen und gut dotierten Stelle, dürfte er kaum über die musikalischen Alltagsgeschäfte hinaus, also neben Orgelspiel und Choralsingen, Möglichkeiten zur Entfaltung seines Talents gehabt haben. Die kleinen Leininger Residenzen in der Nachbarschaft (Grünstadt, Heidesheim und Dürkheim) waren lutherisch geprägt und die Dommusik in der ebenfalls lutherisch dominierten Freien Reichsstadt Worms war –

23 A. Maus (wie Anm. 3) S. 374ff.

24 F. Stein: Zur Geschichte der Musik in Heidelberg. Heidelberg, 1912, S. 123.

25 F. Walter: Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig, 1898, S. 102 und 344.

26 Ch. H. Mahling: Herkunft und Sozialstatus des höfischen Orchestermusikers im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland. In: W. Salmen (Hrsg.): Der Sozialstatus des Berufsmusikers vom 17. bis 19. Jahrhundert. Kassel 1971, S. 117.

27 Maus (wie Anm. 3) S. 373ff.

zumindest nach derzeitigem Kenntnisstand – bescheiden bis unbedeutend. Also galt es, hier in Frankenthal die musikalischen Kräfte der katholischen Kirchengemeinde, die im Jahre 1770 über 1000 Seelen verfügte²⁸, um sich zu versammeln und zu einem leistungsfähigen Ensemble heranzubilden.

Zur Disposition standen trotz des mehr als bescheidenen Besoldungsetats zuerst einmal Kräfte aus dem Lehrerstand, so der Cantor Gebmann und die Lehrerin an der Hospitalschule, die Witwe Kämmerin (sie sollte später Ranqués zweite Ehefrau werden); ferner der vermutlich aus einer Koblenzer Musikerfamilie stammende Stadttürmer Friedrich Altfuld²⁹, sodann der aus dem kurfürstlichen Trompetercorps in Mannheim kommende Johann Tuzeck³⁰ sowie mehrere musikalisch versierte Kunsthandwerker aus der Porzellanmanufaktur sowie Leute, als deren Hauptbeschäftigung Stadt- und Ratsdiener oder auch Bäckermeister und Gastwirt nachweisbar ist³¹, und nicht zu vergessen Ranqués Ehefrau, die Dirmsteiner Lehrerstochter Gambach, die als Sängerin mit 20 Gulden an Geld und einem Malter Korn zu den am besten besoldeten Mitgliedern der Kirchenmusik zählte und somit ein Zubrot für die damals bereits fünfköpfige Familie verdiente, während er selbst leer ausging und sein diesbezüglicher Einsatz anscheinend mit seinem Gehalt als Schullektor abgegolten war. Neben den in der Liste vom Dezember 1773 – also aus dem ersten Jahr des Bestehens der privilegierten Kirchenmusik – aufgeführten sechzehn besoldeten Personen dürften nach Heidelberger Vorbild³² und wie in fast allen Hofkapellen damals üblich noch einige sogenannte »Accessisten«, also Anwärter auf eine freiwerdende »Planstelle«, unentgeltlich mitgewirkt haben. Wenn auch die Besoldung mehr als bescheiden war, so kamen die Mitglieder der Kirchenmusik doch in den Genuß eines nicht zu verachtenden Privilegs, nämlich der Personalfreiheit, was soviel wie Steuerfreiheit bedeutet³³!

Mit etwa 20 Personen (16 besoldeten und mindestens 4 Accessisten beziehungsweise unentgeltlich Mitwirkenden³⁴), verteilt auf 8 Vocalisten, wobei im Idealfall jede Stimme doppelt besetzt war, und 12 Instrumentalisten stand Sigismund Ranqué zwar alles andere als ein üppig besetzter Apparat zur Verfügung. Aber immerhin hatte er damit ein durchaus brauchbares Ensemble, das der in der Regel mit zwei Holzbläsern (meist Oboen, seltener Flöten oder Klarinetten), zwei Blechbläsern (vorwiegend Hörner, mitunter auch Trompeten), Streichern (mehrfach besetzten Violinen, Violen, Violoncello und Kontrabaß) und Orgel vorgegebenen Standardinstrumentation kirchenmusikalischer Werke der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprach und das in etwa dieser Größenordnung in zahlrei-

28 *Maus* (wie Anm. 3) S. 373.

29 *G. Bereths*: Die Musikpflege am kurtrierischen Hofe zu Koblenz-Ehrenbreitstein. Mainz, 1964, S. 47 und 109.

30 *R. Würtz*: Verzeichnis und Ikonographie der kurpfälzischen Hofmusiker zu Mannheim nebst darstellendem Theaterpersonal 1723–1803. Wilhelmshaven, 1975, S. 55.

31 Das Stadtbuch von Frankenthal aus den Jahren 1773 und 1775. Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereins 1922, S. 3ff.

32 *Stein* (wie Anm. 24) S. 124ff.

33 *Maus* (wie Anm. 3) S. 375ff.

34 Landesarchiv Speyer, Akten Kurpfalz, Frankenthal, A 2, Nr. 1012a/76.

chen Klöstern, Stiften, Stadtkirchen sowie in den Schloßkirchen kleinerer und mittlerer Hofhaltungen zur Ehre Gottes und zur christlichen Erbauung der Gottesdienstbesucher musizierte.

Um die grundlegenden Voraussetzungen für ein solches Unterfangen zu gewährleisten, wurden im ersten Halbjahr des Bestehens des privilegierten Frankenthaler Kirchenchores zahlreiche Instrumente angeschafft. So sind einige Quittungen vom April, Mai und Juli 1773 erhalten, wonach zwei Waldhörner nebst dazugehörenden Stimmbögen für die unterschiedlichen Tonarten von einem nicht näher identifizierbaren Instrumentenmacher, zwei Violen von dem Mannheimer Hofmusiker Giuseppe Giardini, eine Violine und ein Violoncello von dem ebenfalls in Mannheim ansässigen Geigenbauer Johann Schwendel sowie eine Viola und ein Kontrabaß samt den dazu passenden Futteralen von dem Würzburger Lauten- und Geigenmacher Matthäus Wenzel Staudinger geliefert wurden³⁵. Letzteres Geschäft hatte der aus Würzburg stammende, im Jahre 1771 von Kurfürst Carl Theodor nach Mannheim berufene Hofkaplan, spätere Vizekapellmeister und Begründer der »Mannheimer Tonschule«, Georg Joseph Vogler (1749–1814), eine der schillerndsten Musikerpersönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, vermittelt. Bezahlt wurden sämtliche Rechnungen vom großen Gönner, dem Vorsitzenden der Frankenthaler Privilegienkommission, Geheimrat Joseph von Fontanesi.

Daß darüber hinaus zumindest weitere Streichinstrumente im Besitz des Frankenthaler Kirchenchores waren, belegt eine Rechnung über Reparaturen an vier Violinen, zwei Violen, einem Violoncello und an einem Kontrabaß vom Mai 1779, die von Geigenbauer Staudinger ausgeführt wurden³⁶. Ob auch Holzblasinstrumente (Oboen, Flöten, Klarinetten) und Trompeten angeschafft wurden oder diese vom Stadttürmer Friedrich Altfuld und seinen Gesellen bzw. vom ehemaligen Mitglied des kurpfälzischen Hoftrompetercorps Johann Tuzeck gestellt wurden, also Privatinstrumente waren, läßt sich aus den überlieferten Archivalien nicht feststellen.

Die diesbezüglichen Anregungen zur Anschaffung von Musikinstrumenten waren zweifelsfrei von Sigismund Ranqué ausgegangen, berichtet er doch in einem Bittschreiben vom 5. Januar 1773 an Geheimrat Fontanesi, daß er »5 Scholaren zur Violin andere 5 zur Singkunst ausgelesen, nun fehlet mir ein Violoncello, worauf ich eben einen lehren will, denn die Kirche ist mit keinem versehen, sofort habe ich etliche arme Scholaren zur Violin, denen ich die Violinen und Saithen stellen muß.«³⁶ Neben Rector Ranqué waren nachweisbar der Stadttürmer Friedrich Altfuld, der schon mehrfach genannte ehemalige Hoftrompeter Johann Tuzeck sowie Georg Danto mit der Unterweisung des musikalischen Nachwuchses betraut³⁷.

Neben seiner Hauptaufgabe als Rektor der katholischen Volksschule, in der er zusammen mit dem Cantor Gebmann eine beachtliche Anzahl Schüler zu unter-

35 (Wie Anm. 34).

36 (Wie Anm. 34).

37 *Maus* (wie Anm. 3) S. 379.

richten hatte (im Jahre 1772 waren es immerhin 140)³⁸, den kirchenmusikalischen Aufführungen an sämtlichen Sonn- und Feiertagen samt den dazu erforderlichen Proben mit Chor und Orchester sowie dem Erteilen von Instrumental- und Gesangsunterricht war Sigismund Ranqué von Anbeginn führendes Mitglied in der von Geheimrat Fontanesi geförderten Konzertgesellschaft, die im Winterhalbjahr zweimal wöchentlich, am Donnerstag und Sonntag, jeweils von 5 bis 8 Uhr am Abend im großen Saal auftrat, um *dem gesellschaftlichen Leben höchst anständige Harmonie zu verbreiten*³⁹, womit das weltliche Pendant zur Kirchenmusik geschaffen war.

Wann genau dieses winterliche Konzert mit jeweils 52 festgeschriebenen Veranstaltungen in der Zeit von Anfang November bis Ostern eingerichtet wurde, bedarf noch eingehender Untersuchungen. Erwähnt wird es erstmals von Ranqué selbst in seinem Schreiben an den Geheimrat Fontanesi vom 5. Januar 1773⁴⁰. Zufällig erhalten gebliebenen Monatsabrechnungen vom Winter 1776/77 können wir entnehmen, daß alle Mitwirkenden die gleiche Bezahlung erhielten, nämlich 12 Kreuzer pro Aufführung, wobei grundsätzlich mit dem Stadttürmer Altfuld abgerechnet wurde, der vermutlich mit der Leitung des Ensembles, zumindest aber mit der Organisation beauftragt war, das mindestens aus 10 mitunter sogar aus 15 Mitwirkenden bestand⁴¹, wobei als Verstärkung regelmäßig Johann Andreas Schupp, seines Zeichens Zweiter Stadtmusikant der Freien Reichsstadt Worms⁴², mit zwei Gesellen, ferner Ranqués Schwager, der Grünstadter Schulmeister Valentin Gambach⁴³ sowie ein gewisser Glock aus Dirmstein (vielleicht ein ehemaliger Schüler Ranqués?) genannt werden. Darüber hinaus wirkten auch in diesem Orchester, ähnlich wie bei der Kirchenmusik, einige Leute unentgeltlich mit, u. a. Honoratioren der Stadt, wie z. B. der Direktor der Porzellanfabrik, Adam Bergdold, der Direktor der Seidenfabrik, Daniel von Bihl, der Stadtphysicus Dr. Samuel Jacob Joosten, der Ratsverwandte Bernhard Reichert⁴⁴, so daß auch für die weltlichen Konzerte ein Orchester von etwa 20 Mitwirkenden zur Verfügung stand, das den Besetzungsanforderungen der gängigen Konzertliteratur (Sinfonien, Divertimenti, Cassationen, Ouvertüren, Solokonzerte etc.) in der damaligen Zeit durchaus entsprach.

Daß Sigismund Ranqué bei all diesen vielfältigen und letzten Endes auch zeitraubenden Aufgaben und Verpflichtungen noch Muße zur eigenständigen kreativen Arbeit, nämlich zum Komponieren, fand, läßt sich nur mit seinem totalen Engagement für die Sache, seinem Enthusiasmus für die Musik erklären, die zweifelsfrei sein eigentlicher Lebensinhalt war. Daß er von seinen Vorgesetzten

38 K. O. Braun: Beitrag zur Geschichte der Volksschule in Frankenthal. In: Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereins 1925, S. 12.

39 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 34). »Pro memoria« (undatiert).

40 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 39).

41 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 39).

42 F. Reuter: Wormser Stadtmusikanten im 18. Jahrhundert. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, Neue Folge 32. Wiesbaden, 1974, S. 257ff.

43 Finkel (wie Anm. 17) S. 79ff.

44 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 34).

mitunter als *Narr* bezeichnet wird, der *die meiste Zeit mit Komponieren und Kopieren von Noten zubringe*⁴⁵, unterstreicht diese These, wobei nicht vergessen werden darf, daß zumindest in der ersten Zeit des Bestehens des privilegierten Kirchenchors der Mangel an einem entsprechenden Notenrepertoire die Notwendigkeit eigener Kompositionen um so erforderlicher machte. Da im Gegensatz zu Heidelberg (Kath. Heilig-Geist-Chor) und Mannheim (St. Sebastian) vom Frankenthaler privilegierten Kirchenchor kein Musikalienverzeichnis erhalten blieb – es sei denn, es schlummert noch irgendwo zwischen anderen Akten –, auch in den überlieferten Archivalien keine Hinweise auf die Anschaffung von Noten zu finden sind, kann hier nur die Vermutung geäußert werden, daß das Frankenthaler Notenrepertoire ähnlich wie das Heidelberger und Mannheimer – vielleicht etwas weniger umfangreich – aussah⁴⁶, d. h. daß in erster Linie Werke der Meister der »Mannheimer Schule«, also Holzbauer, Vogler, Grua, Richter, Fils, Stamitz etc. musiziert wurden, zu denen ja zu diesem Zeitpunkt zum größten Teil noch direkte Verbindungen in das benachbarte Mannheim, die Haupt- und Residenzstadt der Kurpfalz, ohne Schwierigkeiten möglich waren und von Sigismund Ranqué sicherlich auch gesucht und gepflegt wurden. Denn wie wäre sonst Ranqués älteste Tochter, die 1761 in Dirmstein geborene Maria Theresia, als Schülerin zu der damals berühmtesten Sängerin am kurpfälzischen Hof, Dorothea Wendling⁴⁷, der Frau des nicht minder berühmten Flötisten der Hofkapelle, Johann Baptist Wendling, Freund Johann Christian Bachs und Mozarts, gekommen?

Doch zurück zum Komponisten Sigismund Ranqué, der seine musikalische Ausbildung während seiner Schulzeit am Heidelberger Jesuitengymnasium erhielt. Wer dort seine Instrumentallehrer waren, entzieht sich unsrer Kenntnis. Bekannt ist indessen, daß die Heidelberger Jesuiten mit ihren Schülern und Studenten über eine eigene Kirchenmusik mit Chor und Orchester verfügten⁴⁸. Außerdem war mit dem Kirchenchor von Heilig-Geist ein Ensemble von beachtlicher Qualifikation vorhanden, dem nicht nur gute Instrumentalisten, zum Teil aus Mannheim kommend, angehörten, sondern das mit seinem Konzertmeister und späteren Chorrekтор Joseph Rudolf Bodé (1723–1807) einen hervorragenden Geiger und bemerkenswerten Komponisten an der Spitze hatte, der ganz der »Mannheimer Schule« verpflichtet war⁴⁹. Wenn auch eine persönliche Schülerschaft Ranqués bei Bodé nicht nachgewiesen werden kann, so dürfte zumindest aufgrund der sonntäglichen Aufführungen dieser Einfluß nicht spurlos an Sigismund Ranqué vorübergegangen sein.

Ob er während seiner Heidelberger Gymnasialzeit Gelegenheit hatte, Aufführungen jedweder Art in Mannheim, dem Zentrum europäischer Musik in den 50er bis 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, mitzuerleben, ist nicht bekannt. Es liegt jedoch

45 *Maus* (wie Anm. 3) S. 378.

46 Vgl. hierzu *Schmitt* (wie Anm. 10) S. 92ff.

47 *Maus* (wie Anm. 3) S. 379.

48 *Schmitt* (wie Anm. 10) S. 26ff.

49 *Schmitt* (wie Anm. 10) S. 26ff.

auf der Hand, daß das junge aufstrebende Talent bestimmt jede kleine Chance zur Information und Weiterbildung genutzt hat. Und so ist bestimmt auch sein Bestreben zu verstehen, gleich nach Beendigung des Studiums die Stelle des Schulrektors in der dritten Hauptstadt der Kurpfalz, in Frankenthal, zu erhalten, also in unmittelbarer Nähe der Residenz und Musikmetropole Mannheim, in der zu Beginn der 60er Jahre zwar Johann Stamitz (1717–1757), der eigentliche Begründer der »Mannheimer Schule«, nicht mehr lebte, aber seine Mitstreiter, der bedeutende Kontrapunktiker und Theoretiker Franz Xaver Richter (1709–1789), der große, aus mühsamen autodidaktischen Verhältnissen emporgewachsene Melodiker Ignaz Jacob Holzbauer (1711–1783), die leider allzu früh verstorbenen Jungtalente, Hofcellist Johann Anton Fils (1730–1760) und Vicekapellmeister Johannes Ritschel (1739–1766), um aus der Fülle exzellenter Virtuosen und Komponisten der kurfürstlichen Hofkapelle Carl Theodors nur einige zu nennen, deren Schwerpunkt im Bereich der Kirchenmusik zu finden ist.

Wenn auch Sigismund Ranqué sein ursprüngliches Ziel, die Schulrektorenstelle in Frankenthal, die ja auch den kirchenmusikalischen Dienst beinhaltete, erst im zweiten Anlauf erreichte, so dürfte er während seiner Dirmsteiner Jahre die Zeit genutzt haben, um sich in Komposition weiterzubilden. Da wir von seinem jüngeren Schwager, dem schon erwähnten Valentin Gambach, seines Zeichens Schulmeister in Grünstadt, wissen, daß er sehr zum Unwillen seines Dienstvorgesetzten, dem Guardian vom Grünstadter Kapuzinerkloster, Reisen nach Mannheim unternahm⁵⁰, ist anzunehmen, daß der aufstrebende Sigismund Ranqué diesen Weg ebensowenig scheute, sei es um Aufführungen miterleben zu können oder gar – und dafür spricht die musikalische Qualität seiner erhaltenen Werke – um sich bei einem der oben genannten Meister weiterzubilden und zu vervollkommen.

Sein Wissen und Können kam Sigismund Ranqué in seiner neuen Position in Frankenthal, die für ihn eine Art Traumziel gewesen sein muß, sehr zustatten. Binnen weniger Jahre leistete er hier wertvolle Aufbauarbeit, die – wie wir bereits dargestellt haben – sich nicht ausschließlich auf die Kirchenmusik beschränkte, sondern die Heranziehung des musikalischen Nachwuchses ebenso beinhaltete wie die Pflege der weltlichen Musik.

Daß es bei der Kirchenmusik bzw. auf dem Kirchenchor mitunter recht profan zugeht, Eifersucht und Neid an der Tagesordnung waren, ist aktenkundig⁵¹. Streitereien zwischen der Jungfer Baum und der Frau des Rektors – beide gehörten als Sängerinnen zu den am besten besoldeten Mitgliedern der Kirchenmusik – belasteten die Atmosphäre. Des Unheils Lauf war aber vorprogrammiert, als 1775, im dritten Jahr seit Gründung des Privilegierten Kirchenchors, ein aus Mannheim kommender italienischer Musiker, Joseph Bonasegla, als »freiwilliger Musick Liebhaber«, also ohne Besoldung, in Frankenthal auftauchte. Sollte hier in der dritten Hauptstadt der Kurpfalz ein befähigter Musiker untergebracht

⁵⁰ *Finkel* (wie Anm. 17) S. 80.

⁵¹ Landesarchiv Speyer, A 2, 984⁴.

werden, für den man vorerst in der Mannheimer Residenz keine Verwendung hatte, oder waren enge landsmannschaftliche Beziehungen zu dem Vorsitzenden der Privilegienkommission und großen Gönner der aufstrebenden Industriestadt Frankenthal, Geheimrat Joseph Fontanesi, ausschlaggebend oder war gar der ehrgeizige Schulrektor Sigismund Ranqué zu erfolgreich und dadurch unangenehm aufgefallen? Die bis dato bekannten Akten liefern uns diesbezüglich keine Erklärung. Immerhin scheinen sich die oppositionellen Kräfte gegen Ranqué sehr schnell vereinigt zu haben, denn bereits ein Jahr später verheiratete sich Joseph Bonasegla mit der Jungfer Baum. Der Konflikt spitzte sich derart zu, daß Bonasegla im Jahre 1776 für mehrere Monate dem Kirchenchor fernblieb – vielleicht war er von Rektor Ranqué verwiesen worden – und just in dem Moment wieder, und zwar als besoldetes Mitglied, auftauchte⁵², als Sigismund Ranqué durch einen persönlichen Schicksalsschlag ins Schleudern geriet.

Der plötzliche Tod seiner gleichaltrigen Ehefrau Carolina im Jahre 1777 brachte nicht nur große Unruhe in sein Haus mit fünf unmündigen Kindern, sondern auch die Sorgen des beruflichen Alltags scheinen ihm derart zugesetzt zu haben, daß er – wie Anna Maus schreibt⁵³ – begann, »einen liederlichen Lebenswandel zu führen«, was seinen Widersachern gerade ins Konzept paßte. Obwohl er sich recht bald wieder in geordneten Verhältnissen befand, denn am 4. Mai 1778 verheiratete er sich mit der Witwe Anna Maria Kämmerer, der Frau seines Amtsvorgängers, die ja seit Bestehen des Kirchenchors als gut dotierte Sängerin mitwirkte und außerdem Lehrerin an der Hospitalschule war, wurde Sigismund Ranqué mit Wirkung vom 25. Mai von Geheimrat Fontanesi seines Amtes als Chorleiter enthoben⁵⁴. Dies war zweifelsfrei ein harter Schlag für ihn, mit dem er sich nicht so ohne weiteres abfinden konnte, um so weniger, da als Nachfolger sein Widersacher Joseph Bonasegla eingesetzt und Ranqué diesem untergeordnet wurde!

Weder das fadenscheinige Argument der Arbeitsentlastung, die sich aus der sonst unüblichen Trennung des Kirchendienstes vom Schuldienst ergeben sollte, noch der Ankauf von Kompositionen im Wert von 50 Gulden⁵⁵ oder gar die Ankündigung, bei gebühlichem Benehmen einen Gehaltsvorschuß von 175 Gulden nicht zurückzahlen zu müssen⁵⁶, konnten Ranqué beschwichtigen. Die Folge war ein über Jahre andauernder Streit, in dessen Verlauf auch Ranqués zweite Ehefrau bei vollem Gehalt vom Kirchendienst suspendiert wurde wegen permanenter Streitereien mit Frau Bonasegla⁵⁷, der ehemaligen Jungfer Baum. Da die Zwistigkeiten nicht ohne Auswirkungen auf den Kirchenchor blieben und ein Teil der Mitwirkenden unmißverständlich für Ranqué Partei ergriff, sah sich die Privilegienkommission im Juli 1782 veranlaßt, sämtliche Mitglieder der Kirchenmusik einzube-

52 Wie Anm. 51.

53 Maus (wie Anm. 3) S. 380.

54 Wie Anm. 53.

55 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 51), siehe auch Abbildung.

56 Maus (wie Anm. 3) S. 381.

57 Maus (wie Anm. 3) S. 382.

Ihrer Gnade Herr H. Bonasegla meine
sämtlichen Kircken Müssigkhand 19. Sinfonien
pro Stück für 50 Gulden recordist,
und überliefert, N. H. Bied Sinfonien.
Gab anno 1778 auf zu geben. Frankenthal.
27. May. 1778.

Ranque
Rector Schottel

Joseph Bonasegla

Abb. 2 Quittung über 50 Gulden für den Ankauf von Kompositionen Ranqués durch Joseph Bonasegla (Landesarchiv Speyer, vgl. Anm. 55 und 65)

stellen und nach bewährtem Muster zu disziplinieren, indem man ihnen unmißverständlich klar machte, daß keiner von ihnen hierfür dem Rector Ranqué, sondern dem Musick= und Chor=Director H. Bonasegla, einzig und allein als ihrem Vorgesetzten im Kirchendienst parieren sollen mit der ernstlichen Warnung, daß diejenige, die sich darüber allenfalls moquieren sollen, sich selbst hernach beizumessen hätten, wann die genießende Pension ihnen abgenommen und anderen gehorsameren und ordentlicheren Subjekten zugewendet werde ...⁵⁸.

Bald danach schied Sigismund Ranqué aus dem Kirchendienst aus⁵⁹, nachdem er gut zehn Jahre engagiert für die Kirchenmusik in Frankenthal eingetreten war, davon die ersten fünf Jahre als verantwortlicher Leiter, der in mühsamer Pionierarbeit zuerst einmal die grundlegenden Voraussetzungen erarbeiten mußte. Seine Demission hat ihn sicherlich sehr geschmerzt, wenn er jetzt auch neben seiner Hauptaufgabe, dem Schuldienst, mehr Zeit für das Komponieren und Kopieren seiner Werke hatte. So tragen zwei seiner erhaltenen Messen, bei denen es sich vermutlich um eigenhändige Abschriften handelt, die Jahreszahlen 1781 und 1782. Sigismund Ranqué, der noch den Anbruch einer neuen Zeit miterlebte – 1794

⁵⁸ Maus (wie Anm. 3) S. 383.

⁵⁹ Maus (wie Anm. 3) S. 384.

waren die französischen Revolutionstruppen einmarschiert und hielten auch Frankenthal besetzt –, verstarb am 15. Juni 1795 im Alter von 51 Jahren⁶⁰.

Bei aller Zurückhaltung, die bei lediglich sechs bisher bekannten Kompositionen Ranqués, ausnahmslos geistlichen Werken mit lateinischem Text (zwei Messen für Solisten, Chor und Orchester, einem einsätzigen »Gloria« für Chor und Orchester sowie zwei Offertorien für Solostimme[n] und Orchester), angeraten erscheint, weisen doch einige Kriterien auf eine mögliche Schülerschaft bei dem seit 1753 am kurpfälzischen Hof in Mannheim wirkenden Kapellmeister Ignaz Jacob Holzbauer: ein nicht zu überhörender Hang zum Theatralischen, eine unmißverständliche Vorliebe für sinnfällige, eingängige Melodik, klare rationale Satzkonstruktion, aber auch gewisse Defizite im Kontrapunkt und im Fugensbau⁶¹. Dies soll aber keinesfalls heißen, daß Ranqués Werke epigonale Züge tragen. Im Gegenteil, es sind Werke von eigenständigem Charakter und überzeugender Qualität. Für eine mögliche Schülerschaft bei Holzbauer spricht außerdem ein weiterer Umstand, den dieser in seiner Selbstbiographie genannt hat, daß er nämlich *die Hälfte seiner Zeit mit Unterricht der Jugend und Bildung junger Leute*⁶² zubrachte und folglich aus eigener Erfahrung, denn er mußte sich seine Ausbildung vorwiegend als Autodidakt mühsam erarbeiten, für ein junges aufstrebendes Talent wie Sigismund Ranqué besonders viel Verständnis gehabt haben könnte.

Wie umfangreich Ranqués kompositorisches Œuvre war, läßt sich heute schlecht abschätzen. Mit Sicherheit hat er aber mehr als die bis dato wiederaufgefundenen sechs geistlichen Werke komponiert. Schon allein die Notwendigkeit, mit bescheidenen Mitteln eine florierende Kirchenmusik aufbauen zu müssen, dürfte ihn zu zahlreichen Eigenkompositionen veranlaßt haben. Daß er darüber hinaus um die Verbreitung seiner Werke außerhalb Frankenthals bemüht war, auch um noch einige Gulden für seine Familie hinzuverdienen, ist einer Anzeige im »Frankfurter Reichsanzeiger« zu entnehmen, auf die bereits Anna Maus hingewiesen hat⁶³. Daß seine Abnehmer mitunter den fälligen Kaufpreis schuldig blieben bzw. mit der Bezahlung keine Eile hatten, wie im Jahre 1778 die Benediktinerabtei Schwarzach bei Bühl in Baden, ist ebenfalls bekannt⁶⁴.

Außer geistlichen Werken hat Sigismund Ranqué auch Instrumentalmusik komponiert, nachweislich mindestens 19 Sinfonien⁶⁵. Diese waren nicht ausschließlich für den Konzertgebrauch gedacht, sondern wurden auch satzweise oder komplett während des Gottesdienstes gespielt, sei es im Graduale, während der Kommunion oder nach Mannheimer liturgischen Gepflogenheiten nach der Wandlung⁶⁶. Da zu Ranqués Aufgaben auch das Orgelspiel gehörte, in welchem er sich mit dem

60 Stadtarchiv Frankenthal, I 65, »Sterb-Buch. Matricula Defunctorum Catholicorum in Franckenthal et Ormsheim ab Anno 1782«. Dort ist sein Alter irrthümlich mit »quintaginta tres annorum«, also mit 53 Jahren angegeben!

61 Vgl. hierzu E. Schmitt (wie Anm. 10) S. 288 ff.

62 Walter (wie Anm. 25) S. 361.

63 Maus (wie Anm. 3) S. 378.

64 Stadtarchiv Frankenthal, Ausfautheiakten, Nachlaß Ranqué.

65 Landesarchiv Speyer (wie Anm. 51), siehe auch Abbildung.

66 K. Fellerer: Geschichte der katholischen Kirchenmusik, Band 2. Kassel, 1976, S. 189.

Cantor Gebmann abwechselte, ist durchaus vorstellbar, daß er für den liturgischen Gebrauch auch Orgelwerke komponierte. Ebenso dürfte er das eine oder andere Werk für die im Winterhalbjahr zweimal wöchentlich stattfindenden weltlichen Konzerte beigesteuert haben. Es bleibt zu hoffen, daß im Rahmen der weltweiten systematischen Erfassung der Musikwerke der vergangenen Jahrhunderte im Laufe der nächsten Jahre noch das eine oder andere Werk Ranqués ans Tageslicht gefördert wird.

Drei der wiederentdeckten Kompositionen Sigismund Ranqués, das einsätzig »Gloria« sowie die beiden solistischen Offertorien, sind mittlerweile vom Südwestfunk, Landesstudio Rheinland-Pfalz, produziert und bereits mehrfach gesendet worden⁶⁷. Sie sind klingender Beweis für die kompositorischen Fähigkeiten dieses bis heute völlig vergessenen Musikers der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und brauchen den Vergleich mit Werken anderer, zum Teil sehr bekannten Komponisten dieser Epoche nicht zu scheuen.

67 »Gloria«, Offertorium für Chor und Orchester. Vocalensemble '88, Bach-Collegium Mannheim, Leitung: *Dietmar Mettlach*. – »Vah! Quis me fascinavit«, Offertorium für Baß und Orchester. Eduard Wollitz (Baß), Unisono-Kammerorchester, Leitung: *Hans Oskar Koch*. – »Jesu mi, salutis spes«, Offertorium für Sopran, Tenor, Baß und Orchester. Suzanne Calabro (Sopran), Axel Reichardt (Tenor), Eduard Wollitz (Baß) Unisono-Kammerorchester, Leitung: *Hans Oskar Koch*.

Die Geschichte des Vitriolwerks bei Ottendorf von 1817 bis 1832

VON HELLMAR WEBER

*Auch durch die Künste der Menschen
kommt Vieles ans Licht, und mit Eifer
ward schon manch prächtiger Schatz
still aus der Erde gewühlt.
So bringt uns Lydien Natron hervor,
oder Island bringt Schwefel,
nur das tyrrhenische Land
liefert uns reines Alaun.*

Aus der Laudatio (1551) des Georg Fabricius zu Georg Agricola: Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen.

1. Einführung

Eine Bemerkung des baden-württembergischen Landesgeologen Walter Carlé hat vor Jahren meine Aufmerksamkeit auf das Alaun- und Vitriolbergwerk bei Oedendorf, die spätere Chemische Fabrik Oedendorf, gelenkt. Carlé, der die Geschichte des Vitriolwerkes Crailsheim sorgfältig erforschte¹, schreibt: »1832 bis 1834 wurde in Oedendorf (heute Ottendorf) nördlich von Gaildorf [...] Lettenkeuper-Gestein mit eingeschlossenem Schwefelkies zu Alaun und Vitriol verarbeitet, doch rentierte es sich nicht, und die chemische Fabrik wandte sich der Herstellung anderer Erzeugnisse zu. Die Geschichte dieser Werke sowie desjenigen von Westernach ist noch nicht näher erforscht«².

Im Heimatbuch der Gemeinde Ottendorf, herausgegeben zur 900-Jahrfeier, ergab sich die Gelegenheit, die Entwicklung des Werkes bei Ottendorf aus kleinsten Anfängen zu einer bedeutenden chemischen Fabrik und deren Niedergang in der Mitte des 19. Jahrhunderts nachzuzeichnen³. Nachdem sich im Hauptstaatsarchiv

1 W. Carlé: Die Geschichte des Alaun-Vitriol-Werkes zu Crailsheim. – Württembergisch Franken, Bd. 45, N. F. Bd. 35, S. 75–101, Schwäbisch Hall 1961. W. Carlé: Das Alaun-Vitriol-Werk in Crailsheim. – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg 4, S. 45–49, Freiburg im Breisgau 1961a.

2 W. Carlé: Bodenschätze und ihre Nutzung. – In: R. Biser [Hrsg.]: Der Kreis Schwäbisch Hall, S. 47–53, Stuttgart und Aalen 1976; Seite 52f.

3 H. Weber: Die Geschichte der Chemischen Fabrik Oedendorf. – In: Stadt Gaildorf [Hrsg.]: 900 Jahre Ottendorf am Kocher, S. 165–191, Crailsheim 1991; vgl. J. Gysin: »Fabriken und Manufakturen« in Württemberg während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts. – (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 11), 374 S., St. Katharinen 1989; S. 99–106. Erst vor kurzem stieß ich auf Gysins Darstellung zur Geschichte der Chemischen Fabrik Oedendorf; da beide Arbeiten unabhängig voneinander geschrieben sind, wird man beim Vergleich mancherlei Parallelen entdecken.

Stuttgart und im Staatsarchiv Ludwigsburg weitere Dokumente fanden, soll hier der Vitriolschieferabbau in Oedendorf und seine Verarbeitung ausführlicher dargestellt werden.

In enger Beziehung zur Chemischen Fabrik Oedendorf stehen das Vitriolbergwerk mit Siedehütte bei Wittighausen und die Bergwerke bei Westernach und Mittelbronn, die der Oedendorfer Gesellschaft gehörten. Die Erze aus Westernach und Mittelbronn wurden in Oedendorf verarbeitet. Als dann die Vitriol- und Alaunherstellung nach 1830 in Oedendorf zugunsten von Soda, Glaubersalz, Chlorkalk und Schwefelsäure in den Hintergrund getreten war, produzierte die Oedendorfer Gesellschaft in Wittighausen vermutlich weiterhin Alaun und Vitriol⁴.

Für die Bergwerke in Westernach, Mittelbronn und Wittighausen ist eine gesonderte Arbeit vorgesehen. Eine weitere Arbeit wird sich mit der Geschichte des Vitriolwerks Gaidorf befassen. Vorangestellt werden in diesem Aufsatz einige Ausführungen zur Geschichte der Alaun- und Vitriolgewinnung, ferner ein Überblick über die württembergische Sulfatproduktion.

2. Zur Geschichte der Alaun- und Vitriolgewinnung

Das lateinische Wort *alumen*, von dem das Wort Alaun herkommt, geht wohl auf einen Stamm ›alu-‹ mit der Bedeutung von bitter zurück. Darin drücken sich die zusammenziehende, blutstillende Wirkung und der bittere Geschmack von Alaun aus⁵. Vitriol, das durchsichtige, grünliche Kristalle bildet, hat von dieser Eigenschaft seinen Namen, denn das lateinische Wort für (grünes) Glas ist *vitrum*.

Beide Mineralien sind seit Jahrtausenden bekannt. Schon der griechische Geschichtsschreiber Herodot (um 484 bis etwa 424 v. Chr.) erwähnt den Alaun (griechisch *στυπτηρίς*). Über Herkunft und Gebrauch von Alaun und Vitriol geben Dioskorides (1. Jh. n. Chr.)⁶ und Gaius Plinius Secundus (23–79 n. Chr.) nähere Auskunft.

4 Über das Wittighausener Bergwerk mit Siedhütte ist bisher wenig mehr bekannt als daß dort Vitriolschiefer abgebaut wurden. Vgl. *J. G. Kurr*: Gebirgsarten, Versteinerungen und Mineralien. – In: Königlich-statistisch-topographisches Bureau [Hrsg.]: Beschreibung des Oberamts Hall, S. 23–31, Stuttgart 1847; S. 28.

5 Nach *A. Walde*: Lateinisches etymologisches Wörterbuch. – 870 S., Heidelberg 1906; S. 21. Zum indogermanischen Stamm ›alu-‹ passen litauisch *alūs*, albulgarisch *oldr* »Bier«, altisländisch und angelsächsisch *ealu* »berauschendes [bitteres] Getränk«. Geistreich, aber kaum zutreffend, ist die volksetymologische Deutung von Isidorus (560–636): »*Alumen vocatur a lumine, quod lumen coloribus praestat tingendis*« (zitiert nach *H. Kopp*: Geschichte der Chemie IV. – 446 S., Braunschweig 1847; S. 58), übersetzt: Alaun wird vom Wort Licht abgeleitet, weil es beim Färben den Farben Glanz verleiht. Der spanische Bischof Isidorus von Sevilla, wichtiger und viel geleesener Kompilator des frühen Mittelalters, hat mit seinen Werken (*Etymologiae*, *De ordine creaturarum* und *De rerum natura*) wesentlichen Anteil daran, daß antikes Weltbild und Wissen der spätrömischen Welt im Mittelalter lebendig blieben.

6 »*De materia medica*« des griechischen Arztes Dioskorides, der zu den Regierungszeiten der Kaiser Claudius und Nero lebte, war das erste maßgebliche Werk der Heilkräuterkunde, auf dem bis ins 17. Jahrhundert »sämtliche botanischen Studien . . . gründeten« (*J. Carter* und *P. H. Muir* [Hrsg.]: Bücher, die die Welt verändern. Eine Kulturgeschichte Europas in Büchern. – 790 S., München 1968; S. 78).

In Plinius' Naturgeschichte (*Historia naturalis*) in 37 Büchern handelt das 52. Kapitel des 35. Buches vom Alaun. Wenig naturwissenschaftlich klingt uns die Erklärung der Alaunentstehung: »*Aller Alaun aber bildet sich aus Wasser und Schlamm, d. h. aus dem Wesen der schwitzenden Erde [..]*«⁷. Aber Plinius unterscheidet mehrere Arten von Alaun (z. B. *Schieferalaun, Haaralaun, Rundalaun*) und zählt die Herkunftsgebiete sorgfältig auf: »*Erzeugt wird er aber in Hispanien, in Ägypten, Armenien, Mazedonien, Pontus und Afrika und auf den Inseln Sardinien, Melos, Lipara und Strongyle und zwar der vorzüglichste in Aegypten, der nächstbeste auf Melos*«⁸. Ausführlich werden dann die Anwendungsbereiche des Alauns in der Medizin besprochen.

Auch Eisen- und Kupfervitriol waren nach Dioskorides und Plinius in der Antike wohlbekannt, wenngleich nicht klar zwischen Alaun und Vitriolen unterschieden wurde⁹. Am Herstellungsverfahren der Vitriolkristalle, wie es Plinius im 34. Buch (32. Kapitel) schildert, hat sich allerdings bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wenig geändert: »*Sie [die ›Erzblume‹ = Kupfervitriol] entsteht in Brunnen und Sümpfen, welche diese Art Wasser haben. Dieses wird abgekocht, mit einem gleichen Maße süßem Wasser gemischt und in hölzerne Behälter gegossen; über diesen hängen an unbeweglichen Querstangen durch Steinchen angespannte Schnüre, an welchen der Schlamm anschießt und durch seine gläserne Beeren das Bild einer Traube darbietet*«¹⁰.

Für drei Jahrhunderte blieb dann Georg Agricolas (1494–1555) Beschreibung der Vitriol- und Alaungewinnung in dessen umfassender Abhandlung über den Bergbau, *De re metallica libri XII* (Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen), Basel 1556, maßgeblich. Agricola beschreibt im 12. Buch zwei Verfahren zur Alaun- und vier zur Vitriolgewinnung. Das erste Verfahren, das von der Verarbeitung schwefelkieshaltiger Schiefer handelt, soll kurz dargestellt werden, weil es in den Dokumenten des Oedendorfer Bergwerks wiederzuerkennen ist.

Alaunhaltiger Schiefer wird nach Abb. 1 in zwei rechteckige Behälter (A) gebracht, und zwar insgesamt etwa 300 Schubkarren. Dann gibt man Wasser und *Knabenharn* hinzu; Arbeiter rühren mehrmals täglich mit langen Stangen (B) durch. Nach einiger Zeit, *wenn das Wasser den Alaun aufgenommen hat*¹¹, zieht man den Zapfen (C) und läßt die Lösung in einen Holztrog (D) laufen. Fällt eine große Menge alaunhaltiger Schiefer an, so häuft man das Gestein und setzt es einige Monate der Luft und dem Regen aus, bevor man es unter Wasserzugabe in

7 Zitiert nach der Übersetzung von P. H. Kùlb: *Cajus Plinius Secundus Naturgeschichte*. Übersetzt und erläutert von P. H. Kùlb. 31. Bändchen. – [Römische Prosaiker in neuen Übersetzungen, hrsg. von C. N. v. Osiander und G. Schwab, 211. Bändchen], Stuttgart 1856; S. 4036f.

8 Zitiert nach H. P. Kùlb (wie Anm. 7); S. 4036f.

9 Siehe dazu H. Kopp (wie Anm. 5), S. 146f. und 168f.

10 Zitiert nach der Übersetzung von P. H. Kùlb: *Cajus Plinius Secundus Naturgeschichte*. Übersetzt und erläutert von P. H. Kùlb. 30. Bändchen. – [Römische Prosaiker in neuen Übersetzungen, hrsg. von C. N. v. Osiander und G. Schwab, 210. Bändchen], Stuttgart 1856; S. 3788f.

11 Alle Zitate nach der Übersetzung von C. Schiffner aus: *Georg Agricola: Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen*. – 5. Aufl. als Faksimiledruck der 3. Auflage, 564 S., Düsseldorf 1978.

6 oder mehr Behälter von 9 Fuß [9' = 2,7 m] Länge, 9' Breite und 5' [1,5 m] Tiefe bringt. Von dort gelangt die Lösung ebenso wie die vorige aus rechteckigen Behältern (D) in einen runden Behälter (E) vom Durchmesser 40' [12 m] und der Tiefe 3' [0,9 m]. Nach einigen Tagen (in der sich Verunreinigungen im Behälter E absetzen) wird die Lösung in rechteckige Bleipfannen (G) geschöpft und solange erhitzt, bis der größte Teil des Wassers verdampft ist. Am Boden der Pfanne fallen winzige Alaunkristalle aus. *Eine daraus hergestellte Lösung sieht dann so aus, als sei sie voll Mehl.* Zur Klärung wird die Lösung nochmals abgegossen, wieder in die Pfanne gebracht und weiter eingedampft, *bis sie mehlig wird.* In hölzernen, in die Erde eingelassenen Gefäßen (H), kühlt die Lösung ab, bevor der Alaun in den Kufen (I) an senkrechten und waagerechten Stäben in kleinen weißen, durchscheinenden Würfeln auskristallisiert.



Der große Behälter A. Stangen B. Der Zapfen C. Wanne D. Der runde Behälter E. Die Rinne F. Die Bleipfanne G. In die Erde eingegrabene Gefäße H. Kufe mit Stäben I.

Abb. 1 Holzschnitt zur Alaunherstellung aus Georg Agricola: *De re metallica libri XII.*

Von alters her benützten die Gerber Alaun, um die Häute in einem warmen Alaunbad von etwa 24 Stunden haltbar zu machen. Beim Färben erreichte man mit der Alaunbeize ein besseres Haften der Farben und einen gewissen Glanz. Außerdem wurde Alaun im Buch- und Kupferdruck, bei der Papierherstellung, der Schmelzfarbenmalerei, zum Konservieren von Nahrungsmitteln und bei der Zuckerraffinierung gebraucht. Eisen- und Kupfervitriol hatten in der Herstellung von Farben (Englischrot, Bergblau, Braunschweigergrün, Bremergrün) und von konzentrierter Schwefelsäure ihre hauptsächliche Bedeutung¹².

3. Württembergischer Alaun- und Vitriolbergbau im 18. und 19. Jahrhundert

Alaun kam in griechischer und römischer Zeit, wie schon Plinius erwähnte, hauptsächlich aus dem Mittelmeergebiet. Im 15. Jahrhundert erlangte das päpstliche Alaunwerk von Tolfa bei Civitavecchia eine größere, überregionale Bedeutung. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden dann solche Werke u. a. in Böhmen, in der Nähe von Lüttich und in Deutschland bei Plauen, Saalfeld und Lüneburg und später in Frankenwald und Fichtelgebirge¹³. Auf den britischen Inseln ist das Alaunwerk in Whitby in Yorkshire zu erwähnen.

Während die Sulfatproduktion in Franken durch die Arbeit von Jacob (1968)¹⁴ gut erforscht ist, fehlt für Württemberg eine zusammenfassende Darstellung. Aus den Werken des Statistisch-topographischen Bureaus¹⁵, einigen Einzeldarstellungen¹⁶ und den Dokumenten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und des Staatsarchivs Ludwigsburg läßt sich herauslesen, daß es eine länger andauernde, nennenswerte Alaun- und Vitriolerzeugung in Württemberg nur im Hohenloher Land gegeben hat.

In Abb. 2 sind die mir bekannten württembergischen Grabungen nach Vitriol-schiefern, ferner die Bergwerke und die Siedehütten eingetragen. Nicht eingezeichnet sind die zwei weiteren Bergwerke und die vier Grabungen bei Crailsheim, die

12 Siehe S. Jacob: Chemische Vor- und Frühindustrie in Franken. – 412 S., Düsseldorf 1968; S. 81–83.
13 S. Jacob (wie Anm. 12); S. 78–81.

14 In seiner Dissertation (Universität Würzburg) behandelt S. Jacob (wie Anm. 12) die vorindustrielle Produktion von Salpeter, Pottasche, Alaun-Vitriol und Kobaltfarben. Ausführlich wird u. a. die Geschichte des Vitriolwerks »Goldener Adler« bei Wirsberg (1714–1864) dargestellt.

15 Gemeint sind die Beschreibungen des Königreichs Württemberg von 1841, 1863 und 1884, die 64 Oberamtsbeschreibungen (1824–1885), die Geognostische Spezialkarte von Württemberg mit Erläuterungen und die Statistischen Jahrbücher (seit 1818).

16 R. Lauxmann: Das ehemalige Kohlen- und Vitriolbergwerk bei Löwenstein. – Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F., 22. Jg., S. 320–335, Stuttgart 1913. G. Merz: Das Gaildorfer Vitriolbergwerk. – Hohenloher Heimat 2, S. 21f., Schwäbisch Hall 1950. E. Dietz: Als man am Kocher noch Schieferkohle verarbeitete. – Der Haalquell 8, Nr. 4, S. 16, Schwäbisch Hall 1956. E. Dietz: Neues von der ehemaligen chemischen Fabrik bei Ottendorf. – Der Haalquell 12, Nr. 4, S. 13–14, Schwäbisch Hall 1960. A. Dangel: Die Alaun- und Vitriolwerke zu Mittelbronn und Mögglingen. – Gmünder Heimatblätter, 20. Jahrgang, Nr. 12, S. 92–94, Schwäbisch Gmünd 1959. W. Carlé 1961 (wie Anm. 1). E. Eisenhut: Alter Bergbau in Nordost-Württemberg. – Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 8, S. 113–124, Freiburg im Breisgau 1966.

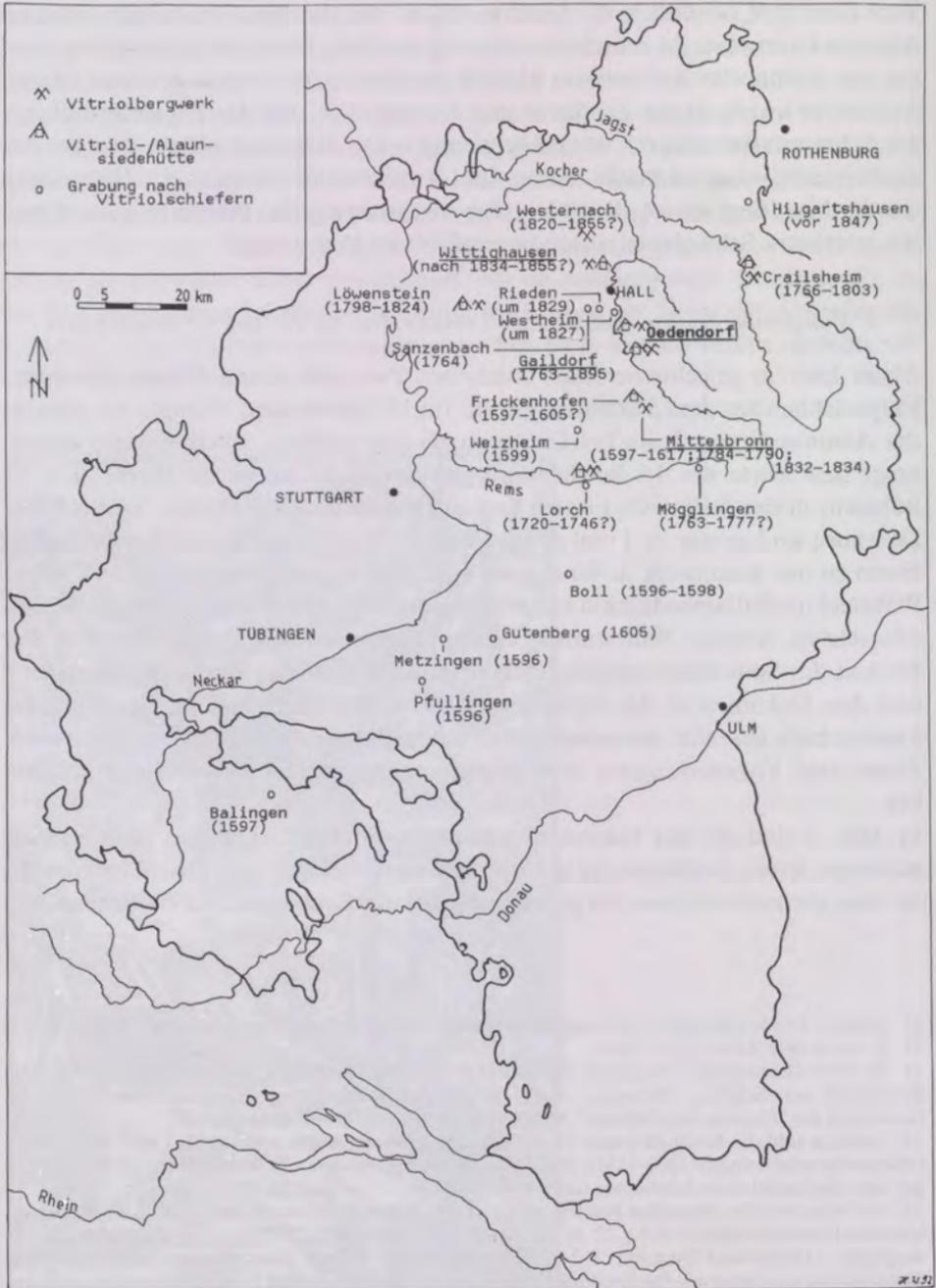


Abb. 2 Vitriolbergbau in Württemberg (in den Grenzen von 1810).

Siederei bei Ingersheim (unweit Crailsheim)¹⁷ und zahlreiche Fundpunkte zwischen Niederndorf und Gaildorf, die dem Vitriolwerk Gaildorf zuzuordnen sind. Meist stand die Gewinnung von Vitriolschiefern in engem Zusammenhang zur Steinkohlensuche; nachdem kostspielige Stollen angelegt waren, die nicht zu den erhofften Kohlen führten, versuchte man den Schaden zu begrenzen und wenigstens die vorhandenen Vitriolschiefer auf Alaun und Vitriol hin auszubeuten. Von Löwenstein heißt es zum Beispiel: »Ebenso wurde bei Löwenstein in den Schichten des oberen Keupersandsteins ein vier bis fünf Zoll mächtiges Flötz von 1798 bis 1824 abgebaut; die besseren Kohlen wurden als Brennmaterial und die geringeren wegen ihres Schwefelkiesgehalts zur Fabrikation von Vitriol angewendet. Die Benützung als Brennmaterial war jedoch, der Anwendung von Holz gegenüber, mit keinem Vortheil verbunden, und das Werk kam wegen Mangel an Ertrag, in Folge der sehr gesunkenen Preise des Vitriols, 1824 zum Erliegen«¹⁸.

Vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat man viele Grabungsversuche nach schwefelkieshaltigen Tonsteinen an- und wenig später wieder eingestellt. Schon zwei Jahrhunderte vorher war diese Suche nicht viel erfolgreicher, wie es uns der bezeichnende Satz von K. Pfaff zeigt: »Andere Nachgrabungen wurden angestellt bei Balingen, wo man 1597 Schwefelkiese von schönem Aussehen fand, die sich aber bei angestellter Probe sehr arm zeigten, bei Gutenberg (1605), Metzingen (1596) und Pfullingen, wo man 1596 in zwei Stollen nach Schwefelkiesen grub, die Arbeit aber bald wieder aufgab, weil das Erz sehr wenig Schwefel und nur etwas Vitriol lieferte; [...]«¹⁹.

Zwischen 1833 und 1839 werden in einem Schriftwechsel des Stuttgarter Finanzministeriums²⁰ nur noch die vier Alaun- und Vitriolgruben in Gaildorf, Löwenstein, Westernach und Mittelbronn erwähnt. Zehn Jahre später führt Bergrat Bilfinger²¹ in einer Statistik für 1849 bis 1855 nur noch zwei Privatgruben an, bei denen es sich um die Westernacher und die Gaildorfer Grube handeln dürfte. Schließlich kommt in der Montanstatistik des württembergischen Bergamts²² für die Vitriol- und Alaunerze zwischen 1871 und 1880 nur noch das Gaildorfer Werk vor, das damit am längsten Bestand hatte.

17 W. Carlé 1961 (wie Anm. 1).

18 Amtl. Mittheilung des K. Bergraths vom Juli 1850: Über die bisherigen Versuche auf Steinkohlen in Württemberg. – Württ. Jb. für vaterl. Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Hrsg. vom K. statistisch-topograph. Bureau, Jg. 1849, 2. Heft, S. 115–133, Stuttgart und Tübingen 1851; S. 118.

19 K. Pfaff: Württemberg, nach seinem natürlichen, statistischen und commerziellen Zustand zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. – Württ. Jb. für vaterl. Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Hrsg. vom K. statistisch-topograph. Bureau, Jg. 1841, 2. Heft, S. 312–378, Stuttgart und Tübingen 1843; S. 374.

20 HStAS: E 221 (Finanzministerium I), Bü 2096.

21 Bilfinger: Produktion der Bergwerke, Salinen und Hüttenwerke in Württemberg von den zehn Jahren vom 1. Juli 1847 bis 30. Juni 1857. – Württ. Jb. für vaterl. Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, Hrsg. vom K. statistisch-topograph. Bureau, Jg. 1857, 2. Heft, S. 50–82, Stuttgart 1859.

22 StAL: E 169b (Württ. Bergamt 1806–1935), Bü 21–30.

4. Zur Geschichte des Vitriolbergwerkes bei Oedendorf

4.1. Geologische Gegebenheiten

Georg Wagner (1885–1972) bezeichnet in seiner Dissertation »Beiträge zur Stratigraphie und Bildungsgeschichte des Oberen Hauptmuschelkalks und der Unteren Lettenkohle in Franken« (1913) die etwa 1 m mächtige Bank grauer, pyritreicher Tonsteine, die dem Grenzbonebed des Muschelkalks auflagert (und damit den Lettenkeuper einleitet), als Vitriolschiefer. »Die Vitriolschiefer sind der konstanteste Horizont des ganzen Gebietes«²³. Zwar sprach schon C. Baur (1884) von Vitriolschiefern, worin ihm E. Fraas (1892) folgte²⁴, aber beide hielten die Vitriolschiefer bei Crailsheim für eine besondere Ausbildung der Fränkischen Grenzschiefer des Crailsheimer Muschelkalks. E. Fraas bezeichnet diese Tonschichten auch folgerichtig als »Crailsheimer Vitriolschiefer«. Erst G. Wagner hat mit Hilfe seiner genauen Profile den Irrtum beider aufgedeckt und Klarheit über die Grenzziehung zwischen Muschelkalk und Lettenkeuper gebracht.

Allzu schnell werden nun aber alle möglichen schwefelkiesreichen Tonsteine des Lettenkeupers in diese Bank gestellt. Zuweilen mag es durchaus vorgekommen sein, daß die Vitriolschiefer (im stratigraphischen Sinne Wagners) auf Vitriol und Alaun hin ausgebeutet wurden²⁵. Aber es gibt gute Gründe, die in Oedendorf geschürften Erze in anderen Tonhorizonten des Lettenkeupers zu suchen. In Frage kommen die Dolomitischen Mergelschiefer, Estherienschiefer, Sandigen Pflanzenschiefer und Unteren Grauen Mergel (Abb. 3). Besonderes Augenmerk verdienen die Unteren Grauen Mergel, die im Haller Gebiet fast stets eine dunkle, kohlige Lage enthalten, die schon Quenstedt (1880) als »ein Band Lettenkohle, welche wie ein schwarzer Faden sich fortzog« beschrieben hat²⁶.

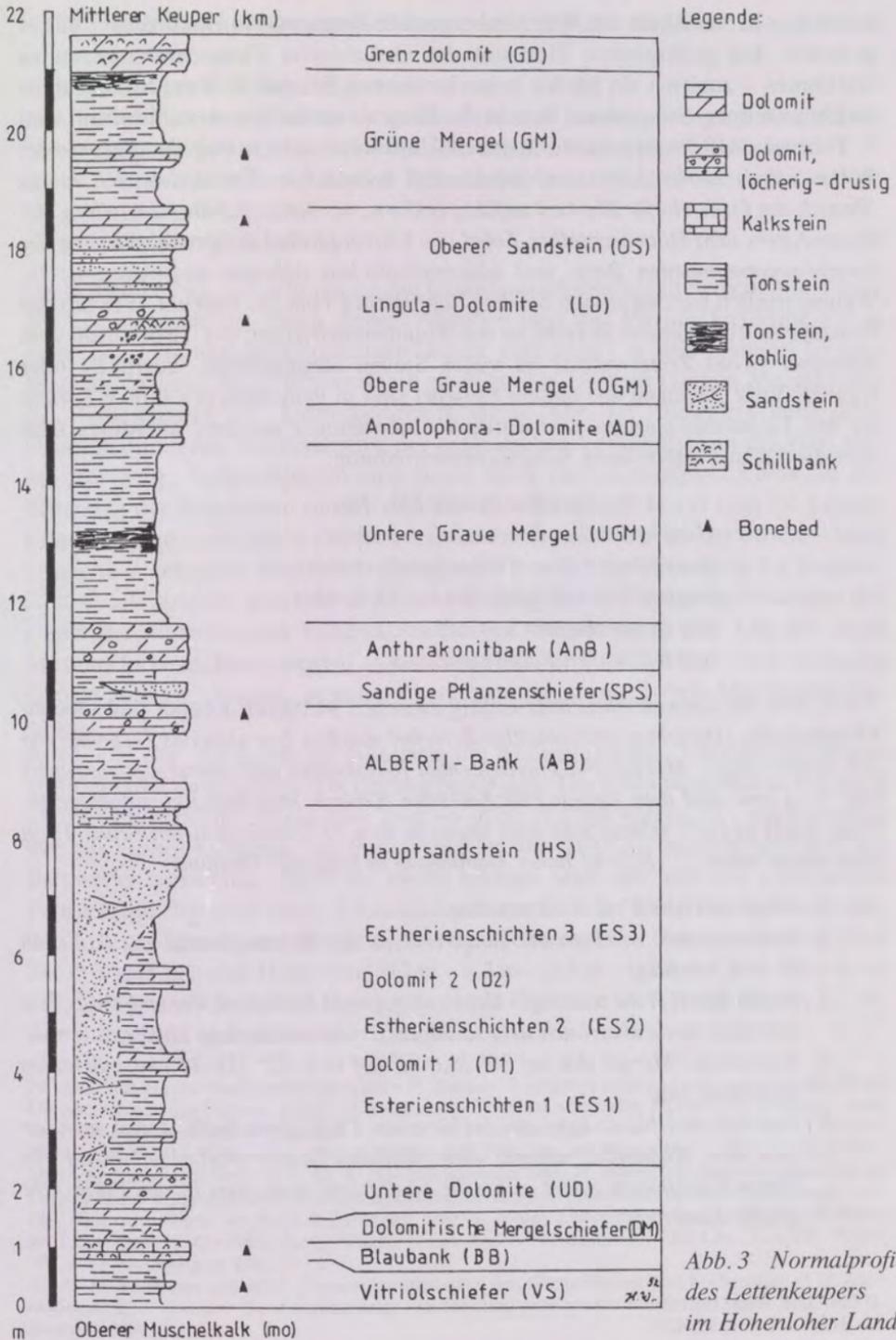
Westlich des Adelberges an der Hart (in älteren Flurkarten: Hardt) lag das Oedendorfer Flöz schwefelkieshaltiger Erze. Befragen wir die Geologische Karte (Blatt 6924 Gaildorf), so erfahren wir, daß das ganze Gebiet im Gipskeuper liegen soll. Vitriolhaltige Schiefer erwarten wir aber im Lettenkeuper. Glücklicherweise

23 G. Wagner: Beiträge zur Stratigraphie und Bildungsgeschichte des Oberen Hauptmuschelkalks und der Unteren Lettenkohle in Franken. – 180 S., 9 Taf., Jena 1913; S. 73.

24 C. Baur: Die geognostischen Verhältnisse. – In: K. statistisch-topographisches Bureau [Hrsg.]: Beschreibung des Oberamts Crailsheim, S. 4–17, Stuttgart 1884; S. 11. E. Fraas: Begleitworte zur geognostischen Spezialkarte von Württemberg, Atlasblätter Mergentheim, Niederstetten, Künzelsau und Kirchberg. – 27 S., Stuttgart 1892; S. 18 und 21.

25 Eine Bemerkung Carlés (1961, S. 93, wie Anm. 1) deutet bei den Crailsheimer Erzen auf die Vitriolschiefer als Fundhorizont. Die ausführlichere Beschreibung der Schichtenfolge in Carlé 1961a (S. 270, wie Anm. 1) spricht allerdings eher für die Dolomitischen Mergelschiefer. Aus dem 4. Stubensandsteinhorizont des Mittleren Keupers wurden die Vitriolschiefer bei Löwenstein gewonnen. Manche Erze stammten aus Schichtgliedern des Jura: bei Mittelbronn des Schwarzen Jura α und bei Mögglingen des Schwarzen Jura δ . Ob in den Sandigen Pflanzenschiefern des Lettenkeupers bei Vaihingen an der Enz Kohlen oder schwefelkieshaltige Erze gefördert wurden, geht aus der Arbeit von Joachim nicht hervor; H. Joachim: Bergbauversuche auf Kohle und Bleierze in der Umgebung von Vaihingen an der Enz (Baden-Württemberg). – Aufschluß 42, S. 287–296, Heidelberg 1991.

26 F. A. v. Quenstedt: Begleitworte zur Geognostischen Spezialkarte von Württemberg, Atlasblatt Hall. – 40 S., Stuttgart 1880; S. 18.



findet sich in den Akten des Württembergischen Bergamts ein Dokument²⁷, das es gestattet, den geologischen Horizont des Oedendorfer Flözes recht genau zu bestimmen – zugleich ein höchst bemerkenswertes Beispiel [früher] Stratigraphie im Lettenkeuper. Ein späterer Bericht des Bergrats an das Finanzministerium vom 9. Februar 1819²⁸ erläutert die näheren Umstände. »*Da jedoch der Bergmeister Rösler wegen seines Alters und fortdauernd kränklichen Umständen sich hierzu [Besuch des Oedendorfer Werkes] unfähig erklärte, so wurde auf die Vorstellung des Bergmeisters dem Hüttenschreiber Zobel von Christophsthal die genaue Prüfung der bereits unternommenen Berg- und hüttenmännischen Arbeiten übertragen [...]*«. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Schriftstück vom 24. Februar 1818 um das Konzept zu eben diesem Bericht an das Finanzministerium; der Text wurde vom Schreiber (wohl Zobel selbst) an vielen Stellen ausgestrichen, korrigiert oder ergänzt. Viele Passagen aus diesem Entwurf sind in dem oben erwähnten Bericht an das Finanzministerium wortwörtlich übernommen worden, allerdings fehlt dort die für uns interessante Schichtenbeschreibung.

»Christophsthal den 24 Fbr. 18.

Hüttenschreiber Zobel allda, berichtet
unterthänigst über die ihm gnedigst über-
tragene Untersuchung, des bey Oedendorf
neu zu errichteten VitriolWerks,
und legt seinen ReiskostenZettel [...] bey«.

Zobel stellt die *Lettenkohlenflötze* richtig zwischen Mittleren Keuper und Oberen Muschelkalk: »*Dieselben [vitriolhaltige Schiefer] machen hier stets das Liegende von den jüngern Gyps, Mergel und Thonschichten [Gipskeuper und oberer Lettenkeuper] aus, [...] und sind dem jungen FlötzKalkstein [Oberer Muschelkalk] aufgelagert*«. Dann fährt er fort: »*Diese Schichten liegen in dem 72' [20,6 m] tiefen Schacht von oben nieder unter 22' [6,3 m] hoher Dammerde in folgender Ordnung:*

No: 1., Jüngerer Gyps 8' [2,3 m] mächtig.

2., Sandstein bey welchem der jüngere Gyps das Bindungsmittel ist, 3. Schuh [0,9 m] mächtig.

3., fünf Schuh [1,4 m] mächtiger Gyps von geringer Festigkeit, der sich theils dem körnigen theils aber auch dem sandigen [?] fast unleserlich] nähert.

4., Verhärteter Mergel der auf 30' [8,6 m] tief in 8–12" [23–34 cm] mächtigen Schichten, mit

5., Gelblich und bläulichgrauem verhärtetem Thon abwechselt, der je mehr er sich dem Kohlenflöz nähert, eine bläulichschwarze Farbe [annimmt]. In diesen Thonflötzen findet sich sehr häufig und zwar stets in der Form sehr großer Linsen

27 StAL: E 169b, Bü 165.

28 HStAS: E 221, Bü 4211.

- 5.^a *theils rother Gyps eingeschlossen; auch werden dieselben von mehreren dünnen Lagen*
 5.^b *faserigen Gyps durchzogen.*
 6., *Das Vitriolschieferflötz, in welchem die sehr fein beygemengte Schwefeltheile größtentheils erst nach der Verwitterung der Kohlen fühlbar werden [..].*
 7., *blaulich schwarzer Thon mit PflanzenAbdrücken 1. bis 2 Schuh [0,3–0,6 m] mächtig, und endlich*
 8., *der dichte Kalkstein.*«

Die Schichten No. 1–3 gehören zu den Grundgipsschichten, mit Schicht No. 4 setzt der Lettenkeuper ein. Nach Zobels Angaben liegt das Vitriolschieferflöz 8,6 m unter der Lettenkeuper-Gipskeuper-Grenze und damit in den Unteren Grauen Mergeln. Schicht No. 7 gehört damit noch zu den Unteren Grauen Mergeln und No. 8 beschreibt die Anthrakonitbank (siehe Abb. 3)²⁹. Bestätigt wird diese Deutung durch eine Untersuchung der geologischen Verhältnisse an der Hart und am Adelberg. Aufgeschlossen sind heute noch die Grundgipsschichten an der Böschung der Bahntrasse südlich des Gehöftes Adelberg³⁰. Dort liegt die Lettenkeuper-Gipskeuper-Grenze auf etwa 330–335 m Höhe. Dicht an der Straße – beim Straßenbau entdeckte man das Vitriolschieferflöz – lag das Mundloch des Stollens. Abb. 4, aus späterer Zeit und in Zusammenhang mit den Grabungsversuchen des Gaidorfer Vitriolwerkes stehend, dürfte (als Fundpunkt 6) den Ort des alten Mundlochs bezeichnen, der auf etwa 325 m Höhe liegt, also etwa 5–10 m unter der Grenze zum Gipskeuper, in guter Übereinstimmung mit Zobels Mächtigkeitsangaben.

Auch aus der Schachtstelle läßt sich die Höhenlage des Vitriolschieferflözes ermitteln und damit obige Überlegung bestätigen. Die Urnummernkarte von 1828 (Abb. 8) verzeichnet wenig über dem »o« von »Fabrik Ödendorf« auf Flurstück 995 ein kleines Gebäude, im Primärkataster von 1843 als Schachthäuschen des Bergwerks bezeichnet. Auch der (wohl einzige) Stich der späteren Chemischen Fabrik (Abb. 10) zeigt dieses Schachthäuschen auf halber Höhe der Hart zwischen den Anlagen zum Rösten der Erze. Aus der Höhenlage des Schachtortes von etwa 343 m ergibt sich eine Höhe von (343 m – 6,3 m – 2,3 m – 0,9 m – 1,4 m – 8,6 m =) 323,5 m für das Vitriolflöz. Dies paßt gut zur Flözhöhe am Mundloch von 325 m, zumal das Flöz *nach dem Fallen desselben* betrieben wurde.

29 Zur Stratigraphie des Lettenkeupers siehe *H. Brunner*: Stratigraphische und sedimentpetrographische Untersuchungen am Unteren Keuper (Lettenkeuper, Trias) im nördlichen Baden-Württemberg. – Arb. Inst. Geol. Paläont. Univ. Stuttgart, N. F. 70, S. 1–85, Stuttgart 1973. *H. Brunner* und *J. Bruder*: Standardprofile des Unteren Keupers (Lettenkeuper, Trias) im nördlichen Baden-Württemberg. Jber. Mitt. oberrhein. geol. Ver., N. F. 63, S. 253–269, Stuttgart 1981. *H. Weber*: 140 Jahre Stratigraphie des Lettenkeupers, aufgezeigt am Kocherleib Schleifrain bei Gaidorf (nördliches Baden-Württemberg). – Jh. Ges. Naturkde. Württ. 145, S. 75–86, Stuttgart 1990. *H. Weber*: Lettenkeuper-Stratigraphie im Hohenloher Land von F. A. Quenstedt bis G. Wagner (Trias, Baden-Württemberg). – Jh. Ges. Naturkde. Württ. 147, S. 29–58, Stuttgart 1992.

30 *G. H. Bachmann* und *M. P. Gwinner* konnten auch den Grenzdolomit dort beobachten: *G. H. Bachmann* und *M. P. Gwinner*: Nordwürttemberg. – [Sammlung geologischer Führer Bd. 54], 2. Aufl., 168 S., Stuttgart 1979; S. 116.

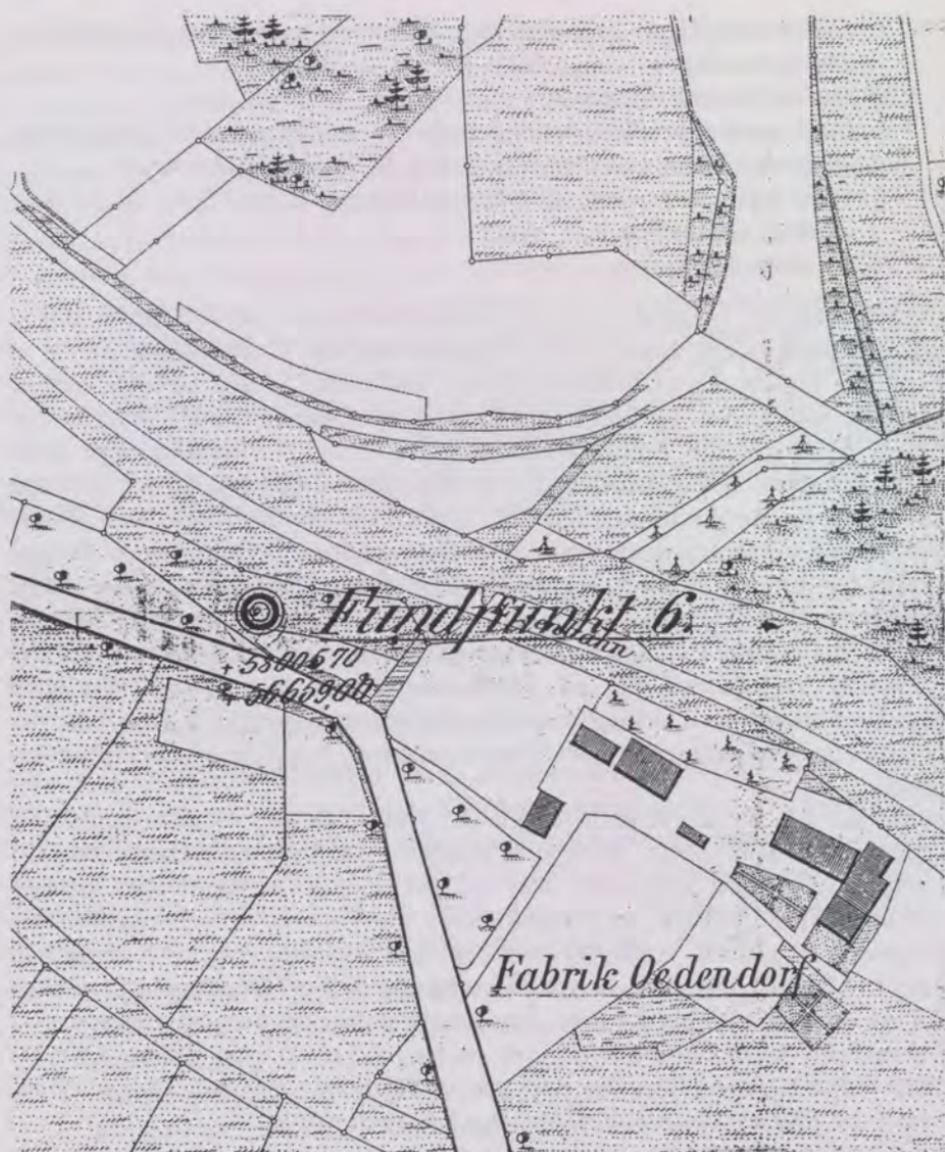
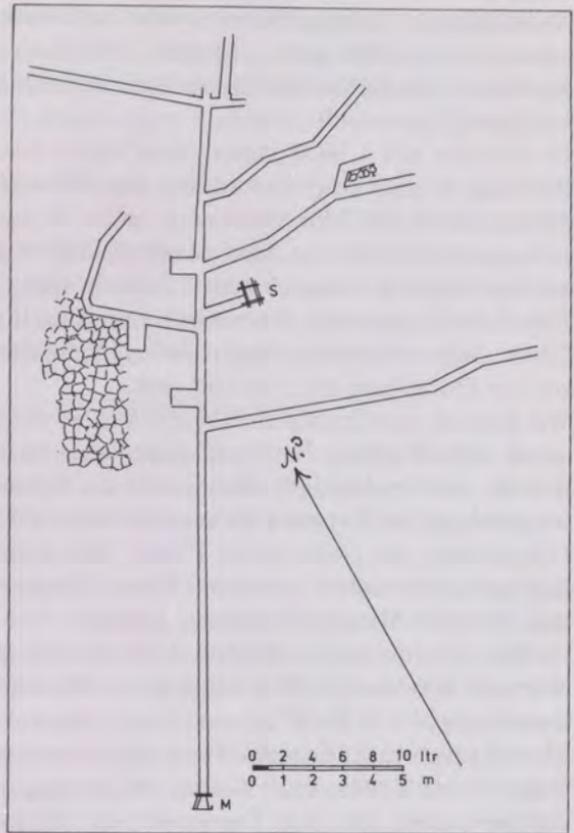


Abb. 4 Ausschnitt aus der Urkarte N.O. LI.45 mit Eintragungen nach 1879 (Original im Landesbergamt Baden-Württemberg, Freiburg im Breisgau). Die Karte zeigt die Eisenbahntrasse der Murrthalbahn (deren Teilstück von Gaildorf nach Hessental 1879 eröffnet wurde), die wenigen nach dem Verkauf der Chemischen Fabrik Oedendorf noch vorhandenen Gebäude und Fundpunkt 6 im Grubensfeld IV des Grafen von Bentinck Waldeck aus Gaildorf.

Abb. 5 Grubenplan des Oedendorfer Bergwerks, nachgezeichnet nach einer Skizze im Staatsarchiv Ludwigsburg (E 169b, Bü 180), zusätzlich mit Größenmaßstab (Lachter und Meter), M (Mundloch) und S (Schacht) versehen.



4.2. Grubenbau am Fuße des Adelbergs und Abbau der Erze

Ohne das Konzept Zobels und den Bericht des Bergrats an das Finanzministerium³¹ wüßten wir kaum etwas über die Grubenanlagen des Oedendorfer Werkes. Außerdem fand sich in den Ludwigsburger Akten ein flüchtig hingeworfener Grubenplan ohne nähere Angaben, der aber genau zu Zobels Beschreibung paßt und damit Oedendorf zuzuordnen ist (Abb. 5).

1818 war der Stollen bereits 39. Lachter [78 m] auf dem Flöz aufgefahren; er stand »vom Mundloch herein auf eine Länge von 25. Lachter [50 m] in Zimmerung; bei 32. Lachter [64 m] ist man vom rechten Rande des Stollen südöstlich 3½ Lachter [7 m] auf dem Flöz aufgefahren, wo man mit einem 72. Fuß [20,6 m] tiefen Schacht durchschlägig geworden ist, welcher in der Absicht hier niedergeschlagen wurde, um die Schiefer durch diesen in kürzerer Entfernung auf die in der Nähe derselben

31 wie Anm. 27 und 28.

einzurichtenden AblaugeBühnen fördern zu können; im linken Stollen daselbst ist sodann ein Strebau von 4. Lachter [8 m] Länge und 3. Lachter [6 m] Breite angehauen, von welchen das Vitriolschiefer-Flöz 12. bis 16. Zoll [34–46 cm] Mächtigkeit hat«³².

Da das Flöz sich 1 bis 2° gegen Osten neigte, erwies sich der Abbau in östlicher Richtung als nachteilig; man war mit dem Flöz schon bald 5' [1,4 m] tiefer als die Stollensohle beim Mundloch und mußte Wassereinbrüche befürchten. Zobel schlug deshalb vor, das Flöz *in der 10. Stunde gegen Nord*, also gegen NNW aufzuschließen, wie es nach Abb. 5 offenbar später auch geschah. (Die Signatur in Abb. 5 dürfte andeuten, daß westlich vom Schacht S das Flöz im Feldort, d. h. zur Gänze, abgebaut wurde). Gegen Süden lohnte der Abbau nicht, da die Mächtigkeit des Flözes bald auf 2" [6 cm] sank.

Wie geschah der Erzabbau? *Plan und Kostens-Berechnung die Anlegung einer ganz neuen Vitriol-Fabrique betreffend*, geschrieben im Januar 1817 in Gaildorf, geben indirekt darüber Auskunft. Zwar nennt das Dokument keinen Verfasser, aber ein Vergleich mit der Druckschrift aus dem Jahr 1820 von Ernst Anton Glötzge, dem Lehensträger des Oedendorfer Flözes, läßt keinen Zweifel an der Autorschaft Glötzges aufkommen³³. Abschnitt II von Glötzges Plan handelt vom *Gruben-Bau* und Abschnitt III vom *Förderungs-Schacht*.

Glötzge sah für den Grubenbau 3 Bergleute und 3 Karrenläufer vor, die in 8 Monaten den Stollen 100 Lachter [etwa 200 m]³⁴ vortreiben sollten. Lohn und Ausrüstung der 3 Bergleute und der 3 Karrenläufer berechnete er (für die 8 Monate) zu 1545 fl. (Gulden). Etwa 1/3 der Gesamtkosten entfielen auf die Karrenläufer, 2/3 auf die Bergleute. Knapp 8 fl. würde damit der laufende Meter Stollen-vortrieb kosten, der pro Tag etwa 1 m betrüge. An Ausrüstung sollte jeder Bergmann erhalten: *12 Keil[h]auen, 12 BergEisen, einen eisernen Schlegel und ein vollständiges Bohrzeug, bestehend aus einem Fäustel, Räumnadel, Kratzer, Bohrer und Ladstoc[k]*. Bescheiden dagegen die Aufwendungen für einen Karrenläufer: *Schubkarren, Karrenband und eine eiserne Lampe*. Nach Glötzges Plan von 1817 sollte das Erz später mit 6 *Krummhälzlern* (Bergleuten) und 3 Karrenläufern gefördert werden. Offenbar war dies nicht sinnvoll, denn in der Druckschrift von 1820 genügten Glötzge für die jährliche Produktion von 1000 Ztr. Vitriol mit einer Pfanne 2 Bergleute und ein Karrenläufer bzw. bei 2000 Ztr. Vitriol mit zwei Pfannen 4 Bergleute und 2 Karrenläufer.

³² wie Anm. 27.

³³ StAL: E 169b, Bü 163; das Deckblatt der 1820 gedruckten Werbeschrift Glötzges »Über das neu errichtete Vitriolbergwerk bei Oedendorf« (HStAS: E 221, Bü 4211) ist in Weber 1991 (wie Anm. 3), S. 167 abgebildet. Lange Zeit galt diese Schrift als verloren (Dietz 1956, wie Anm. 16). Von der Königlichen Öffentlichen Bibliothek war die Schrift am 30. Juni 1900 an das Königliche Finanzarchiv geschickt worden; damit kam sie zu den Akten des Finanzministeriums. Auch im Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL: E 169b Bü 170) liegt ein Exemplar dieser Druckschrift.

³⁴ Es ist nicht klar, wie Glötzge den Lachter berechnet. Auf S. 4 seines Plans rechnet er 60 Fuß in 10 Lachter um; danach wäre ein Lachter 1,72 m. Wir rechnen hier mit dem württembergischen Lachter, d. h. ein Lachter zu 2,0054 m.

Wie es die Ausrüstung verrät, wurde mit Schwarzpulver gesprengt – wahrscheinlich in der seit 1687 von Carl Zumbe im Erzgebirge eingeführten Technik des »Lettenschießens«. Dabei verschloß man das Bohrloch mit Letten (Lehm) und schuf beim Herausziehen der im Lehmpfropfen steckenden Räumnadel den Zündkanal.

Weitere 547 fl. Kosten sollte der Förderschacht von etwa 60' [17 m] Tiefe verursachen, der auf 8' x 5' [2,3 m x 1,4 m] angelegt war. Dazu gehörten die Auszimmerung des Schachtes mit Holz, ein Schachthaus, eine Schachtleiter, ein Haspelgestell mit 2 eisernen Haspel-Drehern, 2 eichene Haspel-Eimer gut mit Eisen beschlagen und ein Schacht Sail von gutem Schein-Hanf 70' [20 m] lang. Den Haspel bedienten 2 Tagelöhner und weitere 2 Tagelöhner führten den Schutt ab.

4.3 Glötzges Plan vom Vitriolwerk; ein Probesud im Jahre 1817

Glötzges Grundriß des Vitriolwerks aus dem Jahre 1817 (Abb. 6) läßt Rückschlüsse auf das Herstellungsverfahren der Alaun- und Vitriolkristalle zu. In den Grundzügen entspricht es wohl dem von Agricola schon 1556 beschriebenen Verfahren (siehe Abschnitt 2 und Abb. 1)³⁵.

Die zerkleinerten, schwefelkieshaltigen Schiefer können entweder in ungeröstetem oder in geröstetem Zustand weiterverarbeitet werden. Ob man die Erze in der Anfangszeit geröstet hat, wissen wir nicht – später sicher (wie es auch der Stich Abb. 10 andeutet), denn nach einem Bericht vom 24. April 1840 aus dem Oberamt Gaildorf über *die Beschädigungen, welche die chemische Fabrik zu Oedendorf durch ihre Fabrikation verursacht*³⁶, wurden die Schiefer zum Nachteil der Vegetation *auf einem Berge hinter der Fabrik in großen Haufen geröstet (verbrannt)*. Durch vorsichtiges Rösten werden die Vitriolschiefer gelockert; aus Schwefelkies (FeS₂) entsteht Eisensulfid (FeS) und Schwefeltrioxyd (SO₃) und weiter Eisenvitriol (FeSO₄) und Schwefelsäure (H₂SO₄). Dazu schichtet man die Erze mit Holz oder Reisig und zündet sie an; wenn die Hitze zu stark wird, deckt man mit Erde oder ausgelagten Erzen ab.

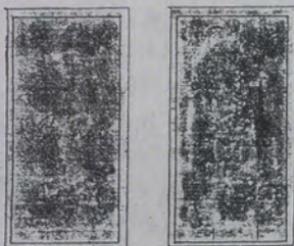
Ungeröstete Erze wurden 10 bis 12 Monate, geröstete Erze nur 6 bis 8 Wochen auf »Bühnen« der Verwitterung, d. h. der Luft, dem Regen und den Sonnenstrahlen, ausgesetzt und auch immer wieder mit Wasser übergossen. Bühnen sind flache, hölzerne Kästen, oft mit Blei gefüttert, auch gemauerte Behälter, auf deren Böden in gewissem Abstand Balken liegen, darauf eine Lage Stroh und Reisig, darüber ein »falscher Boden« aus Dielen – ein einfacher Filtrierapparat. Durch eine seitliche Öffnung floß die Lauge über Laugenrinnen in einen Vorratskasten

³⁵ Ausführlich wird die Alaun- und Vitriolsiederei noch in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Werken zur chemischen Technologie beschrieben, z. B. in S. F. *Hermbstädt*: Grundriß der Technologie; oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Beurtheilung derjenigen Künste, Fabriken, Manufakturen und Handwerke, welche mit der Kameral- und Policeywissenschaft, so wie der Landwirthschaft in nächster Verbindung stehen, 2. Abt.–582 S., Berlin 1830; oder in F. *Knapp*: Lehrbuch der chemischen Technologie. 1. Band. – 655 S., Braunschweig 1847.

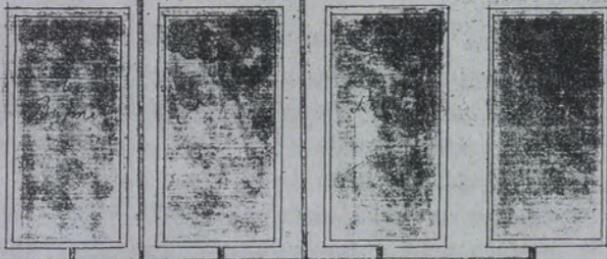
³⁶ StAL: E 175 (Oberamt Gaildorf), BÜ 4096.

Grund Riße
 der
 Gebäude Anlage
 zu
 einem Vitriolwerk
 erfunden
 von C. A. G. & G.
 1817.

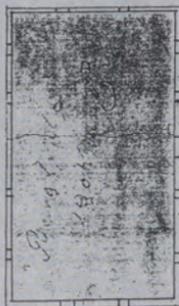
Bücher



M:
 2. Ebene gegen ab. w. w. f. f.
 Lager mit 2. Pfanne in f. f.



Laugerinnen



M: 1. Ebene auf n. w. w. f. f.
 und g. w. w. f. f.

Wohnung der Bergleuthe

Laugen - Röhre



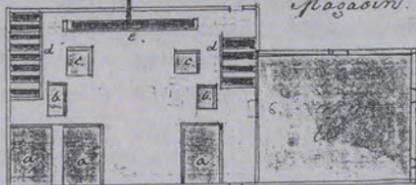
M: Lager Dab. o. w.

Wohnung des Inspectors.

Vorrats Kasten.



Magazin.



Fudkamm.

Wohnung des

a. Sudpfannen. b. Fall- u. Vor-Kästen. c. Sumpf. d. Kristallisationskästen. e. Siedmeister.
 e. Laugentrog f. Laugenpumpe.

Maßstab von 60. Schü -



(Abb. 6). Die Rohlauge kam zur Klärung in die Sümpfe und wurde durch Sieden in Bleipfannen weiter konzentriert. Im Setzkasten setzte sich die Trübe ab. Von dort gelangte die Lauge in den Schüttelkasten, wobei man Pottasche, Seifensiederlauge oder Urin zusetzte, um die überschüssige Säure zu neutralisieren und das nötige Kalium zur Bildung von Alaunkristallen in die Lösung zu bringen. Das Verrühren oder »Schütteln« diente der Vermischung der beiden Flüssigkeiten. Im Schüttelkasten kristallisierte der Rohalaun in kleinen Kristallen (Alaunmehl; man spricht auch von »Mehlmachen«). Nochmals aufgelöst schlugen sich an eingehängten Schilfstengeln oder Hölzern im Wackkasten (Kristallisationskasten) schöne Kristalle von »gewachsenem« Alaun nieder. Als Wachsgefäße wurden auch Bottiche verwendet, die aus Holzdauben zusammengefügt waren. Hatten sich die Kristalle an den Faßwänden abgesetzt, so wurden die Reifen, die das Faß zusammenhielten, abgestreift, die Dauben weggenommen und die Alaunkristalle eingesammelt. Wollte man Eisen- oder Kupfervitriol erzeugen, so mußte man beim Sieden Eisen- oder Kupferschrott zugeben.

Zobels Bericht gibt uns Auskunft, wie weit Glötzge seine Pläne bis 1818 verwirklicht hatte. Im Februar 1818 stand nur das leere – nach Zobels Meinung *allzu große* – Siedhaus von 104' [29,8 m] Länge und 36' [10,3 m] Breite, in der Urnummernkarte (Abb. 8) vermutlich an der Stelle, die später das Gebäude E einnahm. Daneben war eine kleine Hütte zum Probesieden aufgestellt; sie enthielt eine kleine Pfanne (3' [0,85 m] lang, 2' [0,57 m] breit und 1' [0,29 m] tief), 3 Ablaugbottiche und die nötigen *Anschießkästen* (Kristallisationskästen).

Ausführlich schildert Zobel den Probesud, der einiges Licht auf das sicher ganz ähnliche Herstellungsverfahren wirft. Jeder der 3 Ablaugbottiche wurde zunächst mit 18 Kubikfuß [423 dm³] Vitriolschiefer gefüllt und mit je 4 Kubikfuß [94 l] Wasser übergossen. Nach 12 Stunden erhielt man 3 Kubikfuß [71 l] 10. löthige (10-prozentige) Lauge, die man mit 3 Kubikfuß [71 l] vorrätiger, 6-lötiger Lauge vermischte und in die Pfanne goß. »Den 28. Fbr. des vormittags 11. Uhr wurde nun angefeuert, und die Lauge der 11. lb [Pfund] AltEisen zugesetzt wurden kam nach Verfluß von 3. Stunden zum Sieden, und wurde 15. Stunden lang darin erhalten, während welcher Zeit noch 8½ Kfuß [200 l] 6.löthige [Lauge] nachgeschüttet worden ist«. Nach diesem 15-stündigen Sieden ließ man den Rohsud 3 Stunden in Klärbottichen abkühlen, wobei 4 Kubikfuß [141 l] 16-lötige Lauge entstanden. Nochmaliges Sieden der geklärten, vorsichtig abgelassenen Lauge in der Pfanne

◁ Abb. 6 »Grundriß der GebaudeAnlage Zu einem Vitriolwerck erfunden von E. [Ernst] A. [August] G. [Glötzge] a. [aus] G. [Gaildorf] 1817« (Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 221 Bü 4211; alle Rechte vorbehalten). Jede der 6 Bühnen, auf die das Erz gebracht wurden, maß etwa 7 m x 14 m. Im Siedhaus von 14 m x 11 m waren 3 Pfannen (a), 2 Fall- oder Setzkästen (b), 2 Sümpfe (c), 2 Kristallisationskästen (d) und ein Laugentrog (e) vorgesehen. Für den Inspektor, die Bergleute und den Siedmeister waren getrennte Wohngebäude konzipiert.

ergaben 3 Kubikfuß [71 l] 22-lötige und 2 Kubikfuß [47 l] 32-lötige Lauge. Zur Gewinnung von einem Ztr. (100 Pfund) Vitriol, so lesen wir in dem Bericht des Bergrats an das Finanzministeriums, seien etwa 12 Kubikfuß [282 dm³] oder 764 Pfund Vitriolschiefer erforderlich.

4.4. Die Auseinandersetzung zwischen Glötzge und der Gewerkschaft

»Nach langem Harren und Bemühen bin ich nun in den Stand gesetzt, [. . .] folgende Darstellung über mein Bergwerk vorzulegen, welche die inzwischen gegen dasselbe ausgesprengte Gerüchte zerstreuen [...] wird«, schreibt Glötzge in der Vorrede seiner Druckschrift aus dem Jahre 1820. Hinter diesen nüchternen Worten verbirgt sich eine jahrelange Auseinandersetzung zwischen dem Lehensträger Glötzge und der von ihm gegründeten Aktiengesellschaft (Gewerkschaft), nachzulesen im höchst gewandt abgefaßten, 91-seitigen Bericht des späteren Geschäftsführers der Gewerkschaft, Heinrich Kessler (Abb. 7), datiert Oppenweiler, den 30. Juni

Bericht
über den Zustand des
Vitriol-Werks
bei
Oedendorf
den 30. July 1827,
von dem Geschäftsführer
der Gewerkschaft
Heinrich Kessler.

Abb. 7 Ausschnitt aus der ersten Seite von Heinrich Kesslers Bericht »über den Zustand des Vitriol-Werks bei Oedendorf« (Staatsarchiv Ludwigsburg E 169b, Bü 180; alle Rechte vorbehalten).

1822³⁷. Zobels Bericht einer »Inspektionsreise« im März 1820 nach Oedendorf ergänzt und bestätigt Kesslers Darstellung³⁸.

Mit Dekret vom 22. Dezember 1817 wurde der *vormalige BergInspektor* Ernst Anton Glötzge vom Gaidorfer Vitriolbergwerk *mit einem Vitriolschieferflöz belehnt*, das Glötzge am Adelberg entdeckt hatte³⁹. Glötzge kannte die Verarbeitung der Vitriolschiefer in Gaidorf, hatte er doch von 1797 bis 1805 die Aufsicht über das Gaidorfer Vitriol- und Alaunbergwerk gehabt, das der »*vormalige Hof- und Regierungsrath von Aßmuth ums Jahr 1760 auf eigne Kosten anlegen ließ und das später einer auswärtigen Gewerkschaft gehörte, die gewöhnlich zu dessen Betrieb einen Inspector oder Factor einsetzte*«⁴⁰. Noch 1817 gründete Glötzge, der nicht genügend eigene Geldmittel zum Aufbau eines Vitriolwerkes besaß, eine Aktiengesellschaft, über die eine gedruckte Nachricht Glötzges vom 3. Juli 1817⁴¹ und die 1820 gedruckte Werbeschrift nähere Auskunft geben.

132 Aktien zu je 150 fl., darunter 6 Freiaktien für das königliche Berg- und Salinenwesen, sollten ausgegeben werden, um das auf 18900 fl. veranschlagte Betriebskapital aufzubringen. Vorgesehen waren 2 Siedpfannen und eine dritte schon eingeplant. Glötzge hatte sich die lebenslängliche Inspektion über das Werk *gegen die jährliche Besoldung von 800 fl. nebst freiem Logis und Holz* ausbedungen. Bei der Produktion von 1000 Ztr. Vitriol (mit einer Pfanne) versprach Glötzge einen jährlichen Gewinn von 30 fl. pro Aktie, also von 20 %; wird mit zwei Pfannen produziert, sollte der Gewinn pro Aktie sogar auf 80 fl., also mehr als 50 %, anwachsen.

Von Anfang an unterstützte der württembergische Staat das Oedendorfer Werk: zunächst durch den Kauf von Aktien, später durch zinslose Darlehen. Dieser Tatsache verdanken wir es, daß regelmäßig Berichte über den Geschäftsgang des Werkes und seine Produktion im Finanzministerium in Stuttgart eingingen, die erhalten geblieben sind und im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart aufbewahrt werden. Schon 1817 schlug der Finanzminister dem König vor, 6 Aktien »*für Rechnung der herrschaftlichen Casse zu übernehmen, wodurch er [Glötzge] nicht nur eine baare Unterstützung erhalten, sondern auch andere Gewerke [Mitglieder einer bergrechtlichen Gewerkschaft] zur Theilnahme veranlaßt werden würden. Außerdem würde den Armen in jener Gegend Gelegenheit gegeben, sich Verdienst und Nahrung zu verschaffen*«⁴². Der König ließ zunächst 2 Aktien aus königlichem Privatvermögen kaufen und später auf Rechnung der Staatskasse weitere 6 Aktien.

37 StAL: E 169b, Bü 180. Ein Dokument von 1820 (StAL: E 244, Bü 41) bezeichnet Heinrich Kessler von Heilbronn als Landtagsabgeordneten (*gegenwärtig repräsentant, bei dem Landtag, in Stuttgart*), später lesen wir auch Dr. Heinrich Kessler.

38 StAL: E 169b, Bü 165.

39 StAL: E 175, Bü 4096

40 *H. Prescher*: Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreise gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. Zweyter und letzter Theil. – 440 S., Stuttgart 1790; S. 155 und 168.

41 HStAS: E 221, Bü 4211.

42 *Anbringen des FinanzMinisters an den Koenig* vom 15. August 1815, HStAS: E 14 (Kabinettsakten Bergbau und Mineralien, 1817–1887), Bü 1885.

Offenbar machte sich Glötzge sofort ans Werk, nachdem er die ersten Aktien verkauft hatte. Kessler wirft ihm gleich zu Beginn seines Berichts vor, daß er, ohne auch nur ein Viertel der Aktien abgesetzt zu haben, ein sehr geräumiges Siedhaus errichtete, den *Schullehrer Molt* als Kontrolleur mit 400 fl. jährlichem Gehalt anstellte, und »*obgleich vom Vitriol-Sieden noch lange nicht Rede seyn konnte, nahm Glötzge dennoch einen Siedmeister an dem er neben frei Holz und Logis 25. fl. monatlichen Lohn versprach*«. Darüber hinaus beanspruchte Glötzge sofort sein vertraglich vereinbartes Gehalt und mietete für Rechnung der Gewerkschaft eine Wohnung für 50 fl. jährlich. Zu einer Zeit, als das Grundkapital noch nicht einmal 5000 fl. betrug und noch nicht produziert wurde, verschlangen die jährlichen Ausgaben für das Personal allein 1600 fl., so daß 1820 schon Schulden von 3000 fl. auf dem Werk lasteten.

1819 verfügte der Bergrat, dem die Mißstände in Oedendorf nicht verborgen geblieben waren, daß die Besoldung von Glötzge von 800 fl. auf 600 fl., die des Kontrolleurs von 400 fl. auf 200 fl. *unter Vorbehalt der Nachforderung* herabzusetzen sei. Auch die Aufwendungen für Glötzges Wohnung seien auf 25 fl. zu kürzen, der *Miethzins* für den Siedmeister solle ganz entfallen. Weiterer Schaden entstand durch den Einfall des Siedhauses; »*ein Sturmwind hatte es umgeworfen, da es nicht ausgebaut und schlecht gezimmert war, und deshalb, wie das Unternehmen selbst, keinen Halt hatte*«, schreibt Kessler.

Am 26. September 1820 schloß Advokat Schübler⁴³ von Stuttgart mit Glötzge einen Vertrag ab, der ihm das Verkaufsrecht über alle noch unverkauften Aktien sicherte. Vereinbart wurde dabei auch, daß Glötzges Gehalt solange herabgesetzt bliebe, bis das Werk 4000 fl. im Jahr oder 20 % reinen Gewinn abwürfe. In einem späteren Vertrag zwischen beiden, den die Gewerkschaft genehmigte, wurden Glötzge $\frac{1}{2}$ des reinen Ertrags als Gehalt und $\frac{1}{4}$ als Pension zugestanden.

Durch Schüblers Bemühen wurden 86 Aktien verkauft. Professor List und Kessler selbst erwarben je 25 Aktien, 36 Aktien behielt Schübler. Auch die weiteren Aktionäre sind bekannt⁴⁴:

- | | |
|---|----------|
| 1.) die Privat-Casse des Königs | 2 Aktien |
| 2.) die Königliche Staats-Casse | 6 |
| 3.) die Central-Stelle des ArmenVereins | 2 |

43 Eduard Schübler, später als Notar und *Rechtsconsulent* in Hall ansässig, war von 1833 bis 1843 Haller Landtagsabgeordneter in Stuttgart (Demokrat) und von 1845 bis 1848 Vertreter des Oberamts Hall in der Zweiten Kammer des Landtags (vgl. *O. Windmüller*: Der Vormärz und die Revolution 1848/1849 in Hall. – In: *E. Schrauth, H. Siebenmorgen und M. Akermann* [Hrsg.]: Hall im 19. Jahrhundert, S. 17–26, Sigmaringen 1991; S. 17). 1831 gründete Schübler in Hall nach Stuttgarter Vorbild einen Gewerbeverein, den zweiten in Württemberg und wenig später wurde Schübler zum Direktor der Leinen-Spinnerei-Gesellschaft, einer Aktiengesellschaft, gewählt (vgl. *O. Windmüller*: Die wirtschaftliche Entwicklung zur Zeit der Frühindustrialisierung. – In: *E. Schrauth et al.* [wie oben], S. 36–44; S. 38). Auch als Autor der Bücher »Der organische Staat« und »Gewerbefreiheit und Gewerbeordnung in Deutschland« trat Schübler in Erscheinung (vgl. *W. German*: Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung. – 368 S., Schwäbisch Hall 1901; S. 285).

44 StAL: E 169b, Bü 183.

- | | |
|---|----|
| 4.) Herr Advokat Schübler | 36 |
| 5.) Herr Professor List | 25 |
| 6.) Herr H. Kessler | 25 |
| 7.) Controleur, Schullehrer Molt | 1 |
| 8.) Herr Hofverwalter Stiefel in Gaildorf | 2 |

Je eine Aktie hielten die folgenden 10 Aktionäre:

Cantor Schillers Frau, Witwe in Obersontheim; Herr Hartmann jun. in Stuttgart; Müller Akermann in Oedendorf; Herr H. Schnabel in Stuttgart; Herr Friederich Kolb von Ilzhofen; Löwenwirth Sannwalt in Oedendorf; Herr H. Neidhart in Stuttgart; Herr Carl Neidhart in Stuttgart; Herr Schill et Comp. in Stuttgart und Herr Wilh. Fröhlich in Stuttgart.

Aber auch die beträchtlichen Aktienverkäufe reichten nicht, das Vitriolwerk in Gang zu setzen, denn es lasteten inzwischen 4842 fl. 33 kr. Schulden auf dem Werk. Die Gewerkschaft erwog zur Rettung des Unternehmens, daß jeder Aktionär pro Aktie 70 fl. *Zubüße* leistete; dann, so wurde argumentiert, wäre man auch nicht mehr an Glötzges Gewerkschaftsstatuten gebunden, in denen verbürgt war, daß für die Anlegung des Werks keinem Aktionär etwas Weiteres werde angefordert werden. Außerdem mußte schon damals (1822) die Oedendorfer Grube aufgegeben werden, so daß die Bindung an Glötzge als Lehensträger des Vitriolflözes nach Meinung der Aktionäre entfiel. Ferner warf man Glötzge Nachlässigkeit, Willkür und Veruntreuung von Gewerkschaftsgeldern vor. Glötzge gab nicht sofort klein bei; er hielt sich für den Eigentümer des Werkes, berief sich auf die Statuten der Aktiengesellschaft und verlangte eine gerichtliche Klärung über die gegen ihn erhobenen Beschwerden.

Offenbar suchten die Gewerke in der mißlichen wirtschaftlichen und juristischen Situation einen Kompromiß mit Glötzge, denn in einem Gewerkschaftsprotokoll wurde Glötzge immerhin als *Inspektor, allerdings nur sehr bedingter Weise anerkannt*. Gleichzeitig »faßte die Gewerkschaft, ohne die Erklärung des Glötzge abzuwarten, den weitem Beschluß: wegen der Unfähigkeit [Unterstreichung im Original] des Inspektors Glötzge, das Interesse der Gewerkschaft zu bewachen und dem Geschäft gehörig vorzustehn, sogleich die Inspektion einem andern Mitglied der Gesellschaft zu übertragen«⁴⁵.

Keinen Erfolg hatte die Anzeige der Gewerkschaft gegen Glötzge beim Oberamtsgericht Gaildorf; sie kam zurück mit einer *ablehnenden Erklärung des dortigen Oberamtsrichters Kapf*, der sich für nicht zuständig erklärte und eine *Administrations-Untersuchung wegen Dienstvergehens* vorschlug, denn *Dienstnachlässigkeiten an sich seien noch keine juristische Dienstfehler, welche sich zur gerichtlichen Untersuchung eigneten*. In aller Ausführlichkeit erläutert Kessler den Sachverhalt, bei dem es u. a. um Unregelmäßigkeiten beim Kauf eines Ackers für die Westerna-

45 H. Kessler (wie Anm. 37).

cher Grube ging und auch darum, ob Glöttze berechtigt gewesen sei, für einen bleiernen Kessel 2 fl. als bezahlt zu vermerken, obgleich noch nicht bezahlt war. Große Schwierigkeiten ergaben sich aus dem Beschluß eines Gewerkschaftstages (im Jahre 1821?), daß jeder Aktionär pro Aktie bis zum 1. Februar 1822 weitere 70 fl. einzahlen sollte, andernfalls müßte der Verkauf des Werks erwogen werden. Wörtlich heißt es: »Dieser Bestimmung des gewerkschaftlichen Protokolls ist im § 4. die entscheidende Clausel beigefügt, daß im Fall der NichtErfüllung dem Königlichen BergAmt die Anzeige mit dem Antrag zu machen sey, es möchte sogleich eine öffentliche Bekanntmachung zum Verkauf des Werks verfügt werden«⁴⁶. 8 Aktionäre waren mit insgesamt 1490 fl. rückständig, sodaß der Verkauf des Werkes drohte. Kessler schlug nun vor, das Bergamt solle die rückständigen Aktionäre auffordern, entweder ihre Zubeße zu leisten oder aber ihr Einverständnis zu erklären, daß ihnen ihre Einlage in bar zurückerstattet werde.

4.5. Zustand des Vitriolwerkes im Jahre 1822 und Verkauf an die Firma Rund

1822 bestand das Vitriolwerk aus einem geräumigen Siedhaus mit 2 Pfannen (ursprünglich für 4 Pfannen bestimmt), und einer für den Inspektor oder Geschäftsführer vorgesehenen Wohnung, die allerdings noch nicht ganz ausgebaut war. Dieses Siedhaus könnte das Gebäude E in Abb. 8 dargestellt haben. Siedmeister Kolb bewohnte mit seiner Familie ein kleines Wohngebäude beim Siedhaus, vermutlich das Gebäude A in Abb. 8.

Zwei solid konstruierte Ablaug-Bühnen konnten je 5000 bis 6000 Ztr. Erz fassen; außerdem gab es eine Verwitterungshalle und das schon erwähnte Schachthäuschen. Ablaugbühnen und Verwitterungshalle dürften etwas abseits am Berg beim Schachthäuschen gestanden haben, wie dies Abb. 10 zeigt. Vom schachtförmigen, überdachten Laugenbehälter (wohl C oder D in Abb. 8) konnte die Lauge mit dem natürlichen Gefälle direkt in die Pfanne laufen. »Die ganze Vorrichtung zur Fabrikation des Vitriols ist übrigens jetzt« – laut Kessler – »in brauchbarem Zustand«.

Im Sommer 1821 begann die Fabrikation, die allerdings bei Eintritt des Winters wieder eingestellt wurde, da kein genügender Vorrat an Lauge vorhanden war und in der kalten Jahreszeit nicht abgelaugt werden konnte. Bis Ende Juni 1822 hatte man 156 Ztr. Eisen- und 14 Ztr. Kupfervitriol erzeugt, von denen aber nur 24½ Ztr. Eisen- und 2 Ztr. Kupfervitriol verkauft waren. Da die Oedendorfer Vitriol-erze nur eine sehr geringhaltige (3½- bis 4-prozentige) Lauge lieferten, hatte die Gewerkschaft schon 1821 begonnen, Vitriol-erze aus der Westernacher Grube zu verarbeiten, die eine 14-prozentige Lauge ergaben. Außerdem waren diese Erze leicht abzubauen und die Transportkosten nach Oedendorf hielten sich in Grenzen. Bis Mitte 1822 hatte man in Westernach etwa 1000 Ztr. Erze gefördert und bereits 900 Ztr. nach Oedendorf gebracht.

46 H. Kessler (wie Anm. 37).



Abb. 8 Ausschnitt aus einer nach der Urkarte N.O.LI.45 der württembergischen Landesvermessung von 1828 gedruckten Karte, aufgenommen von Geometer Gösler (Staatsarchiv Ludwigsburg: F 166, Bü 199; alle Rechte vorbehalten). Diese Karte ist einem Bericht vom 31. August 1848 beigelegt; offenbar wurde sie in späterer Zeit nochmals verwendet, da die Sandelsche Schwefelsäurefabrik von 1851/52 hier handschriftlich ergänzt ist.

Aus dem Primärkataster von 1843 der Gemeinde Ottendorf (Staatliches Vermessungsamt Schwäbisch Hall) ergibt sich die folgende Gebäudebeschreibung: A) Wohnhaus, B) Stallung, C) Laugenreservoir, D) Laugenreservoir, E) Siedhaus, F) Siedhaus, G) Pochmühle, H) Stallung, I) Magazin, K) Kohlofen, L) Kohlhütte, M) Knochenschuppen, N) Seifensiederei mit Wohnung, O) Göpel mit Wohnung, P) Pumpwerk, Q) Knochenschuppen, R) Teerhütte, S) Zimmerwerkstatt, T) Holz- und Wagnerhütte, U) Siedhaus mit Wohnung, V) Chlorkalk- und Salzsäurefabrik mit Wohnung, W) Laugenreservoir, X) Siedhütte, Y) Laugenreservoir, Z) Schachthäuschen.

Hochgespannte Erwartungen an das Erzlager bei Oedendorf, vielleicht genährt durch gute Erfahrungen im benachbarten Gaildorf, wurden bitter enttäuscht, denn 1822 mußte die Oedendorfer Grube aufgegeben werden, nachdem noch 1821 hier Vitriolschiefer gefördert wurden. In einer Anzeige im Hallischen Wochenblatt vom 30. Mai 1821 suchte *das hiesige Vitriol-Bergwerk zur Förderung der Erze noch mehrere Arbeiter anzustellen. Junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren eignen sich besonders zu dieser Arbeit*, hieß es.

Kessler schließt seinen Bericht über die ersten fünf Jahre (1817–1822) des Werkes mit der Frage, die zu beantworten sei, »[. . .] ob man werde das Werk fortbetreiben können, oder zu dem vertragsmäßig beschlossenen Verkauf schreiten müssen«. Inzwischen hatte Hüttenamtsverweser Weberling aus Abtsgmünd, vom königlichen Bergamt nach Oedendorf geschickt, die Überzeugung gewonnen, daß das Vitriolwerk ohne Verbindung mit anderen Fabrikationszweigen bei den fallenden Vitriolpreisen nicht bestehen könne. Eine solche Verbindung würde eine *Zubuß* von 10000 bis 20000 fl. erfordern⁴⁷. So entschied sich die Mehrheit der Aktionäre auf dem Gewerktag im Jahre 1822 für den Verkauf an die Heilbronner Firma Georg Friedrich Rund, geführt von Christian Mertz und Georg Orth. Bei einem Verkaufspreis von 20 000 fl. waren damit 8922 fl. der bisher auf das Werk verwendeten 28922 fl. verloren, pro Aktie 81 fl. 51 kr.. Die Staatskasse traf dabei ein Verlust von 491 fl. 6 kr.

4.6. Ausbau des Vitriolwerkes unter der Firma Rund zur chemischen Fabrik

In den folgenden Jahren (1822–1825) ließ Rund das Werk großzügig umbauen; Bergraths-Assessor Schübler aus Stuttgart lieferte die Pläne, die Ausführung lag in Händen von Dr. Wagenmann aus Berlin. Glötze blieb als Inspektor im Oedendorfer Werk. Da Rund in Heilbronn schon eine chemische Fabrik betrieb, die Bleiweiß, Bleizucker, Soda, Holzessig und Schwefelsäure produzierte, besaß das Haus Rund damit 1825 zwei der bedeutendsten chemischen Fabriken Württembergs⁴⁸.

Ende des Jahres 1825 kam die Produktion in Gang. Berichte der Schwäbischen Chronik vom 10. März 1826 und des Correspondenzblattes des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins vom Okt./Nov. 1827 geben eine gute Vorstellung vom Werk und seinen Produkten. In der Fabrik waren etwa 50 Personen beschäftigt, darunter ein Chemiker namens J. B. Klorer. Insgesamt hatten etwa 150 Menschen mit der Produktion zu tun. »*Mit Vergnügen bemerkt man, wie sehr diese Fabrik, seit ihrem ersten Auftreten vor drei Jahren, durch wesentliche Verbesserungen in ihren innern Einrichtungen fortgeschritten ist; wie sie unablässig strebt,*

47 Über die näheren Umstände gibt ein Schriftstück vom 11. Juni 1823 Auskunft; HStAS: E 14, BÜ 1885.

48 Vgl. G. Seybold: Württembergs Industrie und Außenhandel vom Ende der Napoleonischen Kriege bis zum Deutschen Zollverein. – 177 S., Stuttgart 1974; S. 103–105 und M. Mohl: Über die württembergische Gewerbs-Industrie. Erste Abteilung. – 408 S., Stuttgart und Tübingen 1828; S. 100.

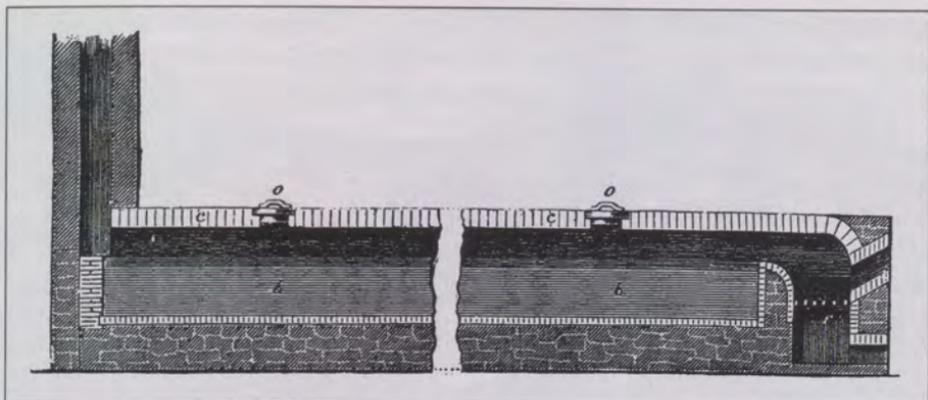


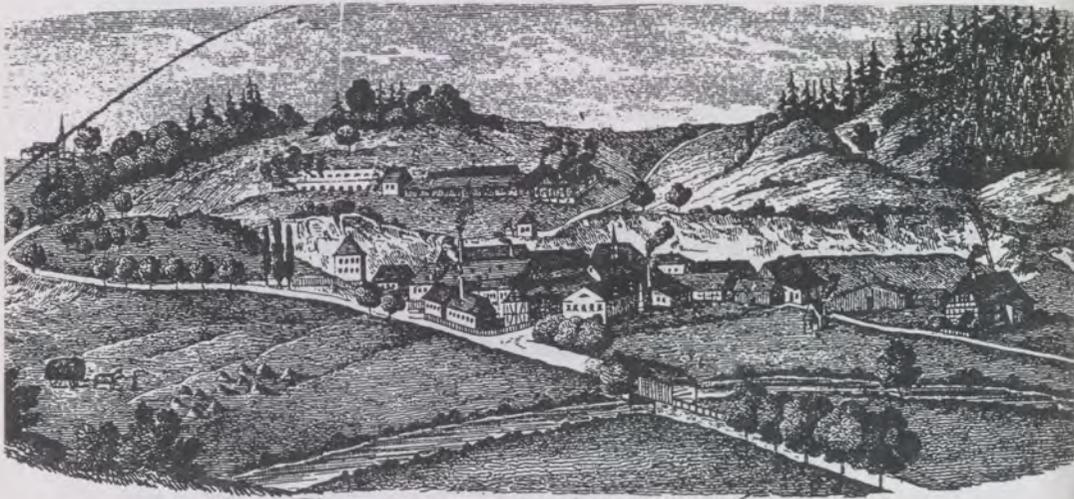
Abb. 9 Flammofen mit Streichfeuer aus F. Knapp 1847 (wie Anm. 35), Seite 476. Im Becken b befindet sich die Lauge; die Öffnungen o dienen der Beobachtung der Lauge.

ihren Fabrikaten den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben, und ihre Anstalt in- und extensiv zu einer der solidesten und größten in Deutschland zu erheben«⁴⁹.

Stattlich war Palette der Produkte, die ab 1827 angeboten wurden: Alaun, verschiedene Vitriole, Glaubersalz, rohe, kristallisierte und calcinierte Soda, Sodasalz, Englischrot, braunes Rot, Knochenleim, Kohlen, Teer, Beinschwarz, schwarzes Pech, Salzsäure, Salmiak, Holzessig, Windsor-Seife, Düngesalz und Chlorkalk. Ausgangsmaterial waren die schwefelkieshaltigen Schiefer aus der König-Wilhelms-Grube in Westernach und Steinsalz aus dem etwa eine Wegstunde entfernten Bergwerk Wilhelmglück, in dem kurz zuvor (1825) der Abbau begonnen hatte. Das Steinsalz konnte zu einem Preis bezogen werden, der die Oedendorfer Soda gegenüber der ausländischen konkurrenzfähig machte, zumal das Brennholz auf dem Kocher herbeigeflößt wurde.

An der Alaun- und Vitriolerzeugung, wie sie oben beschrieben wurde, dürfte sich nur wenig geändert haben. Allerdings entnahm man nun das Wasser zum Ablaugen der Erzbühnen nicht mehr wie Glötze einer Quelle oberhalb des Berges, sondern dem Kocher und trieb es mit Hilfe eines Pferdegöpels und *mittelt einer zu Wasseralfingen gefertigten eisernen Maschine auf eine Höhe von 117 Fuß [33,5 m] hinauf*. Göpel O mit Wohnung und Pumpwerk P dicht am Kocher sind in der abgebildeten Karte (Abb. 8) eingezeichnet. Gebäude B und H sind Stallungen für die Pferde, die den Göpel O antrieben, und die auch für die Pochmühle G (ein kleiner Pferdegöpel) und den Erz- und Salztransport benötigt wurden (40 Pferde waren es im Jahr 1829).

⁴⁹ Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirthschaftlichen Vereins: 12. Band, Okt. und Nov. 1827, S. 327–329. Stuttgart und Tübingen 1827.



Chemische Fabrik Oedendorf

ausweis Schm. Hall.

Abb. 10 Chemische Fabrik bei Oedendorf, um 1830 bis 1840, nach einem Firmenkopf dieser Firma.

Nach dem Inventarverzeichnis von 1830 gab es zur Alaunbereitung u. a. 22 Schüttelkästen im Wert von 1100 fl., 8 Tropfkästen für das Alaunmehl, 3 Vitriolabtropfbänke und eine Alaunabtropfbank, 3 bleierne Pfannen im Wert von 3000 fl., ferner 5 gemauerte Sumpfe, 8 hölzerne Sumpfe und nochmals 3 große gemauerte Sumpfe. Besonders stolz verweist Kessler⁵⁰ auf die eigens entworfenen, hölzernen Siedpfannen: eine 40' [11,5 m], zwei 60' [17,2 m] und zwei 100' [28,6 m] lange, hölzerne Pfannen mit steinernem Feuerkanal, wobei die heißen Flammengase über den Flüssigkeitsspiegel strichen (Abb. 9). Mit 48 Kubikfuß [1,13 m³] Tannenholz konnten dabei 84 Kubikfuß [1,98 m³] Flüssigkeit verdampft werden.

4.7. Alaun- und Vitriolproduktion der Chemischen Fabrik Oedendorf

Zum 16. Dezember 1827 (bzw. 1. Januar 1828) ging die Chemische Fabrik in das Eigentum einer Aktiengesellschaft über. Vermutlich konnte und wollte das Haus

50 H. Kessler: Die Oedendorfer Fabrik. – Schwäbische Chronik, Beilage zum Schwäbischen Merkur, zu Nro. 100 vom 26. April 1829, Stuttgart 1829.

Rund die Mittel zum Betrieb der Fabrik und zu ihrer Erweiterung nicht mehr allein aufbringen. Jedenfalls beschlossen die bisherigen Besitzer, die schon unter Rund und Comp. eine *Gewerkschaft* gebildet hatten, eine neue Aktiengesellschaft mit neuen Statuten zu gründen. Diese Statuten wurden (wohl noch 1827) in Heilbronn gedruckt und befinden sich unter den Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart⁵¹. Daraus entnehmen wir, daß die bisherigen Fabrikbesitzer Georg Orth und Theodor Mertz aus dem Hause Rund, zusammen mit Dr. Heinrich Kessler und *Rechts-Konsulent* Eduard Schübler die *GeschäftsDirektion* innehatten. Daneben bestand ein *Ausschuß* aus 3 auf dem *Gewerktag* von der *Gewerkschaft* gewählten Mitgliedern.

200 Aktien zu je 1000 fl. sollten ausgegeben werden. Bis zum November 1833 waren aber nur 132 Aktien an den Mann gebracht, wobei das Haus Rund und Comp. durch die vier oben genannten Gründer der Fabrik, wie sie sich selbst bezeichneten, noch mit 56 Aktien beteiligt war. Kessler hielt 10, Schübler 11 Aktien. Eine Abschrift aus dem Unterpfandbuch von Oedendorf für Rechtskonsulent Schübler (Eintrag vom 19. Februar 1834, abgeschlossen am 3. März 1834)⁵² enthält eine Liste der 17 Aktionäre. Auch der schwäbische Romantiker Justinus Kerner (1786–1862), damals Oberamtsarzt in Weinsberg, hatte eine Aktie erworben; das mag mit Kerners ärztlicher Tätigkeit von 1812 bis 1815 im benachbarten Gaildorf zusammenhängen.

Bei der Vielzahl der in Oedendorf hergestellten Produkte, erklärbar aus dem Bestreben, Rohstoffe und anfallende Nebenprodukte («Abfälle») möglichst vollständig auszunützen, bildeten die Alaune und Vitriole nach wie vor einen wichtigen Bestandteil der Produktion. Zum Beispiel wurden im Zeitraum vom 1. Januar 1831 bis zum 30. November 1832 hergestellt⁵³:

| Produkt | Masse in Pfund | Wert in fl. |
|--------------------|----------------|-------------|
| Alaun, gereinigt | 31386 | 2565 |
| Alaun, roh | 213041 | 15363 |
| Eisenvitriol | 212875 | 4687 |
| Kupfervitriol | 1250 | 216 |
| Salzburger Vitriol | 1595 | 230 |
| Admunter Vitriol | 5348 | 514 |

Damit wurden 244427 Pfund Alaun und 221068 Pfund Vitriol im Wert von 23575 fl. erzeugt, das sind 37 % vom Gesamtwert 64547 fl. aller 1831/32 erzeugten Waren.

51 HStAS: E 221, Bü 4212.

52 Gemeindearchiv Ottendorf.

53 HStAS: E 221, Bü 4212.

Es kann hier die wechselvolle Geschichte der Chemischen Fabrik Oedendorf nicht weiter verfolgt werden⁵⁴. Nach verschiedenen Pächtern und Besitzern, die mit mehr oder weniger Geschick wirtschafteten, hörte die chemische Produktion wohl 1855 auf. Einige Gebäude wurden abgerissen, andere fielen dem Damm der Eisenbahn zum Opfer (vgl. Abb. 4). Von den Bergwerksanlagen des Vitriolschieferabbaus sind keine Spuren erhalten geblieben. Auf den Fundamenten des ehemaligen Pferdestalls (H, Abb. 8), mächtigen Sandsteinquadern, ist das Wohnhaus des heutigen landwirtschaftlichen Anwesens erbaut. Immerhin wird man nach einigem Suchen ein altes, halb verschüttetes Abzugsloch finden, schön geformte Tonstopfen und Ziegelsteine mit Rußspuren, die hauptsächlich von der zwischen 1850 und 1852 vom damaligen Pächter David Sandel erbauten Schwefelsäurefabrik stammen dürften.

54 Vgl. *H. Weber* (wie Anm. 3) und *J. Gysin* (wie Anm. 3).

Zwischen Tugend und Gewalt

Die Haller Rechtsparteien in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25*

VON ARMIN MÜLLER

1. Aufstieg und Entwicklung der NSDAP

Die Anfänge der »Bewegung« im Haller Raum sollen um die ehemaligen U-Boot-Matrosen Ernst Rauschenbach und Kurt Ismer zu suchen sein, die mit anderen zusammen einen »Marine-Club« ins Leben riefen, eine Art Stammtisch für Kriegsveteranen. Regelmäßig trafen sie sich zuerst in der Gaststätte »Harmonie«, dann, nach Querelen mit dem Wirt, in der »Friedensau«¹.

Eine weitere Wurzel war der »Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund« (Kürzel: DVSTB) des Alfred Roth, der im Oberamt Hall 1920 über 15 Ortsgruppen verfügt haben soll². Erstmals trat der DVSTB im Wahlkampf 1920 an die Haller Öffentlichkeit, obwohl gar keine völkische Partei und Liste zur Wahl stand. Am 20. Mai lud der DVSTB in die Gaststätte »Hirsch« ein, wo der Stuttgarter Referent Ulshöfer von »nationalem und internationalem Sozialismus« sprechen sollte³. Seine Rede umfaßte eigentlich nur das ganze klassische antisemitische Gedankengut: »die Juden sind an allem schuld«, an Krieg, Revolution und an der grassierenden Maul- und Klauenseuche, die von jüdischen Viehhändlern aus Frankreich nach Deutschland eingeschleppt worden sei. Die Veranstaltung war nur mäßig besucht und nach dem Zeitungsbericht schien sie auch chaotische Züge gehabt zu haben. Verschiedene Gegenparteien versuchten den Abend als Ort eigener Propaganda mißbrauchen zu wollen, so der KPD-Werber Sauter, ein christlicher Prediger und der SPD-Gemeinderat Fackler, der z. B. die Idole der Nationalisten wie Ludendorff der Feigheit im Krieg beschuldigte⁴. Die Veranstaltung war jedenfalls für die völkischen Gruppen in Hall eine herbe Niederlage, sie konnten keine Seriosität vermitteln.

* Die vorliegende Arbeit führt den letztjährigen Beitrag des Autors weiter, der mit dem Gerd-Wunder-Preis ausgezeichnet worden war. Die angegebenen Namen, soweit es sich nicht ohnehin um Personen von besonderer zeitgeschichtlicher Bedeutung handelt, entstammen veröffentlichten Materialien, vorwiegend der Lokalpresse beziehungsweise Zeitungs-Ausschnitt-Sammlungen des Kreisarchivs Schwäbisch Hall. Insofern Auflagen über Benutzung und Veröffentlichung eingesehener Archivalien erteilt wurden, versichert der Autor deren Beachtung.

1 W. Hommel: »Schwäisch Hall. Ein Buch aus der Heimat. Zeitbilder von Einst und Jetzt«. 1937, S. 391.

2 Ebda. S. 392.

3 Haller Tagblatt (HT) vom 22. 5. 1920.

4 Ebda.

Erst ein Jahr später wagte der DVSTB eine weitere Veranstaltung. Am 5. 6. 21 kam man im Haller »Adler« zusammen, Redner war der Stuttgarter Hofrat Sachs, der den Besuchern erneut zu erläutern versuchte, daß nicht die Deutschen, sondern »jüdische Geldkönige« und Geheimbündler in In- und Ausland die wahren Schuldigen am Elend seien⁵. Die gut besuchte Veranstaltung schien dieses Mal den Zeitgeist weit besser getroffen zu haben, in einer Zeit, in der die Menschen vergeblich auf einen Aufschwung warteten und in der die Novemberrevolution auch kein Paradies auf Erden erschaffen hatte.

1922 sollte dann das Jahr sein, in dem die Nationalsozialisten auch in Württemberg Fuß fassen konnten. Am 12. 2. 22 war der Gasthof »Adler« Ort einer Kreistagung des DVSTB für Württemberg-Franken. Zu Wort kamen hier ein oberschlesischer Arbeiter, der aus eigener Erfahrung von Not und Unterdrückung in den besetzten Gebieten berichtete, und Zivilingenieur Widmann aus Stuttgart, der von ungeheurem Zulauf bei den völkischen Gruppen schwärmte und gegen Bolschewismus, Weltjudentum und ostjüdische Einwanderer wettete⁶. In den Reden zu DVSTB-Veranstaltungen war kein Unterschied zu denen späterer »Hardliner« der NSDAP zu erkennen. Im Herbst war es dann der schon erwähnte Kaufmann Ismer, der von einem Besuch in München das Programm der NSDAP nach Hall brachte und hier eine Ortsgruppe Hall-Gaildorf gründete. Mitinitiator war schon damals Professor Mergenthaler⁷. Am 20. 12. 22 reagierte der württembergische Innenminister Graf auf das Übergreifen aggressiver Parteien und erließ in Folge von Ausschreitungen in Göppingen für NSDAP, KPD u. a. ein landesweites Verbot öffentlicher Versammlungen⁸.

Am 15. 2. 23 versuchte die NSDAP-Ortsgruppe dann zum ersten Mal öffentlich zu werben, doch der angesetzte »Sprechabend« wurde polizeilich verboten⁹. Im März 1923 konnte man aber trotzdem davon ausgehen, daß die NSDAP sich vor Ort etabliert hatte und mit einer breiten Basis an Anhänger/innen rechnen konnte. Die Führung der Hall-Gaildorfer Gruppe bestand aus dem Vorsitzenden Kurt Ismer, dem intellektuellen Kopf und späteren 2. Vorsitzenden Professor Christian Mergenthaler, dem Schriftführer Studienrat Haug, dem Kassierer Buchhändler Helmrich und Ernst Rauschenbach, dem »vom Führer verpflichteten« Leiter der Haller SA-Hundertschaft, anfangs auch 2. Vorsitzender und später Fahnenträger¹⁰. Weitere genannte Personen waren Friedrich Trippel, kurzzeitig 2. Vorsitzender, Landwirtschaftslehrer Wizemann, der für die SA eigene Schüler rekrutierte¹¹, Ludwig Häfelein, Gaildorfer Kandidat bei den Maiwahlen 1924¹², und der Realschullehrer Ewald v. Kleist¹³. In diesem Personenkreis fällt die hohe Zahl an Lehrern und

5 HT vom 7. 6. 21.

6 HT vom 16. 2. 22.

7 Wie Anm. 1, S. 391.

8 T. Schnabel: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928–1945/46. 1986, S. 30.

9 Kreisarchiv Schwäbisch Hall B 128/1b.

10 Wie Anm. 1, S. 392.

11 Ebda. S. 392f.

12 HT vom 26. 4. 24.

13 Kreisarchiv SHA B 128/1a-c.

Buchhändlern auf, ein Indiz für die Verwurzelung der Nationalsozialisten auch in geradezu bildungsbürgerlichen Kreisen, wofür v. a. die Resonanz Mergenthalers ein Beispiel gibt (siehe Kapitel 2).

Dieses Jahr 1923 war für das sowieso schon schwer zerrüttete Nachkriegsdeutschland ein extremes Krisenjahr. Außenpolitisch wurde man in der Reparationsfrage immer stärker unter Druck gesetzt. Im Januar eskalierte das deutsch-französische Verhältnis, als Frankreich das Ruhrgebiet besetzte, um ein »produktives Pfand« zu gewinnen. Die Reichsregierung unter Reichskanzler Cuno reagierte mit passivem Widerstand, der erst von der neuen Politik des Reichskanzlers Stresemann (DVP) im August beendet wurde und Milliarden verschlang, wodurch die Reichsmark dramatisch an Wert verlor und im Herbst praktisch wertlos geworden war. Im Herbst zuvor hatte Italien Mussolinis »Marsch auf Rom« und die erfolgreiche Machtübernahme der Faschisten miterleben können. In diesem Umfeld fielen die nationalsozialistischen Parolen auf fruchtbaren Boden, so daß das Entstehen der Haller Ortsgruppe in die Phase des rasenden Anwachsens des NSDAP-Apparates im ganzen Reich fiel. Bis November traten der Partei allein 35000 neue Mitglieder bei, bei einer Gesamtzahl von dann 55000 bedeutete das fast eine Verdreifachung innerhalb eines Jahres¹⁴.

Trotz Verbandsverbot wuchs die örtliche Parteioorganisation und entfaltete rege Aktivitäten. Am 8. 3. 23 fand die erste jährliche Generalversammlung im »Dreikönig« statt. Max Weber, Parteigenosse aus München, referierte hierbei über »Marxismus und Nationalen Sozialismus«¹⁵. Zwei Wochen später, am 22. 3., sprach Weber schon wieder vor den Haller Mitgliedern über »Nationalsozialismus, Deutschlands Zukunft«¹⁶. Den Aufsichtsbehörden des Oberamtes kam der Verdacht, daß das Versammlungsverbot unterlaufen werden würde, so daß ab April eine strengere Überwachung angesetzt wurde¹⁷. So wurden endlich mehr Details über die NS-Versammlungen aufgezeichnet. Am nächsten Rednerabend im »Adler« (7. 4.) sprach der Stuttgarter Stätter und die aufgebotene Wachmannschaft zählte in der Gaststätte 95 anwesende Mitglieder¹⁸. Dann am 21. 4. wurde eine Versammlung erst nach ausdrücklicher Erklärung der Parteiführung genehmigt, nur Leute mit Mitgliedsausweis einzulassen, und prompt mußte die Polizei eingreifen, um Nichtmitglieder am Besuch zu hindern. Zunächst wurde die Versammlung radikal aufgelöst, doch nach dem Kompromiß, provisorische Mitgliedsausweise an alle Besucher/innen auszustellen, konnte doch noch dem Redner Max Weber gelauscht werden. Diese Veranstaltung war jetzt schon von 180 Leuten besucht, darunter 160 Mitglieder¹⁹. Im Mai fanden noch zwei weitere Treffen statt (5. und 13.)²⁰.

14 Information zur politischen Bildung 123/126/127 (Hrsg.: Landeszentrale für politische Bildung) 1986, S. 4.

15 HT vom 7. 3. 23.

16 HT vom 21. 3. 23.

17 Wie Anm. 13.

18 Ebda.

19 Ebda.

20 Ebda.

Im Juli wurde nun das Versammlungsverbot aufgehoben²¹, wonach die wohl heißeste Phase in Hall begann. Am 23. 7. fand man sich zu einem »Vaterländischen Abend« im »Rittersaal« zusammen²². 14 Tage später, am 4. 8., war nun der Landesgeschäftsführer der NSDAP Dr. Kaltenböck aus Stuttgart angereist und der »Hirsch« war bis auf den letzten Platz besetzt²³, die sozialdemokratische Presse machte darunter aber nur 40 »Nazi-Sozi« aus, jedenfalls war eine enorme Anzahl an politischen Gegnern anwesend²⁴. In seinem Vortrag sprach Kaltenböck vom Nationalsozialismus als neue Form von Bismarcks »Staatssozialismus«, wobei die Bauern die Nährpflicht für die Arbeiterschaft übernehmen und diese Arbeiter/innen zum Vaterland zurückgeführt werden müßten. Der Landtagsabgeordnete Ulrich (SPD) erwiderte aus dem Publikum heraus, daß der Nationalsozialismus nur ein Schädling des Volkes wäre und Bürgerkrieg entfesseln wollte. Dagegen warf der anwesende Mergenthaler dem Internationalismus und der »Erfüllungspolitik« jämmerliches Versagen vor. Währenddessen ging es nicht nur verbal heiß her; im Publikum konnten gewaltbereite Linke und SA-Truppen scheinbar nur schwer an einer Saalschlacht gehindert werden. Die Versammlung endete jedenfalls mit Abzug der Nationalsozialisten unter dem Siegestaumel der Sozialisten und Republikaner²⁵. Diesem für die Haller NSDAP schmerzlichen Rückschlag folgte am 9. September eine weit erfolgreichere Demonstration der Stärke auf einer Versammlung in der »Eisenbahn« mit Max Weber, zu der wohl um die 300 Anhänger/innen²⁶ aus ganz Württemberg und einige sogar aus Bayern und Baden in SA-Kolonnen anrückten, zu denen sich noch zahlreiche Einheimische gesellten. Weber polemisierte dabei gegen alle Seiten: gegen die Feigheit der Nationalen während den Revolutionstagen, gegen den jüdisch-materialistischen Geist und gegen die Bolschewisten. Dieses Mal waren keine Störtrupps anwesend, so daß sich die Nationalsozialisten ungestört feiern konnten²⁷.

Im Herbst dramatisierten sich die Verhältnisse in München bis zum Hitlerputsch am 8./9. November. Die Haller Partei gewährte im Oktober noch verfolgten Freunden aus Baden Unterkunft, und während des Putsches schien man zur aktiver Unterstützung bereit gewesen zu sein. Jedenfalls hatte man sich zusammen mit Heilbronner Genossen versammelt, die SA war bewaffnet worden²⁸; später wurden bei Prof. Mergenthaler auch Flugblätter von den Münchner Ereignissen gefunden²⁹. Nach dem Scheitern des Hitlerputsches und revolutionärer Erhebungen der Kommunisten in Mitteldeutschland verbot die Heeresleitung am 20. 11. 23 reichsweit die NSDAP, die KPD und nahestehende Organisationen. Am 24. 11.

21 Wie Anm. 8, S. 30.

22 HT vom 23. 7. 23.

23 HT vom 9. 8. 23.

24 Kreisarchiv SHA: Materialsammlung; Das »Dritte Reich« und seine Vorgeschichte in Stadt und Altkreis Schwäbisch Hall (1923–1939). 1992.

25 Wie Anm. 23.

26 Wie Anm. 1, S. 394f.

27 HT vom 13. 9. 23.

28 Wie Anm. 1, S. 395f.

29 Wie Anm. 13.

wurde die Haller Ortsgruppe aufgelöst. Der Vorsitzende Ismer kam in Schutzhaft, bei Mergenthaler, Ewald v. Kleist, Haug und Helmrich kam es zu Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmungen; unter anderem fand die Polizei umfangreiches Propagandamaterial, Mitgliedskarten, Armbinden, Mützen, drei Fahnen, die Parteikasse mit 35 Mrd. RM und die Leihbibliothek des örtlichen DVSTB, die verschont blieb³⁰. In diesen Polizeiakten findet sich auch die Zusammensetzung des Haller DVSTB-Vorstandes: 1. Vorsitzender Adolf Hoffmann, Kassierer A. Enough und zwei Ausschußmitglieder: W. Heller und Ph. Trukses. In Hall kam es danach auch zu Strafverfahren mit aber kaum erwähnenswerten Urteilen. Zwei junge Leute wurden wegen Waffenbesitzes zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt³¹. Die Polizeiaktionen bedeuteten jedoch noch nicht das Ende der Haller Gruppe, die damals ca. 200 Mitglieder umfaßt hatte³². Als »Vaterländischer Volksbund« formierte man sich neu³³, um im kommenden Wahlkampf wieder mitmischen zu können. Reichsweit kandidierte bei den Maiwahlen 1924 der Völkisch-soziale Block (Kürzel: VSB) als Bündnis von NSDAP, Deutsche Arbeiterpartei und Deutschvölkischer Freiheitspartei. Die gemeinsame Bezirksliste für die Oberämter Hall, Crailsheim, Gerabronn, Gaildorf und Öhringen wurde mit Prof. Mergenthaler, der auch Spitzenkandidat des Bündnisses in Württemberg war, und Ludwig Häffelin besetzt³⁴. Am 22. 3. 24 veranstaltete der VSB im »Dreikönig« eine Wahlversammlung mit Erich Sigel aus Tübingen, der über den Hitlerprozeß und seine Folgen für das deutsche Volk vor sehr gut besetzten Reihen sprach. Zusammen mit Mergenthaler griff er Deutschnationale und Alldeutsche an, die »Völkisch« nur als Phrase verwendeten und Hitler im Stich gelassen hätten. Die Deutschnationalen traten zur Wahl nämlich unter der Bezeichnung »Vaterländisch-Völkischer Rechtsblock« an³⁵. Die zweite Wahlkundgebung des VSB fand wieder mit Sigel in der »Eisenbahn« zum Thema »Abrechnung« statt. Die von Studienrat Haug geleitete Versammlung war annähernd gefüllt. Thematisch rechnete Sigel mit den »Erfüllungspolitikern« und den einzelnen Parteien ab; auf der Linken sah er v. a. Juden am Werk und der Fehler der Rechten wäre ihr gestörtes Verhältnis zu den Arbeitern. Dagegen setzte er die drei Säulen der Völkischen: deutsches Volkstum, soziale Gerechtigkeit und Macht. Prof. Eberle, Haller Deutschnationaler, verteidigte in der Aussprache seine Partei gegen die Vorwürfe³⁶. Die Wahlen zu Land- und Reichstag erbrachten dem VSB in Württemberg eher unterdurchschnittliche Ergebnisse: 4,5 % gegen 6,5 % reichsweit, aber die Stadt Hall wurde aufgrund der prominenten Vertretung durch Mergenthaler und der starken lokalen Verankerung der NSDAP mit 352 Stimmen (= 7,92 %) VSB-Hochburg. Prof. Mergenthaler zog in Land- und Reichstag ein. Im Haller Umland zeigte sich schon bedeutend

30 Ebd.

31 Wie Anm. 1, S. 397.

32 Wie Anm. 13.

33 Wie Anm. 1, S. 397.

34 HT vom 26. 4. 24.

35 HT vom 25. 3. 24.

36 HT vom 30. 4. 24.

schwächere Resonanz: Zwischen 3 Stimmen (0,81 %) in Hessental und 27 Stimmen (4,27 %) in Steinbach³⁷.

Mit den NS-Veranstaltungen des Sommers und Herbstes zeigte sich eine Themenverlagerung von der aktuellen Politik hin zu kulturell-weltanschaulichen Vorträgen. Am 27. 6. 24 lud die NSDAP zum »Sprechabend« mit Helmut Mohr aus Steinkirchen in den »Dreikönig«, Thema: »Fahrerlebnisse bei den rasseverwandten Schweden«³⁸. Teilweise arbeitete die Ortsgruppe jetzt auch unter dem Namen der Nationalsozialistischen Deutschen Freiheitspartei, wie am 29. 8. 24 beim Lichtbildervortrag des Obermedizinalrats Dr. de Bury über die »Rassenfrage«; Mitveranstalter war damals der DVSTB. Eingeleitet wurde der Vortrag von Studienrat Haug, der in dieser Phase die Öffentlichkeitsarbeit der Ortsgruppe übernommen hatte, vielleicht auch Vorsitzender geworden war. Der Pseudowissenschaftler de Bury legte ein typisch rassistisch-sozialdarwinistisches Menschenbild dar³⁹. Am 31. 10. 24 wurde diese Serie von einem gewissen Schlorz aus Kornwestheim im »Theatersaal« beendet, der von »alter und neuer deutscher Kunst« sprach⁴⁰.

Dazwischen trat am 19. 9. 24 Prof. Mergenthaler als Reichstagsabgeordneter im »Theatersaal« auf und informierte über das Dawes-Gutachten, das die deutschen Reparationen auf neue Grundlagen stellen sollte. Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, darunter führende Lokalgrößen von Württembergischer Bürgerpartei (WBP) und SPD, die an aktuellen und fundierten Darlegungen aus erster Hand Interesse hatten, die Prof. Mergenthaler bot und mit einem Feuerwerk der Kritik abhandelte. Vor allem kritisierte er das Umfallen von Teilen der DNVP-Fraktion, die so erst das Abkommen ermöglicht hatten, woraufhin Schulrat Brude, Ortsvorsitzender der WBP, seine Partei in Schutz nahm und die Gegensätze zur NSDAP »bedauerte«⁴¹.

Die Unfähigkeit der deutschen Parteien zur Regierungsbildung machte schon nach kurzer Zeit Neuwahlen zum Reichstag notwendig. Im Wahlkampf mischte die NSDAP mit einer Veranstaltung im »Theatersaal« am 1. 12. 24 mit. Der Landtagsabgeordnete Dr. Steger sprach vor dem nahezu gefüllten Saal über »Großdeutschland«, aber in einem ungewohnt sachlichen Ton, wie der anwesende SPD-Gemeinderat Frank in der Aussprache überrascht feststellte. Dr. Steger verzichtete tatsächlich auf antisemitische Tiraden, kritisierte jedoch scharf die »Erfüllungspolitik«, blieb dabei aber eher im Stil von WBP-Rednern⁴². Die Wahlen vom 7. 12. 24 endeten für den VSB mit Erdrutschverlusten, im Reich schrumpfte man auf 3 %, in Württemberg sogar auf 2,13 %. In Hall stimmten 45 % weniger Wähler/innen für die Nationalsozialisten als noch 7 Monate zuvor, immerhin noch 195 (4,40 %),

37 HT vom 5. 5. 24.

38 HT vom 25. 6. 24.

39 HT vom 2. 9. 24.

40 HT vom 29. 10. 24.

41 HT vom 23. 9. 24.

42 HT vom 9. 8. 23.

während im Umland kaum noch Stimmen für den VSB gezählt wurden, im gesamten Oberamt noch 2,55%⁴³. 1925 bedeutete für die Haller Aktivitäten das vorübergehende Ende. Prof. Mergenthaler verließ die Stadt beruflich⁴⁴ und bei einer Umfrage der Stuttgarter Landesbehörde nach radikalen politischen Vereinigungen vom 4. 6. 25 wurde aus Hall keine NS-Ortsgruppe mehr gemeldet⁴⁵. Erst 1930 formierte sich eine neue Ortsgruppe der NSDAP⁴⁶.

2. Verbindungen zum bürgerlichen Lager

Eine scharfe Trennlinie zwischen nationalsozialistisch-völkischen Gruppen und dem bürgerlich-konservativen Lager läßt sich nur vordergründig ziehen. Viele einzelne Schlaglichter weisen auf engen ideologischen und personellen Austausch hin. Vor allem im Lager der bürgerlich-nationalen Vereine und Verbände kann das brückenschlagende Element zwischen beiden Lagern gesehen werden. Antisemitismus, antidemokratisches und totalitäres Denken, wie es schon kurz nach der Revolution offen von bürgerlichen Parteien und Gruppen verbreitet wurde, brauchte von den Nationalsozialisten praktisch nur aufgegriffen zu werden. Als neues Element trat vielerorts nur eine bisher nicht vorhandene Gewaltbereitschaft und das offene Propagieren von bisher unterschwelligem Antisemitismus hinzu. Wie schon in Kapitel I gezeigt, argumentierten Redner des DVSTB scharf antisemitisch und sozialdarwinistisch, doch auch der Bund der Landwirte (BdL), der nach dem Krieg in Württemberg in Württembergischer Bauern- und Weingärtnerbund (Kürzel: WBWB) umbenannt worden war und zeitweise stärkste Landespartei wurde, verbreitete ähnliche Gedanken. Im Oberamt Hall errang man bis 1930 überlegene Siege mit Ergebnissen um die 50%. Zwei Beobachtungen zeigen dort gepflegtes Gedankengut. Noch unter der Flagge des BdL ließ der langjährige Haller Reichstagsabgeordnete Vogt am 2. 1. 19 die Bemerkung fallen: »Wir wollen unter keine Fremdherrschaft kommen und auch nicht unter die Juden«⁴⁷. Für eine Veranstaltung am 4. 1. 22 wurde in einer Anzeige des WBWB ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Juden keinen Zutritt hätten⁴⁸.

Die lebhaften Haller Vereinsaktivitäten im national-völkischen Dunstkreis zeigte ein Zeitungsbericht im Haller Tagblatt im Zusammenhang mit einem WBP-Ausflug zur Bezirksparteiversammlung in Waldenburg am 8. 5. 21. Beteiligt waren damals auch Mitglieder zweier Jugendbünde, die eine Art unabhängige Nachwuchsorganisation der WBP darstellten: die »Adler und Falken-deutsche Jungwanderer« und der »Wandervogel-völkischer Bund«, deren Arbeit sich um

43 HT vom 8. 12. 24.

44 Wie Anm. 1, S. 397.

45 Kreisarchiv SHA B 127/4.

46 Wie Anm. 1, S. 397f.

47 HT vom 9. 1. 19.

48 HT vom 31. 12. 21.

Rassenpflege, Heimatliebe und Überwindung des Klassen- und Parteienhasses drehte. Diese Jugend soll später die Grundlage für die Haller SA gebildet haben⁴⁹. Weitere Gruppen von Erwachsenenverbänden gäbe es von DVSTB, Deutschbund, Hochschulring deutscher Art, Hammerbund u. a.⁵⁰. Am 24. 5. 24 meldeten die Haller Aufsichtsbehörden existierende Ortsgruppen folgender nationaler Verbände: von NSDAP, Jungdeutscher Orden, Stahlhelmbund, Bismarckbund, Hohenstaufenorden und Südmarkbund⁵¹. Enge Kontakte der WBP bestanden auch zum ziemlich aktiven Alldeutschen Verband (ADV) in Hall, mit dem zum Beispiel der spätere WBP-Ortsvorsitzende Schulrat Brude im Juni 1921 eine Büchersammlung zugunsten Auslandsdeutscher furchführte⁵². Im Zusammenhang mit einer stark besuchten ADV-Veranstaltung vom 31. 3. 22 im »Adler« wurde Brude dann schon als Ortsvorsitzender des ADV genannt⁵³.

Die Arbeit von WBP, ADV usw. bestand in diesen Jahren 1921–23 zunehmend aus scharfer Propaganda gegen die »Erfüllungspolitik« und für eine großdeutsche Monarchie. Am 19. 4. 22 kam mit Unterstützung der Behörden die »Versailler Vertragsausstellung« des Schwabenbundes ins Haller Realgymnasium, die der Jugend den Gedanken »einpflanzen« sollte, daß »es so nicht weitergehen darf und wird« (gemeint sind hier die Forderungen der Entente-Mächte)⁵⁴. Regelmäßige Veranstaltungen wie die WBP oder der Krieger- und Militärverein (Kürzel: KMV) luden in dieser Phase immer wieder zu Reden und Lichtbildervorträgen von Kriegsveteranen ein, die eindeutig Militarismus und soldatisches Heldentum verherrlichten (so am 9. 3. 20, am 12. 2. 21 und am 10. 6. 22⁵⁵). Man vergesse hierbei jedoch nicht, daß die Ablehnung der Versailler Vertragsbedingungen von allen Parteien, ob SPD, DDP oder WBP, in ähnlicher Schärfe vorgetragen wurde, aber die Konservativen verbanden damit immer das Untergraben jeder pragmatischen »Erfüllungspolitik« und weitgehende Schuldzuweisung an die Novemberrevolutionäre, an den demokratischen Parlamentarismus und an die gegründete Republik (Dolchstoßlegende).

Als im Dezember 1922 Justizminister Graf das Versammlungsverbot für die NSDAP auf Landesebene erließ, verteidigten die Deutschnationalen (WBP) im Landtag die Nationalsozialisten⁵⁶. In der Blütephase der NS-Aktivitäten verfielen auch viele Bürgerliche den rhetorischen Fähigkeiten und dem geistvollen Anstrich des Haller Parteiführers Prof. Mergenthaler, so daß die WBP ihn am 16. 5. 23 als offiziellen Redner für ihre Vollversammlung präsentierte⁵⁷. Die Faszination des Nationalsozialismus zeigte sich auch an einer überfüllten Aufklärungsveranstaltung der Haller DDP. Angesichts des Masseninteresses an diesem 16. 5. 23 zog der

49 Wie Anm. 1, S. 392.

50 HT vom 24. 5. 21.

51 Wie Anm. 13.

52 HT vom 16. 6. 21.

53 HT von Anfang April 1922.

54 HT vom 23. 4. 22.

55 HTs der genannten Tage.

56 Wie Anm. 8, S. 30f.

57 HT vom 16. 5. 23.

Ortsvorsitzende Dr. Zeller und der Redner Fischer verwundert Vergleich zu früheren, schwach besuchten Vorträgen zu innenpolitischen Themen. Der Stuttgarter Johannes Fischer versuchte den »ehrenwerten Nationalsozialismus« eines Friedrich Naumann gegen die NSDAP abzugrenzen, die Fischer ganz richtig wie folgt charakterisierte: kommunistische Programmbrocken, antisemitisch, intolerant gegen Andersdenkende sowie Gummiknüppel- und Revolverpolitik. Der anwesende Prof. Mergenthaler versuchte in der Aussprache seine Nähe zu Naumann und zur SPD zu erläutern, die Vorwürfe abzuschwächen und den NS-Terror als Gegenwehr zu verharmlosen. In der weiteren Debatte entlarvten Dr. Gumbel, Rechtsanwalt aus Heilbronn, und der SPD-Gemeinderat Frank die verschleiernde Worte Mergenthalers⁵⁸. Widerstand gegen das Fußfassen der NSDAP im öffentlichen Leben kam hauptsächlich von sozialdemokratischer Seite. Bei einer SPD-Veranstaltung vom 5. 3. 23 hatte Prof. Mergenthaler um Anhänger/innen im Arbeiterlager geworben. Er argumentierte gegen den Internationalismus: es wäre illusorisch, internationale Solidarität mit Deutschland zu erhoffen, Frankreich gehe es statt dessen nur darum, Deutschland zu vernichten, wobei er Realist genug wäre einzusehen, daß ein Krieg mit Frankreich erfolglos bleiben müßte. Stattdessen forderte er eine enge Verbindung von sozialen und nationalen Gedanken. Die Werbung im Arbeitermilieu erbrachte jedoch keinen Erfolg, im Gegenteil, denn die SPD kämpfte offen gegen Rechts⁵⁹. Bei der Überwachung des Versammlungsverbots erwähnte die Polizei zum Beispiel Wachgruppen der SPD, die die NSDAP-Mitgliederversammlungen von außen mit überwachten⁶⁰, und das Scheitern der Veranstaltung vom 5. 8. 23 muß maßgeblich der SPD gutgeschrieben werden (s. o.), die sogar ihren Heilbronner Landtagsabgeordneten Ulrich zum Rededuell nach Hall geholt hatte⁶¹.

Das bürgerliche Establishment hatte in Land und Oberamt viel weniger Neigung zu restriktiven Maßnahmen. So war Württemberg eines der wenigen Länder, in dem der DVSTB 1923 nicht verboten wurde, so daß dessen Kopf Alfred Roth seinen Sitz von Hamburg nach Stuttgart verlegte, um von dort aus rechtsextreme Verbände zu koordinieren⁶². In Hall trat der DVSTB so auch als Deckorganisation für aktive Nationalsozialisten auf. Bei der Beschlagnahmung des NSDAP-Besitzes nach dem Hitlerputsch fand die Polizei bei Schriftführer Haug die Leihbibliothek des DVSTB, die anscheinend für die »stolze« Summe von 1,55 Bio. RM vom DVSTB an Haug verkauft worden war⁶³. Die Bibliothek wurde jedenfalls nicht beschlagnahmt. Recht dubios war das Geschäft auf jeden Fall, denn nur Betrüger und Ahnungslose tätigten in der Phase der Hyperinflation noch Geldgeschäfte, als schon Briefmarken mit einem Nennwert von bis zu 50 Mrd. RM ausgegeben wurden. Hier hatte wohl eher ein Privatmann wertloses Bargeld, vielleicht auch Spendengelder der Partei, in Festwerte angelegt.

58 HT vom 18. 5. 23.

59 HT vom 7. 3. 23.

60 Wie Anm. 9.

61 Wie Anm. 24.

62 Wie Anm. 8, S. 649.

63 Wie Anm. 13.

Der Redner vom 5. 8. 23, Dr. Kaltenböck, frischgebackener Geschäftsführer der NSDAP Württembergs, war zuvor Redakteur des WBWB-Organs »Schwäbisches Tagblatt« gewesen⁶⁴. Er war wohl ein besonders geschickter Grenzgänger zwischen den Lagern, denn schon bei einer Wahlkampfveranstaltung der Haller WBP am 20. 11. 24 trat er wieder als deren Propagandist auf⁶⁵.

Vom sozialdemokratischen »Neckar-Echo« wurde die Gründung einer Ortsgruppe der »Bismarckjugend« in Hall vom 10. 11. 23 als Gründung einer Nachfolgeorganisation der gerade verbotenen NS-Partei interpretiert⁶⁶, doch dieser Vorwurf ging über die Wirklichkeit hinaus, verkündigte Schulrat Brude doch schon am 2. 11. 23 von der bevorstehenden Gründung, also vor dem Münchner Putsch, als keiner, erst recht kein »Nazi-Sozi«, damit rechnete, in Tarngruppen Unterschlupf suchen zu müssen. Gegen die Verdächtigungen des »Neckar-Echos« empörte sich der WBP-Gemeinderat Klein. Er wehrte sich gegen die Abstempelung der »Bismarckjugend« als militärische Vereinigung oder Wehrsportgruppe mit Waffenbesitz⁶⁷. Wahrscheinlicher scheint ein nachträglicher Zulauf aus Reihen junger Nationalsozialisten, denn die »Bismarckjugend« erinnerte mit ihrem Zeremoniell der »Fahnenweihe« schon ziemlich an Aufmärsche der Hitlerjugend. Am 24. 2. 24 wurde eine beeindruckende »Vaterländische Feier« von der »Bismarckjugend« und der WBP im »Eisenbahnsaal« gefeiert, der aber für die vielhundertköpfige Menge zu klein war. Eingerahmt von patriotischen Reden fand die »Fahnenweihe« der »Bismarckjugend« statt, als Ortsvorsitzender des Jugendverbandes wird Herr Schäffer erwähnt. Festredner war Studienrat Alfred Roth aus Stuttgart, Reichsgeschäftsführer des DVSTB ...⁶⁸.

1924 zeigte sich dann, daß solche mühevoll Tarnarbeit überhaupt nicht nötig gewesen war, denn Wahlkampf- und sonstige Veranstaltungen konnte die NSDAP-Ortsgruppe, teilweise unter abgeändertem Namen, unbehindert bestreiten. Das Verbot hatte offensichtlich keine Nachwirkungen. Im rechtsextremen Spektrum der Weimarer Republik versäumte es die Polizei und die Justiz, regelmäßig einzugreifen. Das Verschwinden der Ortsgruppe 1925 war so kein Verdienst einer antifaschistischen Politik des Staates, sondern Folge der wirtschaftlichen und geldpolitischen Erholung, sowie des Weggangs des Haller NS-Strategen Prof. Mergenthaler⁶⁹.

64 Wie Anm. 8, S. 31.

65 HT vom 22. 11. 24.

66 Kreisarchiv SHA B 127/9.

67 Ebda.

68 HT vom 27. 2. 24.

69 Wie Anm. 1, S. 397f.

3. Die Württembergische Bürgerpartei

3.1 Umbruch und Neuorientierung 1918–20

Die plötzliche Erkenntnis um die unabwendbare Niederlage im Feld und die revolutionären Erhebungen der deutschen Arbeiterschaft wirkte auf das staatstragende Bürgertum und seine Parteien 1918 zunächst konsternierend. Besonders die Konservativen wurden in ihren Grundfesten erschüttert. Während des Kaiserreichs waren diese bürgerlichen Rechten in Hall in der nationalliberalen Deutschen Partei, im Bürgerverein, im unbedeutenden Konservativen Verein und die Bauern im Umland im Bund der Landwirte organisiert gewesen⁷⁰.

Im November 1918 scheiterte in Württemberg der Versuch, alle bürgerlichen Kräfte unter dem Dach einer einzigen Partei zu vereinigen. Immerhin brachte die neue Deutsche Demokratische Partei die meisten Links- und Nationalliberalen zusammen⁷¹, die Konservativen standen jedoch zu weit ab, so daß sich im Dezember eine neue politische Kraft auf der Rechten gründete. Die neue Württembergische Bürgerpartei (WBP) wurde von bisher Unabhängigen, Teilen der alten Nationalliberalen, von Alldeutschen und von den Konservativen als Landesverband der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) initiiert⁷². Die Neuformierung vollzog sich erstaunlich schnell, Handeln war auch notwendig, v. a. nach der klaren Weichenstellung hin zu demokratischen Wahlen im Januar, wenn die Konservativen nicht vollständig ins Hintertreffen geraten wollten. Auch in Hall wurde noch im Dezember die organisatorische Vorarbeit geleistet, um bei den kommenden Wahlen bestehen zu können. Am 15. 12. 18 wurde in den »Hirsch« zur ersten öffentlichen Versammlung eingeladen, bei der Staatsanwalt Schmid aus Stuttgart sprach⁷³.

An Silvester wurde im Haller Tagblatt dann der Gründungsaufwurf der WBP veröffentlicht und dazu das Grundsatzprogramm abgedruckt. Als Grundsätze der Partei wurde folgendes formuliert: »... Laßt uns die alten guten Bürgertugenden verteidigen, ein lebensvolles Christentum wahren! Haltet hoch die heiligen Güter der Ordnung und Freiheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit! Hütet deutschen Geist und deutsche Art! Im Glauben an des deutschen Volkes Zukunft wollen wir aus dem Jammer der Gegenwart unser geliebtes Vaterland zu besseren Zeiten herausführen und kraftvoll arbeiten an seinem Wiederaufbau, furchtlos und treu! ...« Die WBP stellte sich anfangs jedenfalls nicht in kategorische Opposition zur Republik: »Wir sind bereit, auf dem Boden jeder Staatsform mitzuwirken, in der Recht und Ordnung herrschen.« Dem allgemeinen Aufruf schließt sich ein Appell an »Deutsche Männer und Frauen Halls« zum Eintritt in die WBP an, der von insgesamt 42 Haller/innen unterzeichnet worden war, von 32 Männern und

70 HT vom 7. 12. 14/2. 11. 16/7. 12. 17.

71 P. Rothmund, E. R. Wiehn (Hrsg.): Die FDP/DVP in Baden-Württemberg ... (Stuttgart, 1979), S. 134.

72 HT vom 31. 12. 18.

73 HT vom 14. 12. 18.

10 Frauen, womit die WBP einen höheren Frauenanteil als die Haller DDP in ihrem Gründungsaufwurf vorweisen konnte⁷⁴. Die Erstunterzeichner/innen kamen aus allen Bereichen des Haller Bürgertums; da waren Apotheker, Kaufleute, Direktoren, Postbeamte, Schmiede und Gärtner. Unter ihnen fand sich auch Dr. Frank, der Vorsitzende des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins und später führendes Mitglied des Bauernbundes im Oberamt. Der Bund der Landwirte Württembergs befand sich damals noch in einer tiefen Krise, so daß Frank in einer vereinigten, starken Partei im Stadtgebiet mehr Chancen zu sehen schien⁷⁵.

Neujahr 1919 trat die Haller Bürgerpartei in den Wahlkampf ein. Die erste Versammlung im »Hirsch«, zugleich auch erste Mitgliederversammlung der Ortsgruppe, war »sehr stark besucht«. Der Haller Vorsitzende Finanzamtman Friedrich Klein zeigte in seinen Eröffnungsworten die Gefühlslage der Konservativen; einerseits fühlte man sich als Gespött der Linken, andererseits gab man sich befremdet, daß die Heeresleitung Waffenstillstand verlangt hatte, anstatt den Kampf fortzuführen. Aus Ravensburg war Stadtpfarrer Wurm angereist. Er zeigte sich besorgt vom russischen Bolschewismus und wünschte sich statt dessen eine starke Regierung und einen Frieden nach US-Präsident Wilsons Plänen. Er betonte, daß die WBP für vaterländisches Empfinden eintrete, und daß Gotteskraft und Kirche in die Pflege des Staates gehören würden. Hier zeigte sich beispielhaft auch die Angst v. a. der evangelischen Konservativen vor dem Niedergang der Kirche durch scharfe Trennung vom schützenden Staat. Danach stellte Professor Eberle die WBP als bürgerliches Becken gegen Zersplitterung vor, wohingegen in der Aussprache Professor Wild von der Haller DDP sich deutlich von der Zusammenarbeit mit der WBP distanzierte⁷⁶. Zur zweiten Wahlkundgebung rief man am 9. 1. in den größeren Solbadsaal. Wiederum herrschte guter Besuch. Die Bürger/innen im ganzen Reich zeigten großes Interesse an der anstehenden Grundsteinlegung für die Republik, was den Versammlungen aller Parteien Zulauf brachte und sich in der einmalig hohen Wahlbeteiligung von über 90% ausdrückte. Dem Anliegen der eigenen Haller Wählerschaft wollten die Deutschnationalen dadurch gerecht werden, daß man den Abgeordneten Hiller zu »Kleinhandel und Handwerk im Volksstaat« reden ließ. Hiller griff die überzogenen Versprechen der SPD an, wandte sich gegen Gemeinwirtschaft nach sozialistischem Muster und grenzte gleichzeitig seine Mittelstandspolitik deutlich gegen die der »Großkapitalisten« und SPD-Freunde in der DDP ab⁷⁷.

Am 12. 1. wurde dann in Württemberg zum ersten Mal von Männern und Frauen das Landesparlament nach Verhältniswahlrecht gewählt. Im Gegensatz zu den anderen Haller Ortsgruppen war es der WBP nicht gelungen, auch nur einen einzigen Kandidaten auf die Landeswahlliste der Partei zu bringen⁷⁸. Im ganzen

74 Wie Anm. 3.

75 Ebda.

76 HT vom 3. 1. 19.

77 HT vom 11./12. 1. 19.

78 HT vom 3. 1. 19.

Land kam die WBP auf 7,4 % der Stimmen, im Oberamt Hall waren es insgesamt schon 10,1 % und im Stadtgebiet von Hall kam man auf erwartungsgemäß überdurchschnittliche 14,9 %. Im Umland dominierte dagegen der Bauernbund das konservative Lager: für die WBP blieben zum Beispiel in Gelbingen 4,4 %, in Gailenkirchen 9,4 %, in Steinbach 7,0 % und in Hessental 3,5 %⁷⁹.

Die Woche bis zu den Wahlen zur Nationalversammlung nutzte man noch mit zwei Veranstaltungen. Am Mittwoch sprach Landrichter Dr. Goez im »gut besuchten« »Hirsch«. Er prophezeite für die Nationalversammlung zukünftig ein striktes Links-Rechts-Schema, wodurch die DDP zerrieben werden würde; womit er dann ja auch fatal recht behalten sollte. Zu dieser Polarisierung trug er selbst aber auch seinen nicht unerheblichen Teil bei, als er die Revolution in Württemberg als »unnötig wie ein Kropf« bezeichnete und auf ein »liberales Monarchiemodell« verwies. Die Revolution wäre mit russischem Geld gemacht worden und das Heer v. a. an der Verhetzung der Soldaten gescheitert. Dem Frauenwahlrecht mußte er aber dann doch, schon aus Rücksicht auf alle potentiellen Wählerinnen, einen gewissen Sinn zugestehen⁸⁰. Die WBP hatte also auch das Stimmenpotential der Frauen erkannt, so daß man am Vorabend der Wahlen Frau Giese aus Stuttgart auf einer speziellen Frauenversammlung reden ließ⁸¹.

In Württemberg traten WBP und Bauern- und Weingärtnerbund zu den Wahlen mit einer gemeinsamen Liste an, die aber weniger Wähler/innen im Vergleich zum Sonntag zuvor begeistern konnte. Im Land waren es noch 13,8 % (-3,7 %), im Oberamt 36,4 % (-2,6 %) und in Hall 15,9 % (-1,9 %). In den Randgemeinden sah es anders aus: deutliche Verluste gab es nur in Steinbach (5,2 % / -2,7 %) und in Hessental (19,1 % / -1,7 %), während in Gelbingen (17,8 % / +0,6 %) und Gailenkirchen (52,8 % / +0,6 %) kleine Gewinne verbucht wurden⁸².

Die Monate bis zur Gemeinderatswahl am 18. 5. 19 nützte die Partei zur Mitgliederwerbung und mit regelmäßigen politischen Veranstaltungen. Am 15. 2. kam es zur zweiten Mitgliederversammlung, schon traditionell im »Hirsch«⁸³. Eine Woche später, am 21. 2., referierte Hofrat Beckes im »Dreikönig« über »zeitgemäße Fragen«, weitere Redner waren der Ortsvorsitzende Klein, Staatsanwalt Schmid und Dr. Goez. Die WBP griff in die aktuelle Debatte ein, indem sie aufrief, den abgesetzten Kaiser Wilhelm II. vor der Auslieferung an die Siegermächte zu schützen⁸⁴. Als Teil der Verfassungsdebatte kann das Hauptreferat der nächsten Versammlung von Klein am 7. 3. angesehen werden. Klein sprach von »Staat und Kirche, einst und jetzt«. Diese Trennung von Staat und Kirche war besonders zwischen DDP und WBP heiß diskutiertes Thema. Prof. Eberle machte den Parteistandpunkt in dieser Phase zur Außen- und Innenpolitik deutlich. Zwar lehnte er die Waffenstillstandsbedingungen ab, doch aus »vaterländischen

79 C. Raith: Die Wahlen zur verfassungsgebenden Württembergischen Landesversammlung ... (1919).

80 HT vom 16./17. 1. 19.

81 HT vom 17. 1. 19.

82 Wie Anm. 79.

83 HT vom 12. 2. 19.

84 HT vom 20. 2. 19.

Gesichtspunkten« gelte es, die Regierung in der Abwehr des Bolschewismus zu stützen⁸⁵. Mit beiden Abenden gelang es, die Mitgliederzahl zu vermehren.

Die zwei folgenden Mitgliederversammlungen beschäftigten sich mit den Gemeinderatswahlen⁸⁶. Die Partei entschloß sich zu einer eigenen Liste, doch bildete man mit den drei Listen von Zentrumspartei, Bürgerverein und Gewerbeverein/Kaufmännischer Verein / Innungen / Handwerksvereinigung eine gemeinsame Gruppe, die wiederum mit der DDP eine Listenverbindung einging⁸⁷. Eine zweite Frauenversammlung, erneut mit Frau Giese, eröffnete den Wahlkampf der WBP⁸⁸. Überschattet wurde der kommunale Wahlkampf von der Übergabe der Friedensbedingungen an die deutsche Delegation in Versailles. In Hall empörten sich alle Parteien einmütig gegen den »Gewaltfrieden« und veranstalteten gemeinsam eine große Kundgebung⁸⁹. Am Freitag vor den Wahlen, am 16. Mai, lud die WBP noch einmal in den Solbadsaal ein, wo Finanzamtman Klein sich diesmal deutlich gegen die Abgrenzung gegen andere Parteien wandte. Der Schock der Friedensbedingungen saß offensichtlich tief. Trotzdem bekräftigte Klein sachlich seine Ablehnung von Sozialisierungen. Weiter setzte er sich für die Interessen von Handel und Gewerbe, aber auch für sozial gerechte Besteuerung und für die Pflicht zur produktiven Arbeit ein⁹⁰.

Die Liste der WBP erhielt 15,4% der abgegebenen Stimmen, so daß sie vier Sitze im 20köpfigen Gemeinderat besetzen konnte. Gewählt wurden auf sechs Jahre der Ortsgruppenvorsitzende Klein (2556 Stimmen) und Dr. Richard Dürr (1854 Stimmen) und auf drei Jahre Ernst Röhler (1511 Stimmen) und Adolf Hörlin (1385 Stimmen)⁹¹. Die einzige Frau der Liste, Laura Wolff (Witwe), scheiterte mit 1202 Stimmen, ebenso wie Karl Frank (Schmiedobermeister, 1027 Stimmen), Christian Gutmann (Privatmann, 945 Stimmen) und Johannes Weiler (Bauwerkmeister, 504 Stimmen)⁹².

Sommer und Herbst nutzten die Haller Deutschnationalen mit regelmäßigen politischen und kulturellen Veranstaltungen. Gemeinsam hatten die einzelnen Themen in gewisser Weise die Suche nach den eigenen Wurzeln und nach den altbewährten Quellen für neue Kraft. Am 21. 5. 19, also schon kurz nach den Wahlen, sprach der Haller Prof. Eberle über »Preußens Fall und Erhebung 1806–12«⁹³. Am 5. 7. war der prominenteste Konservative Württembergs zu Gast in Hall und erwartungsgemäß füllten die Interessierten den Solbadsaal bis auf den letzten Platz, als Wilhelm Bazille »politische Rückblicke und Ausblicke« gab. Er verteidigte die Rolle der Konservativen und bekannte sich dazu, daß die Monar-

85 HT vom 6. 3. 19.

86 HT vom 19. 4. 19.

87 HT vom 8. 5. 19.

88 HT vom 27. 4. 19.

89 HT vom 14. 5. 19.

90 HT vom 17. 5. 19.

91 HT vom 20. 5. 19.

92 HT vom 31. 5. 19.

93 HT vom 21. 5. 19.

chie geeigneter als die Republik wäre. Er erntete stürmischen Beifall⁹⁴. 1924 sollte er der erste deutschnationale Ministerpräsident in dieser geschmähten Weimarer Republik werden⁹⁵. Die regelmäßige Monatsversammlung am 24. 7. leitete der Vorsitzende F. Klein und Oberpräzeptor Haug trug einen Vortrag über Nietzsche vor⁹⁶.

Nach der Sommerpause feierte die WBP Hindenburgs Geburtstag am 2. 10. im Solbadsaal, wobei Bezirksinspektor Brude vom »Wiederaufbau Deutschland« sprach⁹⁷. Die Novemberversammlung fiel aus. Am 21. 12. gab die Ortsgruppe einen Familienabend, auf dem der Ortsvorsitzende nicht ohne Stolz auf fast ein Jahr erfolgreiches Bestehen zurückblickte⁹⁸. Am 9. 1. 1920 wurde der Novembertermin nachgeholt: der Landtagsabgeordnete Hiller sprach zum Thema »Kleinhandel und Handwerk im Volksstaat«⁹⁹. Mitveranstalter waren damals der Haller Gewerbeverein und die Innungen, mit denen und mit dem Zentrum man im Gemeinderat auch eine gemeinsame Fraktion gebildet hatte, die Demokraten hatten sich anfangs noch dieser bürgerlichen Fraktionsgemeinschaft verweigert. Mit dem nächsten Abend griff man ein traditionelles Datum der Kaiserzeit auf. Am 25. 2. 20 feierte man mit einem »politischen Abend« im »Dreikönig« den Geburtstag des Herzogs (früher König) Wilhelm von Württemberg. Klein sagte vor dem »rasch gefüllten« Haus«, darunter auch erwähnenswert viele Jugendliche, daß man erstmals seit 1918 diesen Tag feierte, und forderte Sittlichkeit statt Materialismus und altes »völkisches Selbstbewußtsein«¹⁰⁰. Anfang März luden die WBP, der Krieger- und Militärverein (KMV), die Einwohnerwehr, Innungen und Gewerbeverein gemeinsam zum Vortrag des berühmten Grafen Luckner (»Meine Seglerfahrt im Weltkrieg«), der aus seinem Abenteuerschatz aus den Kriegsjahren schöpfte. Dieses Mal schien der Saal die erschienenen Massen nicht fassen gekonnt zu haben¹⁰¹.

Der Widerhall bei allen Veranstaltungen der Deutschnationalen zeigte einerseits deren Wiedererstarken und andererseits die Flucht vieler Bürger/innen in politische Opposition oder in politische Apathie beziehungsweise in die verklärte Vergangenheit des Kaiserreiches mit seinen Helden und Idealen. Verantwortlich dafür waren maßgeblich die maßlosen Forderungen der Siegermächte¹⁰².

Der Rechtsruck in Deutschland führte im März zum Kapp-Putsch, wobei ein reichsweiter Generalstreik der Arbeiter/innen den Sieg der Reaktion abwenden konnte. Unaufhaltsam ging es nun auf die Wahlen zu den ersten Reich- und Landtagen zu. Die WBP im Bezirk Württemberg-Franken begann die heiße Phase der letzten fünf Wochen am 2. 5. 20 mit einer Parteiversammlung im Haller

94 HT vom 8. 7. 19.

95 Wie Anm. 8, S. 32.

96 HT vom 23-7. 19.

97 HT vom 30. 9. 19.

98 HT vom 22. 12. 19.

99 HT vom 8. 1. 20.

100 HT vom 27. 2. 20.

101 HT vom 11. 3. 20.

102 P. Weinacht (Hrsg.): Die CDU in Baden-Württemberg ... (1978), S. 151ff.

Solbad. Zu den verschiedenen Themenkomplexen sprachen Friedrich Klein, Prof. Eberle, Oberpräzeptor Haug, Parteisekretär Friedrich und der Heilbronner Wimmer¹⁰³. Die erste Wahlversammlung fand am 14. 5. 20 im »Hirsch« mit Rechtsanwalt Dr. Schott statt¹⁰⁴. Die zweite Kundgebung folgte dann am 31. 5. Der umstrittene Wilhelm Bazille war wieder Gast in Hall und seine scharfen Ausführungen heizten das gespannte Publikum noch weiter an, so daß es zu Handgreiflichkeiten zwischen Linken und den Veranstaltern kam und die Versammlung abgebrochen werden mußte¹⁰⁵. Den Schlußpunkt setzte die WBP am 4. 6. mit Clara Klotz und dem Landtagsabgeordneten Hiller¹⁰⁶. Die Versammlungen der Deutschnationalen fanden sehr guten Zulauf, wobei die Ausschreitungen vom 31. 5. die Ausnahme blieben. Politiker aller in Hall relevanten Parteien verurteilten die Geschehnisse und verteidigten Toleranz des Andersdenkenden und die Meinungsfreiheit. Negativ wirkte noch der Kapp-Putsch nach: im gesamten Wahlkampf waren WBP-Redner in den Debatten dem Vorwurf der Sympathie oder sogar der Mitverantwortung ausgesetzt¹⁰⁷. Ihre eigenen Schwerpunkte für den Wahlkampf legte die WBP schon in einer Entschließung auf der Bezirksversammlung vor. Man schürte systematisch Angst vor dem bolschewistischen Rußland und vor Frankreich, leitete daraus die Ablehnung jeder internationalen Strategie à la DDP oder SPD ab, dazu gehörte v. a. die »Erfüllungspolitik«. Weiter kämpfte die Partei gegen alle Sozialisierungsversuche (»widernatürlich«) und mehr oder weniger konsequent gegen die parlamentarische Demokratie¹⁰⁸. Radikalere Redner wie Bazille beschworen den drohenden sozialen und wirtschaftlichen Untergang, Gemäßigte wie Dr. Schott oder Prof. Eberle relativierten zumeist die Pauschal-schuldzuweisungen an die Regierung in bezug auf den Versailler Vertrag und forderten die Ablösung der Regierenden auf verfassungsgemäßen Wegen, durch die Abwahl. Die konservative Reaktion wurde als Medizin gegen das »Volksfieber« angepriesen (Hiller), alte Werte sollten Auswege aus der Misere weisen (Clara Klotz). Den intensivsten Kampf führte die Ortsgruppe mit den Demokraten, im Wettstreit um die wichtigen Haller Bürgerschichten, während wohl nur einmal von Clara Klotz provokativ behauptet wurde, daß ein Teil der Arbeiterschaft seinen Platz bei der Bürgerpartei gefunden hätte.

Die sich abzeichnende Zustimmung zeigte sich auch im Wahlergebnis vom 7. Juni. In der Stadt gewann man bei den Landtagswahlen beispielsweise 270 Stimmen hinzu, was bei der gesunkenen Wahlbeteiligung einen Sprung von 14,9% auf 23,9% bedeutete. Im ländlichen Umland büßte man durchweg Stimmen ein, die aber vor allem ins Lager des Bauernbundes wechselten, der im Oberamt gewaltig zulegte und stärkste Partei wurde: 42,8% bei den Landtagswahlen beziehungsweise 43,6% bei den Reichstagswahlen. Mit den 11,6% (Land) / 11,4% (Reich)

103 HT vom 4. 5. 20.

104 HT vom 17. 5. 20.

105 HT vom 2. 6. 20.

106 HT vom 5. 6. 20.

107 HT vom 26. 5. 20.

108 Wie Anm. 34.

der WBP hatte so das konservative Lager klar die absolute Mehrheit gewonnen. In Hall konnte die DDP noch einmal ihren zweiten Platz vor der WBP verteidigen, jedoch nur unter erdrutschartigen Verlusten¹⁰⁹. Am 9. 6. 20 traf sich die WBP-Ortsgruppe im »Dreikönig« zur Wahlanalyse, bei diesen Ergebnissen wurde daraus sicherlich weit eher eine Siegesfeier¹¹⁰.

3.2 Zwischen Versailler Vertrag und Wiederaufbau

a) Die Parteiorganisation

Mit dieser Bestätigung im Rücken ging nun die WBP daran, ihre Position im Parteienspektrum zu festigen oder sogar auszubauen. Zu Denken gab vor allem ein Vergleich der Ergebnisse mit 1919. Zwar hatte man im Oberamt insgesamt gewonnen, jedoch nur in der städtischen Bevölkerung. Der Anteil der Wähler/innen im Haller Stadtgebiet am Oberamtsergebnis stieg von 48,6% (1919) auf 67,6% (1920) an. Die Wähler/innen wechselten hauptsächlich zum Bündnispartner WBWB, doch jetzt galt es, die DDP aus ihrer noch führenden Position zu verdrängen.

Diese organisatorische Offensive begann mit einem Treffen aller Deutschnationalen des Wahlkreises 7, sprich der Oberämter Hall, Künzelsau, Öhringen und Weinsberg in Neuenstein, im Gasthof »Ritter«. Die Haller Ortsgruppe nahm das Treffen zum Anlaß eines gemeinsamen Wanderausfluges dorthin. Einen Austausch und Zusammenkünfte überregional verzweigter Organisationen zustande zu bringen, war damals ein ganz anderes Problem als in der modernen automobilen Gesellschaft. Gerade deswegen waren solche Treffen äußerst beliebt, so daß der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Der Haller Vorsitzende Klein sprach zu den Versammelten vom Willen der Partei zu »deutsch-völkischer Wiedergeburt«. Er wurde auch zum Vorsitzenden für den gesamten Wahlkreis gewählt. Der Heilbronner Parteifunktionär Friedrich konnte schließlich noch von der erfreulichen Mitgliederentwicklung in der Region berichten. Danach schloß sich der gesellige Teil an¹¹¹.

Am 19. 2. 21 wagte man mit einem Vortrag des Stuttgarter Abgeordneten Wider in Obersontheim im »Lamm« einen ersten Vorstoß auf die Dörfer¹¹². Der Werbefeldzug fiel schließlich am 6. 3. 21 in Braunsbach auf fruchtbaren Boden. Im Gasthof »zum Löwen« lud die Partei zu einem Vortrag von Friedrich, wonach ein Mitgliederzuwachs eintrat und eine eigene Ortsgruppe Braunsbach initiiert wurde. Vertrauensmann und dann Vorsitzender der Gruppe wurde Dr. Sängler¹¹³.

Die Bezirksversammlung 1921 fand am 8. 5. in Waldenburg statt. Zusammen mit völkisch organisierten Jugendlichen wanderten die Haller zu der Zusammenkunft

109 HT vom 7. 6. 20.

110 HT vom 9. 6. 20.

111 HT vom 25. 10. 20.

112 HT vom 21. 2. 21.

113 HT vom 9. 3. 21.

(siehe Kapitel 2). Anwesend waren noch Parteifreunde aus Öhringen, Heilbronn und Kupferzell. Die öffentliche Versammlung war jedenfalls wieder »bis auf den letzten Platz besetzt«. Die Ansprache hielt Friedrich Klein, der unter anderem alle mit christlicher, nationaler und sozialer Weltanschauung in seiner Partei willkommen hieß, eine Einladung an Nichtmitglieder, die auch hier fruchtete. Viele neue Mitglieder wurden geworben und auch in Waldenburg formierte sich eine neue Ortsgruppe. In Waldenburg wurde die Haller Gruppe ausdrücklich als die größte des ganzen Wahlkreises genannt¹¹⁴.

Wenig später, am 30. 5. 21, bewies eine Rede von Theodor Fischer (Stuttgarter Landtagsabgeordneter) in Braunsbach vor zahlreichen Zuhörer/innen, daß die dortige Ortsgruppe Fuß gefaßt hatte¹¹⁵. Am 13. 12. 21 hörte man dann noch einmal von einer Versammlung in Braunsbach. Studienrat Reu aus Heilbronn redete über »Schlagwörter und Machtpolitik«. Ein anwesender Vertreter des WBWB namens Hartmann (Kocherstetten) betonte ausdrücklich die Zusammenarbeit beider Parteien¹¹⁶.

Ein Blick ins Jahr 1924 zeigt, daß es der WBP gelang, neue Wählerin/innen im dörflichen Bürgertum zu gewinnen. Das Verhältnis Stadtstimmen–Gesamtstimmen sank wieder von 67,6% (1920) auf 55,8% (1924) und vor allem gelang es fast überall, die DDP weit zu überflügeln.

b) Die Veranstaltungen

Diese Jahre der ersten Legislaturperiode standen bei den Deutschnationalen im Zeichen des Wiedererweckens des kaiserlichen Reichspatriotismus und des Kampfes gegen die »Erfüllungspolitik«. Am 17. 12. 20 traf sich die Haller Ortsgruppe zur Weihnachtsfeier¹¹⁷. Zusammen mit dem einflußreichen KMV gestaltete man den Winter mit zwei Veranstaltungen. Am 29. 1. 21 trommelte man eine große Anzahl an Besucher/innen zu einer »Reichsgründungsfeier« zusammen. Die Partei knüpfte damit bewußt einmal mehr an monarchistische Traditionen an, die Ereignisse von 1870/71 feierlich zu begehen. Die Jugendkapelle der WBP sorgte für Musik, und die Redner Klein und Prof. Eberle ermahnten die Deutschen, wie damals (1870) zur Selbsthilfe zu greifen, um die bedrohte Reichseinheit wiederzuerlangen. Positive Signale in diese Richtung sah Prof. Eberle im nationalen Erwachen der Jugend. Der SPD und der DDP warf er vor, gegen Bismarcks Pläne und somit gegen die Reichseinheit zu handeln¹¹⁸. Hier muß man aber solche Behauptungen an der Wirklichkeit überprüfen; und da stellt man fest, daß die Regierungen keine Schuld an der Neuordnung Mitteleuropas in Versailles trugen, aber linke und rechte Separatisten in Sachsen, Bayern oder im Rheinland die Einheit massiv in Frage stellten. Schon am

114 HT vom 9. 5. 21.

115 HT vom 1. 6. 21.

116 HT vom 15. 12. 21.

117 HT vom 20. 12. 21.

118 HT vom 1. 2. 21.

12. 2. 21 strömten wieder viele Zuhörer/innen zu einem Vortrag von General v. Francois über die Schlacht von Tannenberg¹¹⁹.

Die Spalttendenzen in Deutschlands Innern thematisierte Oberst Xyländer bei seinem Vortrag vom 25. 5. 21: »Bayern und das Reich« war seine Rede überschrieben und er konnte sich über guten Besuch freuen¹²⁰. Am 29. 10. 21 gelang es, Frau Dr. Käthe Schirmacher nach Hall zu bringen. Sie war die erste weibliche Parlamentarierin der Freien Stadt Danzig (Völkerbundsmandat) und sie berichtete von der Schutzlosigkeit der deutschen Bevölkerung im Osten und von der Diskriminierung durch die Polen¹²¹. Das Jahr 1921 schloß die Partei wieder mit einer geselligen Weihnachtsfeier, bei der ein fast obligatorischer Lichtbildervortrag über die besetzten Gebiete nicht fehlte¹²². Meldungen von Anfang 1922 zeigen, daß die Deutschnationalen auch in Hall Kontrolle über immer mehr Verbände und Vereine erlangten: Prof. Eberle löste beim KMV den bisherigen Vorsitzenden Bohn, einen Liberalen, ab¹²³ und Schulrat Brude wurde Vorsitzender des ADV in Hall¹²⁴.

In diese zunehmend aggressivere Revisionsstimmung paßte auch die »Versailler Vertragsausstellung« des »Schwabenbundes« im Haller Realgymnasium, mitgetragen von den staatlichen Behörden. Die Reden zur Eröffnung am 19. 4. 22 dienten alle dazu, den Widerstand der Bevölkerung gegen die Forderung der Entente-Mächte zu schärfen, vor allem der Jugend sollte der Gedanke eingepflanzt werden, daß »es so nicht weitergehen könnte«¹²⁵. Für den ADV referierte am 31. 3. 22 der Österreicher Josef Hoyer über den »drohenden Untergang von 6 Mio. Volksgenossen«. Er klagte, daß dem nicht lebensfähigen Österreich der Anschluß ans Deutsche Reich versagt wurde und daß das Schuldmaterial über den Kriegsausbruch nicht auf den Tisch kommen würde¹²⁶. Die hier zu hörende Rhetorik führte von Anfang an zu wenig Berührungängsten mit den aufstrebenden Nationalsozialisten (siehe Kapitel 2).

Zum Kapitel Kriegsverherrlichung trug die WBP am 10. 6. 22 erneut bei, als im Stadttheater Fregattenkapitän Wittmann, Artillerieoffizier in der ehemaligen Chinakolonie Tsingtau, einen Lichtbildervortrag über »unsere Auslandskreuzer Ruhm und Ehre« hielt¹²⁷.

3.3 Krisenjahr 1923 und Wahljahr 1924

Beginnend mit dem Jahr 1922 verlagerte sich der Schwerpunkt der Diskussionen von der Nationalitätenfrage auf die aktuelle wirtschaftliche Lage. Am 28. 11. 22 war der Landtagsabgeordnete Theodor Fischer, ein Mitglied im Reichswirtschafts-

119 HT vom 16. 2. 21.

120 HT vom 27. 5. 21.

121 HT vom 1. 11. 21.

122 HT vom 16. 12. 21.

123 HT vom 10. 1. 19.

124 HT vom 3. 4. 22.

125 HT vom 20. 4. 22.

126 Wie Anm. 55.

127 HT vom 14. 6. 22.

rat, zum ersten Mal in Hall zu Gast. Im Theatersaal sprach er, wie schon im Vorjahr in Braunsbach, über die Lage des Mittelstandes¹²⁸. Mit dem Jahreswechsel dramatisierte sich das deutsch-französische Verhältnis erneut, als nämlich die Franzosen auch noch ins Herz deutscher Industrie, ins Ruhrgebiet, einrückten und mit Pfändungen ausstehende Reparationszahlungen erzwingen wollten. Reichskanzler Cuno versuchte dies im Rahmen seiner Mittel zu verhindern und verkündigte den passiven Widerstand, der vor allem mit den Druckpressen der Reichsbank finanziert wurde. In seiner zweiten Rede vor Haller Publikum am 5. 3. 23 verglich Fischer den Zustand mit dem Kriegsbeginn 1914 und rief die Deutschen zum gleichen nationalen Konsens wie damals auf, um den Franzosen entgegentreten zu können. Er beschwor alte »deutsche Werte« und hetzte mit rassistischen Vorurteilen gegen farbige Besatzungssoldaten¹²⁹. Dieser Wunsch der Deutschnationalen nach einem starken chauvinistischen Deutschland zeigte sich auch im mehr oder weniger engem Schulterschuß mit den erstarkenden Nationalsozialisten, deren Wortführer Prof. Mergenthaler Hauptredner bei der WBP-Jahresversammlung vom 16. 5. 23 war¹³⁰. Diese Vollversammlung brachte höchstwahrscheinlich auch einen Wechsel an der Spitze der Ortsgruppe. Regierungsrat Klein wurde von Schulrat Brude abgelöst, jedenfalls wurde Brude am 30. 6. 23 bei einem Lichtbildervortrag zum Thema Ruhrkampf (»Unter fremdem Joch«) als der neue Vorsitzende genannt¹³¹. Hoffnungen setzten die Konservativen auf eine politisierte Jugend, die auch in Hall zu WBP-Versammlungen strömte, was schon während den vorangegangenen Jahren beobachtet werden konnte. Die Deutschnationalen waren also keineswegs Erinnerungsverein alter Monarchisten, sondern auch eine junge Partei.

Zwischenzeitlich war deutsches Geld endgültig nur noch das Papier wert, auf dem es gedruckt wurde. Erst im Oktober und November 1923 zog die neue Regierung der Großen Koalition unter Stresemann (DVP) die Notbremse, gab den Kampf gegen die Franzosen auf und führte eine Währungsreform durch. Diese Monate waren die Blütezeit der Gruppen des Freiwirtschaftsbundes, der endlich die wirtschaftspolitischen Debatten aus den parteipolitisch dogmatisierten Grabenkämpfen befreien half, und kurzzeitig wurde er auch in Hall mit seinen Veranstaltungen zum Forum für Politiker aller Couleur. Mit radikalliberalen Forderungen (»Freiland, Festwährung und Freigeld«) wollten sie den Staat wieder auf die Beine bringen. Auch in Hall entstand eine Ortsgruppe, doch der Freiwirtschaftsbund überschritt schnell sein Blüt stadium, als ein Flügelstreit um die Wählbarkeit den Bund zerspaltete, so daß bei den Wahlen 1924 nur noch eine bedeutungslose Gruppe antrat¹³². Auch die WBP führte die Diskussion mit und am 2. 11. 23 lud die Ortsgruppe zu einem Vortrag von Landtagsabgeordneten Wider über »Wirt-

128 HT vom 27. 11. 22.

129 HT vom 10. 3. 23.

130 HT vom 16. 5. 23.

131 HT vom 5. 7. 23.

132 HT vom 14. 11. 23.

schaft und Politik in der neuen Ära« ein, bei der der Redner jedoch wenig wirtschaftspolitisches Fachwissen an den Tag legte, sondern sich mühte, für die Lage die demokratischen Parteien verantwortlich zu machen¹³³.

Doch beim Jahresrückblick der Deutschnationalen am 12. 1. 24 im Theatersaal mußte der Landtagsabgeordnete Dr. Haller aus Ludwigsburg positiv anmerken, daß »das Vaterland noch nicht untergegangen war« und einige wichtige neue politische Ansätze gemacht worden waren. Doch für die Zukunft gelte weiter, den Kampf gegen Materialismus zu führen und die Rückkehr zu den alten Tugenden anzustreben¹³⁴.

Im Zeichen des nationalen Gedankens wurde auch im Spätherbst eine Ortsgruppe der »Bismarckjugend« in Hall gegründet. Eine erste Ankündigung machte Schulrat Brude bei der wirtschaftspolitischen Veranstaltung vom 2. 11. 23¹³⁵. Die Gedenkfeier der WBP zur Reichsgründung 1871 fand am 19. 2. 24 nicht nur zahlreiche Besucher/innen verschiedener Parteirichtungen, sondern sie wurde auch von vielen Jugendlichen angesteuert¹³⁶. Abschluß dieser Gründungsphase eines politischen Jugendverbandes der Rechten war am 24. 2. 24, als die neue »Bismarckjugend«, unterstützt von der WBP, einen »Vaterländischen Tag« feierte. Der ausgewählte »Eisenbahnsaal« erwies sich für die Veranstaltung als zu klein, die »vielhundertköpfige Menge« konnte er nicht fassen. Mit Festschmuck, einem kulturellen Rahmenprogramm und mehreren Reden gestaltete man den offiziellen Programmteil, im Mittelpunkt stand dann die Bannerweihe der »Bismarckjugend«. Einleitend huldigte der Regierungsrat Klein das Deutschtum, nach ihm trat Alfred Roth auf. Seine »Festrede« unterzog die Regierungspolitik scharfer Kritik, was in der dargebotenen Weise auch nach Meinung des berichtenden Redakteurs »nicht in den Rahmen einer vaterländischen Feier hineinpaßte«. Roth war Vorsitzender des rechtsextremen DVSTB und bewies mit seiner Anwesenheit den Willen der Veranstalter, auch die Rechtsaußen miteinzubinden¹³⁷. Aus Stuttgart war weiterhin noch Bruno Roos angereist, um die schwarz-weiß-rote Fahne dem »Bismarckjugend«-Ortsvorsitzenden Schäffer zu übergeben¹³⁸.

Schon im Vorwahlkampf wie auch bei allen Veranstaltungen griffen die Haller Deutschnationalen ein Thema auf, das Hall aufwühlte und über das die amtierende Landesregierung aus Zentrum und DDP noch vor den Wahlen stürzen sollte. Die Regierung Hieber wollte eine Verwaltungsreform durchführen, dazu gehörten Neuordnung der Oberämter und ein Beamtenabbau. In Hall wollte man das Landgericht schließen, doch trafen die Pläne auf empörte Betroffene, die ihre Volksvertreter gehörig unter Druck setzten, vor allem die Deutschnationalen stellten sich als Sprachrohr der Regionalinteressen zur Verfügung¹³⁹. Im Februar

133 HT vom 3. 11. 23.

134 HT vom 16. 1. 23.

135 Wie Anm. 64.

136 HT vom 13. 2. 24.

137 Wie Anm. 8, S. 30f.

138 HT vom 27. 2. 24.

139 Wie Anm. 8, S. 31.

1924 sprach Dr. Schott vor Vertreter/innen des Gewerbevereins, des Kaufmännischen Vereins, des Fremdenverkehrsvereins, des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins und vor Beamt/innen des Landgerichts über die geplante Aufhebung¹⁴⁰. Der gleiche Politiker eröffnete dann am 1. 4. den Wahlkampf der Bürgerpartei in Hall. Dieses Mal feierte man den Geburtstag Bismarcks; Dr. Schott stellte den Reichsgründer in einem Lichtbildervortrag vor¹⁴¹. Zur Wahl trat die WBP im Bündnis mit den vaterländischen Verbänden als »Vaterländisch-völkischer Rechtsblock« (VVRB) an. Der VVRB kandidierte in den Oberämtern Hall, Crailsheim, Mergentheim, Gerabronn und Künzelsau mit einer gemeinsamen Bezirksliste. Listenführer war der Stuttgarter Theodor Fischer, auf Platz 2 bewarb sich Friedrich Klein und auf Platz 5 fand sich noch der Michelfelder Georg Zeitzer¹⁴².

Nach dem recht frühen Auftakt traten die Haller Konservativen vorerst nur bei Kundgebungen anderer Parteien als kritische Fragensteller auf, vor allem bei der traditionellen Konkurrenz, der DDP; verstärkt aber auch bei den aufsteigenden Nationalliberalen von der DVP und auch als Mitwerber um die völkische Wählerschaft beim VSB. Der pragmatischeren DVP warf man deren Bündnis mit den »Klassenkämpfern« der SPD vor, gleichzeitig mußte man sich gegen den Vorwurf verteidigen, daß die DNVP in Opposition verharre, wobei sie Aktionen wie den Hitlerputsch unterstütze, damit aber die Franzosen provoziere. Von den Nationalsozialisten bekam die WBP wiederum zu hören, daß man sie im November 1923 schmählich im Stich gelassen hätte¹⁴³.

Der eigene Wahlkampf war dann kurz und intensiv. Dokumentiert sind drei Veranstaltungen in Hall und zwei im Umland. Am 27. 4. trat der Spitzenkandidat für Hall, Fischer, nachmittags in Kirchberg und abends in Ilshofen auf, er sprach hier wie dort zu seinem Fachthema, zu Mittelstandsfragen. Die Resonanz war groß¹⁴⁴. Sein dritter Auftritt war dann am 1. 5. im Haller Theatersaal, wobei er in Hall weniger Interessierte anlockte. Hier faßte er seine Kritik an der »Erfüllungspolitik« folgendermaßen zusammen: »Die Franzosen müssen nur ein wenig mit dem Säbel rasseln, dann wird alles unterschrieben.« Die rettende Währungsreform führte er auf die Idee des Rechtspolitikers Helferich zurück, während die DDP den Vorschlag auf ihrem Konto verbuchte. Abschließend rief Fischer zum geistigen Krieg auf, um die »Kriegsschuldlüge aufzurollen« und zu Ethik, Sitte und Religion zurückzukehren¹⁴⁵.

Eine »Volksgemeinschaft« war in Deutschland notwendig, soweit waren sich die Parteien einig, doch wie diese konkret aussehen sollte, darüber stritt man sich. Prof. Eberle mahnte zum Beispiel einen Bürgerblock von Liberalen, Konservati-

140 HT im Februar 1924.

141 HT vom 2./3. 24.

142 HT vom 26. 4. 24.

143 HT vom 25. 3. 24.

144 HT vom 25. 4. 24.

145 HT vom 3. 5. 24.

ven und Nationalsozialisten gegen die SPD an¹⁴⁶. Der Haller Kandidat Klein trat am 2. 5. zusammen mit dem Landtagsabgeordneten Hiller vor das Publikum. Pathetisch forderten Klein und Hiller zum Kampf gegen marxistischen Internationalismus und für ein wiedererstarktes Deutschland auf. Klein plädierte für die Einführung der Wehrpflicht, im ersten Schritt sollte aus Rücksicht auf die Vertragsbestimmungen nur ein Arbeitsjahr für Jugendliche geschaffen werden¹⁴⁷. Dazwischen hatte die WBP wieder eine spezielle Frauenversammlung organisiert. Am 28. 4. sprach Frau Ilse Reinöhl im Theatersaal von der Rolle der Frauen als »Hüterin von Kirche und Christentum«¹⁴⁸.

Am 4. 5. waren dann alle Deutschen aufgerufen, neue Volksvertreter/innen zu wählen. Reichsweit erzielte der VVRB einen überwältigenden Sieg, kein Wunder in Anbetracht der Entwicklung der vergangenen Jahre, so daß der Reichstag seine Arbeit ohne stabile Mehrheit und stark radikalisiert beginnen mußte. Im Oberamt Hall schnitt der VVRB mit 11,5% bei den Reichstagswahlen und 12,9% bei den Landtagswahlen leicht verbessert ab. In der Stadt stagnierte die Partei, verlor bei den Reichstagswahlen sogar. Die Gründe hierfür liegen sicherlich in dem überdurchschnittlichen Erfolg von DVP und VSB. So betrachtet waren die Ergebnisse für die Rechtsparteien befriedigend, denn es gelang trotz starker Konkurrenz, die Wähler/innen zu halten, während die DDP schon zum zweiten Mal verheerende Verluste hinnehmen mußte. Der Sprung ins Parlament gelang Friedrich Klein jedoch nicht¹⁴⁹.

Während in den Parlamenten erst die hitzige Debatte um Annahme oder Verweigerung des Dawesplanes und um die Bildung neuer Regierungen begann, hielten die Ortsverbände in ihren Bemühungen erst einmal inne. Immerhin bot die Haller WBP vor der politischen Sommerpause noch zwei Termine. Am 17. 6. sprach Friedrich Klein im Theatersaal für die WBP und den KMV über die »Kriegsschuldfrage«¹⁵⁰, und am 25. 6. 24 war Arbeitssekretär Mayer aus Stuttgart zu Gast, um seinen Deutschnationalen Arbeiterbund vorzustellen. Dieser Bund mit damals nach eigenen Angaben einer Million Mitgliedern war auf dem konservativen Arbeitnehmerflügel für eine nationale Arbeiterschaft, wobei Mayer auch für die Erhaltung der Betriebsräte einstand, eine Seltenheit unter Deutschnationalen¹⁵¹.

Die Mitglieder der WBP Halls versammelten sich dann wieder im Herbst, am 27. 9. Zuvor mußte der Vorsitzende Brude jedoch seine Partei bei einer NS-Kundgebung mit Prof. Mergenthaler verteidigen. Mergenthaler klagte die DNVP/WBP an, das Dawesgutachten durch ihr Abstimmungsverhalten ermöglicht zu

146 Wie Anm. 142.

147 HT vom 3. 5. 24.

148 HT vom 27. 4. 24.

149 Wie Anm. 37.

150 HT vom 16. 6. 24.

151 HT vom 30. 6. 24.

haben. Brude begründete deren Verhalten mit dem Druck einer drohenden Parlamentsauflösung¹⁵².

Trotzdem wurde der Reichstag Wochen später aufgelöst und schon der zweite Reichstagswahlkampf im gleichen Jahr ausgefochten. Die WBP warf bei ihren drei Veranstaltungen in Hall nicht unumstrittene Politiker ins Rennen. Im »Ritter« wurde der Reigen am 20. 11. eröffnet. Der von der NSDAP übergewechselte Dr. Kaltenböck hielt eine scharfe Rede gegen Demokratie, gemäßigte Politiker und deren »Erfüllungspolitik«. Die Versammlung füllte sich erst allmählich, aber unter den Zuhörer/innen befand sich eine gehörige Anzahl Sozialdemokraten, die unter Führung des Gemeinderats Fackler dem Redner verbal Paroli boten, so daß der Abend mit einem Kräftemessen endete. Zuerst sangen die Linken das Republikanierlied, dann schmetterten die Deutschnationalen das Deutschlandlied¹⁵³.

Verständlicherweise fand der Besuch des frischgebackenen württembergischen Staatspräsidenten Wilhelm Bazille die größte Resonanz; der »Rittersaal« war überfüllt und die Leute mußten bis auf den Flur hinaus stehen¹⁵⁴. Bazille hatte in Württemberg eine Regierung aus Zentrum, DDP, WBWB und WBP gebildet und war so erster deutschnationaler Ministerpräsident der Weimarer Ära geworden¹⁵⁵. Bazille warb für eine kraftvolle nationale Politik. Verantwortung für die Krisenzeiten schob er allein der Novemberrevolution und »sozialistischer Mißwirtschaft« der Parteiregierungen zu¹⁵⁶. Abschließend kam noch der Ludwigsburger Abgeordnete Siller in den Theatersaal. Er sprach über das Handwerk, und zusammen mit dem anwesenden Keeser, Vertreter der Haller Innungen, distanzierte er sich von der Politik der DDP^{156a}.

Im Reich konnte man um einen weiteren Prozentpunkt auf Kosten des VSB zulegen, die Parteien der Mitte wurden jedoch wieder gestärkt. Im Oberamt Hall gelang dem VVRB ein Stimmenzuwachs auf 13,0%, genauso in den Stadtbezirken (23,1%). Im Umland fiel nur Hessental aus dem Trend heraus, dort verlor man die Hälfte der seitherigen Wähler/innen ans Zentrum (nur noch 2,0%)¹⁵⁷.

Abschließend muß bedauert werden, daß heute kaum noch parteiorganisatorisches Material zur Verfügung steht. Einzig in der Gründungsphase erhält man Einblick in die Personalien; in der Folge sind nur Veranstaltungen, und davon selten alle, dokumentiert. Gehäuft findet sich Material nur zur Wahlkampfzeit. Über die Vorstände kann streckenweise nur spekuliert werden. Zwar kann davon ausgegangen werden, daß am 16. 5. 23 ein Wechsel an der Spitze der WBP-Gruppe stattfand, doch über Hintergründe ist nichts überliefert. Vermutlich gab Klein den Vorsitz ab, um seine Arbeit auf höherer Parteiebene verstärken zu können und um

152 HT vom 23. 9. 24.

153 HT vom 22. 11. 24.

154 HT vom 1. 12. 24.

155 Wie Anm. 8, S. 32.

156 Wie Anm. 85.

156a HT vom 5./6. 12. 24.

157 HT vom 8. 12. 24.

möglicherweise den Sprung in den Landtag zu schaffen. Nicht abwegig klingt aber auch die Vermutung, daß die Einladung des NS-Politikers Mergenthaler nicht allen Mitgliedern gefallen hat und so den Rücktritt des Ortsvorsitzenden einleitete.

4. Der Württembergische Bauern- und Weingärtnerbund

Der Württembergische Bauern- und Weingärtnerbund (WBWB) war nach dem Ende des Krieges aus dem Landesverband Württemberg des Bundes der Landwirte (BdL) hervorgegangen¹⁵⁸. Dieser hatte schon im Kaiserreich eine bedeutende Rolle im Land gespielt, vor allem im Wahlbündnis mit den Konservativen war es gelungen, viele Mandate zu erringen. So vertrat seit 1903 der Landwirt Vogt aus Gochsen als Mitglied des BdL den Haller Wahlkreis im Reichstag¹⁵⁹. Auch in der Weimarer Republik arbeiteten WBWB und WBP eng zusammen. In den Parlamenten bildeten beide Parteien eine Fraktionsgemeinschaft und auch ansonsten unterstützten sich die zwei Organisationen, wo es nur ging.

Im Haller Oberamt war der WBWB mit Ausnahme der ersten Wahlen 1919 bis zum Aufstieg der NSDAP in den 30er Jahren klare Mehrheitspartei mit Ergebnissen zwischen 40 und 45 % gewesen. Diese Ergebnisse ergaben sich aus dem Selbstverständnis des WBWB als Interessenpartei der evangelischen Landbevölkerung, als genau der Bewohner/innen Hohenlohes. Unrühmlich war die Rolle des Bauernbundes als wichtiger Wegbereiter von antisemitischen Gedanken und als überzeugt antirepublikanische Vereinigung. In Hall selbst hielt man sich zugunsten der WBP zurück. Die Stimmenanteile schwankten zwischen unbedeutenden 2,5 und 3,5%. Einzig als Zentrum für das Umland erlangte die Stadt für den WBWB an Bedeutung.

Im Januar 1919 zeigten sich die Bauernpolitiker als noch zu schlecht auf die neue Situation eingestellt, war man doch noch stark mit der Bewältigung der Zwangswirtschaft in der ganzen Landwirtschaft seit Mitte des Krieges beschäftigt. Nur am 2. 1. 19 raffte sich noch der alte BdL zu einer Veranstaltung in Hall mit ihrem Reichstagsabgeordneten Vogt auf, die aber sehr kurzfristig angesetzt worden war und so auch nur mäßig besucht wurde¹⁶⁰. Auf dem Lande dagegen schien Vogt noch in den letzten Tagen vor der Wahl ein großes Pensum an leider nicht dokumentierten Veranstaltungen absolviert zu haben¹⁶¹. Die Ergebnisse im Land waren auch eher ernüchternd. Im Oberamt kamen die zwei noch getrennt kandidierenden Listen von Bauern- und Weingärtnerbund auf zusammen 28,9%, gemeinsam mit WBP bei der Wahl zur Nationalversammlung auf 36,4%. In der Stadt blieben die Bauernlisten mit 2,8% bei den Landeswahlen Splittergruppie-

158 Wie Anm. 8, S. 20f.

159 K. Ulshöfer: Bilder aus Hall (1976), S. 59.

160 HT vom 3. 1. 19.

161 Ebda.

rungen¹⁶². Trotz allem vertrat Vogt die Haller jetzt nicht nur in Berlin, sondern auch in Stuttgart.

In Hall selbst engagierte sich vor allem der Landwirt Dr. Frank (Oberlimpurg) für Bauerninteressen. Im Dezember 1918 hatte er bei der Neugründung der WBP mitgewirkt, ansonsten führte er den Landwirtschaftlichen Bezirksverein an, die örtliche Genossenschaft, die personell eng mit dem WBWB kooperierte, auch wenn das heftig bestritten wurde¹⁶³. Zur verfassungsgebenden Landesversammlung kandidierte Dr. Frank für den Bauernbund auf einem wenig aussichtsreichen 33. Platz der Landesliste¹⁶⁴. Thematisch äußerte sich der WBWB ähnlich wie die WBP, nur ihren Schwerpunkt setzte er in der Agrarpolitik. Im Wahlkampf 1919 verbreitete der Bauernbund viel mehr als die WBP reaktionäre Gedanken.

Zum Markttag am 2. 4. 19 gelang es dem BdL, endlich wieder eine erfolgreiche Veranstaltung in Hall durchzuführen. Zwar war Theodor Körner durch eine Verkehrssperre am Kommen gehindert worden, aber Vogt, der Landtagsabgeordnete Stiefel und der alte Herr Frank aus Oberaspach ersetzten ihn gut und analysierten vor den »überaus zahlreichen« Besucher/innen die politische Lage. Die Versammlung endete mit einer gemeinsamen Entschließung an den Ernährungsminister, die Zwangswirtschaft bei Eiern aufzuheben und die Preise für Vieh, Fett, Butter und Milch anzuheben¹⁶⁵.

Anfang Dezember 1919 versammelten sich die Mitglieder des BdL. Auch diese Veranstaltung war wieder gut besucht, dieses Mal fand Körner den Weg nach Hall zu seinem Vortrag¹⁶⁶. Neuer Vorsitzender der Bezirkspartei war jetzt Jakob Schnebele, der im Laufe des Jahres den Ökonomierat Otterbach abgelöst hatte¹⁶⁷. Die Arbeit der folgenden Jahre des WBWB hinterließ in der Presse wenig Spuren. Bei den Wahlen im Mai 1920 legten die Konservativen mächtig zu. Bei stark gesunkener Wahlbeteiligung gelang es dem WBWB, im Oberamt Hall trotzdem noch seine Wählerstimmen um 28 % zu steigern, und er machte so einen Sprung auf 42,8 % (Landtag) beziehungsweise 43,6 % (Reichstag) Stimmenanteile¹⁶⁸. In der Stadt veränderte sich fast nichts, 130 Stammwähler/innen gaben ihre Stimme unbeirrt ihrer Partei¹⁶⁹.

Die nächste dokumentierte Versammlung des WBWB war erst wieder die turnusgemäße Vertrauensmännerversammlung am 5. 12. 21¹⁷⁰. Erwähnenswert ist wohl auch der Vermerk aus einer Vorankündigung zu einer Veranstaltung mit Körner vom 31. 12. 21, der besagt, daß Juden keinen Zutritt hätten¹⁷¹. Körner war jedoch

162 Wie Anm. 79.

163 Wie Anm. 72.

164 Wie Anm. 76.

165 HT vom 7. 4. 19.

166 HT vom 6. 12. 19.

167 Wie Anm. 160.

168 Wie Anm. 109.

169 Ebda.

170 HT vom 1. 12. 21.

171 HT vom 31. 12. 21.

erneut verhindert, so daß sich nur die Vertrauensmänner für den 4. 1. 22 zusammenfanden¹⁷².

Ein weiterer Wechsel an der Spitze der Bezirkspartei schien sich bis zum 3. 1. 23 vollzogen zu haben, hier wurde schon der Sulzdorfer Kümmerer als neuer Vorsitzender erwähnt. An diesem Tag fand die Bezirkshauptversammlung mit Gastredner Körner statt¹⁷³. 1922 fand nur noch ein Vortrag mit Vogt statt, er sprach im Haller »Bauernheim« über »Getreiderücklage und Zwangsanleihe«¹⁷⁴.

Ab 1923 drangen wieder vermehrt Informationen in die Medien. In seinen Agitationen beteiligte sich auch der WBWB an dem verbalen Kampf gegen die Demokratie und am Schüren der Endzeitstimmung im Krisenjahr 1923. Am 22. 7. 23 war Theodor Körner junior Redner bei der Bezirksbauernversammlung des WBWB und er warnte vor drohendem Staatsbankrott und Bürgerkrieg¹⁷⁵. Am 3. 10. 23 trafen sich im Anschluß an den Viehmarkt die Vertrauensmänner, um den Ausführungen des »Bauernanwalts« Sinn aus Öhringen zuzuhören¹⁷⁶.

Der Wahlkampf 1924 war wenigstens grob nachzuvollziehen. In Michelbach rief der WBWB am 28. 3. 24 Interessierte zu einer ersten Wahlkundgebung zusammen. Schultheiß Taxis aus Unterrot (Landtagsabgeordneter) beschuldigte mit markigen Worten große Teile der Bürgerlichen, »Vorspann für die Ideen der Sozialdemokratie« zu sein. Nach seiner Ansicht herrschte seit 1918 eine »sozialdemokratische Diktatur«¹⁷⁷. Die Liste zur Landtagswahl wurde im Wahlkreis Hall von Johannes Klein aus Vorbachzimmern angeführt^{177a} und Vogt hatte sich den erneuten Einzug in den Reichstag mit dem Spitzenplatz auf der Landesliste Württemberg gesichert¹⁷⁸.

Klein absolvierte noch in den drei Tagen vom 1. zum 3. 5. eine gewaltige Tour durch das gesamte Oberamt, dabei trat er bei Kundgebungen in Untermünkheim, Enslingen, Bibersfeld, Rieden, Uttenhofen, Hall und Michelfeld auf¹⁷⁹. Seine Themen waren wie zu erwarten die Ablehnung der »Erfüllungspolitik«, aber auch Vorschläge zur Finanz- und Wirtschaftspolitik wie Arbeitspflicht, Befreiung der Bauern von der Arbeitslosenversicherung (»auf dem Land gibt es keine Arbeitslose«) und Rückgabe der Steuerhoheit an die Länder¹⁸⁰.

Im Oberamt gewann der WBWB noch einmal 700 Stimmen hinzu¹⁸¹, blieb damit aber im Rahmen der gestiegenen Wahlbeteiligung, so daß anzunehmen ist, daß es dem WBWB schon 1920 gelungen war, den Hauptteil seines Klientels zu mobilisieren.

172 HT vom 2. 1. 22.

173 HT vom 30. 12. 22.

174 HT vom 10. 8. 22.

175 HT vom 26. 7. 23.

176 HT vom 1. 10. 23.

177 HT vom 31. 3. 24.

177a HT vom 26. 4. 24.

178 HT vom 30. 4. 24.

179 HT vom 30. 4. 24.

180 HT vom 3. 5. 24.

181 Wie Anm. 37.

Im Spätherbst fand im »Eisenbahnsaal« wieder eine Bezirksbauernversammlung statt. Redner war Friedrich Häcker aus Stuttgart-Kornthal (»über die Zukunft der Bauernjugend«). Danach stand die offizielle Mitgliederversammlung auf dem Programm. auf der Dr. Frank, Körner junior und Herr Abel über landwirtschaftliche Fragen sprachen. Außerdem wurde ein neuer Vorstand gewählt: Bezirksvorsitzender wurde Julius Weidner aus Rieden und Herr Lambrecht aus Ilshofen wurde sein Stellvertreter. Im Anschluß traf sich noch der württembergische Hausfrauenverein im Gasthof »Adler«¹⁸².

Den kurzen Reichstagswahlkampf gestaltete Vogt mit einer Redetour vom 1. bis zum 3. 12. 24, die ihn nach Übrighausen, Ilshofen, Wolpertshausen, Tüngental und Hessental führte¹⁸³. Trotzdem mußte der WBWB leichte Verluste im hiesigen Oberamt hinnehmen, in der Stadt Hall verlor die Partei sogar ein Viertel der kleinen Wählerschaft, was jedoch keinerlei Einfluß auf das Gesamtergebnis hatte¹⁸⁴.

Zusammengefaßt gilt für den WBWB, daß die Partei nach der Lähmung 1918/19 schnell mit agrarisch praktischer Interessenpolitik samt einem großen Schuß Radikalität wieder zur bestimmenden Kraft im Oberamt Hall wurde. Das Auf und Ab der wirtschaftlichen Entwicklung sowie die jeweilige politische Stabilität ließ die Wählerschaft des Bauernbundes unberührt und sorgte bis nach 1930 für eine Stabilität, wie sie selbst die Arbeiterparteien nicht kannten.

182 HT vom 8. 11. 24.

183 HT vom 29. 11. 24.

184 Wie Anm. 43.

ANHANG: Wahlergebnisse

| | LTW 12. 1. 1919 | RTW 19. 1. 1919 | GRW 18. 5. 1919 | LTW/RTW 7. 6. 1920 | RTW 4. 5. 1924 | LTW 4. 5. 1924 | RTW 4. 5. 1924 | RTW 7. 12. 1924 |
|--------------|--------------------|--------------------|--------------------|-----------------------|-------------------|-------------------|-------------------|--------------------|
| WBP | | | | | | | | |
| Reichsebene | | 8,3 % | | 3638851 15,1 % | 3638851 15,1 % | | 5755609 19,5 % | 6122255 20,5 % |
| Landesebene | 97726 7,43 % | 182511 13,75 % | | 100486 9,33 % | 102318 8,88 % | 124500 10,29 % | 121317 9,90 % | 129426 10,89 % |
| Oberamt Hall | 1441 10,11 % | 5068 36,42 % | | 1431 11,59 % | 1369 11,35 % | 1894 12,85 % | 1572 11,51 % | 1719 12,97 % |
| Stadt Hall | 700 14,94 % | 748 15,85 % | 11178 15,39 % | 967 23,88 % | 967 23,88 % | 1056 23,62 % | 919 21,09 % | 1024 23,11 % |
| WBWB | | | | | | | | |
| Reichsebene | | 8,3 % | | 3638851 15,1 % | 3638851 15,1 % | | 5755609 19,5 % | 6122255 20,5 % |
| Landesebene | 111011 10,11 % | 182511 13,75 % | | 193680 17,67 % | 195825 17,31 % | 240162 19,85 % | 238267 19,45 % | 211265 17,78 % |
| Oberamt Hall | 4116 28,87 % | 5068 36,42 % | | 5291 42,84 % | 5260 43,62 % | 5906 40,08 % | 5961 43,65 % | 5573 42,06 % |
| Stadt Hall | 132 2,82 % | 748 15,85 % | | 130 3,21 % | 130 3,21 % | 142 3,12 % | 142 3,26 % | 107 2,41 % |
| NSDAP (VSB) | | | | | | | | |
| Reichsebene | | | | | | | 1917587 6,5 % | 891671 3,0 % |
| Landesebene | | | | | | 47283 3,91 % | 50800 4,15 % | 25280 2,13 % |
| Oberamt Hall | | | | | | 696 4,72 % | 710 5,20 % | 338 2,55 % |
| Stadt Hall | | | | | | 354 7,92 % | 354 8,12 % | 195 4,40 % |

* Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. 1. 1919 traten WBP und WBWB gemeinsam an.

** Die Ergebnisse der Wahlen von 1920 waren nicht nach Landtags- und Reichstagsstimmen der einzelnen Gemeinden aufgeschlüsselt.

... und lebten unter uns Juden in Künzelsau

Eine Dokumentation
bearbeitet von MARTIN FREY und STEFAN KRAUT

Einleitung

Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung. So lautet ein altes weises Wort. Es birgt eine tiefe Wahrheit des Lebens. Diese Wahrheit gilt für das Leben einzelner Menschen so gut wie für das Leben ganzer Völker.

Dieses Wort ist wahr, weil Erinnerung ein Bewußtsein wachhält für das, was in der Vergangenheit geschehen ist. Erinnerung wehrt so der Heillosigkeit, die im Vergessen und Verdrängen von Gewesenem liegt. Denn was in Vergessenheit gerät, ist ja noch lange nicht vergeben. Und was nur verdrängt wird, kehrt oft erst recht gewaltig wieder.

So schafft einzig Erinnerung die heilsame Gelegenheit, mit der Vergangenheit fertig zu werden, indem wir beständig aus ihr für die Gegenwart lernen. Und so wird einzig Erinnerung zur Quelle für Vergebung und Versöhnung, woraus neue Zukunft erwächst, die mehr ist als die bloße Verlängerung des Vergangenen.

Das im folgenden zusammengetragene Material zur Geschichte der Juden in Künzelsau hat vor dem gegenwärtig bedrohlich anwachsenden Neonazismus eine ungeahnte Aktualität erhalten. Antisemitische Äußerungen bis hin zu Anschlägen auf jüdische Einrichtungen sind mittlerweile längst wieder an der Tagesordnung. Den Anfängen des Terrors von rechts zu wehren, dafür dürfte es bereits zu spät sein. Nie zu spät ist es freilich, den menschenverachtenden Bestrebungen sachkundig und couragiert entgegenzutreten. Auch dazu wollen die hier wiedergegebenen Texte einen Beitrag leisten.

Julius Schapiro: Die Israeliten im Bezirk Künzelsau¹

Von den zahlreichen, schon seit frühester Zeit bestehenden israelitischen Gemeinden des Oberamts Künzelsau haben sich nur wenige bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt dies an der immer mehr zurückgehenden Zahl der Israeliten im allgemeinen, teils an der in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts stark einsetzenden Abwanderung nach den Städten. Schon von altersher, vielfach mit der Gründung mancher Ortschaften, bildeten sie einen Teil der bürgerlichen Gemeinden und im Wohl und Wehe mit ihnen wurde ihr Schicksal mit der Länge der Zeit

¹ Der Text wurde unverändert übernommen aus: 100 Jahre Kocher- und Jagstbote. 2. Januar 1828 – 2. Januar 1928. Festaussgabe des Kocher- und Jagstboten zur Feier seines 100-jährigen Bestehens.

so innig verknüpft, daß sie in denselben vollständig aufgingen. Diese allmählich gewordene Bodenständigkeit trug im wesentlichen dazu bei, daß die Israeliten in hohem Maße an den kulturellen Bestrebungen ihrer Mitbürger teilnahmen und im edlen Wettstreit mit ihnen das wirtschaftliche Niveau mancher Ortschaften erhöhten. Die Bevölkerungsstatistik der Israeliten im ganzen Oberamt weist folgende Zahlen auf: 1812 750 Israeliten; 1846 1133; 1858 869; 1871 777; 1875 677; 1880 662; 1895 542; 1910 362; 1925 279.

Zu den ältesten, jetzt noch bestehenden israelitischen Gemeinden des Oberamts zählt die von Hohebach. Schon im Jahre 1348 waren hier Israeliten ansässig, teilten aber bald das Schicksal mit anderen Glaubensgenossen, die später dem Volkswahne zur Zeit der Pest zum Opfer fielen. Erst nach dem Westfälischen Frieden, der u. a. auch bestimmte, daß der Graf von Hohenlohe wieder Herr seines Gebietes werden sollte, hören wir wieder von Ansiedelungen israelitischer Familien in Hohebach und den übrigen hohenlohischen Ortschaften. In den Jahren 1666–73 wurden 8 Familien aufgenommen gegen ein Schutzgeld von 10 fl., Schutzbriefe, die noch vorhanden sind, wurden ihnen ausgestellt gegen 10 Taler.

Bei der Landesverteilung im Jahre 1708 waren in Hohebach 7 Familien. 1728 hatte sich deren Zahl wiederum auf 8 erhöht. Die Statistik weist im Jahre 1875 184 Seelen, 1895 114 Seelen, 1910 77 Seelen, 1925 53 Seelen auf.

Kirchlich unterstanden die Israeliten von Hohebach der Muttergemeinde in Ailringen bis zum Jahre 1817. Auch hier waren schon frühzeitig Israeliten vom Deutschherrenorden aufgenommen worden. Seit wann sie sich dort angesiedelt haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen; jedenfalls schon vor 1695.

Als berühmter Sproß der israelitischen Gemeinde in Hohebach verdient Erwähnung der in Portland, Vereinigte Staaten, verstorbene Salomon Hirsch. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, wanderte er nach Amerika aus, wo er sich in seltenem Maße das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb. Es wurde ihm die hohe Auszeichnung zuteil, in Konstantinopel die Vereinigten Staaten als Gesandter zu vertreten.

Zu Hohebach gehörten ferner die Israeliten von Hollenbach, die sich seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts dort angesiedelt hatten. Sie besaßen eine eigene Synagoge, die erst im Jahre 1902 verkauft wurde. Auch in Mulfingen bestand früher eine ansehnliche Israelitengemeinde. Unter Würzburger Herrschaft wurden dort schon sehr bald (nähere Zeit der 1. Ansiedlungen unbekannt) Israeliten aufgenommen. Laut Dekret vom 16. November 1695 mußten sie anstatt der jura stolae an das Pfarramt ein Neujahrgeld bezahlen. Heute ist ebenso wie in Hollenbach keine israelitische Familie mehr dort seßhaft.

Die 3 Gemeinden Dörzbach, Laibach und Altkrautheim wurden laut Dekret der Israelitischen Oberkirchenbehörde vom 3. August 1832 in Dörzbach vereinigt. Deren Synagoge, erbaut im Jahre 1838, wurde, nachdem sich die Israelitengemeinden aufgelöst hatten, verkauft, das Inventar fiel an das nahegelegene Hohebach. Auffallend ist die verhältnismäßig geringe Zahl an israelitischen Friedhöfen im ganzen Bezirke genannter Gemeinden. Durch das Verbot mancher Herrschaften,

denen die Ortschaften unterstanden, Begräbnisstätten zu errichten, waren die Israeliten gezwungen, sogenannte Sammelfriede anzulegen, wohin sie ihre Toten, oft von weiter Entfernung her, bringen mußten.

Ein solch verlassener Friedhof befindet sich noch in Laibach. Vor mehreren Jahren wurde dieser unter der fachkundigen Leitung und Mitarbeit des nun leider verstorbenen Lehrers S. Wißmann, Künzelsau, und erfolgreicher Mitwirkung des Herrn Hauptlehrer Wallrauch in Dörzbach restauriert und neu umfriedet. Im Jahre 1852 wurde in Hohebach ein israelitischer Friedhof errichtet, wohin die Israeliten von Hollenbach, Ailringen und Dörzbach ihre Toten bestatteten.

Am Ende eines starken Bogens, den die Jagst von Schöntal her beschreibt, liegt der vom linken Ufer allmählich sich in die Höhe ziehende Marktflecken Berlichingen, wo sich ebenfalls eine alte Israelitengemeinde bis heute erhalten hat. Die Aufnahme der Israeliten war, da das Dorf um die Mitte des 12. Jahrhunderts in eine Berlichingische und eine Schöntalische Seite geteilt war (die Straße schied beide Teile), nach Schöntaler Darstellung gemeinschaftlich, während die Herren von Berlichingen den sogenannten »Judenschutz« in ihrem Gebiete beanspruchten, woraus unzählige Streitigkeiten flossen. Zuerst ist 1650 davon die Rede. Berlichingen hatte damals 25 »Schutzjuden«, Schöntal 1. Allem Anschein nach waren die Israeliten bei den Herren von Berlichingen wohl gelittener, als bei denen von Schöntal; denn als erstere 1783 ihnen allgemeines Wohnrecht zubilligten und sie auch in christliche Häuser aufnahmen, wurde von den Herren von Schöntal dagegen protestiert.

Die Synagoge, im unteren Teil des Dorfes nahe der Jagst, ist ein einfaches aber ehrwürdiges Gebäude ohne Stil aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Ein sehr alter Betsaal dagegen hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach in dem oberen Stocke des jetzt der Familie Berlinger gehörigen Hauses befunden. Teilweise gut erhaltene hebräische Inschriften, die nur an ähnlich heiligen Orten angebracht werden, lassen mit Bestimmtheit diesen Schluß ziehen. Ein sehr alter Sammelfriedhof, wohin u. a. auch die Israeliten von Künzelsau ihre Toten verbringen, liegt $\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich vom Ort entfernt auf einer Anhöhe mitten im Feld.

Eine kleine iraelitische Gemeinde befand sich auch im nahe gelegenen Bieringen. Im Jahre 1654 befanden sich dort 3 israelitische Familien, von welchen Mainz das Schutzgeld wie auch das Aufnahmerecht ansprach. Die anfangs selbständige Gemeinde wurde wegen des ständigen Rückganges ihrer Mitglieder laut Erlaß der Oberkirchenbehörde vom 3. August 1832 trotz heftigen Widerstandes Berlichingen zugeteilt. Im Jahre 1873 waren in Bieringen noch 5 Wahlberechtigte, 1883 zählte es noch 16 Israeliten. 1853 weist die vereinigte Wählerliste beider Gemeinden 40 Mitglieder auf. Die Bevölkerungsstatistik zeigte folgende Kurve: 1875 128 Israeliten; 1895 104; 1910 95; 1925 90.

Einer ziemlich starken Ansiedlung der Israeliten im Jagsttale und dessen näheren Umgebung, steht nur eine verhältnismäßig geringe im ganzen Kochertal gegenüber. Der Grund hierfür mag in dem Umstand liegen, daß ihrem Zuzug in diesen Ortschaften größerer Widerstand entgegengesetzt wurde und dann nur unter

erschweren Umständen. Eine Ansiedlung von Israeliten erfolgte nur in Braunsbach und Künzelsau-Nagelsberg.

Über die Entstehung der israelitischen Gemeinde in Braunsbach fehlen nähere Data. 1673 gab es dort 4 israelitische Familien, hatten sich aber laut Chronik im Jahr 1715 schon sehr vermehrt. Die Synagoge wurde 1733 erbaut, wahrscheinlich wurde um diese Zeit auch der Friedhof angelegt. 1832 wurde das Rabbinat in Braunsbach errichtet, zu welchem auch die Oberämter Hall und Crailsheim und Teile der Oberämter Künzelsau, Gerabronn und Oehringen gehörten. 1908 wurde der Rabbinatssitz nach Hall verlegt. Eine israelitische Konfessionsschule, 1825 als Privatschule errichtet, wurde 1834 in eine öffentliche israelitische Volksschule umgewandelt, ging aber im Jahre 1923 wegen Mangel an der hierzu nötigen Anzahl von Kindern ein. Bevölkerungsstatistik: 1875 152 Seelen; 1895 159 Seelen; 1910 88 Seelen; 1925 55 Seelen.

Den kürzesten Bestand sämtlicher israelitischer Gemeinden des Oberamts weist die israelitische Religionsgemeinde Künzelsau's auf. Es ist jedoch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß diese bereits eine Zweitgründung ist, denn einer Sage nach, die aber einer gewissen Grundlage nicht entbehrt, sollen die Israeliten schon in alter Zeit, nach Urkunden des Würzburger Chronisten Lorenz, seit dem Jahre 1336 in Künzelsau seßhaft gewesen sein. Ihr Friedhof habe sich im Holderrain befunden und noch 1700 soll in der Scharfengasse ein Haus mit hebräischer Inschrift gewesen sein. Die Geschichte der neuerstandenen israelitischen Gemeinde ist eng verknüpft mit der ihrer Muttergemeinde Nagelsberg, welche später amtlich den Namen Nagelsberg-Künzelsau, dann Künzelsau-Nagelsberg und endlich 1900 den Namen Künzelsau erhielt, eine Folge der mit der Gemeinde Nagelsberg vorgegangenen Änderung, hervorgerufen durch den Wegzug der Israeliten von Nagelsberg und dem Zuzug aus anderen Gemeinden (Berlichingen, Biringen, Hohebach und Ernsbach) nach Künzelsau. In Nagelsberg bestand schon seit alter Zeit, wahrscheinlich seit Mitte des 15. Jahrhunderts eine große israelitische Gemeinde mit einer eigenen Synagoge, die erst im Jahre 1908 verkauft wurde. Während aber die Israelitengemeinde in Nagelsberg bereits seit 20 Jahren der Vergangenheit angehört, hat ihre Nachfolgerin in Künzelsau eine bis vor wenigen Jahren ununterbrochene Linie der Aufwärtsbewegung zu verzeichnen.

Vor 80–100 Jahren zählte man in Nagelsberg wohl etwas mehr als 30 israelitische Familien. Diese bildeten also einen ziemlich starken Prozentsatz der dortigen Bevölkerung. Dieser Stand hatte sich anfangs der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht besonders verändert. Um diese Zeit siedelten mehrere Familien nach Künzelsau über, so daß sich in der Mitte der 70er Jahre die dort wohnenden Israeliten veranlaßt sahen, die Königlich Israelitische Oberkirchenbehörde zu bitten, in Künzelsau einen Filiationdienst abhalten zu dürfen. Durch Erlaß vom 27. 5. 1876 wurde diesem Ersuchen stattgegeben. Der Betsaal befand sich zuerst in einer Wohnung in der Schnurgasse gegenüber dem Gasthause zum Hirschen, dann eine kurze Zeit im Linke'schen Gebäude am Morsbacher Tor, hierauf im Hintergebäude des Auerbachschen Hauses in der Hauptstraße, dann im Hause des

S. Weinsberger. Der Sitz des Religionslehrers und Vorsängers blieb weiterhin in Nagelsberg, den Filialdienst leitete an Werktagen ein pensionierter Lehrer, während an Samstagen und Feiertagen die Künzelsauer Israeliten nach Nagelsberg mußten, um an einem Festgottesdienste² teilnehmen zu können. Dieser Zustand dauerte an, obwohl im Laufe der Zeit in Künzelsau bedeutend mehr Israeliten wohnten als in Nagelsberg. Erst als im Jahre 1903 die Anzahl der Nagelsberger israelitischen Gemeindeglieder auf 2 bis 3 herabsank, bestand für das israelitische Kirchenvorsteheramt keine moralische oder rechtliche Verpflichtung mehr, den Gottesdienst in Nagelsberg für die Zukunft aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1904 tauchte der Gedanke auf, daß man, um allem Übel abzuhelpfen, in Künzelsau ein Gotteshaus erstellen wolle. Dieser Plan, der bei der nun ca. 30 Mitglieder zählenden Gemeinde allgemein Anklang fand, reifte schnell seiner Verwirklichung entgegen. Das derzeitige Israelitische Kirchenvorsteheramt bestand aus den Herren A. Neumann, G. Ledermann und D. Stern und dessen Vorsitzenden Herrn Lehrer S. Wißmann. Dank der Rührigkeit dieser Herren, besonders aber des allverehrten Herrn S. Wißmann und der großen Opferwilligkeit der israelitischen Gemeindeglieder konnte die Synagoge, deren Plan von Herrn Oberamtsbaumeister Ganzenmüller entworfen wurde, anfangs Juni 1906 begonnen und am 30. August 1907 eingeweiht werden. Der Bau ist in einfachem maurischen Stil gehalten und bildet eine Zierde der Straße, in welcher er sich befindet, gewährt aber besonders von der Nagelsberger Straße aus betrachtet, mit seinen beiden Kuppeln, die während des Krieges von ihren Kupferplatten entkleidet wurden, einen sehr schönen Anblick.

Von hohem Werte für die weitere gesunde Entwicklung der Gemeindeverhältnisse war der bezeichnende Umstand, daß in der Leitung nur selten ein Wechsel der Personen eintrat. So wirkte der allgemein beliebte und verehrte Herr Lehrer S. Wißmann, dessen Todestag sich nun in diesem Monate schon jährt, allein fast 35 Jahre in der Gemeinde und trug so im wesentlichen zu ihrem steten Aufbau bei. Die Seelenzahl der israelitischen Gemeinde beträgt z. Zt. 81. Die immerhin kleine Gemeinde stellte im Weltkrieg 1914–18 20 Kriegsteilnehmer, von denen 19 Frontkämpfer waren und 3 als Kriegsoffer fielen.

Und last, not least kann als erhebendes Moment festgestellt werden, daß das Verhältnis zwischen den verschiedenen Konfessionen stets das friedlichste war und auch die Israelitengemeinde immer bestrebt war, den konfessionellen Frieden in unserer Stadt zu erhalten und zu fördern.

2 Das Wort Gott, auch in Wortverbindungen mit »G'tt« wiederzugeben, gründet in der Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes und seines Namens.

Werner Trefz: »Reichskristallnacht« vor fünfzig Jahren:³

*Prügel für Künzelsauer Feuerwehrkommandant.
Die Synagoge brannte erst am 10. November*

Entweder gab es einflußreiche Künzelsauer, die eine Aktion zunächst verhindern konnten, oder die Künzelsauer SA wurde in der eigentlichen »Reichskristallnacht« nicht darüber informiert, daß die Stunde des Losschlagens gekommen war, und verschief den Termin im wahrsten Sinne des Wortes. Fest steht jedoch, daß die Künzelsauer Synagoge erst einen Tag später als die meisten anderen jüdischen Gotteshäuser in Deutschland, also erst am Abend des 10. November 1938, niedergebrannt wurde: einen Tag später als bislang vermutet und auch auf dem vor etwas mehr als zwei Jahren errichteten Gedenkstein in der Konsul-Uebele-Straße zu diesem Ereignis vermerkt wurde. Diese überraschende Feststellung läßt sich sowohl durch ein vom Künzelsauer Stadtarchivar Stefan Kraut erst vor kurzem im Stadtarchiv gefundenen Dokument vom November 1938 wie auch durch Aussagen von noch lebenden Zeitzeugen dieser Geschehnisse beweisen. Zudem bestätigt es die Zeitangabe »gestern« im einzigen Zeitungsartikel über den Künzelsauer Synagogenbrand, der am 11. November erschien.

Volkszorn gegen die Juden

Künzelsau, 11. Nov. Nach Bekanntwerden des Ablebens des durch feige jüdische Mörderhand niedergestreckten deutschen Diplomaten, Parteigenossen vom Rath, haben sich im ganzen Reich spontane judenfeindliche Kundgebungen entwickelt. Die tiefe Empörung des deutschen Volkes machte sich dabei auch vielfach in starken antijüdischen Aktionen Luft. Der Zorn des Volkes galt in erster Linie den Brutstätten des jüdischen Verbrechergeistes, den Synagogen. Diese wurden gestern in Künzelsau, Hohebach, Berlichingen und Braunsbach zerstört.

Das war alles, was die Künzelsauer Bevölkerung am Freitag, dem 11. November 1938, im »Kocher- und Jagstboten«, der »Nationalsozialistischen Tageszeitung für den Kreis Künzelsau«, über das, was im Zusammenhang mit der sogenannten »Reichskristallnacht« vor nunmehr 50 Jahren in der Stadt selbst geschah, auf der Lokalseite zu lesen bekam. Mehr sollte es auch in den folgenden Tagen nicht werden. Zudem stammt vermutlich nur der letzte Satz mit den Ortsnamen aus der Feder des Künzelsauer Redakteurs der Zeitung selbst, denn zumindest die ersten zwei Sätze der Meldung waren eine amtliche Version der Geschehnisse des »Deutschen Nachrichten Büros« – und tauchten im selben Wortlaut noch in zahlreichen anderen Blättern Deutschlands auf. Wenn nur der letzte Satz einzufügen war, konnte dies auch noch am späten Vorabend des Erscheinungstages geschehen, denn Redaktionsschluß war damals erst um 24 Uhr.

Warum es in Künzelsau erst mit eintägiger Verspätung brannte, läßt sich heute wohl kaum mehr klären, denn außer der Datumsangabe ist die sonstige Quellen-

³ Wiedergabe eines Artikels von Werner Trefz in der Hohenloher Zeitung vom Mittwoch, 9. November 1988, mit freundlicher Genehmigung des Verlages Heilbronner Stimme.



Die Synagoge in Künzelsau kurz vor ihrer Fertigstellung 1907. Im Vordergrund posieren »christliche« Bauhandwerker

lage zu diesen Geschehnissen in der Stadt ziemlich schlecht. Ausführlicheres Aktenmaterial als das bis jetzt aufgefundene konnte bislang nicht ans Tageslicht gefördert werden – es ist anzunehmen, daß vieles absichtlich vernichtet wurde. In einem Fall kann dies sogar eindeutig nachgewiesen werden. Die meisten noch

lebenden Zeitzeugen dieser Geschehnisse können sich heute aus Altersgründen nicht mehr genauer an die 50 Jahre zurückliegenden Ereignisse erinnern oder schweigen bewußt zu den Vorgängen dieser Nacht – auch, »um bereits Tote nicht zu belasten«. Zudem widersprechen sich auch noch viele dieser Aussagen.

So bleibt auch heute noch vieles von dem, was in dieser Nacht in Künzelsau geschah, ungeklärt und wohl zwangsläufig Spekulation. Nur eine Darstellung von Günther Dürr in der »Hohenloher Chronik« aus den Jahren 1963 und 1964, in der viele Aussagen von Augenzeugen zusammengetragen wurden, die aber ebenfalls vom 9. November als Tattag ausgeht, sowie weitere Auszüge aus Protokollbüchern und Zeitungsausschnitte aus der Zeit nach dem Krieg bieten noch Anhaltspunkte. Völlig überraschend kamen die Geschehnisse der Brandnacht für die Künzelsauer Bevölkerung und die Juden der Stadt im besonderen sicher nicht. So erinnert sich die heute 89-jährige Else Setzer, daß einige Hitlerjungen schon ein paar Tage vor dem Brand in den Straßen der Stadt herumgerufen hätten: »D'Synagog wird o' zündt.«

Den sicheren Beweis dafür, daß es sich auch beim Künzelsauer Synagogenbrand nicht um den »Zorn des Volkes« über das Attentat des Juden Herschel Grünspan auf den Legationssekretär der Deutschen Botschaft, Ernst vom Rath, sondern um eine sorgfältig geplante Brandstiftung handelte, liefert jedoch ein Schriftstück des damaligen Oberbrandmeisters Ludwig Bauer, das sich heute im Besitz seines Sohnes befindet.

Demnach wurden Bauer und der damals stellvertretende Feuerwehrkommandant Carl Bareis am Abend des 10. November 1938 telefonisch zu einer Besprechung in die Ortsgruppenleitung der NSDAP bestellt. Dort sei beiden mitgeteilt worden, daß die Künzelsauer Synagoge durch einen Brand vernichtet werden solle und die Feuerwehr zu diesem Fall nicht ausrücken dürfe. Auf die Frage von Bauer, warum der Feuerwehr das Ausrücken untersagt sei, erhielt er zur Antwort, dies sei ein Befehl. Bauer habe dann erklärt, daß – falls es tatsächlich brenne – die Feuerwehr auf dem üblichen Wege alarmiert werde und auf jeden Fall ausrücke.

Gleichzeitig zum Versuch, die Feuerwehr zum Stillhalten zu verdonnern, schaffte man offenbar alle Juden aus dem Weg, die sich einer Attacke auf die Synagoge möglicherweise widersetzt hätten. Zumindest schreibt Günther Dürr in der »Hohenloher Chronik«, daß am Brandtag selbst zahlreiche Künzelsauer Juden verhaftet und am Abend mit einem Bus wegtransportiert worden seien. Wobei einige mutige Künzelsauer verhindert hätten, daß die Juden dabei von SA-Leuten noch Prügel bezogen. Außerdem, so Dürr weiter, sei der Frau des ebenfalls deportierten Vorstehers der jüdischen Gemeinde in der Stadt, Max Löwenthal, am Nachmittag der Synagogenschlüssel abgefordert worden.

Dann war der Abend des 10. November 1938 da und plötzlich hieß es auf der Straße: »d' Synagog' brennt!« So erinnert sich die Künzelsauerin Friedl Messer an die Ereignisse. Die damals 33-jährige saß zu diesem Zeitpunkt mit Verwandten und Bekannten in ihrem Elternhaus, wo ihre Mutter an diesem Tag ihren 60. Geburtstag feierte. Dies ist ein weiterer sicherer Hinweis dafür, daß der

Synagogenbrand tatsächlich erst am 10. und nicht schon am 9. November stattfand, da die damalige Jubilarin am 10. November 1878 geboren wurde. Den Erinnerungen von Friedl Messer zufolge ist mit Bekanntwerden des Synagogenbrandes ein ebenfalls an der Festtafel sitzendes Mitglied der Feuerwehr sofort aufgesprungen und hat gerufen: »Do muß m'r lösche!«

Fraglich ist jedoch, um wieviel Uhr dies geschah und wann genau die Synagoge in Brand gesteckt wurde. Zwei ältere Künzelsauer sind der Ansicht, daß dies wohl zwischen 22.30 und 23 Uhr geschehen sein müsse, da sie sich zu diesem Zeitpunkt auf dem Heimweg von der Singstunde bzw. vom Kartenspielen befunden hätten, als sie vom Brand erfuhren.

Der Alarm an den Kraftfahrlöschzug der Feuerwehr erging jedoch laut einem jetzt im Künzelsauer Stadtarchiv gefundenen Brief von Feuerwehrkommandant Karl Glenk an Bürgermeister Georg Pflüger vom 14. November 1938 erst um 23.30 Uhr. Entweder war zunächst tatsächlich eine Alarmierung der Feuerwehr verhindert worden, oder es gab noch einen anderen Grund für die Zeitdifferenz: Wilhelm Hägele (73), der am Brandtag selbst nicht in Künzelsau war, erfuhr im nachhinein aus Erzählungen seiner Eltern, daß die Synagoge am Anfang gar nicht so richtig brennen wollte und erst noch einmal Benzin organisiert werden mußte. Vermutlich wurde die Feuerwehr erst alarmiert, als das jüdische Gebäude schon lichterloh brannte.

Da Feuerwehrkommandant Glenk nicht in Künzelsau war, leitete den Einsatz in dieser Nacht dessen Stellvertreter Carl Bareis. Daß es dabei jedoch enorme Behinderungen gab, zeigte der oben erwähnte Brief vom 14. November an Bürgermeister Pflüger: *Als nach dem Eintreffen des Löschzugs gegen 11.45 Uhr die nötigen Anordnungen getroffen waren und die B-Schlauchlage in der Konsul-Uebele-Straße gelegt war, wurden die bedienenden Mannschaften durch das dort bereits anwesende zahlreiche Publikum mit Johlen und Geschrei verhindert, die pflichtgemäße Ausübung ihres Dienstes zu vollziehen. Es war den bedienenden Feuerwehrmannschaften zunächst nicht möglich, den Schutz des benachbarten Lagerschuppens, in welchem sich eine große Menge ausländischer Rohhäute von hohem Wert befinden, vorzunehmen.*

Die wiederholte Aufforderung von Löschzugführer Bauer, von der Brandstelle zurückzugehen, wurde mit höhnischem Gebrüll erwidert. *Man kam sogar so weit, daß die Feuerwehrmänner gezwungen waren, die bereits eingesetzte B-Leitung abzulegen, da, wie sich herausstellte, die dort anwesenden SA-Männer in Zivil eine drohende Haltung gegenüber diesen Wehrmännern angenommen hatten.*

Zwar erlaubte der ebenfalls anwesende Kreisleiter Dr. Dietrich dem Einsatzführer Bareis auf dessen Anfrage das weitere Löschen, jedoch brannte die Synagoge zu diesem Zeitpunkt schon so stark, daß der Versuch, in das Gebäude hineinzukommen, wegen zu starker Rauchentwicklung abgebrochen werden mußte. So war ab diesem Zeitpunkt die *Hauptaufgabe der Feuerwehr, die benachbarte Kelter und die Anlagen der Fa. Glenk und Co. und Hermann gegen den überaus starken Funkenflug, der sich in der Richtung Ost nach West, also auf das Fabrikgebäude der Fa. Glenk u. Co. und die Holzhandlung Hermann hinzog, zu bekämpfen.*

Sogar dies wurde anfangs verhindert, denn als Bareis selbst das Strahlrohr in die Hand nahm, um zu löschen, wurde er von einem Künzelsauer – der zudem selbst noch Mitglied der Feuerwehr war – tötlich angegriffen. Bareis ließ sich davon offenbar nur wenig beeindrucken: Er drehte das Strahlrohr einfach um und wehrte damit den Angreifer ab. Nun allerdings gingen der Adjutant des SA-Standartenführers und sonstige SA-Männer gegen Bareis vor, drängten ihn von der Straße ab und gegen den Zaun bei der Synagoge, wobei Bareis einen Faustschlag gegen die Brust erhielt – anderen Angaben zufolge wurde ihm ins Gesicht geschlagen.

Der ebenfalls auf Bareis losstürmende Standartenführer selbst konnte von Oberbrandmeister Bauer abgehalten werden, wobei dieser den Angreifer *darauf aufmerksam machte, daß die anwesenden Feuerwehrmänner Polizeiorgane seien und er sich wohl der Folgen von tätlichen Angriffen auf die Polizei bewußt wäre*. Auf Verlangen von Bareis gelang es dann offenbar – allerdings erst nach mehrmaliger Aufforderung des Standartenführeres an seine SA-Leute –, *daß der Platz allmählich geräumt wurde. Man hatte den Eindruck, daß diese Männer zum größten Teil mehr oder weniger unter alkoholischem Einfluß gestanden sind*.

Zwar konnte dann die Feuerwehr endlich ihre Pflicht erfüllen, doch bestanden die Löscharbeiten vor allem darin, *die benachbarten Gebäude unter Wasser zu halten und den nach dem Einsturz des Gebälks entstehenden starken Funkenflug dadurch einzudämmen, daß ab und zu auf die Brandreste der Synagoge Wasser gegeben wurde. Jedesmal jedoch, wenn die Feuerwehr aus den oben angeführten Gründen auf die Synagoge spritzte, wurde sie höhnisch und mit Gebrüll infolge ihrer Tätigkeit beleidigt. Ausdrücke wie Judenknechte, Lumpen und dergleichen wurden gegen sie ausgestoßen, die nichts anderes als ihre Pflicht tat*.

Zwar gab es in Künzelsau auch Stimmen, die meinten, »des war scho lang Zeit«, daß die Synagoge abgebrannt sei, die Mehrheit der Bevölkerung war aber wohl empört über die Geschehnisse dieser Nacht. Man habe sich erschrocken gefragt, was denn auf die Juden in Zukunft wohl noch alles zukomme, so Friedl Messer. Daß die Künzelsauer Bevölkerung als solche an der Brandlegung beteiligt war, glaubt kaum einer der heute noch lebenden Zeitzeugen, denn das Verhältnis zu den Juden in der Stadt sei überwiegend gut gewesen.

Zumindest für die Zeit vor dem Dritten Reich wird dies auch von jüdischer Seite bestätigt. Im »Kocher- und Jagstboten« vom 2. Januar 1928 – also fünfeinhalb Jahre, bevor die Zeitung der Nationalsozialistischen Presse gleichgeschaltet wurde, schrieb Lehrer Julius Schapiro in einem Bericht über »Die Israeliten im Bezirk Künzelsau«, daß hier »das Verhältnis zwischen den verschiedenen Konfessionen stets das friedlichste war und auch die Israelitengemeinde immer bestrebt war, den konfessionellen Frieden in unserer Stadt zu erhalten und zu fördern«. Auch die im Einsatz befindlichen Feuerwehrleute waren empört über die Art und Weise der Behinderungen bei der Löschaktion. Im Schreiben an Bürgermeister Pflüger vom 14. November fordern die Führer der Feuerwehr Künzelsau *die sofortige Wiederherstellung ihrer Ehre* und stellten dabei als Bedingungen: *Der Führer der Standarte 248 und dessen Adjutant haben bis zum 17. November formell im*

Dienstanzug in Gegenwart des Herrn Landrats, des Herrn Kreisfeuerlöschinspektors und des Herrn Bürgermeister Pflüger ihr Bedauern den Führern der freiwilligen Feuerwehr Künzelsau persönlich zum Ausdruck zu bringen, und zwar zu einer von dem Herrn Bürgermeister auf dem Rathaus in Künzelsau festgelegten Zeit. Sollte dies nicht der Fall sein, so sehen sich die Führer der freiwilligen Feuerwehr gezwungen, die von ihnen innegehabten Ämter sofort zur Verfügung zu stellen.

Dieser Rücktritt brauchte nicht stattzufinden, denn drei Tage später, am 17. November, kann Bürgermeister Pflüger vermelden, daß der Zwischenfall *nach einer gegenseitigen Aussprache beigelegt* worden sei. Allerdings ging das wohl nur, indem der ganze Vorfall als ein »Mißverständnis« hingestellt wurde. 1938 konnte der Bürgermeister wohl kaum eine Entscheidung gegen die Partei und die SA treffen, wollte aber offensichtlich gleichzeitig die Feuerwehr in Schutz nehmen.

Die SA- und Parteileute auf der einen und die Feuerwehrmänner auf der anderen Seite einigten sich schließlich darauf, *daß der ganze Vorfall auf dem Mißverständnis beruhte, daß die SA-Führer und -Männer wie die übrigen auf dem Brandplatz anwesenden Volksgenossen der Meinung waren, die Feuerwehr habe mit dem Spritzen in die brennende Synagoge das Feuer ablöschen wollen, während die Feuerwehr lediglich den Funkenflug eindämmen und pflichtgemäß eine Gefährdung der Nachbargebäude – Kelter, Glenk & Co. (Layer'sche Fabrik) – bannen wollte.*

Mit dieser Interpretation des Geschehens, daß man die Synagoge selbst nicht retten wollte, hieß man aber nachträglich die Niederbrennung des jüdischen Gotteshauses gut. Das war wohl der Preis, den man für eine Einigung zahlen mußte. Denn nach diesen Vorgaben konnten auch der Standartenführer und sein Adjutant erklären, diesen Vorfall zu bedauern. Und die Feuerwehr hatte ihre geforderte Entschuldigung.

Der erste Künzelsauer, der Einsatzleiter Bareis angegriffen und beleidigt hatte, wurde aufs Rathaus zitiert, mußte sich dort entschuldigen und eine Buße von 25 Reichsmark bezahlen. Da er sogar selbst ein Feuerwehrmann war, wurde er mit sofortiger Wirkung aus der Wehr ausgeschlossen, während zwei andere Feuerwehrmänner, die die Brandstelle wegen der Behinderungen verließen, ohne sich abzumelden, einen Verweis erhielten.

Nicht hervor geht aus den vorhandenen Protokollen, von wem der Brand in der Synagoge gelegt wurde. Akten, die möglicherweise nähere Informationen hätten bieten können, sind bislang noch nicht aufgetaucht – einige wurden offenbar bewußt vernichtet. Mit Sicherheit kann dies über einen Brandbericht im Protokollbuch der Feuerwehr gesagt werden, aus dem die Seiten 63 bis 66 herausgerissen wurden. Auf Seite 67 wurde dann später ein Kommentar dazu eingefügt: *Der Bericht über den Synagogenbrand wurde leider von jemand vernichtet. Schade! Dieser Bericht wäre für uns und noch mehr für die Zukunft wertvoll.*

Er wäre vermutlich auch für die Spruchkammer wertvoll gewesen, vor der 1948 auch der Synagogenfall verhandelt wurde. Gemäß einem Bericht der Hohenloher Zeitung vom 7. April 1948 wurden dabei neben einem Mann aus Weikersheim auch zwei Künzelsauer beschuldigt, an der Synagogenbrandstiftung beteiligt

gewesen zu sein – einer davon war der schon 1938 ausgeschlossene Feuerwehrmann. Wie zuvor schon einem anderen Künzelsauer, konnte aber keinem von ihnen eine Beteiligung an der Brandstiftung nachgewiesen werden, was zum Fazit führte: »Die damalige Zerstörung der Künzelsauer Synagoge wurde von auswärtigen Elementen der SA durchgeführt.«

Auch in Äußerungen von älteren Künzelsauern tauchen immer wieder »Auswärtige« auf, die für den Synagogenbrand verantwortlich gewesen sein sollen. Es gibt jedoch auch Stimmen, die darauf beharren, daß es Künzelsauer SA-Leute gewesen seien. Möglicherweise stimmen beide Aussagen, denn es schien öfters der Fall zu sein, daß SA-Leute nicht in der jeweiligen Heimatstadt randalierten, sondern auswärts, um nicht erkannt zu werden. »Ein paar Einheimische mußten aber schon dableiben, um den Fremden den Weg zu weisen«, hält auch Wilhelm Hägele beide Aussagen für richtig.

Die Anwesenheit der Fremden, von denen Friedl Messer auch von jenem Feuerwehrmann erfuhr, der zuvor den Geburtstag ihrer Mutter mitgefeiert hatte, ließ sich aber auch noch auf eine andere Weise erklären. 1938 bestand in Künzelsau hinter der Stadthalle schon ein Arbeitsdienstlager mit Baracken. Die dort untergebrachten Männer stammten natürlich von auswärts und hätten keine Mühe gehabt, ebenfalls schnell zur Brandstelle zu stürzen und beispielsweise zuzuschauen.

Die Aktion selbst hätte dann ohne weiteres doch von Künzelsauern durchgeführt worden sein können. Denn der Brief von Feuerwehrkommandant Glenk an Bürgermeister Pflüger erwähnt nirgends fremde SA-Männer. Statt dessen wird von *SA-Männern in Zivil* gesprochen, die eine drohende Haltung eingenommen hätten. Um sie als SA-Männer zu identifizieren, obwohl sie Zivilkleidung trugen, mußten diese Männer den Künzelsauer Feuerwehrleuten also bekannt sein – die Vermutung liegt nahe, daß es sich bei ihnen also doch um Einwohner der Stadt handelte. Sicher zu klären wäre dies aber nur noch durch Berichte von Augenzeugen. Diese leben aber entweder nicht mehr oder sie schweigen zu diesem Thema. Wie aus einem Eintrag in einem weiteren Protokollbuch des Rathauses unter dem Datum vom 29. November 1938 hervorgeht, ließ die Stadt sofort den Bauschutt und den übrigen Gebäuderest wegräumen. Allerdings hatte – wie auch sonst in Deutschland damals üblich – *Die Aufwendungen der Stadt für die Abräumung des Gebäuderestes* die jüdische Gemeinde zu tragen. Gemäß Eintrag vom 5. Dezember 1939 kaufte die Stadt Künzelsau den früheren Synagogenplatz zum Preis von 3,50 Reichsmark pro Quadratmeter auf.

Am 26. Juni 1986 wurde an der Konsul-Uebele-Straße unweit vom früheren Standort der Synagoge eine Gedenktafel zu diesem Ereignis und dem Schicksal der Künzelsauer Juden im Dritten Reich errichtet und im Beisein des bereits 1932 nach Israel ausgewanderten gebürtigen Künzelsauer Juden Leo Wissmann eingeweiht.

Über den ehemaligen Künzelsauer Amtsgerichtsrat Hermann Pfizenmaier berichtete die Hohenloher Zeitung am 13. 2. 1947: *Im Jahre 1938 hat er bei Zusammenrottung einer Menschenmenge durch persönlichen Einsatz mutig verhindert, daß Juden*

mißhandelt werden konnten. Beim Synagogenbrand hat er im Beisein eines Parteiführers schärfsten Protest dagegen erhoben und hat dieses Vorgehen als Verbrechen und Kulturschande bezeichnet.

Die Künzelsauer Juden 1930–1945, ihre Häuser und ihr Ergehen

Auf den folgenden Seiten sind die Künzelsauer Bewohner jüdischen Glaubens verzeichnet, die kurz vor und während der Zeit des »Dritten Reiches« in der Kocherstadt lebten. Ihr Ergehen wird in knappen Notizen festgehalten. Wie die Juden mit und unter ihren christlichen Mitbürgern lebten, davon vermitteln die Abbildungen ihrer Wohnhäuser einen Eindruck, den dann die »Erinnerungen« im nächsten Teil dieses Beitrags abrunden.

Die Politik des »Dritten Reiches« bereitete dem gedeihlichen Neben- und Miteinander der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung auch dadurch ein Ende, daß jeder nichtjüdische Besitz »arisiert«, also zwangszweise in nichtjüdisches Eigentum überführt wurde. Dieser Vorgang kam der Situation auf dem ehemaligen Markt entgegen. Bei der damals grassierenden Wohnungsnot bestand ein lebhaftes Interesse an jüdischen Immobilien. Damit konnte die Stadt einen neuen Landrat und Beamte des nur mit Mühen nach Künzelsau geholten Finanzamts unterbringen. Auch Privatpersonen erwarben das eine oder andere Gebäude.

Die Anwesen wurden geschätzt und zu den üblichen Marktpreisen gehandelt. Der Kaufpreis durfte aber an die jüdischen Eigentümer nicht direkt entrichtet werden, sondern war in der Regel auf ein staatliches Sperrkonto einzuzahlen. So wurden die durch die Verkäufe erzielten Erlöse weitgehend vom »Reich« abgeschöpft, nachdem die Juden zynischerweise für die Schäden der »Reichskristallnacht« selbst aufzukommen hatten, wie auch ihre Vermögenswerte vor einer Emigration »sichergestellt« wurden. Die Käufer selbst erzielten durch den Erwerb keineswegs unbedingt finanzielle Vorteile.

Wer sich während des »Dritten Reiches« in den Besitz ehemaliger »Judenhäuser« brachte, wurde nach Kriegsende zwangsenteignet. Er hatte nun nochmals den vollen Kaufpreis zu entrichten, um das Erlangte auch behalten zu dürfen, selbst wenn er es einst in gutem Glauben erworben hatte. Mit den daraus gewonnenen Mitteln sollten jüdische Entschädigungsansprüche abgegolten werden. Wer die Kaufsumme nicht abermals entrichtete, gab damit die Immobilie zum anderweitigen Verkauf frei.

Natürlich besaß nicht jede jüdische Familie ein eigenes Haus, denn dazu waren manche viel zu arm. Mindestens ein Viertel lebte zur Miete. Andere hatten hier ihren beruflichen Mittelpunkt, waren mit dem Leben der Künzelsauer Juden auf's engste verbunden, ohne »Einwohner« zu sein. Ebenso sind teilweise die Häuser ehemaliger Künzelsauer Juden nicht mehr bekannt oder existieren nicht mehr. Außerhalb des Abbildungsteils sind so zu nennen:

Adler, Eugen, Bäckermeister und Wirtschaft »Zur Kanne«, Kannengässle 3 und 9. 1936 nach New Orleans, USA, mit Frau und zwei Kindern ausgewandert.

Berlinger, Simon, Lehrer in Künzelsau 1935/1937. Er wanderte nach Palästina aus.

Berney, Siegfried (1881), Handelsmann, Oberer Bach 5 (Bachstraße 211). Er wurde am 26. 4. 1942 nach Izbica deportiert, später für tot erklärt.

Hedwig geb. Stern (1887) teilte das Schicksal ihres Mannes.

Eine Tochter wanderte 1937 nach Palästina aus.

Kaufmann, Therese Liese (1920), deportiert 1. 12. 1941 nach Riga, verschollen.

Kohn, David, 1932 Knecht in Künzelsau.

Rothschild, Siegfried, Lehrer in Künzelsau 1934/35.

Stern, Berta, Privatiere, Keltergasse 9.

Stern, Mina geb. Schlachter (1878), Handelsmannswitwe aus Gießen-Wieseck, deportiert 26. 4. 1942 nach Izbica, verschollen.

Walter, Alfred, Lehrer, 1935 in Künzelsau wohnhaft.

Die Häuser dieser ehemaligen Künzelsauer Juden existieren nicht mehr oder sind nicht mehr bekannt.

Im folgenden werden die Häuser der ehemaligen Künzelsauer Juden mit den heutigen Straßenbezeichnungen und Hausnummern angegeben. In Klammern stehen die Benennungen aus damaliger Zeit⁴.

4 Quellen: Einwohnerbuch der Städte Künzelsau, Ingelfingen, Niedernhall und Verzeichnis der Handel- und Gewerbetreibenden von sämtlichen Oberamtsorten. Stuttgart-Cannstatt: *Adalbert Nagy*, 1930. – Einwohnerbuch der Stadt Künzelsau und Verzeichnis der Handel- und Gewerbetreibenden von sämtlichen Oberamtsorten. Künzelsau: *Paul Locher*, 1937. – *Günther Dürr*: Das Schicksal der Juden in Stadt und Kreis Künzelsau. In: Hohenloher Chronik, Heimatgeschichtliche Beilage der »Hohenloher Zeitung«. 10. Jg. 1963, Nr. 11, 11. Jg. 1964, Nr. 1, 2 und 4. – Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933–1945. Ein Gedenkbuch. Hrsg. v. d. Archivdirektion Stuttgart. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1969. (Veröff. d. staatl. Archivdirektion B.-W., Beiband zu Bd. 20). – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand J 355. Vgl. auch: *Simon Berlinger*: Hohenloher Memoiren 1933–1939. In: Württ. Franken 76 (1992), S. 297–316.



Baer,

Regina, geb. Sichel (1863–1936), Kaufmannswitwe, Oberamteistraße 16 (Wilhelm Murr-Straße 13).

Lazarus (1859–1936), Privatier, Oberamteistraße 16 (Wilhelm Murr-Straße 13). 1939 wanderte seine Witwe nach Philadelphia, USA, aus.

Frankfurter,

Emmy geb. Metzler (1878), Kaufmannswitwe, Oberamteistraße 16 (Wilhelm Murr-Straße 13). Sie wurde am 26. 4. 1942 nach Izbica deportiert, später für tot erklärt.



Baer, Siegfried, Großkaufmann, Oberamteistraße 25 (Wilhelm Murr-Straße 4). 1937 mit Frau und zwei Kindern nach Palästina ausgewandert.



Baer, Sigbert, Großkaufmann, Langenburger Straße 5 (Neue Amrichshäuser Straße 626). Er konnte in der Zeit des »Dritten Reiches« in Künzelsau überleben.



*Furchheimer,
David (1882), Kaufmann, Keltergasse 54. Selbsttötung vermutlich wegen seiner Schulden und der politischen Entwicklung am 28. 3. 1933.
Sofie geb. Spiegel (1860–1931), Kaufmannswitwe.*



Goldstein,

Julius, Lehrer in Künzelsau 1928/1934, Burggasse 15, später Schloßplatz 11 (Schloßgasse 93). Er wanderte 1939 mit Frau und 2 Kindern in die USA aus.

Neumann,

Alexander (1848–1930), Viehhändler, Schloßplatz 11.

Sophie geb. Weinmann (1852–1930), Handelsmannswitwe.



*Gottlieb,
Jakob (1850–1930), Handelsmann, Schnurgasse 3.
Ida (1856–1933), seine Witwe, zog nach dem Tode ihres Mannes nach Stuttgart.*



*Hanauer,
Emanuel (1870), Handelsmann, Haupt-
straße 74 (Adolf Hitler-Straße 74). Am
22. 8. 1942 nach Theresienstadt deportiert,
später für tot erklärt. Berta geb. Neumann
(1877), deportiert am 22. 8. 1942 nach
Theresienstadt, am 29. 9. 1942 nach
Maly Trostinec, später für tot erklärt.
Zwei Kinder dieses Ehepaars wanderten
1938 in die USA aus.*





*Hecht,
Jette geb. Künzelsauer (1857–1935),
Mittlere Gasse 7, Nagelsberg.*

*Kirchheimer,
Salomon, Handelsmann, Hirtengasse 10.
Salli (1884), Handelsmann, Hirten-
gasse 10. Er wurde am 1. 12. 1941 nach
Riga deportiert, später für tot erklärt.
Betty geb. Stern (1898). Ihr erging es
ebenso wie ihrem Ehemann Salli. Hans
(1925), Sohn des Salli und der Betty.
Er wanderte am 3. 1. 1939 nach den
Niederlanden aus, wurde am 15. 7. 1942
nach Auschwitz deportiert, später für tot
erklärt.
Zwei weitere Kinder wanderten 1939
nach England aus.*





*Kocherthaler,
Babette (1865–1939),
Mittlere Gasse 39,
Nagelsberg.*



Kusiel,

Julius (1871–1938), Handelsmann, Keltergasse 33.

Jettchen geb. Kanthal (1877–1939), seine Frau.

Die Tochter Ruth (1919), 1941 verh. Van der Wyck, wurde am 22.8.1942 nach Theresienstadt und am 16.5.1944 nach Auschwitz deportiert. Sie ist verschollen.

Eine weitere Tochter wanderte nach Kolumbien aus.

Der Sohn Gustav (1907), Handelsmann, Keltergasse 33, wurde am 1.12.1941 nach Riga deportiert und starb am 31.4.1944 Stutthof.

Seine Frau überlebte das KZ und wanderte nach Kriegsende in die USA aus.



Künzelsau – Partie beim Rathaus



*Ledermann,
Max (1868), Kaufmann,
Keltergasse 47. Er starb am
20. 3. 1933 an einem Herz-
schlag, den er beim Besuch
des von SA-Leuten schwer
mißhandelten Lehrers Goldstein
erlitt. Er soll kurz zuvor selbst
mißhandelt worden sein.
Rosa geb. Katzenberger (1877),
seine Witwe, wurde am
26. 4. 1942 nach Izbica
deportiert, später für tot erklärt.
Ein Kind wanderte 1934 nach
Palästina aus.*



Ledermann,

Getti geb. Freitag (1871), Kaufmannswitwe, Schnurgasse 10, Ladengeschäft Hauptstraße 60. Sie zog nach Öhringen und wanderte von dort nach Palästina aus, wo sie bereits 1947 starb.



*Löwenthal,
Moses, genannt Max,
Großkaufmann, Stuttgarter
Straße 17 (Wilhelm-
straße 513). Nachdem seine
beiden Kinder bereits im
Ausland waren, konnte er
noch 1941 mit seiner Frau
in die USA auswandern.
Sohn Hans fiel als US-Soldat
bei der Schlacht von
Montecassino.*

*Morgenroth,
Samuel, Handelsmann,
Scharfengasse 20, zog mit
seiner Frau und einem Kind
1939 nach New York, USA.
Die Tochter Selma (1903),
zog am 21. 9. 1939 nach
Heilbronn. Man deportierte
sie am 1. 2. 1941 nach Riga,
sie ist verschollen.*



*Neumann,
Klara (1884), Privatiere,
Stuttgarter Straße 69
(Neue Gaisbacher Straße 612).
Sie wurde am 26. 4. 1942 nach
Izbica deportiert und wurde
später für tot erklärt.*



*Neumann,
Rosa geb. Wiesenfelder (1883),
Witwe, Schnurgasse 5, Handlung
Hauptstraße 60 (vgl. Ledermann,
Getti). Sie verzog 1936 nach
Frankfurt a. M. und wurde
deportiert. Rita (1910), ihre
Tochter, ging mit der Mutter
nach Frankfurt und in die
Deportation.*



Neumann,

Jakob (1869), Aussteuergeschäft, Stuttgarter Straße 8 (Wilhelmstraße 251). Man deportierte ihn am 22. 8. 1942 nach Theresienstadt, wo er am 20. 11. 1942 verstarb. Malchen geb. Hahn (1870), wurde wie ihr Mann Jakob am 22. 8. 1942 nach Theresienstadt deportiert und starb dort am 14. 9. 1942.

Hermann, deren Sohn, Handelsmann, Metzger und landwirtschaftl. Arbeiter, wanderte 1939 nach London aus.

Leopold (1905), ein weiterer Sohn, Kaufmann, landwirtschaftl. Arbeiter, Stuttgarter Straße 8. Er wurde am 26. 4. 1942 nach Izbica deportiert, später für tot erklärt.

Else geb. Schülmann (1901), Ehefrau von Leopold, deportierte man ebenfalls am 26. 4. 1942 nach Izbica, sie ist verschollen.

Neumann,

Salomon (1900), Kaufmann, Sohn von Jakob, Schnurgasse 6. Am 26. 4. 1942 wurde er nach Izbica deportiert, später für tot erklärt.

Susi geb. Hilb (1911), teilte das Los ihres Mannes und ist verschollen.



Stern,

Adolf, Metzger und Gastwirt, Hauptstraße 9 (Adolf Hitler-Straße 283). Er ist 1938 mit Frau und zwei Kindern in die USA ausgewandert.

Schlachter,

Hirsch (1844–1934), Mühlbergstraße 20, Nagelsberg.

Frida (1880), dessen Tochter, wurde am 1. 12. 1941 nach Riga deportiert und ist verschollen.

Meta (1885), eine weitere Tochter, deportierte man am 26. 4. 1942 nach Izbica, und auch sie ist verschollen.



*Stern,
Heinrich, Handelsmann, Zollstockweg 4.
Er wanderte mit Frau und einem Kind
1934 nach Palästina aus.*



*Würzburger,
Emanuel (1866), Handelsmann,
Keltergasse 17. Man deportierte ihn
am 22. 8. 1942 nach Theresienstadt,
wo er am 23. 10. 1942 starb. Seine
Frau und zwei Kinder wanderten
in die USA aus.*



Wissmann,
Ida, Lehrerswitwe, Schloßplatz 9
(Schloßgasse 83). Zog 1935 nach
Stuttgart und 1939 nach Brasilien.

Erinnerungen an Künzelsauer Juden

Ella Arnold: Die Keltergasse war der Spielplatz

Meine Erinnerungen gehen zurück in die Jahre zwischen 1918 und 1927. In dieser Zeit lebte unsere Familie in unmittelbarer Nachbarschaft mit der jüdischen Familie Würzburger. Diese wohnte in dem heutigen Hornungschens Anwesen in der Keltergasse. Unsere Wohnung war in dem Haus daneben, im heutigen »Papas Treffpunkt«. Die Schneiderwerkstatt meines Vaters hatte ein Fenster, das nur durch ein schmales Gängele vom Küchenfenster der Familie Würzburger getrennt war. Aus dieser Nähe ergaben sich manche Begegnungen.

Der einzige Sohn Sallo war zwei Jahre jünger als ich, seine Schwester Hilda etwa acht Jahre älter.

Die Keltergasse war der Spielplatz der Kinder, die dort wohnten. So gehörte auch Sallo selbstverständlich zu uns beim Ballspiel, Fange- und Versteckspiel, beim Kaufläderles und Vater- und Mutterspiel. Da er ein zarter Junge war, wurde ihm immer eine entsprechende Rolle zugeteilt. An Regentagen war ich manchmal bei Würzburgers im Haus und spielte dort mit Sallo.

Die Familie führte einen bürgerlichen Haushalt, wie es nach der Jahrhundertwende üblich war. Besonders beeindruckt war ich von einem Klavier, auf dem Hilda, die große Schwester, gelegentlich Rheinlieder spielte. Wenn wir beiden Kinder allein waren, klimperten wir gerne mit einem Finger das alte »Alle meine Entchen«.

Frau Würzburger führte ihren Haushalt und versorgte den Stall, in dem die Kühe untergestellt waren, mit denen ihr Mann handelte. Sie lebte sehr zurückgezogen. Ich erinnere mich kaum, sie auf der Straße gesehen zu haben im Gespräch mit anderen Nachbarn. Das geschah nur, wenn sie in den Keller gehen mußte, der nur von der Straßenseite zu erreichen war. Sie verrichtete manche Arbeit im Sommer auf der Hausstaffel sitzend, die in den kleinen Hof führte, wo sie auch Hühner hielt. Dort sah ich sie oft bemüht, ihren schwächlichen Sohn zum Essen von Brei oder Eis zu überreden. Ich saß dabei und schaute neidvoll zu. Es waren damals arme Jahre.

Meine Mutter hatte zu Frau Würzburger gute nachbarliche Beziehungen. Das mag seinen Grund darin gehabt haben, daß sie viele Jahre bei einer angesehenen jüdischen Familie in Frankfurt in Stellung gewesen war und sich dort sehr wohl fühlte.

Als meine Mutter einmal bitterlich weinte, weil ihr schöner Kater Cäsar gestorben war, kam Frau Würzburger, die das Weinen gehört hatte, zu uns herüber und fragte teilnamsvoll, ob meinem Vater, der damals Soldat war, ein Leid geschehen wäre. Ich glaube, es war das einzige Mal, daß sie in unserer Wohnung war.

Für meine älteren Geschwister und später auch für mich war es selbstverständlich, daß wir am Sabbat bei Würzburgers das Feuer mit Brikett oder sogenannten »Schawwesklätzle« anhielten. Das waren besonders große Holzstücke. Für diesen

Dienst bekamen wir dann in der Osterzeit Mazzen geschenkt. Das war ein ungesäuertes Fladenbrot.

Daß die jüdischen Männer schon am Samstag, wenn wir noch die Straße kehren und im Hause putzen mußten, im schwarzen Anzug und Hut zur Synagoge gingen und die jüdischen Kinder schulfrei hatten, erregte manchmal unseren Neid.

Herr Würzburger verdiente seinen Lebensunterhalt als Viehhändler. Mit seiner einspännigen Kutsche fuhr er in die umliegenden Dörfer und machte seine Geschäfte. Interessiert schauten wir Kinder zu, wenn sich der Handel zwischen ihm und einem Bauern in der Keltergasse abspielte. Die Kuh, das Handelsobjekt, wurde auf- und abgeführt, von allen Seiten betrachtet, von der einen Seite gelobt, von der anderen abgewertet. Preisangebote wurden vorgeschlagen. Es wurde gefeilscht und gehandelt. Das dauerte meist längere Zeit, bis endlich, nach vielem Hin und Her, der Handel mit drei Handschlägen abgeschlossen wurde.

1927 zogen wir aus der Keltergasse in die Schnurgasse. Damit löste sich die Verbindung zu den alten Nachbarn.

Wilhelm Hägele: Handel und Wandel der Juden in Künzelsau

Fast alle Juden in Künzelsau und Umgebung waren Handeltreibende. Sie handelten hauptsächlich mit Vieh. Ein Jude handelte mit Lacken und Farben für Maler und hatte außerdem noch Beizen und Polituren für Schreinereien in seinem Sortiment. Dieser hieß Salomon Neumann und war ein Sohn des Textilhändlers Jakob Neumann, dessen Haus in der Stuttgarter Straße unter der Nr. 8 erst 1992 abgerissen wurde.

Auch der Textilhandel war eine Domäne der Juden. Sie verkauften neben Bettwäsche, Bekleidung und Wollwaren vor allem Hemden- und Hosenstoffe, da viele Hausfrauen damals die Kleidungsstücke noch selber nähten.

Ein Hauptgrund dafür, weshalb die Juden zumeist Handelsleute waren, liegt weit in der Vergangenheit zurück. Im Mittelalter beherrschten die Zünfte das Handwerk. Ihre strengen Regeln ließen es nicht zu, daß ein Jude ein Handwerk erlernen und ausüben durfte. So blieb dem Juden oft nichts anderes übrig als der Handel. Längst nicht alle Juden wurden freilich durch ihre Handelsgeschäfte reich. Manche fristeten ein ärmliches Leben als Hausierer, Trödler, Lumpen-, Alteisen- und Altpapiersammler.

Neben dem Judenlehrer und dem Rabbiner gab es lediglich weitere zwei Künzelsauer Juden, deren Erwerbstätigkeit nicht der Handel war. Auf dem Grundstück des heutigen Schuhhauses Bacher in der Hauptstraße betrieb Adolf Stern eine Gastwirtschaft mit Metzgerei. Nur dort konnten die Juden ihr Fleisch kaufen, denn die Tiere mußten ja nach besonderen Vorschriften geschlachtet werden.

Auf dem Gelände der heutigen Buchhandlung Breuninger hatte Eugen Adler seine Bäckerei mit Gastwirtschaft, die »Zur Kanne« hieß. Am Gebäude war ein großes, reich verziertes Wirtshausschild angebracht, das eine silberne Kanne zeigte.

Blieb der Bäckermeister einmal auf seinen Backwaren sitzen, so packte er diese auf

sein Fahrrad und radelte in die Dörfer der Umgebung, die keinen eigenen Bäcker hatten; dort wurde er sie schnell los.

Eugen Adler hatte den Ruf, ein tapferer Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen zu sein. Auch gehörte er zu den Mitbegründern des örtlichen Samariter-Vereins, der als Vorläufer des heutigen Roten Kreuzes Krankentransporte durchführte und bei Unfällen Erste Hilfe leistete.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 zählte Künzelsau etwas mehr als 100 jüdische Einwohner. Mit 20 Kriegsteilnehmern, von denen 19 Frontkämpfer waren und 3 auf den Schlachtfeldern umkamen, leistete die jüdische Gemeinde dem Kriege einen hohen Tribut. Die Namen der Umgekommenen sind zum Gedenken der Gefallenen der Weltkriege an der Friedhofsmauer verzeichnet.

H. S.: Blinzeln mit den Augen

Zur jüdischen Familie Gottlieb in der Schnurgasse 3 gehörten die Eltern Jakob und Ida Gottlieb mit ihren drei Kindern. Siegmund, der Älteste, und Berthold, der Jüngste, dürften wohl um die Zeit des Ersten Weltkrieges herum geheiratet haben. Sie lebten seit dieser Zeit im Stuttgarter Raum, wo sie einen Textilhandel betrieben und es zu Wohlstand brachten. Die Tochter Helene trug seit ihrer Heirat den Familiennamen Frank und wohnte in Bochum.

Die Eltern Gottlieb hatten ein sehr bescheidenes Auskommen. Der von ihnen gemeinsam betriebene Handel mit Spezereiwaren warf eher kärgliche Einkünfte ab. Vater Jakob war zusammen mit dem wohlhabenden Viehhändler Samuel Morgenroth aus der Scharfengasse 20 bei den Bauern der Umgegend unterwegs. Er verkaufte ihnen von den Putzmitteln, die er in einem Stoffsäckchen mit sich führte.

Vom gemeinsamen Auftreten mit Samuel Morgenroth rührte vermutlich auch seine etwas abfällige, aber offiziell gebräuchliche Berufsbezeichnung »Schmuser« her. Als Kommissionär oder Makler hatte er für den Viehhändler die Aufgabe übernommen, bei der Anbahnung von Geschäften behilflich zu sein.

Mutter Ida führte den kleinen Laden im Erdgeschoß, den man über zwei Treppenstufen betrat. Sie wurde auch von Familienfremden »Mamma« genannt, wohl wegen ihrer gutmütigen, freundlichen und bedächtigen Art. Ihr in der Jugend blondes, nun aber graues langes Haar trug sie oft erst gegen Mittag zu einem Zopf aufgeputzt. Eigentümlich an ihr war ein ständiges Blinzeln mit den Augen, das heftiger wurde, je mehr sie sich erregte. Kinder, die sie ärgerten, schalt sie mit immer denselben Worten: »Bisch a Luder, bisch a bees Mädle!«

Vom bescheidenen Leben der Gottliebs, das sie zur Sparsamkeit zwang, zeugt ein weiterer Umstand. Die Läden der acht Fenster im ersten Stock des Hauses blieben für gewöhnlich geschlossen. Die dazugehörenden Zimmer wurden selten benutzt. Nur wenn etwa die Söhne zu Besuch kamen, gingen die Fensterläden auf, und etwas Leben zog in das Haus ein. Dann wurde auch die Verwandtschaft aus der Umgebung eingeladen.

Eine kleine Wohnung unter dem Dach war an zwei nichtjüdische alte Fräulein vermietet, die Schwestern Mina und Emilie. Am Sabbat übernahmen sie die notwendigen Verrichtungen für die jüdische Familie.

Nach dem Tode ihres Mannes am 6. September 1930 gab Ida Gottlieb das Geschäft auf und zog zu ihren Söhnen. Der Haushalt wurde aufgelöst, die Einrichtung versteigert und das Haus verkauft.

Für die Weitergabe dieser Erinnerungen sei Frau H. S., ehemals Nachbarin der Familie Gottlieb, herzlich gedankt.

Walter Abel: Mit der Faust von unten auf die Hand

Meine Mutter arbeitete als Wäscherin und Büglerin auch für jüdische Kunden, und ich selbst mußte ihnen oft die Wäsche ins Haus tragen.

Meine Mutter wurde von Juden auch zum Melken geholt. Hanauer hatte am Schloßplatz hinter dem Haus von Schuhmacher Baier einen Stall. Dessen Frau und Tochter waren nicht in der Lage zu melken, so daß meine Mutter immer geholt wurde, wenn Hanauer ein Stück Milchvieh im Stall stehen hatte. Das gleiche tat sie für Berney, der seine Stallungen am oberen Bach hatte.

Auch bei Gottliebs half sie aus. Am Sabbat wurde sie von Frau Gottlieb gebeten: »Ach, Frau Abel, würden Sie uns nicht Feuer machen?« Und wenn ein Brief kam, mußte sie ihn öffnen; lesen durften Gottliebs am Sabbat selber.

Hugo Hanauer erreichte in der US-Armee eine ziemlich hohe Position. Er kam unmittelbar nach Kriegsende nach Künzelsau, erkundigte sich nach seinen Eltern und fahndete nach dem »braunen Glücksmann« Alois Gentner, einem fanatischen SA-Mann, der jedoch erst einige Monate später aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Gentner, der im »Dritten Reich« eine Lotterie betrieb, war durch eine Tötlichkeit gegen den alten Hanauer hervorgetreten. Dieser hatte sich bei Layer auf Bezugschein die ihm zugestanden zwei Eier abgeholt. Als Gentner ihn danach auf der Straße traf, schlug er mit der Faust von unten auf die Hand, die die Schüssel mit den Eiern hielt, so daß diese in hohem Bogen zu Boden fielen und zerplatzten. Er schrie dazu: »Du Saujud, was brauchst du Eier!«

Frieda Hanauer hatte lange brieflichen Kontakt mit meiner Mutter. Hugo Hanauer war auch später in Künzelsau zu Besuch, danach unterhielten wir längere Zeit Briefkontakt, der aber plötzlich abgebrochen wurde.

Baer, Löwenthal und Ledermann genossen ein hohes Ansehen in der Bevölkerung. Ein Beispiel, daß Ledermann seinen Ruf als sehr solider Geschäftsmann verdiente, betrifft meine eigene Familie. Es war Markt in Künzelsau, und meine Mutter gewann in einer Tombola eine Pferddecke, die von Ledermann gestiftet worden war. Da sie kein Pferd besaß, fragte sie gelegentlich, was sie jetzt mit der Decke anfangen könne. Ledermann tauschte sie ihr anstandslos in eine Woldecke um. Dieser gab auch oft Kredit: »Zahlen Sie, wenn Sie können«, waren dann seine Worte. Er war alles andere als ein Blutsauger.

Baer wurde im »Dritten Reich« vermutlich deshalb nicht schärfer verfolgt, weil die

Lindenbergers, die Familie seiner Frau, sehr bekannt waren, was die Hetze gegen ihn bremste. Nach dem Kriege hat er sich nicht besonders als Nazi-Verfolger hervorgetan. Er baute nach dem Krieg sein Geschäft neu auf.

Adler galt als der am wenigsten religiös eingestellte Jude. In seiner Bäckerei wurden die Mazzen und Berches hergestellt, nebenbei betrieb er eine kleine Wirtschaft, die von Arbeitern und Handwerkern frequentiert wurde.

Die jüdischen Buben, die mit mir in der Klasse waren, wurden keineswegs angefeindet, zumindest ist es mir nicht bekannt. Man trennte sich nur zum Religionsunterricht. Während der Dekan in das Klassenzimmer kam, holte Goldstein seine Schüler ab und verschwand mit ihnen in ein freies Klassenzimmer.

Bei der Schlägerei auf dem Rathaus in Künzelsau 1933 wurden nicht nur Juden, sondern ebenso Sozialdemokraten und Kommunisten, auch aus Niedernhall, von auswärtigen SA-Leuten mißhandelt. Sie wurden mit Stahlprügeln geschlagen, den Flur entlang- und die Treppe hinauf- und hinuntergeschleift.

Dora Hasselbach, Anneliese Uebele, Marta Winkler: Erinnerungen an Sigbert Baer

Sigbert Baer war Kaufmann und Mitinhaber des nach seinem Onkel benannten Getreidegroßhandelsunternehmens Jakob Baer, das Sigbert zusammen mit seinem Vetter Siegfried Baer und mit Max Löwenthal, einem weiteren Künzelsauer Juden, leitete. Sein Bruder Felix Baer stand der Außenstelle des Unternehmens in Ulm vor.

Das in der Firma beschäftigte Personal fand aufgrund der dort herrschenden sozialen Einstellung, für die insbesondere Sigbert Baer stand, angenehme Arbeitsbedingungen vor und wurde überdurchschnittlich bezahlt.

Seine Heirat mit der Nichtjüdin Liesel, geborene Lindener, eine Freundin seiner Schwester Carrie, um die Mitte der 20iger Jahre versuchten deren Brüder ohne Erfolg zu verhindern. Die Eheschließung dürfte freilich genauso von einer überwiegenden Mehrheit der Künzelsauer Juden mißbilligt worden sein. In sie wurde seitens der Familie Baer nur unter der Bedingung eingewilligt, daß sich die künftige Ehefrau mit den Sitten und Gebräuchen der Juden vertraut machte. Zu diesem Zweck arbeitete Liesel Lindener für etwa ein Jahr in einem auswärtigen jüdischen Haushalt.

Das Ehepaar Baer, das kinderlos blieb, zog im Jahre 1932 vom oberhalb gelegenen Nebenhaus in das neu errichtete, villenartige Gebäude Langenburger Straße 5.

Sigbert Baer war einer der ersten Künzelsauer, die ein Auto besaßen. Er hatte eine Leidenschaft für schwere Limousinen und den Motorradsport.

Nach 1933 wurde es für jüdische Unternehmer immer schwieriger, ungehindert geschäftlich tätig zu sein. So wurde die Firma Jakob Baer bereits im Jahre 1936 aufgelöst. Sigbert Baer privatisierte in der Folgezeit. Im selben Jahr 1936 mußten die weiblichen Hausangestellten, sofern sie nichtjüdisch und unter 45 Jahre alt waren, ihr Beschäftigungsverhältnis beenden.

In den Jahren nach 1935 weilte das Ehepaar mehrfach in den USA. Seiner Frau

zuliebe, die sich in der Fremde nicht wohl fühlte, kehrte Sigbert Baer aber wieder nach Künzelsau zurück, obwohl auch dort die Einschüchterungen und Übergriffe gegenüber den Juden zugenommen hatten. Dem Haus der Baers wurden öfters die Fensterscheiben eingeworfen, besonders vom oberhalb des Hauses verlaufenden Kapellenweg aus, woraufhin Sigbert Baer die Fenster vergittern und die Rolläden geschlossen halten ließ.

Eine Explosion von Sprengkörpern unter dem Balkon des Hauses in der Silvesternacht des Jahres 1932 versetzte die Bewohner in Angst und Schrecken und hinterließ Glas- und Mauerschäden am Gebäude. Der Anschlag wurde verübt durch Künzelsauer SA-Angehörige, die heute noch namentlich bekannt sind; er bildete den Auftakt zu einer ganzen Reihe von Unrechts- und Gewalthandlungen, denen sich Sigbert Baer in der Folgezeit ausgesetzt sah.

Am 31. Januar 1933 wurde er verhaftet und über mehrere Stunden hin verhört. Immer wieder wurde auch sein Privathaus Razzien unterzogen, die, sofern sie nachts abliefen, den Anlaß gaben, Sigbert Baer aus dem Bett zu holen. Auf dem Weg zu den Verhören wurde er auf offener Straße auch geschlagen.

Noch im selben Jahr 1933 wurde Sigbert Baer angedroht, daß er von Künzelsau »fortkommen« solle. Ein ärztliches Attest, das vom ortsansässigen Arzt Dr. Fraas ausgestellt war und seine Transportunfähigkeit bescheinigte, half, ihn vor dem angekündigten Gefängnisaufenthalt zu bewahren.

Die im Zusammenhang der sogenannten Reichskristallnacht am 9./10. November 1938 stehenden Ausschreitungen gegen Juden bekam auch Sigbert Baer zu spüren: er wurde verhaftet und zur »Schutzhaft« ins KZ Dachau verschleppt, das er erst nach einigen Wochen wieder verlassen durfte. Das Übermaß an Ungewißheit, Sorge und Angst ließ seine Frau ernstlich erkranken, auch versuchte sie, sich in diesen Tagen das Leben zu nehmen.

Nach seiner Rückkehr aus Dachau und einem unmittelbar anschließenden, längeren Krankenhausaufenthalt in Stuttgart wurde Sigbert Baer mehrfach zur Arbeit zwangsverpflichtet. Er war als Hilfsarbeiter beim Stadtbauamt Künzelsau und später als Forstarbeiter in der Pflanzschule des Stadtwaldes beschäftigt. Während dieser Zeit hat ihm ein Arbeitskollege, der viele Kinder hatte, von seinen Brotportionen abgegeben und Bezugsmarken für Lebensmittel überlassen. Ohne diese Zuwendungen hätte Sigbert Baer die für ihn ungewohnte, kräftezehrende Arbeit wohl kaum überstanden. Ab April 1943 bis zum Ende des »Dritten Reiches« war Sigbert Baer im Dörzbacher Sägewerksbetrieb von Georg Ackermann & Söhne mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt. Dessen einer Sohn Friedrich Ackermann hatte den Posten eines HJ-Führers auf Kreisebene inne, während der andere Sohn Eugen die Funktion eines örtlichen SA-Führers bekleidete.

Sigbert Baer fuhr mit dem Postomnibus von Künzelsau zu seiner Arbeitsstelle, wo er an den Werktagen auch wohnte. Bei diesen Fahrten mußte er häufig demütigende Behandlungen über sich ergehen lassen, wenn er etwa im Omnibus keinen Sitzplatz einnehmen durfte oder man ihn gar nicht erst einsteigen ließ. Öfters ging er daher zu Fuß nach Dörzbach.

Übers Wochenende verbarg er sich in Künzelsau weitgehend vor der Öffentlichkeit. Seiner Frau, die sich ebenfalls vom öffentlichen Leben zurückzog, war gestattet worden, zwei Zimmer ihres Hauses auch weiterhin zu bewohnen. In den restlichen Räumen des Gebäudes war die aus Stuttgart evakuierte Familie eines Professors namens Ruf, der Hals-Nasen-Ohren-Arzt war, untergebracht worden. Daß Sigbert Baer – abgesehen von denjenigen Künzelsauer Juden, die sich durch ihre Emigration vor der drohenden Vernichtung in Sicherheit bringen konnten – als einziger den Deportationen der Jahre 1941 und 1942 in die KZs und damit seiner Ermordung entging und so das »Dritte Reich« überlebte, dürfte mit auf einen besonderen Umstand zurückzuführen sein: die Verwandtschaft seiner Ehefrau mit der Frau des damaligen Ortsgruppenleiters der NSDAP, Carl Fenchel, Hofratsmühle.

Frau Uebele erinnert sich außerdem noch an die folgende Begebenheit wohl aus dem Jahre 1937, die sie persönlich mit Sigbert Baer verbindet:

Ins Spiel und Gespräch vertieft nahm sie den die Straße entlanggehenden Sigbert Baer, einen guten Kunden des elterlichen Geschäfts, nicht wahr und versäumte es daher, ihn wie gewöhnlich zu grüßen. Von dieser vermeintlichen Mißachtung berichtete dessen Frau ihrer Mutter, welche die Tochter daraufhin zur Rede stellte und ihr auftrag, Herrn Baer aufzusuchen und sich bei ihm für die Unterlassung zu entschuldigen. Mit Tränen in den Augen nahm Sigbert Baer die Entschuldigung entgegen.

Über den ehemaligen SA-Obertruppführer und NSFK-Obersturmführer Kurt Fenchel heißt es in einem Bericht der Hohenloher Zeitung vom 25. 3. 1947:

Schon mit 19 Jahren führte er 1932 Anschläge gegen die Häuser der Juden Neumann und Baer in Künzelsau durch. An der unbekanntenen Aktion gegen Nazigegner am 20. 3. 33, die unter der Leitung des SA-Standartenführers Klein aus Heilbronn (der nach Aussage Fenchels heute Spitzel bei den Franzosen sein soll) und seines Vaters stand, war er als Hilfspolizist beteiligt. Eine tätige Mithilfe bei den Mißhandlungen konnte ihm jedoch nicht nachgewiesen werden. Um so tatkräftiger schaltete er sich bei der Verhaftung des Juden Baer ein. Mit noch drei Schlägern holte er Baer aus seiner Wohnung, wobei er sich gewaltdtätig aufführte. Draußen wollten sie ihr Opfer ins Dunkle zerren. Baer flüchtete, stolperte aber und wurde eingeholt. Darauf schlugen alle vier mit Stahlruten und Gummiknüppeln auf den wehrlos am Boden Liegenden ein. Als auf seine Hilferufe Leute herbeieilten, ergriff die Meute die Flucht. Baer trug durch die rohe Mißhandlung schwere gesundheitliche Schäden davon. Auch des weiteren hatte Baer noch unter den Verfolgungen Fenchels zu leiden.

Carrie Loeb: Kaffee und Mohrenkopf⁵

Ich ging zur Schule in Hohebach und in Künzelsau bei Lehrer Weber. In München besuchte ich ein Pensionat. Die sechsmonatige Ausbildung in Bayerns Hauptstadt spielte sich oft in Museen und Theatern ab und war auf das Erlangen einer Allgemeinbildung ausgerichtet. Ich wurde aufgezogen in enger Verbundenheit mit der deutschen Kultur und vor allem mit der Literatur.

In der Künzelsauer Zeit hatte ich ein gutes Verhältnis zu den christlichen Kindern. Ich spielte bevorzugt mit Lydia Hofmann und Else Horlacher. Die Wahl der Freundinnen wurde nicht von der Religion bestimmt. Friedl Hanauer und Melli Stern gehörten auch zu meinem Freundeskreis. Ich habe auch immer mit den Kindern unten im Hause gespielt, die sehr zahlreich waren.

Samstag mittags ging man ins Café Frick und vergnügte sich mit Kaffee und Mohrenkopf. Ab und zu kaufte man bei Oesterle. Ich erinnere mich auch an die Spaziergänge mit den Seminaristen. Wissmann war unser Religionslehrer, zu dem wir sonntags in die Schule gingen.

Ich erinnere mich, bei einem Treffen der blauweißen Jugend⁶ in Wertheim dabei gewesen zu sein, nicht aber an eine derartige Veranstaltung im Halsberg.

Die Juden waren allgemein gut angesehen in Künzelsau. Erst später wurde es schlimmer. Von den Künzelsauer Juden waren die Baers die reichsten. Mein Vater galt 1914 bereits als Millionär. Er war aber sehr auf seine Frau und uns Kinder bedacht. Die Eltern taten überhaupt alles für uns Kinder.

Die Eltern fuhren jährlich nach Baden-Baden oder Wildbad in den Urlaub, insgesamt 4 Wochen. Einmal durfte meine Schwester Ruth mit. Oft wurde eine Tante in Mergentheim besucht.

Am Samstagabend wurde gestrickt, der Vater blieb daheim. Sonntagmorgens ging der Vater ins Büro. Nachmittags war er zum Kartenspiel. Er stellte dieses allerdings ein, solange der Erste Weltkrieg dauerte.

Montags fuhr mein Vater nach Mannheim zur Börse.

Er fuhr jeden Mittwoch auf das Gut Halsberg, um die Bücher zu prüfen. Auf dem Rückweg brachte er Eier und Butter mit. Das Gut war ein Wirtschaftsbetrieb, es produzierte für den Verkauf. Daß jüdische Jugendliche der Blau-Weiß-Bewegung dort gearbeitet haben sollen, ist mir nicht bekannt, wohl aber, daß russische Kriegsgefangene dort arbeiten mußten. Auf dem Hofgut lebte ein Verwalter mit seiner Familie. Meine Familie war oft im Halsberg, besonders im Sommer zur Mitarbeit in der Ernte. Mein Vater holte sich für dieses Gut in Berlin die Lizenz zur Schnapsbrennerei.

Er fuhr mit Auto und Chauffeur zum Halsberg. Er ist seinerzeit der einzige in Künzelsau mit einem Auto und einem Telefon gewesen. Sie wurden geschäftlich,

⁵ Aufgezeichnet in Künzelsau am 20. August 1989.

⁶ Zionistische Jugendbewegung, deren Ziel die Besiedelung Palästinas war. Sie traf sich im August 1918 zu einem Bundestreffen in Berlichingen und auf dem Kreuzberg. In den Zwanzigerjahren gründeten Israel Metzger und Lazarus Baer (Vater d. obig.) auf dem Halsberg eine »Hachscharah«, eine Ausbildungsstätte für junge Juden, die sich in Palästina als Landwirte niederlassen wollten.

nicht privat genutzt. Vor der Anschaffung dieses Autos ist er morgens um drei Uhr losgelaufen nach Mergentheim und Heilbronn. Von seinen Reisen brachte er Saitenwürste nach Hause mit.

Sehr selten brachte er geschäftliche Gäste nach Hause.

Meine Mutter kochte koscher. Da es im »Dritten Reich« nicht möglich war, koscheres Fleisch zu kaufen, mußte sie nicht koscheres Fleisch noch koscher machen. Es wurde eine halbe Stunde in Wasser, dann 45 Minuten in Salz getaucht. Fleisch und Milch wurden, wie in der Küche das Geschirr, streng getrennt. Es gab drei verschiedene Geschirre, ein Spülbecken, aber verschiedene Schüsseln zum Spülen und ein Legbrett. Wir hatten zwei Dienstmädchen im Haus, von denen vielleicht eine Anna hieß. Der Sabbat wurde sehr geachtet. Mutter zündete am Freitag die Lichter an. Meine Mutter starb 1945 in Philadelphia und wurde dort begraben.

Die Musik nahm in der Familie eine große Rolle ein. Ich, meine Schwester Ruth und mein Bruder Jakob spielten Klavier und der Bruder Bernhard Violine. Meine Mutter konnte gut singen, bekam aber später einen Kropf.

Ich hatte eine Freundin, die mein Bruder heiratete, der jetzt in Nebraska lebt. Diese Freundin, die das »Dritte Reich« nicht überlebte, war die Schwester meines Ehemannes.

Der Vater kaufte für den Bruder Jakob eine Schuhfabrik in Emmendingen und für Bernhard eine Kleiderfabrik in Augsburg. Durch Bernhard, der 1926 nach Philadelphia ausgewandert war, kamen wir im »Dritten Reich« hinüber in die USA. Er hatte sein Geschäft verkauft, da es nicht so gut lief. Bernhard übernahm bei der Regierung eine sehr gut bezahlte Tätigkeit. Er war nie verheiratet.

Jakob fing in den USA vieles ohne Fortune an, u. a. stellte er Broschen her, verkaufte Stoffreste, und war Armeeangehöriger.

Die beiden anderen Brüder traten ins väterliche Geschäft ein. Mein Bruder Felix in Ulm war der beste Verkäufer in der Familie.

In den USA bekam er einen Parkplatz gekauft und führte ihn als Geschäftsbetrieb. Sigbert verlegte sich mehr auf Büroarbeit und unternahm kaum Vertretungsreisen. Er wurde nach seinem Tode eingäschert und liegt auf dem Künzelsauer Friedhof begraben. Liesel Baer, seine Witwe, wurde gepflegt von einer Frau Lorenz, ihrer Nichte Ossie und einer Frau namens Trudie.

Die Schwester Ruth war vor ihrer Heirat vermutlich in einem Pensionat in Baden-Baden. Sie kam nach Pittsburgh und führte dort ein Haushaltwarengeschäft.

Rose Levy: Kastanien aus dem Fenster⁷

Ich stamme aus einer sehr religiösen Familie, die die rituellen Vorschriften immer beachtet hat.

Mein Vater Samuel Morgenroth war als Großhändler im Kuh- und Pferdehandel tätig. Am Sonntag kamen zu ihm die Bauern zum Bezahlen. Der Haupttag war der

7 Aufgezeichnet in Künzelsau am 18. August 1989.

Freitag, der Markttag, an dem die Bauern zum Verkauf ihrer Produkte eintrafen. Mein Vater ging regelmäßig auf die Märkte nach Stuttgart und Heilbronn. Manchmal fuhr ich dienstags mit nach Heilbronn und ging dann gleich zum Friseur. Isaak, der Bruder meines Vaters, hatte dort ein Schuhgeschäft. Auch er wollte damals nach den USA auswandern, zusammen mit meiner Schwester Selma; sie haben es aber nicht mehr geschafft und sind umgekommen.

Mein Vater war Träger des Eisernen Kreuzes, worauf er sehr stolz war; es lag immer in seiner Schublade. An den Samstagabenden kam er mit anderen Männern in der »Glocke« zum Kartenspiel zusammen. Er war ein sehr fröhlicher Mensch und wohl auch daher sehr beliebt und hielt Vorträge, u. a. auch im Sportverein.

Meine Mutter Ida war Mitglied im Wohltätigkeitsverein. Besonders bei einem Todesfall half man sich gegenseitig. Ab und zu traf sie sich zum Kaffeeklatsch mit anderen Frauen.

Sonntags unternahm unsere Familie Ausflüge in die Umgebung. Wir spazierten etwa nach Ernsbach und Forchtenberg oder besuchten Verwandte. Allgemein bestand in unserer Familie ein ausgeprägtes Interesse für deutsche Kultur; so wurden zur Bar Mizwa⁸ die Werke Goethes und Schillers verschenkt.

Die Großeltern Morgenroth lebten bei uns im Haushalt. Ich erinnere mich noch gut an meinen Großvater, wie er sich in der elterlichen Wohnung am Herd aufwärmte und seine lange Pfeife rauchte. Öfters hat er mit mir auch gespielt. Beide Großeltern starben im Abstand von zwei Wochen an zwei verschiedenen Orten, ohne daß der zunächst überlebende Ehepartner vom Tod des anderen erfahren hätte.

Ich erinnere mich an eine sehr schöne Jugend. Da ich viel unter Jungs aufwuchs, war ich sehr burschikos. So warf ich etwa mit Kastanien aus dem Fenster nach Passanten vor unserem Haus. Am Sonntagmorgen besuchte ich die jüdische Schule bei Lehrer Wissmann. Den Elementarunterricht erhielt ich zusammen mit den Christenkindern in der Realschule, zu denen damals noch ein gutes Verhältnis bestand. Klavierstunden bekam ich in Nagelsberg. Später besuchte ich eine Haushaltungsschule in Frankfurt.

Mein Vater wurde böse, wenn er mich ohne Handarbeit herumsitzen sah. Ich selbst habe mich immer für Kunst, Handarbeit und Antiquitäten interessiert. Eine Sammlung von Steinen, die ich angelegt hatte, übergab ich Otto Kuchler für das Heimatmuseum.

Am Samstagnachmittag ging ich in das Café Frick, um mich dort mit anderen Mädchen zum »Meringe-Club« zu treffen. Wer nicht erschien, mußte eine Strafe bezahlen. Zur Hochzeit schenkte man einem Mitglied dieses Kreises ein Tablett mit Zuckerdöschen und Milchkönnchen.

Die Familie Bär galt unter den Juden als die reichste, Max Löwenthal als der Angesehenste und Beliebteste. Max Ledermann war auch sehr beliebt, wie auch

⁸ Bar Mizwa (wörtlich »Sohn der Pflicht«): im Rahmen einer religiösen Feier wird der jüdische Knabe mit Vollendung seines 13. Lebensjahres zur Einhaltung der Glaubensgesetze verpflichtet.

mein Vater sehr angesehen war. Die Familie Neumann hatte auch unter den Juden kein großes Ansehen, sie galten als »Rowdies«, man hielt sie für Leute ohne Manieren. Unter den Christen galt Glenk als der reichste.

Max Ledermann war verraten worden, als er nachts zu Goldstein ging. Ich weiß auch wer ihn verriet, doch möchte ich den Namen dieser Person, die heute noch in Künzelsau lebt, nicht nennen. Ledermann wurde vor dem Hause Goldsteins zusammengeschlagen und erlitt anschließend in dessen Wohnung einen Herzinfarkt, an dem er starb. Er war der Vetter meiner Mutter.

Die Juden Künzelsaus sind vor ihrer Deportation alle in Hanauers Haus zusammengebracht worden.

Ich habe Künzelsau bereits zweimal besucht, ungefähr 1954 und 1964.

Mein Ehemann, den ich 1944 heiratete und der 1967 starb, war aus Segeberg. Mit ihm zusammen führte ich ein Textilgeschäft in New York. Kinder habe ich keine.

*Hermann Lenz: Unsere jüdischen Nachbarn in Künzelsau*⁹

Es war im Sommer, und ich stand am Fenster. Unten in der Keltergasse auf dem Trottoir vor Furchheimers Haus spielte ein Mädchen in einem dünnen dunkelblauen Kleide Ball. Sie warf den Ball vom Rücken her über den Kopf, fing ihn auf, warf ihn über die Schulter gegen die Wand und stieß ihn mit dem Kopf empor: wie es sich gehörte, damals um 1923, als das Ballspielen einem strengen Ritus unterworfen war, falls man es so gewandt beherrschte wie das Mädchen, das bei Frau Furchheimer zu Besuch war.

Sie stammte aus Worms und trug ein Kleid mit einem tief sitzenden Gürtel, was damals in Künzelsau selten zu sehen war. Sie brachte uns Mazzen, die Frau Furchheimer gebacken hatte, und es gab Berches, einen Mohnzopf.

Ich ließ mir beides schmecken und aß es auf der Straße, wenn das gußeiserne Tor des Furchheimerschen Höfchens heiß von der Sommersonne war.

Manchmal kam – aber dies ereignete sich selten – Frau Furchheimers Sohn zu uns und schaute uns mit abwesenden Augen an. Er war als junger Mann im Krieg gewesen, und dieser Krieg schien ihn verstört zu haben. Er redete so gut wie nichts, stand da, schaute uns eine Weile zu und ging wieder ins Haus zurück.

Mir kam es vor, als wäre er tief traurig, ein bedrückter Mensch. Er mochte an die fünfzehn Jahre älter als wir sein, die Otto Häussermann auf seiner blauen Radelrutsch über das schmale Trottoir fahren ließ, vorbei an Furchheimers Haus. Karl Benner war dabei, aber kein Mädchen, was ich bedauerte.

Drüben vor dem hohen und breiten Mainzer Haus stand Ledermann in weißen Hemdsärmeln und schwarzer Weste. Er rauchte eine Zigarre, die zu ihm gehörte

⁹ Vgl. auch weitere Erinnerungen an die Künzelsauer Juden: *Friedrich Haag*: Gestalten im alten Künzelsau und Geschichten aus früherer Zeit. Herausgegeben im Auftrag der Stadt Künzelsau. 1970. Seite 11 f., 16, 35 f., 88–91. – *Maja Hartmann-Kurz*: Hohenlohisches. Herausgegeben von ihrem dankbaren Sohn Erich Ulrich. o. O., o. J. (Ludwigsburg 1988) Darin: Laßt uns des nie vergesse! – *Karl Walter*: Akademiker sind auch Hohenloher. Erinnerung an a klaani Shtadt wue Kinzelse haasd. Gerabronn und Crailsheim 1987, S. 49 f.

wie das Schlüsselbundklappern zum Eisenwarenhändler Häussermann, der mittags im hellbraunen Anzug von seinem Geschäft zum Mainzer Haus ging, wo er bei Ledermann wohnte. Ledermann hatte eine Tuchhandlung, und mein Vater kaufte in seinem Geschäft den Stoff für einen dunklen Straßenanzug.

Während Ledermann den Stoffballen aus dem Regal zog, versuchte er, eine vorbeihuschende Maus zu erwischen, was ihm nicht gelang.

Bella Ledermann saß vor dem Haus, das dunkle Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden, und sah feinsinnig abwesend auf ihre Schuhspitzen. Und wenn sie, weil sie immer sorgfältig gekleidet, sich vorsichtig bewegte, damit sie ihr helles Kleid nicht schmutzig machte, hatte sie für mich etwas Unnahbares. Auch sie war mehrere Jahre älter als ich. Wenn wir aber am Laubhüttenfest hinten in Ledermanns Garten saßen und das Gartenhäuschen mit Tannenzweigen und farbigen Glaskugeln ausgeschmückt war, lachte Bella Ledermann und brachte uns Gutsle, lauter süße Sachen, die anders als unsere Weihnachtsgutsle schmeckten, feiner gewürzt und süßer, wie mir schien, nahezu morgenländisch.

In der Schule saßen Hanauer und Neumann beim brutalen Mathematiklehrer Waldmann vorn am Fenster in der ersten Bank. Ich beneidete die beiden, weil sie am Samstag Vormittag nicht schreiben durften. Auch waren beide viel bessere Schüler als zum Beispiel ich.

Einmal ging ich zu Hugo Hanauer und fragte ihn, ob er mir bei einer schwierigen Rechenaufgabe helfen wolle, die ich nicht lösen konnte. Er tat es gerne, und wir saßen an einem Biedermeiertischchen aus hellem, gelb leuchtendem Holz. Ich sehe noch die Tischplatte glänzen, auf der das Tintenfaß stand, das ich dann umwarf. Die Tinte lief über die schimmernde Tischplatte, und ich war verzweifelt. Wenn das bei mir zu Hause bekannt wurde! Aber dann kam Hugos Schwester, sagte: »Das macht gar nichts« und wischte mit einem weichen Lappen meinen Schandfleck weg.

Einmal war ich in der Synagoge. Dort lagen in einem Schrank frische weiße Hemden aufgeschichtet, alle sorgfältig gebügelt. Von denen hieß es, daß es die Totenhemden der Juden seien, und darin gingen sie an einem Festtag in der Synagoge herum, zu der sie Tempel sagten. Rabbiner und Religionslehrer war Herr Wißmann, der beim Schloß wohnte, dem hohen und breiten Nußbaum gegenüber, der hinter der Mauer des Schloßgartens seine Äste reckte. Damals wurde das Schloß als Lehrerseminar benützt.

Herrn Wißmann kannte ich vom Sehen. Er winkte mir zu und rief: »Grüß Gott, Hermännle!« Mein Vater kannte sich in den jüdischen Festtagen aus, redete vom »Fest der ungesäuerten Brote«, wenn ich eine Mazze von Frau Furchheimer nach Hause brachte, und freute sich, als Löwenthal aus Niederstetten ihn besuchte. Im Krieg war Löwenthal Futtermeister in der Kompanie gewesen, die mein Vater geführt hatte. Er redete ihn mit »Herr Hauptmann« an, als ob sich nichts verändert hätte, und ließ eine Tüte mit fünf Zigarren auf der Bank im hinteren Stühle liegen. Das war sein Gastgeschenk, das er sich nicht getraut hatte, dem Vater zu geben. Wenige Tage später aber fuhr Löwenthal mit seinem Leiterwagen

vor unserem Haus vor und lud einige Zentner Kartoffeln ab, die ihm mein Vater nur mit Inflationsgeld bezahlen konnte; er hatte ja nichts anderes.

Ein Jahr später (1924) zogen wir von Künzelsau weg; mein Vater war als Zeichenlehrer nach Stuttgart versetzt worden. Und ich sehe ihn noch hinterm Möbelwagen stehen und höre ihn zu Robert Ziegler sagen: »Jetzt sollten wir halt noch ein Fläschle Ingelfinger aufmachen«, so ungefähr drückte er sich aus. Es steht auch in meinem Roman »Verlassene Zimmer«. Der Sohn der Frau Furchheimer, dessen Vornamen ich nicht mehr weiß, kam zu meinem Vater, gab ihm die Hand und hatte Tränen in den Augen.

In den zwanziger Jahren fuhr ich mit meinem Vater zwei Mal nach Künzelsau, zuletzt im Jahre 1932. Wir übernachteten in der »Glocke«, die neben dem Mainzer Haus stand, in dem immer noch Herr Ledermann seine Tuchhandlung hatte. An einem klaren Vormittag, als drüben vor dem Rathaus das Wasser des Brunnens in der Sonne plätscherte und glitzerte, stand Ledermann hemdsärmelig vor seinem Haus, das er hatte renovieren lassen. Das kunstvolle Fachwerk war nur frisch bemalt, nachdem der Verputz abgeklopft worden war. Und Ledermann freute sich, als mein Vater sein Werk lobte, fügte aber hinzu: »Herr Lenz, die Nazi schwätzen überall herum, die Bauern sollten nichts mehr bei den Juden kaufen.« Er hatte wässrige Augen.

Nachmittags – das Wetter war nun wieder grau geworden – ging ich zur Realschule hinaus, die damals bei der »Allee« stand, wie ein Geviert hoher Kastanienbäume genannt wurde. Auf seinem Platz macht sich jetzt das Landratsamt breit.

Ich ging in das Schulhaus hinein. Dort hatte sich nichts verändert; auch der Geruch war noch derselbe. Als ich wieder herauskam, ging Hugo Hanauer neben mir und erzählte, daß er in Breslau auf eine Rabbinerschule gehe. Dann sagte er etwas über die Zeit, die kommen werde, und ich fügte hinzu: »Es wird furchtbar werden.« – »Ja«, antwortete er.

Wir verstanden uns.

Ein Jahr später erschöß sich der Sohn der Frau Furchheimer mit einer Armeepistole, die er aus dem Krieg mitgebracht hatte, und Ledermann fiel bewußtlos aufs Bett eines seiner Freunde, der von der SA zusammengeschlagen worden war.

Ein Wiedersehen mit der früheren Heimat

Vom Besuch ehemaliger Künzelsauer Juden im August 1989

Auf Einladung der Stadt weilte eine Gruppe ehemaliger jüdischer Bürger mit ihren Angehörigen vom 13. bis 20. August 1989 in Künzelsau.

Anwesend waren

Frau Carrie Loeb geb. Baer, Philadelphia, USA;

Frau Laura Oliner geb. Loeb, Philadelphia, USA;

Herr Dr. Craig Oliner, Chicago, USA;

Herr Samuel Stern, mit Ehefrau Towa Stern und Sohn Yowel Stern, Pardess Hanna, Israel;

Frau Rose Levy geb. Morgenroth, New York, USA;

Frau Ruth Rosenthal, New York, USA;

Herr Simon Berlinger, Haifa, Israel;

Frau Edna Bodan geb. Berlinger, mit Tochter Avivit Bodan, Haifa, Israel;

Frau Lotte Lessinger geb. Friessner, Ramat Gan, Israel;

Frau Bertie Jakob geb. Friessner, Tel Aviv, Israel;

Frau Ruth Goldberg geb. Friessner, Herzlia Lev, Israel.

Beim Begegnungstreffen im Rathausfoyer hielt Simon Berlinger am 15. August 1989 folgende Ansprache:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, liebe Freunde der ehemaligen jüdischen Gemeinde, verehrte Gäste, meine Damen und Herren der Kreisstadt Künzelsau! Geschichte ist eine Fortsetzung von Geschehnissen, die sich sukzessive abspielen. Sie bleibt nie stehen, sie strebt ständig vorwärts. Sie wird von Menschen getragen, die ihre Richtung bestimmen. Da kann es vorkommen, daß der sich stärker Dünkende über einen schwächeren Teil seine Vormachtstellung geltend macht und sich über ihn erhebt. Unterbaut von pseudowissenschaftlichen Phantasien entwickelte sich im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts eine Theorie des Wahnsinns von der Überlegenheit einer einzigen Rasse über alle anderen. Gänzlich unbegründete, aus der Luft gegriffene Ideen wie »Herrenrasse« und »minderwertige Völker« oder »Blut und Boden« setzten sich über bestehende und überkommene Auffassungen von den Grundrechten aller Erdenbewohner, wie Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, hinweg. Sie predigten eine neue Ordnung, die einen Teil der Bevölkerung trotz jahrhundertlangem menschlich normalen Zusammenlebens, zu rechtlosen, volksfremden Subjekten stempelte.

Die ersten Opfer waren die jüdischen Bürger Deutschlands. Wir, ein kleines Häuflein ehemaliger Künzelsauer, hatten damals das Glück, Mittel und Wege zu finden, uns durch die mit allen Schwierigkeiten verbundene Emigration in die wenig aufnahmebereiten Länder zu retten. Wir alle wissen, wo die kleinen Unglücklichen endeten, deren Schicksal keine erlösende Ausreisemöglichkeit bot! Sie fanden keine friedvolle Grabesstätte. Wir wollen uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihrer in Ehre und Liebe besonders zu gedenken.

Herr Bürgermeister, Sie persönlich, Ihr Stadtrat und die übergroße Mehrheit der Bevölkerung Künzelsaus, haben an diesem Prozeß keinen Anteil gehabt. Für Sie gehört dieser historische Retrospekt der Geschichte an. Trotzdem gaben Sie sich die Mühe, unter vielen, oft aussichtslos scheinenden Anstrengungen dieses Begegnungstreffen ehemaliger jüdischer Bürger der Stadt Künzelsau ins Leben zu rufen und zu realisieren. Dazu gehört Mut, Ausdauer und ehrenhafte Haltung – an Kritik wird's nicht gefehlt haben! Aber wir haben ein Ziel, sogar ein hehres; wenn auch keine Rede davon sein kann, die Vergangenheit zu vergessen. Wir wollen gemeinsam daran arbeiten, die früheren, gutnachbarlichen Verhältnisse der beiden Bevölkerungsschichten wieder herzustellen. Die jüngeren Generatio-

nen können es sich schwer vorstellen, daß sie bestanden haben, aber es ist eine Tatsache.

Es ist kein beschönigendes Gerede, trotz des schlechten Namens, den Künzelsau zeitweise als nazistische Hochburg einnahm. Den seit 1933 einsetzenden grausamen Mißhandlungen, Verfolgungen und Deportationen ging eine normale Periode von menschenwürdiger Symbiose voraus, die wir nicht vergessen wollen. Der Landrat des Hohenlohekreises hat seine großzügige Unterstützung zur Drucklegung meiner Untersuchung über 400 Jahre Zusammenlebens von Juden und Christen in dieser Gegend mit Schwerpunkt Berlichingen zugesagt. Über das Regionale hinaus haben sich seit den Kanzlern Adenauer und Ben-Gurion Relationen zwischen den beiden Völkern, und insbesondere zwischen der Bundesrepublik und dem jüdischen Staat entwickelt, von denen wir Alten damals nie träumen hätten können! Als ehemaliger KZ-Häftling hätte ich mir nie vorgestellt, mit der zweiten und dritten Generation meine alte Heimat aufzusuchen, ihnen das Mystische meiner Kindheitserinnerungen und die Schönheit der hohenlohischen Landschaft zu vergegenwärtigen.

Demgegenüber hatte ich in Israel einige Male Gelegenheit, Künzelsauer Gruppen von Besuchern zu unterhalten und ihnen bei Tag oder Nacht die einzigartige Aussicht von den Höhen des Karmels zu zeigen, wo Meer und Bucht meine jetzige Heimatstadt Haifa umrahmen.

Hier am Orte hat die Stadt unter Leitung von Herrn Wilhelm Hägele ein kleines Museum von jüdischer Folklore eingerichtet. Auf Wunsch des Gymnasiums habe ich mich mit einigen Klassen über das Judentum unterhalten.

Das Treffen wird Gelegenheit geben, alte unterbrochene Freundschaften zu erneuern und neue ins Leben zu rufen. Auch wir Ehemalige haben uns gegenseitig viel zu erzählen. Natürlich bedauern wir, daß viele der Eingeladenen nicht erscheinen konnten. Ich denke dabei an Trude Berney, Hugo Hanauer, Emo Baer u. a., besonders aber an Leo Wissmann, der verdiente Ehrenbürger Jerusalems, dessen Familie hier und in der Welt eine Ehrenstellung einnahm. Kurz vor seinem Tode konnte ich ihn noch besuchen.

Es ist mir noch in Erinnerung, daß Rosel Morgenroths Vater bis zuletzt als der auserwählte Handelspartner des NS-Landesbauernführers galt. Denn wo man sich näher kannte, war kein Platz für Haß und Neid, eine Regel ohne Ausnahme. Die hochgeschätzte Getreidegroßfirma Jacob Baer Söhne verkündete Künzelsaus Namen in der Welt. 1883 wird in der Oberamtsbeschreibung auf die große wirtschaftliche Bedeutung der Juden im Oberamt hingewiesen. 50 Jahre später beschwert sich ein benachbarter Bürgermeister über die fortsetzende Verarmung seiner Gemeinde, verursacht durch die Ausschaltung des Handels und der Abwanderung der jüdischen Steuerzahler. Ohne Zweifel litt darunter auch diese Stadt, doch darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Überhaupt war das charakteristische Kennzeichen der damaligen Zeit das Schweigen! Man wäre sonst böse hereingefallen. Trotzdem gab es einzelne, die dieser Gefahr mutig ins Auge schauten. Sie wollten ihre Menschenwürde wahren und bekämpften die böse Tat. Dafür zahlten

sie mit ihrem Leben, aber retteten die Ehre ihrer Mitbürger. Der Ruhm der beiden Geschwister Scholl aus dem Hohenlohischen ist in der Welt bekannt. Alle Menschen guten Willens gedenken ihrer und aller anderer, die Opferbereitschaft zeigten und ihr Leben dafür einsetzten, den unschuldigen Unglücklichen in ihrer Not zu helfen. Es hat sich herumgesprochen, daß auch hier im Orte und in der nahen Umgebung wahre Zeichen echter Menschlichkeit zu verzeichnen waren. Wenn auch diese edlen Taten nirgendwo besonders erwähnt wurden oder offizielle Auszeichnung in der in Jerusalem gepflanzten Allee der »Gerechten dieser Welt« fanden, sprechen wir ihnen unsere volle Anerkennung und unseren aufrichtigen Dank aus!

Herr Bürgermeister, verehrte Gäste, meine Damen und Herren, die Kreisstadt Künzelsau ehrt uns, die wenigen Überlebenden, zusammen mit den verschollenen Opfern der ehemaligen jüdischen Gemeinde, aber auch sich selbst, wie es unsere »Sprüche der Väter« kommentieren: »Wer die Geschöpfe ehrt, ehrt sich selbst«! Wir danken Ihnen, dem Stadtrat, sowie allen Mitarbeitern, die am Erfolg dieses Begegnungstreffens Anteil haben.

Wir alle wollen unsere Kräfte einsetzen, alles Feindliche und Trennende zu beseitigen. Verdeckte Intoleranz, offener Haß und Neid zwischen Menschen und Völkern dürfen bei uns keinen Platz mehr haben. In unserer Welt kurz vor dem Jahre 2000 hat sich die klare Tendenz herausgebildet, mehr Verständnis für den anderen aufzubringen. Frühere Feindschaften existieren nicht mehr, das Beispiel Deutschland–Frankreich gibt davon Zeugnis ab. West will mit Ost in Frieden leben. Die alte Welt will der neuen mit umfangreicher Hilfe beistehen. Das geteilte Deutschland hat gute Aussichten auf Wiedervereinigung. Trotz des Holocaust und der Vernichtung des europäischen Judentums haben Juden und Christen, Deutsche und Juden, der Staat Israel und die Bundesrepublik aufrichtige friedliche Wege gefunden, eine Beziehung von neuer, nie dagewesener Freundschaft herzustellen, die ständig weiter ausgebaut wird. Die jungen Generationen werden dafür sorgen, daß alle Vorurteile, die leider heute noch in weiten Kreisen und von neuem wieder von rechtsgerichteten Parteien bestehen, endgültig abgebaut werden. Es ist an der Zeit, das boshaft hinterlistig verbreitete Altweibergerede von den bewiesenermaßen gefälschten »Protokollen der Weisen von Zion« für allemal aus der Welt zu schaffen. Wir können Besseres produzieren! Wahre deutsche Kultur- und Geisteswelt als Basis und in Verbundenheit mit jüdischen Geisteskräften und dynamischer Wissenschaftlichkeit sind imstande, Großes zu erreichen. Vergangenheit und Gegenwart bestätigen es.

Wir wollen in gegenseitiger Achtung und würdevoller Integrität in Frieden auf der ganzen Welt einträchtig zusammenleben, wie Goethe es so schlicht ausdrückte: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!«

Unser Dank Ihnen allen mit unserem Gruß: SCHALOM!

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke

2 Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum et imperatorum Germaniae. Tomus X, Pars IV. Friderici I. diplomata inde ab a. MCLXXXI usque ad a. MCXC. Hannoverae: Impensis bibliopolii Hahniani MCMXC. – Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. 10. Bd., 4. Teil. Die Urkunden Friedrichs I. 1181–1190. Bearb. von Heinrich Appelt. Unter Mitwirkung von Rainer Maria Herkenrath, Walter Koch und Bettina Pferschy. Hannover: Hahnsche Buchhandlung, 1990. 780 S.

Mit dem vorgelegten Band findet die Edition der Urkunden Friedrich Barbarossas ihren Abschluß. Der Band enthält die Urkunden-Nummern 803–1248, ferner die Urkunden 1–11 der Gemahlin Barbarossas, der Kaiserin Beatrix. Ein Verzeichnis – keine Edition – von 38 Barbarossa-Briefen an »Persönlichkeiten, die der Herrschaft Friedrichs I. nicht unterstanden«, rundet das Werk ab, das durch zwei ausführliche Register, ein Wort- und Sachregister und ein Namenregister, erschlossen wird. Der Band enthält für die südwestdeutsche Landesgeschichte so wichtige Dokumente wie etwa die Adelberger Stiftungsurkunde. Zwar waren die südwestdeutschen Urkunden bereits im Württembergischen Urkundenbuch abgedruckt, aber der Wert der Barbarossa-Edition für die südwestdeutsche Landesgeschichte liegt u. a. darin, daß es nun möglich ist, die Zeugenreihen aller Barbarossa-Urkunden vergleichend heranzuziehen. So manche für die Landesgeschichte wichtige Persönlichkeit taucht an unerwarteter und bislang wenig oder gar nicht bekannter Stelle auf. Dies ermöglicht neue Einblicke.

G. Fritz

2 Staatsarchiv Ludwigsburg. Gesamtübersicht der Bestände. Kurzfassung: Stand: 1. Oktober 1991. Stuttgart: Kohlhammer, 1992. (= Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg: Serie C, Staatsarchiv Ludwigsburg, H. 1). 368 S.

Die letzte Arbeit, die der 1992 verstorbene Ludwigsburger Archivchef Alois Seiler der Öffentlichkeit vorlegen konnte, war zugleich die erste, die in der neuen Ludwigsburger Reihe der Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg erschien. Der Inhalt des reinen Katalogwerks ist rasch vorgestellt: Es handelt sich um einen knappen Überblick über all jene Bestände, die sich zum Stichtag im Staatsarchiv Ludwigsburg befanden. Es handelt sich um die Bestände B (Neuwürttembergische Bestände, vor 1803 bzw. vor 1806/10), D (Behörden der Übergangszeit, um 1803 – um 1817), E (Ober- und Mittelbehörden, 1806–1945), EL (Ober- und Mittelbehörden, seit um 1945), F (untere Verwaltungsbehörden, 1806–1945), FL (Untere Verwaltungsbehörden, seit um 1945), G (Hofkammer des Hauses Württemberg), H (Vermischte Bestände), JL (Sammlungen), K (Reichs-/Bundesbehörden und Reichs-/Bundesorganisationen) und PL (Deposita, nichtstaatliche Archive und Nachlässe). Wer künftig eine erste Orientierung braucht, ob das Staatsarchiv in Ludwigsburg etwas zu seinem Forschungsvorhaben beinhaltet, der erhält in der vorgelegten Gesamtübersicht eine rasche und zuverlässige Information.

G. Fritz

Rüdiger vom Bruch / Rainer A. Müller (Hrsg.): Historikerlexikon: Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. – München: Beck, 1991. – 379 S.

Mit diesem Lexikon soll eine Lücke geschlossen werden, da es, so die Herausgeber, bislang noch kein Nachschlagewerk gab, in dem bedeutende Persönlichkeiten der Historiographie-

geschichte systematisch verzeichnet waren. Zusammen mit 27 weiteren Autoren wurden 530 Historiker aus allen Kulturkreisen wissenschaftsgeschichtlich »verortet«, darunter, wie die Herausgeber mit einigem Bedauern konstatieren, lediglich zwei Frauen. »Grundsätzlich wurden nur bereits verstorbene Historiker berücksichtigt.« Mit diesem eher beiläufig erwähnten redaktionellen Kunstgriff vermeidet man es mehr oder minder geschickt, sich den allfällig unliebsamen Reaktionen der Fachkollegen (die sich ja noch wehren können) auszusetzen. Namen wie Bullock, Craig, Furet, Kuczynski, Nipperdey, Stürmer oder Wehler tauchen infolgedessen nicht auf.

Das Werk richtet sich in erster Linie an den Fachhistoriker, dem es einen schnellen Zugriff zu wichtigen Daten und knappen Analysen von Leben und Werk herausragender Vertreter seiner Zunft ermöglicht. Besonders bemerkenswert an diesem Nachschlagewerk ist das Abkürzungsverzeichnis, welches volle zwölf Seiten umfaßt. Die verständliche Absicht, auf diese Weise Platz zu sparen, treibt dabei mitunter recht seltsame Blüten. Da hier die Abkürzungsart selbst an völlig unschuldige Wörter gelegt wurde, erwecken einzelne Passagen den Anschein, als seien sie nur knapp dem sprachlichen Kahlschlag entronnen. So lesen wir bei Poseidonios: »P. ... widmete wahrsch. Pompeius eine Monogr. P. starb 84 J. alt. Tit. v. 25 Werken sind von ihm überl.« Unter Polybios: »P.'s Gesch.schr. ... sollte ein milit.-polit. Hb. für Staatsmänner sein.« Zu Ranke schließlich: »Bei aller QQnähe sind R.'s WW Querschnitte, keine Analysen.« Der Umstand, daß eine derartige Diktion etwas gewöhnungsbedürftig ist, schmälert die Verdienste dieser kompilat. Abh. allerdings nur unwesentl.

H. Kohl

Christine Bühlren-Grabinger (Bearb.): Urfehden aus dem Gerichtsbezirk Vaihingen. 1416 und 1498 bis 1563 (Beihefte zur Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz, hg. von Lothar Behr, Otto-Heinrich Elias, Manfred Scheck und Ernst Eberhard Schmidt, Heft 2). – Vaihingen an der Enz: Selbstverlag der Stadt Vaihingen an der Enz, 1992. 182 S.

Gut ein Jahr nach Erscheinen der Uracher Urfehden kann die rührige Bearbeiterin einen Band für Stadt und Amt Vaihingen an der Enz vorlegen. Auch hier waren es die örtlichen Geschichtsfreunde bzw. kommunale Initiative, die den Fortgang der Publikation der württembergischen Urfehden ermöglichten. Äußerlich schlichter als der Uracher Band, und auch vom Umfang her um über ein Drittel schlanker, ist das Vaihinger Regestenwerk doch nicht weniger ansprechend gestaltet und vom Inhalt her mindestens ebenso interessant. Im Aufbau des – nun schon bekannten – Schemas wird das Korpus der Regesten eingerahmt von einer populären Einleitung, dem Faksimile einer Muster-Urfehde mit zeilengleicher Transskription und Hinweisen zur Bestandsgeschichte im vorderen Teil bzw., am Schluß des Werkes, von einem ausführlichen Personen- und Ortsverzeichnis. Es wird im vorliegenden Band ergänzt durch ein Sachverzeichnis, das die Übersicht über die vorkommenden Delikte in der Einleitung des Uracher Bandes ersetzt. Der Hauptteil enthält 388 Urfehden. Davon entfallen 65 auf die Stadt, 121 auf die Orte des Amts Vaihingen. Unter die Vaihinger Gerichtsbarkeit fielen auch die Orte der Maulbronner Klostersvogtei, die mit 131 Fällen einen wesentlichen Teil ausmachen, ergänzend kommen noch einige Urfehden von Hintersassen des Klosters Herrenalb dazu (14). Unter den außeramtlichen Ausstellern, insgesamt 57 Personen, die nach dem Gerichtsstand des Tatorts oder der Ergreifung vor das Vaihinger Gericht kamen, finden sich auch vereinzelt Täter aus dem Württembergischen Franken (Hall, Öhringen, Wachbach).

Die für den Uracher Band so typischen Forstdelikte fehlen hier fast völlig. Auffallend oft sind dagegen – zu erklären aus der zeitlichen Schichtung der Vaihinger Urfehden – Straftaten mit politischem bzw. zeitgeschichtlichem Hintergrund vertreten. Teilnehmer des Armen Konrads oder des Bauernkriegs, mit dem Schwäbischen Bund als Okkupationsmacht Unzufriedene, Leute, die der Sympathie mit dem vertriebenen Herzog Ulrich verdächtigt wurden – sie alle bilden ein breites Spektrum aus dem Gebiet des »Staatsschutzes« in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es wird von der religiösen Seite her ergänzt durch den

Kampf gegen die Reformation (lutherische »Opinion«) oder das Wiedertäuferum. Ungeheim ergiebig ist der Band ferner für die Kultur- und Sozialgeschichte. Zahllose Vergehen entsprangen dem übermäßigen Trinken, dem Spiel und der Verschwendung. Die Vaihinger Urfehden zeigen eindringlich, wie diese sozialen Krankheitssymptome zu weiterer Verelendung und Kriminalisierung führten in Gestalt von Schlägereien und Messerstechereien, Verarmung ganzer Haushaltungen, Mißhandlung von Familienangehörigen, vor allem der Ehefrauen. Die Obrigkeit mühte sich redlich, solchermaßen gefährdete Verhältnisse durch Aufnahme von Besserungsversprechen, Trink- und Waffenverboten (höchstens noch ein »abgebrochenes Brotmesser«) zu stabilisieren. Ungewohnt erscheint in diesem Zusammenhang die Aufnahme der Residenzpflicht in die Urfehden. Wer die Landesverweisung als typischen Inhalt frühneuzeitlicher Urfehden kennt, ist überrascht, wie oft hier das Verbleiben im Heimatort, Amt oder häuslichen Anwesen verfügt wurde. Das gilt freilich nur für einheimische Täter, deren soziale Besserung im Interesse der Familie erstrebt wurde; für Mehrfachtäter, Unbelehrbare und vor allem für Fremde blieb es bei dem Schwören »aus dem Amt«, d. h. Verbannung über Main, Rhein oder Lech. Die Vaihinger Urfehden belegen auch eine interessante lokale Form des »Zungenabspitzens« als Eidbruchstrafe; selten, aber doch vorkommend, wurde die Zunge auf einen Holzblock genagelt und abgeschnitten bzw. verkürzt. Kleinere und größere Beobachtungen dieser und ähnlicher Art zeigen, wie fruchtbar die hier begonnene Publikationsserie ist. Wir sehen mit Spannung weiteren Urfehde-Bänden entgegen!

R. J. Weber

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

Die Salier und das Reich. Bd. 1: Salier, Adel und Reichsverfassung. In Verbindung mit Odilo Engels hg. v. Stefan Weinfurter. Sigmaringen: Thorbecke, 1991 (Publikationen zur Ausstellung »Die Salier und das Reich«) 577 S.

Das vorliegende Werk ist der erste Band der dreibändigen Hauptpublikation zur 1992 durchgeführten Speyerer Salierausstellung. Insgesamt werden 18 Aufsätze zum Thema des Titels vorgestellt. Alle Aufsätze haben Grundsatzcharakter und markieren den neuesten Stand der Forschung. Neben Beiträgen zu den wichtigen Regionen des Salierreiches (Sachsen, Baiern, Hessen etc.) sind auch Aufsätze von überregionaler Bedeutung vorhanden. Unter den regionalen Aufsätzen ist für Südwestdeutschland Dieter Mertens' »Vom Rhein zur Rems. Aspekte salisch-schwäbischer Politik« hervorzuheben. Mertens stellt hier seine berühmten Forschungen zur Frühgeschichte der Beutelsbacher bzw. Wirtemberger aus salischer Perspektive dar – und diese vermittelt verblüffende Einblicke. Unter den überregionalen Beiträgen fällt es schwer, auch nur einen nicht näher zu nennen. Wichtig sind sie allesamt. Aber wo viele Forscher auftreten, sind auch die Schwerpunkte sehr unterschiedlich gesetzt. Eckhard Müller-Mertens stellt in *Hauptorte der Salier* mit Hilfe neuer Methoden ein flächendeckendes System der »politischen Zentralräume«, »Durchzugsgebiete« und »Basislandschaften« dar, wie es bisher – der dürftigen Quellenlage wegen – für die Salierzeit nicht existiert hat. Erstmals wird empirisch belegt deutlich, wo die Schwerpunkte salischer Herrschaft wirklich lagen. Norditalien erscheint dabei als salischer Zentralraum, der ebenso großes Gewicht hatte wie die Besitzungen im Harz. Alles, was Müller-Mertens schreibt, ist hochinteressant, als etwas frustrierend empfindet man allerdings die dauernden Verweise des Autors auf eigene, noch nicht publizierte Arbeiten, und insbesondere fällt die spröde, leserunfreundliche Wissenschaftlersprache auf, die zudem dazu neigt, sich auch in Sachfragen in Details zu verlieren. Im Gegensatz dazu ist der Beitrag von Friedrich Prinz *Die Grenzen des Reiches in frühsalischer Zeit* nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich souverän. Alles, was wir aus der Neuzeit über Grenzen zu wissen glauben, wird von Prinz demontiert, der Begriff der Grenze sowohl für die Grenze zwischen dem Reich und Frankreich als auch zwischen dem Reich und dem Osten geradezu ad absurdum geführt.

Nationalistischen Ideologen welcher Herkunft auch immer, die moderne Grenzen aus mittelalterlichen »Grenzen« legitimieren oder in Frage stellen wollen, sei Prinzens Beitrag als Pflichtlektüre nahegelegt. Mit dem Aufsatz von Müller-Mertens berührt sich thematisch der von Reinhard Schneider, *Landeserschließung und Raumerfassung durch salische Herrscher*, während Hansmartin Schwarzmaier nachweisen kann, daß sehr wohl eine Art salisches Hausarchiv existiert haben muß, auch wenn die Unbilden der Überlieferung alle Einzelheiten darüber unklar machen. Das revolutionär neue, zukunftsweisende *Haus- und Herrschaftsverständnis der Salier* arbeitet Karl Schmid heraus. G. Fritz

Stefan Weinfurter: *Herrschaft und Reich der Salier. Grundlinien einer Umbruchzeit*. Sigmaringen: Thorbecke, 1991. 186 S., 1 ausklappbare Stammtafel, Abb.

Umfangreiche Bücher, wie sie im Rahmen der Salierausstellung in großer Zahl vorgelegt wurden, haben zwar den Vorteil, bis ins Detail auf die jeweiligen historischen Probleme einzugehen, sie werden außerhalb einer eng umgrenzten wissenschaftlichen Leserschaft jedoch nicht gelesen. Es war deshalb zweifellos ein berechtigter Schachzug, die Salierzeit in nicht ganz so umfangreichen Büchern aufzubereiten, die sich auch an ein etwas größeres Publikum, das der nicht spezialisierten Historiker und der interessierten Laien wenden.

Weinfurters übersichtliches Buch gehört in diese Kategorie und entspricht in Umfang und Aufmachung dem ähnlich gestalteten Band Schwarzmeiers (besprochen ebenfalls in diesem Band). In acht Kapiteln, die im wesentlichen chronologisch angeordnet sind, behandelt Weinfurter die gesamte Salierzeit und deren wesentliche politische und soziale Aspekte. Dabei wird besonders die Modernität der frühen Salier betont, die von Beginn an mit Methoden der Herrschaftsverdichtung ans Werk gingen, die das Geschlecht schon vor der Übernahme des deutschen Thrones großgemacht hatten. Die effiziente Herrschaftsausübung hatte zwar entscheidend dazu beigetragen, daß man 1024 die Salier auf den Thron geholt hatte, einmal an der Macht zeigte sich aber, daß das neue Königsgeschlecht damit zusehends in Konflikt mit den deutschen Fürsten geriet. Bereits die letzten Herrschaftsjahre Heinrichs III. zeigten bekanntlich heftige Reibereien mit verschiedenen Fürsten. Unter Heinrich IV., der weit mehr noch als sein Vater und Großvater auf »namenlose« Ministerialen zum Ausbau der Königsmacht setzte, eskalierte der Konflikt und vermengte sich mit dem Investiturstreit. All dies ist im Grunde seit langem bekannt. Was als Ertrag der neueren Forschung deutlich wird, ist die Tatsache, daß die Fürsten, die sich als eigenständiger Machtfaktor neben das Königtum schoben, sich keineswegs als antiköniglich oder gegen das Reich gerichtet sahen. Weinfurter unterstreicht beispielsweise die konstruktive Rolle des lothringischen Herzogs Gottfried des Bärtigen, mit dem sowohl Heinrich III. als auch Heinrich IV. in heftigem Streit lag. Bemerkenswert sind Weinfurters abschließende Feststellungen: Das Reich war beim Machtantritt der Salier 1024 noch ein unsicheres Gebilde, das letztlich nur in der Gestalt des Königs existierte. Seine Existenz war keineswegs auf Dauer gesichert. Am Ende der Salierzeit hatte sich der Reichsbegriff emanzipiert. Der König verfügte keineswegs mehr allein über das Reich, andererseits war das Reich als solches so stabil, daß das Ende einer Dynastie fortan keineswegs mehr eine Gefahr für seine Existenz bedeutete. G. Fritz

Hansmartin Schwarzmaier: *Von Speyer nach Rom. Wegstationen und Lebensspuren der Salier*. Sigmaringen: Thorbecke, 1991. 198 S.

Hansmartin Schwarzmaier, der Leiter des Generallandesarchivs in Karlsruhe, stellt in dem reich bebilderten Band – der Bildteil umfaßt auf den Seiten 125–188 insgesamt 66 teilweise farbige Abbildungen – in insgesamt zehn Kapiteln einzelne Stationen aus dem Leben der Salier dar. Dabei werden keineswegs nur die salischen Kaiser behandelt, sondern auch die Vorfahren Konrad der Rote und Otto von Worms und jene Zeitgenossen der Kaiser, die man allzuleicht vergißt: Papst Gregor V., Konrad der Jüngere, der Thron-Mitbewerber Konrads II., die Kaiserin Gisela, Herzog Ernst von Schwaben, Bischof Wilhelm von

Straßburg, die Königinnen Gunhild, Agnes und Bertha und die salischen Erben Rudolf von Rheinfelden und die Stauffer Friedrich und Konrad. Auch bei den Kaisergestalten wird nicht durchweg eine umfassende Darstellung der Biographie versucht. Vielmehr greift Schwarzmaier einzelne, besonders wichtige Stationen der Kaiserbiographien heraus, z. B. »Der König auf Reisen. Heinrich III. im Jahr 1046/47« oder »Kindheit und Jugend des Königs. Heinrich IV. 1050–1062«.

Das Buch ist gut lesbar geschrieben. Man hat Schwarzmaier deshalb den Vorwurf gemacht, an einzelnen Stellen etwas salopp zu formulieren. Das mag stimmen oder auch nicht – insgesamt überwiegt unserer Ansicht nach bei weitem das Positive. Das Buch bringt auch dem interessierten Laien maßgebliche Stationen der salischen Geschichte nahe, und dazu muß man sich ganz einfach bis zu einem gewissen Grade einer Sprache bedienen, die von Nicht-Fachleuten leicht verstanden wird. Es handelt sich insgesamt gewiß um eines der am angenehmsten zu lesenden Bücher, die im Umfeld der Salier-Ausstellung erschienen sind. *G. Fritz*

Mentalitäten im Mittelalter: Methodische und inhaltliche Probleme. Hrsg. von František Graus. Sigmaringen: Thorbecke, 1987. (Vorträge und Forschungen. Hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte; Bd. 35). 344 S.

Der Band vereinigt, wie bei den »Vorträgen und Forschungen« üblich, Einzelbeiträge. Die Beiträge des vorliegenden Bandes wurden im März 1985 auf einer Tagung auf der Insel Reichenau gehalten. Das derzeit zweifellos »modische« Thema Mentalitäten wird in zehn Aufsätzen von verschiedenster Seite beleuchtet. Dabei geht der Herausgeber selbst in einem einleitenden Aufsatz (»Mentalität – Versuch einer Begriffsbestimmung«) auf definitorische Fragen ein. Graus macht u. a. deutlich, wie beliebig und willkürlich der Begriff der Mentalität heute verwendet wird. Nach Graus' Meinung genügt es nicht, wenn man – wie das Norbert Elias, Arno Borst, Jacques le Goff oder August Nitschke tun – »Mentalitätsgeschichte als Addition von historischer Meinungs- und Verhaltensforschung« auffaßt. Am Beispiel Dutzender in ihrer »Mentalität« völlig widersprüchlicher Todesdarstellungen im Spätmittelalter zeigt Graus auf, wie unsinnig es wäre (und wie es etwa in Huizingas berühmtem Werk »Herbst des Mittelalters« geschieht), eine einheitliche spätmittelalterliche Mentalität zu konstruieren. Graus stellt dem »psychologisierenden Einfühlen«, das von vielen Mediävisten praktiziert wird, ein im Grunde an Popper orientiertes Modell der Verifizierbarkeit und Falsifizierbarkeit gegenüber, das andererseits nicht »der verlockenden Faszination von Zahlen erliegen« soll. Als eigenen, ergänzenden Vorschlag zur Erforschung von Mentalitäten bringt Graus die »Analyse von Gegensätzen« in die Diskussion. – Die bewußt ausführlichere Wiedergabe von Graus' Argumentation macht deutlich, mit welcher komplizierter Materie man es bei der Mentalitätenforschung zu tun hat. Von ähnlicher Komplexität sind die Beiträge von Otto Gerhard Oexle (»Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter«) und Reinhard Schneider (»Mittelalterliche Mentalitäten als Forschungsproblem«). Alle anderen Aufsätze behandeln eher Spezialthemen. Dabei arbeitet Walther Lammers (»Nordelbische Mentalitätsstudien«) die dickköpfig-selbstbewußte Eigenart der Stormarner und Dithmarscher Bauern vom 12. bis zum 16. Jahrhundert heraus. Erwähnt seien noch die Beiträge von Jürgen Miethke (»Politische Theorie und die »Mentalität« der Bettelorden«), Klaus Arnold (»Mentalität und Erziehung – Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechtersphären als Gegenstand der Sozialisation im Mittelalter«) und Rudolf Sprandel (»Geschichtsschreiber in Deutschland 1347–1517«). *G. Fritz*

Zisterzienser in Franken. Das alte Bistum Würzburg und seine einstigen Zisterzen. Hrsg. von Wolfgang Brückner und Jürgen Lenssen. Würzburg: Echter, 1991. 132 S., Abb., Farbtafeln

Die Erinnerung an den 900. Geburtstag des Bernhard von Clairvaux, den großen Kirchenpolitiker und Mystiker des Hochmittelalters, veranlaßte neben zahlreichen Veröffentlichungen und Ausstellungen über den Orden der Zisterzienser auch diese Publikation.

Bernhard, um 1090 in der Nähe von Dijon geboren, trat in jungen Jahren in das 1098 von Robert von Molesme gegründete Reformkloster ein. Citeaux richtete sich gegen die Verfälschung des benediktinischen Ursprungs, der in seiner ganzen Strenge und Reinheit wiederhergestellt werden sollte. Vor allem Bernhards staunenswerter Dynamik ist die rasche Ausbreitung des monastischen Stils der Zisterzienser zu danken. 1135, vielleicht nochmals 1146, weilte er in Franken. Als erstes Kloster des Zisterzienserordens rechts des Rheins wurde Ebrach 1127 gegründet. Es folgten so bedeutende Klöster wie Bildhausen, Bronnbach, Schöntal oder Heilsbrunn. Das von Wolfgang Brückner und Jürgen Lenssen sorgfältig edierte Buch informiert in angemessener Ausführlichkeit über die Kloster- und Bauge-schichte der Zisterzen in Franken. Einführende Aufsätze behandeln spezielle Aspekte zisterziensischer Geschichte und Kultur im Bistum Würzburg. Beachtung finden vor allem die Frauenklöster. In unserem Berichtsgebiet sind dies Frauental, Gnadental und Lichtenstern. Ernst-Günter Krenig behandelt die rechtlichen Voraussetzungen und Organisationsformen der Frauenklöster in Franken, Elisabeth Schraut berichtet über Aspekte des Lebens der Nonnen, Wolfgang Brückner stellt die Bauten der fränkischen Frauenzisterzen vor und Winfried Schenk zeigt am Beispiel der Klöster Ebrach und Frauenthal, wie die Zisterzen unsere Kulturlandschaft geprägt haben.

E. Göpfert

Hans-Jürgen Goertz: Pfaffenhaß und groß Geschrei. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517–1529. München: Beck, 1987. 300 S.

Der Hamburger Sozial- und Wirtschaftsgeschichtler Hans-Jürgen Goertz untersucht in dem vorliegenden Buch die zwölf ersten, wegweisenden Jahre der Reformation des 16. Jahrhunderts. In insgesamt 10 Kapiteln werden Voraussetzungen, Ablauf und Deutungen des Zeitabschnitts durchleuchtet. Dabei bringen die vier ersten Kapitel (»I. Krisen und Reformen im späten Mittelalter«, »II. Die Anfänge der Reformation im Antiklerikalismus«, »III. Der Kampf eines ›Riesen‹ oder der ›junge Luther‹«, »IV. Der frühe Lauf der reformatorischen Botschaft«) inhaltlich kaum Neues, sind aber eine griffige Zusammenfassung der allgemeinen Lage vor und um 1517. Reizvoll ist der im Kapitel V (»Reichsstadt und Reformation«) gezogene Vergleich. Am Beispiel der Reichsstädte Nürnberg, Zürich und Mühlhausen/Thüringen wird einmal mehr deutlich, wie uneinheitlich derselbe historische Prozeß in verschiedenen Städten verlaufen konnte (Uneinheitlichkeit und Unvergleichbarkeit als Grundzug mittelalterlicher Stadtgeschichte ist mittlerweile ein allgemein anerkanntes Phänomen). In Nürnberg übten radikale Kleinbürger einen merklichen Einfluß auf die Reformation aus, was bei den einflußreichen Großbürgern zwar einerseits für eine Beschleunigung des reformatorischen Prozesses sorgte, andererseits aber gerade eine Zügelung und Indienstnahme der Reformation für eigene Zwecke zur Folge hatte. Zürich wurde mit der Gestalt Ulrich Zwinglis tonangebend für weite Teile des südlichen Reichsgebiets. Mühlhausen, zu Beginn des 16. Jahrhunderts sowieso schon jenseits des Zenits seiner Bedeutung, erlebte die Reformation als Vertiefung der Krise und schließlich als Katastrophe: Die Stadt geriet unter den Einfluß Thomas Müntzers und verlor als Folge seines Untergangs 1525 sogar ihre Reichsfreiheit. Goertz stellt bei seinem Vergleich der drei Städte auch ein Ursachenbündel zusammen, das seiner Ansicht nach erklärt, warum überhaupt die Reformation in manchen Reichsstädten erfolgreich, in anderen aussichtslos sein konnte. Es käme darauf an, dieses Modell anhand weiterer, konkreter Beispiele zu überprüfen (etwa Schwäbisch Hall und Schwäbisch Gmünd). In weiteren Kapiteln geht Goertz auf den Bauernkrieg (»VI. Der revolutionäre Kampf des kleinen Mannes«) und auf die verschiedenen theologischen Alternativen (»VII. Radikale Reformation«, d. h. Müntzer, die Täufer und die sog. »Schwarmeister«) ein. Von ähnlicher Bedeutung ist Kap. VIII (»Reformation und Politik im Reich«). Kap. IX (»Die revolutionäre Dynamik reformatorischer Bewegungen«) befaßt sich mit der theoretischen Diskussion um die Frage, inwieweit die Reformation Teil einer »frühbürgerlichen Revolution« oder einer »Gemeindereformation« gewesen sei. Goertz arbeitet heraus, daß gerade diejenigen, die im Sinne der These von der »frühbürgerlichen

Revolution« von der Reformation profitiert hätten (»Kaufleute, Verlags- und Bankherren, weltliche und geistliche Landesfürsten«) von dieser Revolution gar nichts wissen wollten, und daß umgekehrt die Reformatoren selbst oft scharf Position gegen die im marxischen Sinne »fortschrittlichen« Wirtschaftsformen dieser Gruppen bezogen. Ebenso wendet sich Goertz gegen Blickles Theorie von der »Gemeindereformation«, die nicht auf Deutschland insgesamt anwendbar sei. Anstelle des marxistischen Modells und dem Modell Blickles entwirft Goertz angelehnt an einen Kriterienkatalog Joachim Raschkes ein eigenes »Modell religiös-sozialer Bewegungen«. Ein abwägendes, gegenüber vorschnellen Urteilen und Kategorisierungen skeptisches Kapitel X (»Die Ambivalenz einer Epoche«) beschließt das Buch. Insgesamt liefert Goertz einen auch sprachlich gut lesbaren Überblick über die wesentlichen Probleme der von ihm behandelten Zeit. Insbesondere für Studenten, die einen überschaubaren Einstieg in die Fragen der frühen Reformationszeit suchen, wird das Buch gute Dienste leisten.

G. Fritz

Wolfgang Lipp: Der Weg nach Santiago. Jakobuswege in Süddeutschland. – Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, 1991. – 229 S., 16 Bildtaf.

Verkehrte Welt: ein evangelischer Pfarrer begibt sich auf die Suche nach Stationen und Relikten der Jakobuswallfahrt, eines ehemals integralen Bestandteils der mittelalterlichen Glaubenswelt. Das Buch, das dabei herauskam, ist als historisch-kulturelle Orientierungshilfe für diejenigen gedacht, die die einstigen Haupttrouten der Jakobuspilger auf deutschem Boden (insgesamt sechs) zu Fuß, auf zwei oder auch auf vier Rädern kennenlernen möchten. Das Resultat dieser Spurensuche ist allerdings für den an historischen Zusammenhängen und Einsichten interessierten Leser trotz einer ungeheuren Fülle von Fakten wenig befriedigend. Die rund 200 Seiten des Hauptteils enthalten nicht weniger als 900 Ortsbeschreibungen, in denen ein wahres Stakkato von Namen und Daten, überwiegend zur Baugeschichte der Kirchen, auf den Benutzer niederprasselt. Texte, die der geistig-seelischen Erbauung des modernen Pilgers vor Ort dienlich wären, fehlen ebenso wie Hinweise, die sich seinem leiblichen Wohl widmen (Was und wo ißt er am besten in der betreffenden Gegend? Wo übernachtet er?)

Seine stärksten Momente hat das Buch in seinem Vorwort wie auch in der Nachbetrachtung, in denen die Pilgerfahrt als »Metapher für das Leben« (S. 18f.) und als Ausdruck der spirituellen Einheit des mittelalterlichen Europa (S. 277f.) gedeutet und erläutert wird. Merkwürdig getrübt wird die Lesefreude dabei durch eine Anzahl orthographischer Ausrutscher, die, Gott sei's geklagt, wohl nicht nur dem Druckfehlerteufel anzulasten sind. Ansprechend gestaltet und mit hohem drucktechnischen Aufwand hergestellt wurde der Bildteil, mit zahlreichen Jakobusdarstellungen aus dem süddeutschen Raum.

Wolfgang Lipp's Unterfangen, einen weithin in Vergessenheit geratenen Bereich der europäischen Kulturgeschichte neu zu beleuchten, kann man nur begrüßen. Ob er sich dabei für die richtige, also eine möglichst adressatenfreundliche Konzeption entschieden hat, darf indes bezweifelt werden. Der Anspruch auf Vollständigkeit hat hier ein Buch entstehen lassen, dessen großem Herzen leider die Seele fehlt.

H. Kohl

Ernst Klee: Persilscheine und falsche Pässe. Wie die Kirchen den Nazis halfen. – Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1991. – 191 S., zahlr. Abb.

Ernst Klee, Verfasser zahlreicher Studien zur Sozialgeschichte der Bundesrepublik und Autor verschiedener kirchenkritischer Fernsehdokumentationen, geht in diesem Buch der Frage nach, wie die beiden deutschen Kirchen nach 1945 mit den NS-Tätern umgingen. Die am Karfreitag des Jahres 1991 ausgestrahlte Fernsehsendung gleichen Titels, die der Veröffentlichung des Buches vorausging, hatte bei Kirchenvertretern heftige Reaktionen ausgelöst. Überraschend war dies nicht, hatte Klee doch bereits in früheren Publikationen die Rolle der Kirchen im Dritten Reich in einem Licht dargestellt, das so gar nicht dem entsprach, was sich bis dahin zum weithin akzeptierten Geschichtsbild verfestigt hatte: die

Kirchen als Opfer, als Gegner, allenfalls als Mitläufer des NS-Regimes, Institutionen, die, dadurch daß sie Distanz zum NS-Staat gewahrt hatten, nach 1945 mit Recht den Anspruch auf eine geistig-moralische Erneuerung erheben konnten.

Klees Nachkriegskirche ist eine völlig andere: eine Kirche, die Verbrechen verharmloste oder leugnete, eine Kirche, deren Vertreter die Nähe zu den Tätern suchten – bei gleichzeitiger Ferne zu den Opfern, eine Kirche, deren Feindbilder dieselben waren wie diejenigen der Nationalsozialisten, deren Führer mit jenen »das Menschenbild über Kranke, Behinderte, Homosexuelle, Zigeuner, Polen, Russen und Juden teilten«. Klee attestierte Kirchenführern und Nationalsozialisten somit Geistesverwandtschaft: »Sie waren Kumpane im Geiste.« (S. 153) Spätestens an dieser Stelle stellt sich der mittlerweile hinlänglich bekannte Klee-Effekt ein: Empörung auf seiten der Amtskirche, im antikerikalen Lager dagegen Beifall. Ein Buch wie dieses, das seine Leserschaft derart stark polarisiert, macht es einem Rezensenten nahezu unmöglich, in einer Besprechung den eigenen Standpunkt außer acht zu lassen. Doch gibt es möglicherweise auch andere Leser, die es als ärgerlich empfinden, daß Klee den Kirchen im Umgang mit der NS-Vergangenheit durchweg unlautere Motive unterstellt. So stellt das Fuldaer Hirtenwort der katholischen Bischöfe vom August 1945 für ihn lediglich eine Art Pflichtübung dar, auch das Stuttgarter Schuldbekenntnis der Evangelischen Kirche war nach Klee nicht mehr als eine halbherzige Goodwill-Aktion zur Besänftigung der Siegermächte (S. 15). Darüber hinaus schwingt in etlichen Passagen des Buches ein penetrant wirkender suggestiver Unterton mit, der in Form eines unterschwelligen »J'accuse« Einzelpersonen und Institution gleichsetzt. Ein Beispiel: Der österreichische Bischof Alois Hudal, bis 1952 Rektor des Priesterkollegs »Collegio Teutonico« in Rom, verhalf nach Kriegsende als offenbar unbelehrbarer NS-Sympathisant zahlreichen NS-Verbrechern zur Flucht, zumeist nach Südamerika (unter ihnen befand sich beispielsweise Franz Stangl, ehemaliger Kommandant der Vernichtungslager Sobibor und Treblinka). Hudal veröffentlichte später eine Selbstbeziehungsbiographie, weshalb er heute »gerne als Einzeltäter dargestellt wird« (S. 33). Er starb im Jahr 1963. Dazu Klee: »Seine Grabstätte befindet sich auf dem Deutschen Friedhof »Campo Santo Teutonico«, direkt am Petersdom.« (S. 50) Diese Äußerung, gesehen im Kontext der Kleeschen Argumentation, legt die Vermutung nahe, daß es dem Autor hier möglicherweise um mehr als eine bloße Ortsangabe geht.

Gewiß: Klee vermeidet offene Polemik, die Exaktheit seiner Recherche, abgesichert durch die respektinflößende Zahl von 450 Anmerkungen, steht außer Zweifel. Und doch begleitet die Lektüre der zwölf (!) Kapitel ein gewisses Unbehagen: Die Kirchen, nicht mehr als ein gigantisches Vertuschungskartell, dessen Agenten in selbstgefälliger und heuchlerischer Manier mit den Tätern paktierten! War das alles? Zu sehr fühlt man sich bei Klees Beweisführung an die Methoden des sogenannten Enthüllungsjournalismus erinnert, Zwischentöne sucht man vergeblich. Allerdings darf eines nicht vergessen werden: Im Hintergrund steht ein Massenmord an Millionen von Menschen. Angesichts der Einzigartigkeit dieses ungeheuerlichen Verbrechens nimmt sich die Forderung nach Ausgewogenheit vielleicht doch etwas zweifelhaft aus. Insofern täte man Klee wohl auch unrecht, würde man sein Buch als eine Darstellung der kirchlichen Vergangenheitsbewältigung betrachten, die einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Wer diese sucht, wird sich anderweitig orientieren müssen

H. Kohl

3. Archäologie

Rüdiger Krause: Vom Ipf zum Goldberg. Archäologische Wanderungen am Westrand des Rieses. (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 16). – Stuttgart: Theiss, 1992. – 157 S., zahlr. Abb.

Die Eröffnung des über die Gemarkungen der Stadt Bopfingen und der Gemeinden Riesbürg und Pflaumloch im Ostalbkreis verlaufenden archäologischen Weges im Mai 1992 bot

Gelegenheit zu einer den aktuellen Forschungsstand berücksichtigenden Darstellung einer Region, der die Archäologie längst außergewöhnliche Erkenntnisse verdankt. Dies trifft sowohl für die neolithischen Siedlungen auf dem Goldberg, für die bronze- und eisenzeitlichen Befestigungen auf dem Ip, als auch die römischen Limesanlagen bei Oberdorf und Trochtelfingen zu. Der zeitliche Bogen in dem handlichen Führer spannt sich indessen von den bereits 1908 entdeckten berühmten mesolithischen Schädelbestattungen aus der »Großen Ofnet« am westlichen Riesrand bis zur staufischen Reichsburg Flochberg und zum öttingischen Hauskloster Kirchheim. Mit instruktiven Plänen und Fotos werden die Berichte über die in jüngster Zeit vorgenommenen Ausgrabungen veranschaulicht. Ihre Ergebnisse sind – zusammen mit bemerkenswertem Fundmaterial – großenteils in den erst vor wenigen Jahren in Bopfingen und Goldburghausen neu eingerichteten Museen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. – Die hervorragend ausgestattete Broschüre enthält eine Würdigung des »Pioniers« der archäologischen Grabungstechnik in Württemberg, Friedrich Maurer, aus der Feder von Landeskonservator Professor Dr. Dieter Plank. *M. Akermann*

4. Landeskunde

R Geschichte Württembergs in Bildern: 1083–1918 Hrg. von Hans-Martin Maurer u. a. – Stuttgart; Berlin; Köln; Kohlhammer, 1992 – 324 S., zahlr. Abb.

Dieser Bildband versteht sich laut Aussage seiner Autoren als Ergänzung zu dem 1984 von Robert Uhland herausgegebenen Band »900 Jahre Haus Württemberg«. Bilddokumente aus der Geschichte des Hauses Württemberg stehen folglich im Vordergrund. Wichtige Vertreter dieses Herrscherhauses werden in kurzen Texten, die die einzelnen Abbildungsteile verbinden, vorgestellt. Dabei wurden neueste Forschungsergebnisse einbezogen, so etwa zur Herkunft des württembergischen Grafengeschlechts. Dennoch wäre es verfehlt, in diesem Werk ausschließlich eine Wiederbelebung der Personen- und Herrschaftsgeschichte früherer Zeiten zu sehen, bietet es doch gleichzeitig eine Fülle von Bildmaterialien zur Verfassungs-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, wobei die Numismatik einen besonderen Platz erhielt. Schon nach wenigen Seiten gewinnt der Leser den Eindruck, daß sich das Autorenteam seiner Aufgabe mit großer Bravour entledigt hat. Dies wird unter anderem an der Liebe zum Detail deutlich, die hier in einer bibliophilen Besonderheit ihren Ausdruck findet: Scheinbar beiläufig wurden in die weißen Leerflächen etliche vignettenartige, in zartem Blau gehaltene Ornamente eingestreut, die – man merkt es erst bei näherem Betrachten – das jeweilige Bild anschaulich ergänzen, inhaltlich vertiefen, bisweilen auch liebevoll verfremden. Diese Verzierungen bilden somit einen dezenten optischen Kontrast, sie geben dem Buch etwas Leichtes, einen Anflug spielerischer Eleganz, ja mitunter scheinen sie sich wie ein Schleier über die vermeintliche Wahrheit der Bilder zu legen.

Man kann nicht umhin: Es ist ein Buch, das den lesenden Betrachter mit jeder Seite stärker in seinen Bann zieht. Die Konzeption, vom 1987 verstorbenen Robert Uhland entworfen, hat etwas Durchdachtes und Wohlausgewogenes, Eigenschaften, die mit der in der Ausführung geleisteten Feinarbeit in perfektem Einklang stehen. Auch das Format kann in seiner Handlichkeit als vorbildlich gelten. Der landesgeschichtlich interessierte Leser legt dieses Buch nur ungern wieder aus der Hand.

Doch, und dies sei bei allem Lob angemerkt, scheint den Verfassern bei der Bewältigung ihrer großen Aufgabe der eine oder andere kleine Lapsus unterlaufen zu sein; beispielsweise dieser: Die Bildunterschrift der Haller Schützenseibe (S. 239) weist einige Ungenauigkeiten auf. Dargestellt ist dort nicht die Huldigungsfeier (diese fand erst zwei Monate später, am 6. November, dem Geburtstag des Herzogs statt) sondern die militärische Besitzergreifung. Sie erfolgte am 9. September 1802 (wie der Abbildung dank ihrer ausgezeichneten Qualität bei genauem Hinsehen auch zu entnehmen ist) und nicht, wie von den Autoren angegeben, 1803. Tant pis.

Was dieses Buch aus der Masse herausragen läßt, ist eine Qualität, die man bei vielen modernen Büchern heutzutage vermißt: Es hat das rechte, mithin menschliche Maß. Man ist geneigt, seiner Darstellung das unzeitgemäße Prädikat »vornehm« zu verleihen. Denn: Adel verpflichtet – eben auch denjenigen, der sich seiner annimmt.

H. Kohl

Dieter Stievermann: Landesherrschaft und Klosterwesen im spätmittelalterlichen Württemberg. Sigmaringen: Thorbecke, 1989. 336 S.

Die vorliegende Schrift ist eine 1986/87 angenommene Tübinger Habilitationsarbeit. Ihren besonderen Wert gewinnt sie dadurch, daß Stievermann das komplizierte Beziehungsgeflecht zwischen Staat und Klöstern zusammenfassend aufarbeitet. Gerade im Fall Württemberg handelt es sich bei diesem Thema bekanntlich nicht um eine Marginalie, sondern um ein zentrales Problem im spätmittelalterlichen Staatwerdungsprozeß – schließlich waren im 16. Jahrhundert 14 Mannsklöster dem Herzogtum untertan. Etwa ein Drittel des württembergischen Staatsgebiets war Klosterterritorium.

Der Verfasser zieht sämtliche württembergischen Klöster in seine Überlegungen mit ein, die Mönchs- und die Nonnenklöster und die Stifte, die eine Sonderposition einnehmen. Er gliedert seine Arbeit in drei Teile: Voraussetzungen und Rahmenbedingungen territorialer Klosterpolitik im späten Mittelalter – Grundlagen und Umfeld der württembergischen Klosterherrschaft im Spätmittelalter – Die Klöster im württembergischen Territorialstaat des 15. Jahrhunderts. Dabei ist keines der Resultate Stievermanns umwälzend neu. Manches von dem, was er schreibt, konnte man für verschiedene Einzelklöster schon andernorts nachlesen. Neu ist allerdings die Gesamtschau. Einen derart umfassenden Überblick hat es noch nicht gegeben.

Stievermann unterstreicht, daß es im Territorialisierungsprozeß für die Klöster gar keine Alternative dazu gab, als sich einen starken Schutzherrn – Württemberg – zu suchen, der zu handfestem, oft militärischem Schutz auch in der Lage war. Die Bestrebungen vieler Klöster, mehr Bewegungsfreiheit gegenüber dem württembergischen Vogt zu wahren, hatten deshalb von Beginn an fragwürdige Erfolgsaussichten, und tatsächlich waren letztlich auch nur die wirtschaftlich starken und geographisch abseits der württembergischen Machtzentren liegenden Klöster Ellwangen und Zwiefalten in der Lage, sich einen eigenen Weg ohne Württemberg zu bahnen. Der Schutz durch Württemberg brachte diesem vielfältige Möglichkeiten, sich in die inneren Angelegenheiten der Klöster einzumischen und diese stufenweise in die württembergische Herrschaft zu integrieren.

Insgesamt ist Stievermanns Überblick einleuchtend und beeindruckend. Zweifellos ist ein Standardwerk entstanden. Andererseits ist es bei den vom Verfasser zu bearbeitenden riesigen Quellenmassen, die oft schon für ein Einzelkloster schwer überschaubar sind, unvermeidbar, daß manche Details zweifelhaft sind oder die eine oder andere generalisierende Aussage für den Spezialfall doch nicht zutrifft. Wir nennen zu den Details folgenden Fall: Stievermann ordnet den Murrhardter Abt Wilhelm Egen wegen dessen prowürtembergischer Haltung dem gleichnamigen Schorndorfer Geschlecht zu. Uns scheint es angesichts der engen Murrhardter Verbindungen nach Schwäbisch Hall plausibler, ihn den Haller Egen zuzuweisen, zumal Wilhelm Egen eindeutig das Wappen der dortigen Egen führt. Zu den generalisierenden Aussagen Stievermanns sei darauf hingewiesen, daß der »würtembergische Wirtschaftsraum« und »die Einschließung der klösterlichen Besitzlandschaften in den württembergischen Machtbereich wie auch die zunehmende Bedeutung territorial verankerter Schichten in den Konventen« keineswegs immer von Ausschlag gewesen sein müssen, um ein Kloster nach Württemberg zu integrieren. Während z. B. alle diese Faktoren für das Stift Backnang zutreffen, kann man das für das Kloster Murrhardt keineswegs sagen. Murrhardt lag eindeutig nicht im württembergischen Wirtschaftsraum – im Gegenteil, es war Richtung Hall orientiert –, es grenzte zwar z. T. an württembergischen Besitz, war aber nicht entfernt von ihm umschlossen und die territorial in Württemberg verankerten Schichten sind im Konvent so eindeutig auch nicht nachzuweisen bzw. erst im

16. Jahrhundert (auch wenn Württemberg zweifelsohne Parteigänger im Konvent gefunden hat). Uns scheint für das genannte Kloster ein anderer Faktor mindestens ebenso gewichtig zu sein: Württembergs Vorgänger als Vögte, die Löwensteiner, hatten bereits so gründliche Vorarbeit bei der Einengung der klösterlichen Eigenständigkeit geleistet, daß Württemberg auf einer soliden Basis aufbauen konnte.

G. Fritz

R Axel Kuhn (Hrsg.): *Volksunruhen in Württemberg 1789–1801 (Aufklärung und Revolution. Beiträge zur Geschichte des bürgerlichen Zeitalters. Band 2)* – Stuttgart: Frommann-Holzboog, 1991. 369 S.

Die hier veröffentlichten Aufsätze (insgesamt elf) entstanden im Rahmen eines Projektseminars der Universität Stuttgart. Es handelt sich dabei um lokale Studien, in denen deutlich wird, daß das Jahrzehnt nach 1789 auch in Württemberg eine bewegte Zeit war. Sie brachte soziale Unruhen und politische Bewegungen mit sich, deren sich die Obrigkeit häufig nur mit militärischen Mitteln zu erwehren wußte.

In den Beiträgen kommt ein breites Spektrum aufrührerischer Handlungen zum Vorschein: Beschwerden über korrupte Beamte, Forst- und Jagdexzesse (hier vor allem das Hasenschießen), Zukunftskonflikte (am Beispiel des Auszugs der Stuttgarter Schuhmachergesellen nach Esslingen und ihrer gewaltsamen Rückführung), die Weigerung von Bürgern, dem Landesherrn zu huldigen (wie im badischen Pforzheim) bis hin zu den Aktivitäten eines geheimen Jakobinerklubs (in Nagold). Die Auseinandersetzungen verliefen in der Regel unblutig, die Anführer wurden zumeist auf den Hohenasperg verfrachtet, wie einige Jahre zuvor Schubarth, dem das Buch anlässlich seines 200. Todestages gewidmet wurde.

In oft mühevoller Archivarbeit wurden diese Vorgänge von den Autoren teilweise akribisch rekonstruiert. Dabei lassen sich auf seiten des Staates die immer wieder gleichen Reaktionsmuster erkennen: Die Ereignisse werden als »Unbotmäßigkeiten« oder »Widersetzlichkeiten« eingestuft; die Obrigkeit vermeidet es somit, dem Geschehen einen politischen Rang einzuräumen. Von der Justiz wird mit zweierlei Maß gemessen: harte Strafen für Aufwiegler, die inkriminierten Staatsdiener hingegen kommen vergleichsweise glimpflich davon. Trotz der zweifellos gegebenen politischen Brisanz gehen die Autoren dieses Sammelbands nicht so weit, in diesen Geschehnissen gleichsam Symptome einer bislang verkannten revolutionären Bewegung zu sehen. Hierzu fehlte in Württemberg eine wesentliche Voraussetzung, die in Frankreich der aufgestauten Unzufriedenheit den revolutionären Impetus gegeben hatte, nämlich »die Verbindung des mannigfaltig vorhandenen Protestpotentials mit dem politischen Machtwillen des aufgeklärten Bürgertums«. (Kuhn, S. 34)

Erfreulich an diesem Buch ist der hohe Anteil weiblicher Autoren (nämlich sechs); auch der – weitgehend durch die Art des Aktenmaterials vorgegebene – Erzählton der meisten Beiträge fällt angenehm auf. Doch hätte man sich zur rascheren Orientierung häufiger (nicht nur wie im Falle Nagold) den Service einer abschließenden, exzerptartigen Zusammenfassung gewünscht.

In einem der Aufsätze wird selbstkritisch vermerkt, daß Geschichte immer nur ein vom fragenden Aspekt gesteuertes Konstrukt sein könne. Selten kommen die Handelnden selbst zu Wort, auch in diesem Fall habe man nur Bilder aus offiziellen Protokollen ans Licht bringen können. Weiter heißt es dort: »Die Geschichte, die wir schreiben, ist das Realisat des sich wendenden Gedankens.« (Goelz, S. 78) Ein Satz, über den nachzudenken sich lohnt.

H. Kohl

R *Aufbruch und Entsagung. Vormärz 1815–1848 in Baden und Württemberg.* Hrsg. von Otto Borst. – Stuttgart: Theiss, 1992. 511 S., zahlr. Abb.

Der etwas altfränkisch anmutende Titel kann nicht darüber hinwegtäuschen: bei diesem Buch handelt es sich um eine der wichtigsten landesgeschichtlichen Publikationen der letzten Jahre. Es will den Anfang machen zu einer Bestandsaufnahme, der »Besichtigung« eines Zeitalters, das weithin als retardierendes Moment im Schauspiel der Geschichte gilt und

daher auf dem Markt der historischen Themen nicht sehr hoch im Kurs steht. Die Vormärzepoche, arm an politischen Großereignissen und geprägt von einem Lebensgefühl, das man später mit dem Etikett »Biedermeier« versah, bietet dem jungen, ambitionierten Historiker demgemäß nur ein Minimum an Möglichkeiten, durch Freilegung neuer Einsichten oder Neuauslegung alter Ansichten von sich reden zu machen. So ist es vermutlich kein Zufall, daß sich in diesem Band vornehmlich das historische Establishment zu Wort meldet (es dominieren die Lehrstuhlinhaber). Über die Hälfte der Aufsätze befaßt sich dabei mit kulturgeschichtlichen Fragestellungen, ebenfalls nichts Ungewöhnliches für eine Zeit, der man den Primat des Politischen nur schwerlich als Zwangskorsett überstülpen kann (übrigens ein Kleidungsstück, das der heutige Historiker als moderner Zeitreisender stets im Gepäck mitführt).

In der kurzen Einführung betont der Herausgeber, daß man bewußt auf eine thematische Homogenität verzichtet habe. Dennoch entfaltet sich in den Beiträgen ein facettenreiches Bild, das die Attribute »dumpf« oder »bleiern«, die dem Vormärz nur allzu gern angehängt werden, reichlich fragwürdig erscheinen läßt. Dabei offenbart sich ein dualistisches Grundmuster als zeittypisch, eine gesellschaftliche Konstellation, in der sich bei (verordneter) politischer Stagnation das Streben nach Fortschritt zwangsläufig auf die Ebene der Kultur verlagert. Diese wird – wie ein halbes Jahrhundert später in Rußland – zum Forum des gesellschaftlichen Diskurses. Dieser Diskurs muß sich freilich weitgehend mit Nuancen begnügen, mehr läßt die politische Großwetterlage im allgemeinen nicht zu. Und doch: in einer solchen Situation gerät selbst Schweigen zu einer beredten Form politischer Stellungnahme, wenn etwa, wie im Jubeljahr 1841, keiner der schwäbischen Dichterheroen die Feder zu einem Huldigungsgedicht spitzt. Gleichwohl bricht sich in der Kultur auch Neues Bahn, so beispielsweise in der Exegese eines David Friedrich Strauß, der Geschichtsschreibung eines Wilhelm Zimmermann, oder auch in der Popularisierung des Kulturguts Musik durch Silcher.

In unendlich vielen Variationen kommt in den einzelnen Aufsätzen immer wieder das Janusköpfige dieser Epoche zum Vorschein, der sich anbahnende »Weltriß, das Lebensproblem dieses Jahrhunderts« (Th. Nipperdey). Zuweilen verdichtet es sich in einzelnen Persönlichkeiten wie Mörrike, in dessen »frohesten Gedichten sekundenschnell tödlicher Schatten aufziehen und die Rede von »dämonischer Stille« sein kann.« (Borst, S. 33)

Wenn man dem Buch überhaupt etwas vorwerfen kann, so vielleicht dies: es löst sein im Untertitel gegebenes Versprechen nur unzureichend ein. Bei näherem Hinsehen stellt man fest, daß der badische Landesteil, vor allem im kulturellen Bereich, merkwürdig blaß bleibt. So steht Johann Peter Hebel gegen die übermächtige schwäbische Dichterphalanx allein auf weiter (badischer) Flur. Auch sonst befinden sich die hier beleuchteten Schauplätze vorwärtlichen Kulturschaffens nahezu ausschließlich im schwäbischen Landesteil. Theologie: Tübingen; Geschichtsschreibung: Tübingen; Musik: Tübingen; studentisches Leben: Tübingen; Frauen: Württemberg; Malerei: Biberach. Selbst der »Ersatzweg Hellas« (L. Mygdalis, leider mehr Materialsammlung als echte historische Analyse) wird in diesem Band, exemplifiziert am Stuttgarter Griechenhilfeverein, zu einer primär württembergischen Angelegenheit.

Der von Borst eingestandene Mangel an Homogenität, dies der Gesamteindruck, liegt weniger auf der inhaltlich-thematischen Ebene als vielmehr im konzeptionell-methodischen Bereich, in dem es an Klarheit darüber zu mangeln scheint, wie eine baden-württembergische Landesgeschichte dereinst aussehen könnte. Auch der vom Handbuch der baden-württembergischen Geschichte im jüngst erschienenen Band 3 beschrittene Weg, nämlich der einer kalten Mechanik des Proporz, wirkt wenig überzeugend (womit wohlgermerkt keinerlei Kritik an der inhaltlichen Qualität der Beiträge geübt werden soll!). Noch scheint hier nicht zusammengewachsen, was seit vierzig Jahren zusammengehört.

H. Kohl

Thomas Schnabel: Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer, 1986. (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württemberg; Bd. 13). 731 S.

Thomas Schnabel, Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg, bearbeitet den im Titel genannten Zeitraum nach den Kriterien, die man aus seinen anderen Veröffentlichungen kennt. Kernstück seiner Arbeit sind minutiöse Wahlanalysen für jede der zwischen 1928 und 1945/46 stattgefundenen Wahlen, und zwar Wahlen auf allen Ebenen: Kommunal-, Landtags- und Reichstagswahlen. Sogar Sonderwahlen wie etwa die zu den Landwirtschaftskammern finden Berücksichtigung. Um die Wahlanalysen herum gruppieren sich Aussagen zu den jeweiligen Hauptproblemen des politischen Lebens. Für die Zeit des 3. Reiches haben Wahlen naturgemäß praktisch keine Bedeutung (obwohl Schnabel auch die Scheinwahlen der NS-Zeit mit einem eigenen Kapitel beleuchtet); für die NS-Zeit stehen dann andere Aspekte im Vordergrund. Es handelt sich dabei um so wichtige Themen wie die Ausschaltung der Parteien, die Rolle der Gemeinde- und Landräte, der Kirchen, der Presse und – unvermeidlich – die Judenvernichtung. Die beiden letzten Kapitel Schnabels befassen sich mit den Monaten unmittelbar nach Kriegsende und den damals erfolgten Weichenstellungen. Da die Spannweite des Buches ausgesprochen groß ist, muß Schnabel für ganz Württemberg repräsentative Beispiele herausgreifen. Er wählt dafür als städtische Zentren in Nordwürttemberg Heilbronn, in Südwürttemberg Reutlingen, als evangelisch-agrarischen Bezirk das Oberamt bzw. den Landkreis Hall und als katholisch-agrarischen Bezirk das Oberamt bzw. den Landkreis Wangen. Der Ertrag des Buches ist überwältigend, denn erstmals wird – nachdem es zuvor allenfalls lokale Untersuchungen gab – die Zeit der späten Weimarer Republik, des 3. Reiches und der frühen Nachkriegszeit landesweit und inhaltlich umfassend dargestellt. Daß damit ein Standardwerk vorliegt, steht außer Frage. Daß endlich auch wenig beleuchtete und so gut wie unbekannte Themenkreise aufgehell werden, ist ein besonderes Verdienst des Buches – wir nennen nur das merkwürdige, ausgesprochen spannungsgeladene Verhältnis zwischen NSDAP und konservativ-deutschnationalen Gruppierungen (Bauern- und Weingärtnerbund, Stahlhelm) zu Beginn der NS-Zeit oder den bildungspolitisch und sozialgeschichtlich hochinteressanten Streit um die Einführung einer überkonfessionellen »Deutschen Volksschule«. Die beiden letzten Beispiele mögen zeigen, daß auch für künftige Einzeluntersuchungen auf lokaler und regionaler Ebene Schnabels Werk ein unabdingbarer Einsteiger und eine solide Arbeitsgrundlage sind. *G. Fritz*

Peter Brandt und Reinhard Rürup: Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19. Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution. Hrsg. v. d. Stadtarchiven Karlsruhe und Mannheim. Sigmaringen: Thorbecke, 1991. 192 S.

Im Jahre 1980 hatten die beiden Autoren eine Edition der Quellen zur badischen Revolutionsgeschichte 1918/19 (»Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19«) herausgegeben. Was nun mit elf Jahren Verspätung auf den Markt kommt, sollte ursprünglich nichts anderes sein als die separate Herausgabe der Einleitung der damaligen Quellenedition. Brandt und Rürup haben die alte Einleitung jedoch so stark überarbeitet und insbesondere erweitert, daß im Grunde eine ganz neue Publikation vorliegt.

Was den Band im Gegensatz zur Einleitung der alten Quellenedition insbesondere auszeichnet, sind die zahlreichen Fotos und ein umfangreicher Anhang, der in jeweils wenigen Zeilen die wichtigsten biographischen Daten zu insgesamt 166 Personen vereinigt, die in der badischen Revolution eine Rolle spielten. Damit wird es – was auch für die Neuere Geschichte von Bedeutung ist – erstmals möglich, eine Prosopographie der Revolution zu erstellen. Nicht minder wichtig ist die Möglichkeit, die Viten der Revolutionäre über die Revolution hinaus zu verfolgen.

Bei der Darstellung der Vorgeschichte der Revolution gehen die Autoren bis weit vor das Jahr 1914 zurück. In der Folge arbeiten sie die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen Badens heraus und geben der Darstellung der Eigenart der badischen Sozialdemokratie

genügend Raum. Nach einer gründlichen Abhandlung über den Krieg und seine Auswirkungen, kommt erst in der Mitte des Buches die eigentliche Revolution zur Sprache, die in einen organisatorischen und einen programmatischen Teil untergliedert wird. *G. Fritz*

Karin Baumann (Bearb.): Museen in Baden-Württemberg. Hrsg. vom Museumsverband Baden-Württemberg e. V. – Stuttgart: Theiss, 1992. – 491 S., zahlr. Farbabb.

Der 1992 in dritter Auflage erschienene »Museumsführer Baden-Württemberg« verzeichnet insgesamt 930 Museen und Sammlungen in unserem Land, was einer Steigerung von weit mehr als 100 % gegenüber den 400 in der längst vergriffenen zweiten Auflage enthaltenen Instituten gleichkommt. Dennoch ist der mit ausgezeichnetem Bildmaterial reich ausgestattete Band handlich geblieben und eignet sich vorzüglich für die Benutzung »vor Ort«. So wird er seine vom Präsidenten des Museumsverbands, Professor Dr. Harald Siebenmorgen, der im Ortskatalog (noch) als Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums in Schwäbisch Hall und (schon) als Direktor des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe firmiert, formulierte Aufgabe, »die Vielfalt und den Reichtum der Museumslandschaft im Lande ... der Öffentlichkeit zu erschließen und Anregung für künftige Museumsbesuche« zu geben, voll erfüllen. Die Aufzählung der Museen und Sammlungen erfolgt unter den in alphabetischer Abfolge aufgeführten Städte- und Gemeindefür den. Der knappen, jedoch in der Regel recht aussagekräftigen Beschreibung sind jeweils Informationen über Adresse, Öffnungszeiten, Eintrittspreise, Leitung und Trägerschaft, Publikationen, besondere Angebote und Aktivitäten u. a. vorangestellt. Ein ausführliches Sach- und Personenregister erleichtert das rasche Auffinden spezieller Themenbereiche und Sammlungsschwerpunkte in den zahlreichen Museen. Zur topographischen Orientierung erweisen sich die beiden Kartenausschnitte auf den Einschlagklappen als nützlich. Alles in allem: Ein vorbildliches Nachschlagewerk für jeden kulturgeschichtlich Interessierten! *M. Akermann*

Der Landkreis Biberach. Bd. II, Teil B. Gemeindebeschreibungen Ertingen bis Warthausen. Hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verb. mit dem Landkreis Biberach. Bearb. v. d. Abt. Landesbeschreibung des Staatsarchivs Sigmaringen. (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg). – Sigmaringen: Thorbecke, 1990. 1054 S., zahlr. Abb., 5 Karten und 1 Tabelle beiliegend.

Dem 1987 erschienenen ersten Band der Biberacher Landkreisbeschreibung – angezeigt in »Württembergisch Franken« 74/1990 – konnte der Verlag drei Jahre später den zweiten Band folgen lassen. Damit liegt ein weit über 2000 Seiten umfassendes Kompendium vor, das alle nur erdenklichen Informationen über den aus der Kreisreform der Siebziger Jahre in seinen jetzigen Grenzen hervorgegangenen oberschwäbischen Landkreis Biberach enthält. Das ehrgeizige Projekt der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, sämtliche 35 Landkreise mit ähnlich umfangreichen wissenschaftlichen Monographien auszustatten, ist damit einen entscheidenden Schritt vorangekommen. Dennoch werden noch annähernd vier Jahrzehnte verstreichen, bis unter diese beispiellose landes- und heimatkundliche Veröffentlichungsreihe der Schlußpunkt gesetzt werden kann – das kontinuierliche Fließen der erheblichen Fördermittel vorausgesetzt ... Den im vorliegenden Band enthaltenen Gemeindebeschreibungen liegt ein bewährtes festes Schema zugrunde. Sie schildern ausführlich die natürlichen Lebensgrundlagen, das heißt Geologie und Oberflächengestalt, beschreiben das Werden des heutigen Siedlungsbildes und die historisch bemerkenswerten Bauwerke. Die gegenwartskundlichen Abschnitte widmen sich der Bevölkerungsentwicklung sowie dem Erwerbsleben und der Wirtschaft. Der Abschnitt »Öffentliches Leben« handelt von den Wahlen, den Gemeindefinanzen und den kulturellen Einrichtungen. Ein weiterer Abschnitt bietet eine umfangreiche, zusammenhängende Geschichte der jeweiligen Gemeinden und Gemeindeteile. Die Verfasser greifen dabei auf die Ausführungen im Allgemeinen Teil des ersten Bandes zurück. Dies fördert das Verständnis übergreifender Zusammenhänge und vermeidet Wiederholungen durchgängiger Trends. *M. Akermann*

Der Alb-Donau-Kreis. Bd. II, Teil B. Gemeindebeschreibungen Ehingen bis Westerstetten. Hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verb. mit dem Alb-Donau-Kreis. Bearb. v. d. Abt. Landesbeschreibung des Staatsarchivs Ludwigsburg. – Sigmaringen: Thorbecke, 1992. 1064 S., zahlr. Abb. Karten, Statistik, Register u. a. in Mappe beil.

Der Neckar-Odenwald-Kreis. Hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verb. mit dem Neckar-Odenwald-Kreis. Bearb. v. d. Abt. Landesbeschreibung des Generallandesarchivs Karlsruhe. Bd. I, Teil A. Allgemeiner Teil; Teil B. Gemeindebeschreibungen Adelsheim bis Höpfingen. Bd. II, Teil B. Gemeindebeschreibungen Hüffenhardt bis Zwingenberg. – Sigmaringen: Thorbecke, 1992. 920 bzw. 868 S., zahlr. Abb. Karten, Statistik u. a. in Mappe beil.

Die Reihe der Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg konnte im Jahr 1992 durch drei gewichtige Bände fortgesetzt werden. Die Gemeindebeschreibungen des Alb-Donau-Kreises komplettieren die 1989 mit ihrem ersten Band erschienene Beschreibung dieses Landkreises. Einem »Kraftakt« von Bearbeitern und Verlag kommt die innerhalb Jahresfrist zuwege gebrachte Veröffentlichung der gesamten Beschreibung des Neckar-Odenwald-Kreises, ebenfalls im Jahr 1992, gleich. Die Gliederung der Bände folgt dem bewährten, aus den früheren Beschreibungen hinlänglich bekannten Schema. Die hohe fachliche Qualifikation der zahlreichen Autorinnen und Autoren bietet die Gewähr für wissenschaftlich exakte Aussagen innerhalb der vielschichtigen Fragestellungen, die in den umfangreichen Bänden aufgeworfen werden. Baden-Württemberg ist mit dieser neuen »Generation« der Kreisbeschreibungen auf dem besten Weg, zu dem in allen wissenschaftlichen Disziplinen besterforschten Land der Bundesrepublik Deutschland zu werden.

M. Akermann

Walter Ziegler (Hrsg.): Hohenstaufen/Helfenstein. Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen. Bd. I. 1991; Bd. II, 1992. – Weißenhorn: Konrad, 1991 und 1992. 210 bzw. 286 S., zahlr. Abb.

Das Zustandekommen des vielversprechenden Jahrbuchs geht auf die Bereitschaft des 1919 gegründeten Kunst- und Altertumsvereins Geislingen e. V. und des seit 1925 bestehenden Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen e. V. zurück, ihre bisher in unregelmäßiger Folge herausgegebenen eigenen Veröffentlichungen aufzugeben und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse aus dem ganzen Landkreis in eine neue Publikationsreihe einzubringen. Dieser Entschluß, der auf eine Initiative des Herausgebers – Kreisarchivar und Vorsitzender des Göppinger Vereins – zurückgeht, stellt die von der öffentlichen Hand und privaten Sponsoren gestützte Veröffentlichung auf eine solide finanzielle Basis und läßt auf eine kontinuierliche Erscheinungsweise hoffen. Schon die beiden ersten Bände machen deutlich, daß Herausgeber und Verlag das stereotype Erscheinungsbild der allermeisten wissenschaftlichen Jahrbücher bewußt verlassen haben: Die Bände sind fest kartoniert, die Einbände zeigen wechselnde farbige Motive, die Typographie ist – dem Brauch des Verlags entsprechend – sorgfältig gestaltet, die zahlreichen, teilweise farbigen Abbildungen sind auf Kunstdruckpapier gedruckt – Argumente, die auch den beiden Geschichtsvereinen Fernstehende zum Kauf der Bücher anregen sollen. – Unter den Aufsätzen des ersten Bandes ragt die umfangreiche Arbeit Walter Zieglers über »Daniel Straub und die Anfänge von MAG und WMF Geislingen« heraus, in der der Verfasser zahlreiche neue Forschungsergebnisse zu Leben und Werk des »zweiten Gründers« von Geislingen niederlegt. Berichte über einen frühmittelalterlichen Fund von Donzdorf und über die spätmittelalterliche Butzenscheibenproduktion in Nassachtal stammen von Uwe Groß und Walter Lang. Eine Untersuchung zur Göppinger Parteiengeschichte und ein Erlebnisbericht von einem »Westeinsatz« im Jahr 1944 runden den Aufsatzteil zur jüngeren Vergangenheit hin ab.

Im zweiten Band der neuen Reihe reichen die Themen der insgesamt zehn Aufsätze von einer pollenanalytischen Untersuchung aus dem Untergrund des Göppinger Rathauses bis zu den erst 1972 endgültig aufgegebenen Planungen für eine Kanalverbindung zwischen Fils und

Donau. Hervorgehoben seien hier die Forschungsergebnisse Günther Currles zur Biographie Helene Schubarts, der Beitrag Stefan Rohrbachers über die Auswanderung Jebenhäuser und Göppinger Juden im 19. Jahrhundert nach Amerika, die jeden »alten Göppinger« anrührende Reminiszenz an den Göppinger Schockensee von Alex Singer und Werner Runschkes wichtiger Beitrag zur einstigen Kalk-, Gips- und Zement-Produktion im Landkreis Göppingen.

M. Akermann

Franz Weber, Albrecht Gmähle: Der Fils entlang. Eine Reise durch den Stauferkreis Göppingen. – Weißenhorn: Konrad, 1992. 136 S., zahlr. Farbabb.

Der Göppinger Landrat Franz Weber hat zur Feder gegriffen und begleitet den Betrachter der großformatigen Bilder dieses Bandes sachkundig und mit dem emotionalen Engagement des in diese Landschaft Hineingeborenen durch den vom Flußsystem der Fils geprägten Landkreis Göppingen. Er preist die landschaftlichen und künstlerischen Schönheiten des »Goibatäles«, berichtet vom Hagenmark und von den »Gansloser Streichen«, wirbt für die heilkräftigen Mineralwässer im »Bälderdreieck« Boll-Ditzenbach-Überkingen, stellt der Albidylle die den Mittel- und Unterlauf des Flusses prägende »Industriegasse« von Geislingen bis Ebersbach gegenüber und bleibt schließlich am geschichtsträchtigsten Punkt dieser historisch wahrlich gesättigten Landschaft, dem Hohenstaufen – nach Uhland »aller schwäb'schen Berge schönster« – hängen. Daß Webers Hommage nach dem Bildteil in ausgezeichneten Übersetzungen ins Englische, Französische und Italienische wiederkehrt, wird die Wirkung des Buches auf ausländische Zielgruppen nicht verfehlen. – Das Ziel, auswärtige Gäste zum Besuch des Stauferkreises Göppingen zu animieren, erfüllt der Bildteil des Bandes auf vorbildliche Weise. Die Aufnahmen Albrecht Gmähles vermitteln eine ganz neue Sicht auf die Landschaftsformen, die Bau- und Kunstwerke in diesem Gebiet, wie man sie sonst aus zahlreichen Veröffentlichungen kennt. Besonders eindrücklich hat Gmähle die Menschen des ländlichen Raums bei ihrem Tagwerk erfaßt und damit Zeitdokumente einer nach und nach dahinschwindenden Epoche überliefert. Anzumerken bleibt noch die hohe Qualität der durchweg seitenfüllenden Abbildungen und die gute – verlagstypische – Ausstattung des Buches.

M. Akermann

Dieter Arzberger: Mühlen im Sechsamterland. Selb-Oberweißenbach: G. Arzberger, 1988 (= Selber Hefte 10). 335 S.

Seit mehreren Jahren spielt die Beschäftigung mit Mühlengeschichte eine zunehmende Rolle. Was von dem Selber Dieter Arzberger hier vorgelegt wird, zeigt einmal mehr, daß Mühlengeschichte endgültig das Stadium der unwissenschaftlich romantisierenden Heimatkunde verlassen hat und zu einem vollwertigen Sonderforschungsbereich an der Nahtstelle zwischen Sozial-, Kunst- und Technikgeschichte und Volkskunde geworden ist.

Arzberger handelt in vier großen Kapiteln der Geschichte der 167 Mühlen im oberpfälzischen Sechsamterland rund um die Eger (nahe der tschechischen Grenze) ab: »Funktion und Geschichte der Mühlen«, »Müllerberuf und Zunft«, »Zur Hausgeschichte einzelner Mühlen« und Anhang mit Edition der Wunsiedler Müllerordnung von 1587. Da für Baden-Württemberg ähnlich umfassende Untersuchungen fehlen – Herbert Jüttemanns Werke für die Schwarzwaldmühlen betonen weniger den sozialgeschichtlichen als primär den technischen Aspekt –, fällt es schwer, einen allgemeinen Vergleich zu ziehen. Tatsache ist, daß das technikgeschichtliche erste Kapitel zwar durchaus umfassend über die Aspekte der Mühlentechnik informiert, daß es aber den hohen Standard Jüttemanns nicht erreicht. Das zweite, sozialgeschichtliche Kapitel beschäftigt sich primär mit Fragen der Müllerzünfte, der Berufsausbildung und -laufbahn und geht auf die Rolle der Obrigkeit bei der Aufsicht über die Mühlen ein. Das umfangreiche dritte Kapitel (170 Seiten!) behandelt in alphabetischer Reihenfolge alle 167 Mühlen des Sechsamterlandes in jeweils ca. einseitigen Einzelartikeln. Dabei kommen historische und technische Aspekte ebenso zur Sprache wie eine Zusammenstellung aller bekanntgewordenen Müller. Wer weiß, wie hoffnungslos zerstreut die Quellen

zu Mühlen sind, dem ist klar, daß diese sehr verdienstvollen Mühlenartikel letztlich doch nicht mehr sein können als erste Orientierungen.

In engem Zusammenhang mit Arzbergers Hauptwerk steht seine unten angezeigte kleine Arbeit über »Die vier Bücher der Selber Müllerzunft«.

G. Fritz

5. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

2 Maria Bidlingmaier: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Mit einem Vorwort von Carl Johannes Fuchs, Nachwort und Literaturhinweisen von Christel Köhle-Hezinger sowie einem dokumentarischen Anhang. Kirchheim/Teck: Schweier, 1990 (= Nachdruck der Ausgabe von 1918 = Tübinger Staatswissenschaftliche Abhandlungen 17). 305 S., Abb.

Die Zeit des Übergangs von einer agrarisch strukturierten in die industrialisierte Gesellschaft war und ist eines der am häufigsten untersuchten Themen der Geschichtswissenschaften der letzten Jahrzehnte. Hauptpunkt der Betrachtungen sind dabei für die Sozialhistoriker die Städte mit der damals neu entstandenen Arbeiterschaft und ihren Lebensbedingungen. Daß sich dabei auch das Umfeld der nach wie vor landwirtschaftlich Tätigen grundlegend verändern konnte, wurde kaum beachtet. Für die Gegend um das mittlere Neckartal mit ihrer damaligen Bevölkerung ist jedoch gerade dies ein weitaus interessanterer Gesichtspunkt, da hier die Lebensstrukturen bis vor dem 1. Weltkrieg noch zum großen Teil durch die Landwirtschaft bestimmt wurden. Trotz der relativ großen zeitlichen Nähe – wer von uns hat nicht Fotos von Großeltern oder Urgroßeltern zu Hause liegen? – sind Sozialhistoriker und Demographen heute auf die überlieferten schriftlichen Quellen angewiesen, die sich je nach Fragestellung als mehr oder weniger geeignet erweisen. Der Blick 80 Jahre zurück kann auch heute schon nichts anderes sein als ein Versuch, die Lebenssituation der Menschen damals zu rekonstruieren und zu hoffen, daß die modernen Betrachtungsweisen den tatsächlichen Verhältnissen auch gerecht werden.

Historiker und Interessierte in Lauffen am Neckar und der Backnanger Gegend haben jetzt das Glück, eine zeitgenössische Quelle ersten Ranges über die Zeit vor dem 1. Weltkrieg zu besitzen. Es handelt sich um ein Buch, das vor kurzem neu entdeckt und publiziert wurde. Es entstand 1917 als Dissertation einer Studentin namens Maria Bidlingmaier und vergleicht das Leben der landwirtschaftlich tätigen Frauen vor und während der Industrialisierung. In Fachkreisen ist es eine Entdeckung, denn es bringt eine Fülle von wissenschaftlich aufgearbeitetem Material und Erkenntnissen über ein Thema, zu dem normalerweise die Quellen schweigen.

Bei Backnang steht Kleinaspach als Beispiel für ein Dorf, das damals noch nicht von der Industrialisierung betroffen war. Das Leben seiner Bewohner konnte noch weitgehend mit den Verhältnissen des 18.–19. Jahrhunderts verglichen werden. Das Gegenstück, Lauffen am Neckar, war damals schon längst von der Neuzeit eingeholt worden. Es lag zentral an der Bahnlinie zwischen Stuttgart und Heilbronn und besaß eine sehr hohe Bevölkerungsdichte. Maria Bidlingmaier kommt durch den Vergleich der beiden Dörfer miteinander auf die Folgen, welche die Industrialisierung auf das tägliche Leben der Frauen auf dem Land hatte.

Wie veränderte die Industrialisierung das Leben der Bäuerin im mittleren Neckarraum?

Die archaische Arbeitseinteilung in der bäuerlichen Ehe sah so aus, daß der Mann für das Feld, die Frau für das Haus zuständig war. Dies funktionierte so lange, als der Betrieb in einer bevölkerungsarmen und bodenreichen Zeit lebte, in der hauptsächlich für den eigenen Konsum produziert werden mußte. Wenn jedoch die Bevölkerung stieg, verteuerte sich der Boden, Abgaben und Bedürfnisse wuchsen, Geld wurde gebraucht. So wurde in unserer Gegend seit etwa 1850 der bäuerliche Betrieb immer mehr in die kapitalistische Wirtschaftsweise eingebunden. Im Klartext hieß das: aus einem begrenzten Stück Land mußte durch Steigerung und Mehrung von Arbeit immer mehr Ertrag und Gewinn herausgezogen

werden. Das Stichwort dafür war Intensivierung. Für Lauffen kam dafür vor allem der Weinbau in Betracht, in dem das ganze Jahr über ohne Unterbrechung neben den groben Arbeiten sehr viel feinmechanische Fertigkeiten und Kenntnisse verlangt werden. Für die Bäuerinnen bedeutete dies vermehrten Einsatz auf dem Feld, da Arbeiten, die weniger Kraft als Geschicklichkeit verlangten (das Schneiden und Biegen der Reben) den Frauen zugeordnet wurden. Diese Tendenz wurde dadurch noch verstärkt, daß die früher immer vorhandene Reserve an zusätzlichen Arbeitskräften im Zuge der Industrialisierung in die Fabriken abwanderte, so daß auf dem Land akuter Arbeitskräftemangel herrschte. Knechte, Mägde oder Tagelöhner waren so gut wie nicht mehr zu haben. Folge davon war wieder der verstärkte Einsatz der Frauen im Feld. Hausarbeit und Kinderbetreuung, ihre eigentlichen Aufgaben, mußten dabei immer mehr eingeschränkt werden.

Dieser negativen Entwicklung stand aber auch eine positive gegenüber. Das war die Ausbreitung der modernen Technik und der wissenschaftlichen Erfahrung. Was bedeutete das für den bäuerlichen Betrieb?

Zunächst einmal übernahm die Industrie einen Teil der Warenproduktion. Die Bäuerin kaufte z. B. die Stoffe für die Bekleidung fertig ein, so daß das frühere Spinnen und Weben wegfiel. Das war aber für die bäuerliche Bevölkerung schon alles, denn erstens war das Warenangebot auf dem Land viel geringer als in der Stadt, zweitens waren die Betriebe von Natur aus auf Eigenproduktion eingestellt und drittens waren die Bedürfnisse auch der Landbevölkerung gestiegen, d. h. auch sie erwarteten ein gewisses Maß an Komfort und Sauberkeit.

Was die technischen Hilfsmittel betraf, so war ihre Ausbreitung noch sehr gering. Besonders die vielen mittleren und kleinen Betriebe konnten sich die Investitionskosten kaum oder gar nicht leisten. Zudem waren die damals gebräuchlichen Maschinen für die grobe Knochenarbeit gedacht. Gerade die Arbeiten, in denen Geschicklichkeit verlangt wurde (Pikieren und Setzen von Gemüsepflanzen), fielen in das Ressort der Frauen.

Auch die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse stand noch ganz am Anfang. Die Institutionen, welche eine bessere Aufklärung und Information vermitteln hätten können, fehlten noch fast ganz.

So läßt sich erkennen, daß eine Entwicklung der anderen vorausgeeilt war. Die problematischen Folgen der Industrialisierung überwogen noch gegenüber den positiven. Das ist typisch für Zeiten, in denen ein Übergang stattfindet von einem System zum anderen.

S. Reustle

6. Rechts- und Verwaltungsgeschichte

Sabine Frey: Rechtsschutz der Juden gegen Ausweisungen im 16. Jahrhundert (Rechtshistorische Reihe, hg. von H.-J. Becker, W. Brauneder, P. Caroni u. a., Band 30), Frankfurt am Main u. a. 1983, 168 S., Prozeßkarte

Über Rechtsschutz gegen Ausweisung wird in unseren Tagen im Zeichen der Asyldebatte viel diskutiert. Der Schutz der Fremden vor willkürlicher Austreibung war jedoch zu allen Zeiten ein schwieriges Kapitel und ein Prüfstein der Rechtsstaatlichkeit. So darf die hier anzuzeigende Arbeit, auch wenn sie schon vor zehn Jahren erschienen ist, noch immer – oder besser: wieder – auf ein aktuelles Interesse zählen. Die von Hans Hattenhauer in Kiel angeregte rechtsgeschichtliche Dissertation befaßt sich mit der Hilfe, die im 16. und 17. Jahrhundert deutsche Juden gegen die Vertreibung seitens ihrer Territorial- oder Landesherren – Fürsten, Städte oder Niederadel – suchten. Sie taten es am einzigen Ort, an dem für sie unparteiischer Rechtsschutz gegenüber den mehr oder weniger kleinräumigen Partikulargewalten überhaupt möglich war: vor den im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert reformierten zentralen, den Gesamtstaat überwölbenden Reichsgerichten.

Die Autorin hat aufgrund einer Rundfrage bei den Staatsarchiven, der Außenstelle des

Bundesarchiv in Frankfurt am Main sowie dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien etwa ein halbes Dutzend Prozeßakten des damals in Speyer residierenden Reichskammergerichts und des in Wien oder Prag tätigen Reichshofrats ermittelt; erstere meist aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, letztere bis zum Dreißigjährigen Krieg und vereinzelt bis in die Zeit des Westfälischen Friedens reichend. Relativ ausführlich referiert werden die Akten zweier aus Württemberg stammender, heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrter Fälle des Reichskammergerichts betr. die Austreibung bzw. Nichtwiederzulassung der Juden von Orsenhausen bei Biberach durch die Herren von Roth nach dem Schmalkaldischen Krieg sowie die »Säuberung« des freiherrlich reichbergischen Gebiets zwischen Schwäbisch Gmünd und Göppingen. Letztere wurde von Württemberg erzwungen als Folge der spektakulären »Judenfasnacht von Grobeisingen«, in der der jähzornige, vielleicht auch dazu provozierte Ulrich von Rechberg »hinter des Israel Wein« den Göppinger Hühnervogt Pulverhans (Hans Gütig) samt einem württembergischen Leibeigenen aus Salach tötete.

Die Arbeit beschränkt sich ihrem Zweck nach im wesentlichen auf die rechtliche Argumentation und die Verfahrensabläufe; das in den Akten sonst vielfach enthaltene kulturgeschichtliche Material wird dadurch nicht erschöpft. Einige formale Beanstandungen sind anzubringen, auch wenn durch sie das Verdienst der Autorin nicht geschmälert werden soll, erstmals einen Überblick zu den Akten dieses interessanten Themas geliefert zu haben.

Vereinzelt kommen fehlerhafte Schreibweisen und Identifizierungen süddeutscher Orte vor. Bewohner Schwäbisch Gmünds sind keine »Gmündener« (S. 69). Geisingen (nicht Geißlingen) an der Steige war zur fraglichen Zeit ulmisch, nicht württembergisch (S. 73). Gelegentlich fließen überholte rechtshistorische Gemeinplätze mit ein. Solche sind zwar Doktoranden nicht anzulasten, brauchen von diesen aber doch nicht ständig nachgeschrieben zu werden, zumal wenn sie – wie hier nicht selten – den eigenen, aus unmittelbarer Quellenarbeit gewonnenen Ergebnissen geradewegs widersprechen. Es trifft nicht zu, daß die Rechtssprache des 16. Jahrhunderts »wenig präzise« war (S. 90), und daß die Verfügungen des Kaisers bzw. Reichshofrats weder vor noch nach dem Dreißigjährigen Krieg so schlechterdings »wirkungslos« waren (S. 138), wird allein schon durch die bei der Autorin nachgewiesene Zunahme der Fallfrequenz in Zweifel gezogen. Kaiserliche Vollzugsorgane »fehlten« zwar tatsächlich (S. 134), aber doch eben nur ständige; nichtständige Exekutoren in Gestalt wechselnder kaiserlicher Kommissionen ersetzten sie. Darüber hinaus bleiben in der Sache Fragen offen, zu deren Beantwortung aber immerhin Diskussionsansätze geboten werden. Zu fragen ist vor allem, warum sich Ausweisungen und dadurch verursachte Reichsgerichtsprozesse gerade im konfessionellen Zeitalter häuften, das generell von Konstitutionalisierung der Reichsverfassung und Justitialisierung des Verfassungslebens geprägt war. Zu diskutieren wäre etwa, ob nicht die ausgeprägte kaiserliche Privilegierung der deutschen »Jüdischheit« und die gleichzeitige Intensivierung des reichsgerichtlichen Rechtsschutzes den Juden eine quasi-reichsunmittelbare Stellung hätte eintragen können – eine Gefahr für den Territorialstaat, die Fürsten und Ständen neben möglichen anderen Gründen wirtschaftlicher, sozialer und geistesgeschichtlicher Art zu einer vorsorglichen Ausweisung schon aus verfassungspolitischen Zwängen heraus Anlaß geben konnte.

R. J. Weber

7. Bau- und Kunstgeschichte

Stefan Uhl: Schloß Warthausen. Baugeschichte und Stellung im Schloßbau der Renaissance in Schwaben. Biberacher Studien Bd. 4. Hrsg. vom Stadtarchiv Biberach. Bad Buchau: Federsee-Verlag, 1992

Wer in Württemberg in irgendeiner Form mit Baudenkmalen zu tun hat, gleich welcher Art und Bedeutung, der weiß, wie wenigen von ihnen eine umfassende monographische Bearbeitung zuteil wurde. Dies gilt für sakrale und profane Bauwerke gleichermaßen. Einige in

jüngerer Zeit erschienene zusammenfassende Darstellungen von Burgen und Schlössern mögen den Anschein erwecken, deren Geschichte und Baugeschichte sei hinlänglich bekannt. Dem ist nicht so und Fehlerhaftes und Ungenaues wird so über lange Zeit mitgeschleppt. So ist es sehr zu begrüßen, wenn sich Autoren, insbesondere noch der jüngeren Generation, der mühevollen Aufgabe unterziehen, ein Bauwerk von seinen Anfängen bis zur Gegenwart und samt zugehörigen Nebengebäuden und Gärten umfassend und unter Beiziehung aller verfügbaren Quellen darzustellen.

Die vorliegende Arbeit über das Schloß Warthausen bei Biberach in Oberschwaben ist die Dissertation des Architekten Stefan Uhl, in der Reihe der Biberacher Studien vom Stadarchiv Biberach in ansprechender Form herausgegeben. Nach einem geschichtlichen Überblick gibt der Autor eine präzise und straffe Beschreibung des vorhandenen Bestandes. Diese wird unterstützt durch die von ihm selbst aufgenommenen und gezeichneten sachlichen Pläne, sowie durch gute Abbildungen, so daß der Leser auch ohne eigene Ortskenntnis den Bau so gut kennenlernt, daß er den anschließenden Untersuchungen der verschiedenen Bauperioden gut folgen kann. Auf die mittelalterliche Burg, deren Umfang und wesentliche Gliederung rekonstruiert werden konnten, folgt ein Renaissance-Schloßbau, im wesentlichen geprägt von Johann Philipp Schad d. Ä. (1543–1571), und nach dem großen Brand am Jahreswechsel 1621/22 der Wiederaufbau bis 1627 durch Georg Christoph Schad. Dieser Bau ist bis heute erhalten. Im Inneren erfuhr er gewisse Veränderungen, wie sie ein ununterbrochenes Bewohnen über Jahrhunderte hinweg nach sich zieht.

Anhand ausführlicher Vergleiche mit dem Schloßbau der Renaissance in Schwaben kann der Autor schlüssig nachweisen, daß Warthausen zwar der letzte große Schloßbau in einer langen Reihe und einer großen Zahl von Neubauten zwischen den 50er-Jahren des 16. Jahrhunderts und dem Beginn des 30jährigen Krieges ist und damit ein »... Auffangbecken vorhandener Ideen ...«, jedoch ein Bau, der nicht nur ein Wohngebäude sein sollte, sondern Ausdruck der Herrschaft und des Selbstverständnisses des Bauherrn und damit von überregionaler Bedeutung.

Den vergleichenden Überblick gliedert Uhl in die beiden eindrucksvollen Gruppen der oberschwäbischen und der württembergischen Vierflügelanlagen, denen viel Verwandtes eigen ist, aber – wesentlich bedingt durch die unterschiedliche Konfession – auch Verschiedenheiten festzustellen sind, da die verarbeiteten Einflüsse aus andersartigen Quellen stammen. Es folgen noch einige Zweiflügelanlagen kleinerer Grundherren, die ebenso das Streben nach Regularität zeigen, und danach die Betrachtung des regionalen Baugeschehens vom späten Mittelalter bis zur Renaissance, aus dem heraus Warthausen zu einem bedeutenden Bau aufgestiegen ist. Neben dem Äußeren der Bauten wird auch die Entwicklung der inneren Disposition untersucht und dargelegt. Viele Einzelfragen einer solchen vergleichenden Übersicht können im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur angerissen werden, zumal der Autor feststellen muß, daß eine Gesamtbearbeitung des von ihm zusammengestellten Materials als wichtige Aufgabe der Bauforschung noch aussteht. Auch hier gilt das eingangs Gesagte. Nur wenige der angeführten Anlagen sind monographisch aufgearbeitet.

Es folgen die weiteren Bauphasen des Schlosses bis in die Neuzeit. Hier konnten zu den unter der Stadion'schen Herrschaft beschäftigten Baumeistern nützliche Korrekturen zu deren Qualitäten angebracht werden. In gleicher Gründlichkeit und wieder unterstützt durch eigene Planaufnahmen werden der Wirtschaftshof mit seinen Gebäuden, sowie die Gartenanlagen samt zugehörigen Baulichkeiten und die für eine so große Gesamtanlage wichtige Wasserversorgungsanlage behandelt.

Insgesamt ist die Arbeit ein wichtiger Baustein zur Geschichte des Renaissance-Schloßbaus in Südwestdeutschland und auch für denjenigen lesenswert, dem die großen Zusammenhänge wichtiger sind, als das Schloß Warthausen. Sie zeigt zum einen, daß der Verfasser kein Anfänger in der Bauforschung ist und zum anderen, daß solche Arbeiten weit wichtiger und nützlicher sind, als immer neue Sammelbände auf unzulänglicher Grundlage, deren Wert durch noch so schöne Bilder nicht gehoben wird.

Mechthild Schulze-Dörrlamm: Die Kaiserkrone Konrads II. (1024–1039); eine archäologische Untersuchung zu Alter und Herkunft der Reichskrone. – Sigmaringen: Thorbecke, 1991. – (Monographien / Römisch-Germanisches Zentralmuseum; 23). – 145 S., 143 Abb.

Eine der interessantesten Publikationen zur Ausstellung »Die Salier und ihr Reich« im Thorbecke Verlag ist sicherlich die Monographie von Mechthild Schulze-Dörrlamm zur Reichskrone, die seit 1806 in der Schatzkammer der Wiener Hofburg aufbewahrt wird. Nicht nur, weil dieses Symbol des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ihre Träger als rechtmäßige Nachfolger der weströmischen Kaiser der Spätantike kennzeichnen sollte, sondern auch, weil bis heute Alter und Herkunft der Krone nicht entschieden sind. So wurde als frühestes Datum bisher die Kaiserkrönung Ottos I. 962 angenommen, die Liste der möglichen Erstbesitzer ging über Otto II., Otto III. und Heinrich II. bis hin zu Konrad II., dessen Name in der Perlinschrift auf dem Bügel der Krone verewigt ist und dessen Kaiserkrönung 1027 in Rom stattfand. Nach den Erklärungsversuchen durch Historiker, Kunsthistoriker und Theologen unternahm die Autorin den Versuch, das »Rätsel« der Reichskrone mit archäologischen Methoden zu lösen, insbesondere werden alle Verzierungs-elemente mit gut datierten Goldschmiedearbeiten des 9. bis späten 11. Jahrhunderts verglichen, sowie mit bisher unpublizierten archäologischen Funden dieses Zeitraumes. Als Ergebnis ihrer Untersuchungen datiert die Autorin die Krone in die frühe Salierzeit, so die Kronenplatten zwischen die Königskrönung 1024 und die Kaiserkrönung 1027 Konrads II. Damit wären alle Interpretationen widerlegt, die in der Krone den vollendeten Ausdruck ottonischen Herrscherverständnisses sehen wollen. Während einige Teile, wie das Kronenkreuz, von deutschen Goldschmieden angefertigt worden sein können, spricht für die Platten der Reichskrone eher ein Meister aus Italien oder Byzanz, dessen Werkstatt aber durchaus in Deutschland gelegen haben könnte. Diese neuen Ergebnisse werden durch detaillierte Beschreibungen und Vergleiche, sowie in Tabellen dargelegt, so daß dieser Band mit seinen prächtigen, z. T. farbigen Illustrationen für den Laien zum Erlebnis, für den Fachmann zum Standardwerk wird.

A. Kozlik

Mechthild Schulze-Dörrlamm: Der Mainzer Schatz der Kaiserin Agnes aus dem mittleren 11. Jahrhundert. Neue Untersuchungen zum sogenannten »Gisela-Schmuck«. – Sigmaringen: Thorbecke, 1991. – (Monographien / Römisch-Germanisches Zentralmuseum; 24). – 134 S., 216 Abb.

Dieser Band der Publikationen zur Ausstellung »Die Salier und ihr Reich« beschäftigt sich mit dem Mainzer Schatzfund von 1880, als Arbeiter bei Kanalisationsarbeiten im Keller eines abgebrannten mittelalterlichen Hauses 25 goldene, reich verzierte Schmuckstücke fanden. Über Umwege und nach schweren Beschädigungen im 2. Weltkrieg sind die Gegenstände heute in den Kunstgewerbemuseen in Berlin aufbewahrt. Nachdem der Schmuck zu Anfang aufgrund der stilistischen Verwandtschaft mit der Reichskrone der Kaiserin Gisela zugeschrieben wurde, fiel die Datierung später, wie die der Krone, in ottonische Zeit. Die Autorin untersucht mit archäologischen Methoden den Fund, dokumentiert ihn und zieht zum Vergleich datierbaren Schmuck und Schmuckdarstellungen der ganzen Epoche heran.

Dabei kommt sie zum Ergebnis, die frühesten Stücke in das erste Drittel des 11. Jahrhunderts zu datieren, den Großteil jedoch erst in die Zeit Kaiser Heinrichs III. (1039–1056), so daß es sich wohl um die Schmuckstücke seiner Gemahlin Agnes gehandelt haben dürfte. Zum Fundort wird vermerkt, daß dort in der damaligen Zeit das Judenviertel lag, und die Schmuckstücke vielleicht von ihrem Sohn Kaiser Heinrich IV. (1056–1105) aus Geldmangel an einen Mainzer Juden, der bei dem Pogrom im Jahr 1096 ums Leben kam, verpfändet wurden. Aus der Mannigfaltigkeit der Verzierungsformen schließt die Autorin auf verschiedene Goldschmiedemeister. Der Band gefällt durch seine fundierte Beweisführung und durch die zahlreichen Illustrationen.

A. Kozlik

Carl Arnold Willemsen: Das Rätsel von Otranto. Das Fußbodenmosaik in der Kathedrale. Eine Bestandsaufnahme. Hrsg. von Magnus Ditsche und Raymund Kottje. – Sigmaringen: Thorbecke, 1992. – 183 S., zahlr. Abb., darunter 67 Farbtafeln

Carl Arnold Willemsen, unbestritten der profundeste Kenner der normannisch-staufischen Geschichte und Kunstgeschichte Apuliens, war es nicht vergönnt, die deutsche Fassung seines bereits 1980 in italienischer Sprache erschienenen letzten Werkes in Händen zu halten; der Verfasser verstarb am 10. August 1986. Um so mehr sind Herausgeber und Verlag zu loben, daß es ihnen gelang, sechs Jahre nach Willemsens Tod eine geradezu monumentale Dokumentation über jenes berühmte, die gesamte Bodenfläche des Innenraums der Kathedrale der kleinen adriatischen Hafenstadt Otranto bedeckende vielfarbige und reich gemusterte Mosaik vorzulegen.

Dieser in jüngster Zeit sorgfältig wiederhergestellte und konservierte Mosaikfußboden, zwischen 1163 und 1165 von dem Priester Pantaleon im Auftrag des Otrantiner Erzbischofs Jonathan geschaffen, zeigt ausschließlich figürliche Darstellungen. Neben einer größeren Zahl von Szenen aus dem Alten Testament begegnet man einer Vielzahl von Tieren, aber auch von Fabelwesen und Ungeheuern – einem wahren »Bestiarium«. Einzigartig ist der das Mittelschiff des Langhauses beherrschende Zyklus der Monatsallegorien mit köstlichen Details. Das »tragende Gerüst« für all diese szenischen Bilder ist ein vom Westportal bis zur Vierung reichender Lebensbaum. Neben seiner schmückenden Wirkung erfüllte das Riesensmosaik eine ähnliche Aufgabe, wie sie andernorts den Wand- und Deckenfresken in den romanischen Kirchen zukam: Es machte den zu seiner Entstehungszeit des Lesens und Schreibens Unkundigen die Heilswahrheiten und Lehren der Kirche begreiflich und vorstellbar – Gottes unerläßliche Allmacht, seine strafende, aber auch seine verzeihende Gerechtigkeit – und hielt den Gläubigen gleichzeitig vor Augen, was die Auflehnung gegen Gottes Gebot an schrecklichen Folgen mit sich brächte: die Vertreibung aus dem Paradies, ein Leben in Mühsal und ständiger Bedrohung durch das Böse, die Verlockung zur Superbia; dies ist ebenso dargestellt wie Höllenszenen eines qualvollen Strafvollzuges, der den unbußfertigen und verstockten Sünder erwartete. So erfüllte das Otrantiner Mosaik in höchst eindrucksvoller Weise auch die Funktion einer »Biblia pauperum«.

Neben einer Bestandsaufnahme der wichtigsten Deutungsversuche werden in dem reich bebilderten Band alle wesentlichen Darstellungen des Mosaiks wiedergegeben, so daß nun auch fern vom Original die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Otrantiner Mosaik ebenso ermöglicht wird wie ein betrachtendes Sichversenken in seine faszinierende Bilderwelt. *M. Akermann*

Edmund Zöllner: Fränkische Wehrkirchenstraße vom Rangau zum Steigerwald. – Uffenheim: Seehars, 1992. 111 S., zahlr. Abb.

Der handliche Führer gibt, ausgehend von Elpersdorf bei Ansbach, eine Übersicht über die entlang der Bundesstraße 13 bis Gollhofen aufgereihten befestigten Kirchenbauten und verfolgt diesen Typus wehrhafter Sakralarchitektur über den Fuß des Steigerwalds und den Rangau zurück bis zum ehemals markgräflichen Wernsbach. Insgesamt 42 Wehrkirchen werden in knapper Form beschrieben. Der Verfasser macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß »nicht auf alle geschichtlichen Einzelheiten und auf die früheren Besitz- und Herrschaftsverhältnisse eingegangen« werden konnte. Er verweist daher auf weiterführende Literatur. Die hübschen Abbildungen verlocken sicherlich viele Leser, sich mit den wehrhaften Kirchen Frankens intensiver zu befassen. *M. Akermann*

Antje Jäckel: Schloß Haltenbergstetten. Bestandsaufnahme und baugeschichtliche Untersuchung. Magisterarbeit bei Prof. Dr. Herwarth Röttgen, Universität Stuttgart, 1990. Maschinenschrift.

Das Schloß Haltenbergstetten über Niederstetten im Main-Tauber-Kreis ist eine bedeutende Schloßanlage des 16. Jahrhunderts, gehört aber zu den Bauwerken, die bislang nur obenhin in die baugeschichtlichen Betrachtungen der Region Hohenlohe-Franken einbezogen wur-

den. Die Verfasserin sagt daher schon in der Einleitung: »... Die Kunstgeschichte hat sich mehrfach um die Aufarbeitung des vorhandenen Reichtums an Burgen und Schlössern in dieser Kulturlandschaft bemüht. Dabei standen herausragende Anlagen, wie z. B. Weikersheim und Bad Mergentheim im Vordergrund. Die zahlreichen mittleren und kleinen Schlösser mußten auf Grund der oftmals ungenügenden Forschungslage zurückstehen. Nur die genaue Kenntnis der verschiedenen Einzelbauwerke ermöglicht jedoch eine vollständige Sicht der Schloßbauentwicklung für dieses Gebiet und überregional.« Damit ist das bekannte und offenbar schwer auszurottbare Übel – nicht nur Burgen und Schlösser betreffend – angesprochen, daß immer neue zusammenfassende Arbeiten auf völlig ungenügender Basis zu alten Fehlern neue Fehldeutungen hinzusetzen. In dem Abschnitt »Vorleistungen in der Literatur« weist Antje Jäckel Fehler nach, die einen erschauern lassen, wenn man, wohl mit gewissem Recht, davon ausgeht, daß es in der vorhandenen Literatur nicht nur Haltenbergstetten betreffend ebenso aussieht.

Es ist daher ein erfreulicher Glücksfall, daß persönliche Kontakte zwischen dem Gebietsreferenten des Landesdenkmalamtes und dem Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Universität Stuttgart es vermochten, die Verfasserin dafür zu gewinnen, die lohnende aber recht mühevoll Arbeit zu übernehmen und zu Ende zu bringen und man wünscht sich, ein solcher Fall möge sich noch des öfteren wiederholen. In der sehr eingehenden und aufmerksam durchgeführten »Baubeschreibung/Bestandsaufnahme« und der nachfolgenden relativen und absoluten Chronologie wird aus dem Baubestand und den archivalischen Quellen heraus eine Baugeschichte erarbeitet, welche gegenüber dem bisher Veröffentlichten ein wesentlich anderes Bild ergibt. Die Abschnitte »Besitzergeschichte und historische Einbindung«, sowie »kunsthistorische Einbindung in den regionalen Schloßbau des 16. Jahrhunderts« erbringen dann eine Einmaligkeit des zwischen 1550 und 1572 entstandenen Schlosses innerhalb der Region, wesentlich bedingt durch die damaligen Besitzer, die Herren von Rosenberg, welche im Würzburgischen verwurzelt waren, wogegen die in der Region damals dominanten Hohenlohe nach Württemberg und Heilbronn orientiert waren. Für die Aufnahme der Gestaltungsideen der Renaissance und die Entwicklung regelmäßiger Bauformen hat Haltenbergstetten, wie sich jetzt zeigt, eine Primärposition im weiten Umkreis. Sehr reizvoll und für diese Gegend wohl einmalig ist es, die Bagedanken der Renaissance unter Verwendung qualitativvoller spätgotischer Details verwirklicht zu sehen. Diese regionale Solitäreigenschaft mag die Erklärung dafür sein, warum bisherige Versuche, das Schloß in der Rubrik »Hohenlohe« unterzubringen, nicht gelingen wollten. Erst 1803 erhielt es die Linie Hohenlohe-Bartenstein als Entschädigung für verloren gegangene linksrheinische Besitzungen. Ein damals initiiertes Umbau- und Modernisierungsprojekt ist zwar baugeschichtlich höchst interessant, blieb aber auf dem Papier.

Mit Hilfe einiger weniger Planaufnahmen beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und eines verhältnismäßig reichen Fundus an alten Bestands- und Projektplänen im Schloß Haltenbergstetten konnte die Verfasserin ihre Forschungen geschickt unterbauen und anschaulich darstellen. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten als Kunsthistorikerin hat sie weitere Grundrisse und Ansichtsskizzen gefertigt. Hinsichtlich der besseren Deutung der fertiggestellten hochmittelalterlichen Relikte und der beim Einbau der Schloßkirche in den Renaissancebestand gemachten Eingriffe, wo vermutlich ein Saal aufgegeben wurde, sowie der über der Kirche noch zutage liegenden halbfertigen Bausubstanz wäre es sehr förderlich gewesen, der Autorin hätte eine Bauaufnahme neuen Datums zur Verfügung gestanden, mit deren Hilfe die verschiedenen Baualterszustände und eben solche vereinzelt festgestellten vielleicht in einen größeren und übersichtlichen Zusammenhang hätten gebracht werden können. Wenn es bei ähnlichen zukünftigen Arbeiten gelänge, Kunsthistoriker und Architekt zusammenzubringen, so könnte dies fast ideale Ergebnisse zeitigen. Der Arbeit von Antje Jäckel ist es jedenfalls gelungen, das Schloß Haltenbergstetten an den ihm gebührenden Platz in der Geschichte des Renaissance-Schloßbaues zu stellen.

W.-G. Fleck

8. Literatur und Musik

Gottlob Haag: Und manchmal krächte der Wetterhahn. Ein hohenlohisches Tagebuch. 187 S.
 Gottlob Haag: Liegt ein Dorf in Hohenlohe. Sechs lyrische Landschaftsbilder. 176 S. Beide
 Bergatreute: Wilfried Eppe, 1992

Weniger ein Tagebuch, wie der Untertitel sagt, eher ein Erinnerungsbuch ist die erste der beiden neuen Veröffentlichungen von Gottlob Haag: Gedanken und Erinnerungen oder, wie die letzte der 15 Erzählungen betitelt ist, Geschichten und Anekdoten aus der hohenlohischen Heimat des Autors. Manches davon wäre schon untergegangen, hätte es Gottlob Haag nicht festgehalten, etwa die Geschichte vom Hexentanz »auf den Heften«, die uns einen Einblick in den dörflichen Glauben und Aberglauben erlaubt, oder die Erinnerung an viel ländliches Brauchtum, das innerhalb von wenigen Jahrzehnten für immer verschwunden ist (Niederfallet, Kirchweih, »Ouklöpferle«, »Vorsetz«, Zwölfnächte). Haags Themen sind immer wieder die dörfliche Sozialstruktur, der krasse Unterschied zwischen arm und reich, aber auch die Vielfalt des Erlebens, besonders für einen, der mit wachen Augen die Ortschaft sah.

Es geht dem Autor vor allem darum, »Tatsachen aufzuzeigen und die Dinge beim Namen zu nennen« – »damit das Gewesene nicht vergessen wird«. Und das tut er denn auch ganz gründlich und ungeniert. Manchem der Porträtierten möchten wohl die Ohren klingen. Menschen und Landschaften sind Haags »Gegenstände«; der alte Kirchhof und die dort Beerdigten, die Menschen des langsam sterbenden Heimatortes, ihre Tugenden und manchmal noch mehr ihre Untugenden, die Respektspersonen Lehrer, Pfarrer und Schultheiß. Aber er deckt auch die Wurzeln seiner eigenen Persönlichkeit auf, die in der Religion gründen. Daß bei alledem die Fabel von der guten alten Zeit ziemlich zerstört wird, kann man sich denken, wenn auch die resignativen Töne vorherrschen, die das Althergebrachte gegenüber dem Neumodischen preisen.

Ganz nebenbei bewahrt Haag in seinen Texten auch eine ganze Reihe alter und heute fast ausgestorbener Vokabeln für die Zukunft auf, denen in lebendigem Zusammenhang noch zu begegnen man sich freut, weil sie längst nicht mehr zum aktiven Wortschatz der Heutigen gehören. Auch das ist Aufgabe des Schriftstellers.

Gleichzeitig mit dem »Wetterhahn« ist der Band »Liegt ein Dorf in Hohenlohe« erschienen. Er enthält sechs Rundfunktexte, die zwischen 1976 und 1989 entstanden sind und die, wie eine Notiz des Herausgebers sagt, »aufgrund von Hörerwünschen und wegen ihrer literarisch-poetischen Qualität« im Studio Franken des Bayerischen Rundfunks schon mehrfach wiederholt wurden. Es handelt sich um mit viel Lyrik vermischte Prosa, die wiederum Haags »Generalthemen« aufgreift: die Heimat, ihre Landschaft und ihre Menschen. Es wurde schon mehrfach betont, daß »Heimat« bei Haag nichts mit Heimattümelei und falsch verstandener Romantik zu tun hat. Unter Heimat versteht er den Ort, »an dem er zu leben bereit ist«, an dem einer Wurzeln schlagen will.

Haag beschreibt auch in diesem Band wieder das Land, mit dem er vertraut ist wie keiner, nämlich sein Dorf: »Es hat aufgehört / zu sein, / wie es war.« Aber es ist immer noch sein Dorf, seine Umgebung, sein Land; hier spricht man seine Sprache, hier ist sein Zuhause. Bei aller Resignation: für den Schäfer ist kein Platz mehr, der Wald hat zu kränkeln begonnen, an den Fluglärm der Hubschrauber haben sich die Leute gewöhnt und: »Die Kleinen werden den Großen / vollends zum Opfer fallen.« Das Buch steckt voller Abschied, November- und später Herbststimmung, aber auch voller Sozialkritik. Immer wieder ist auch hier von den Spannungen zwischen dörflichen Ober- und Unterschichten die Rede, und zwar in einem Realismus und in einer Eindringlichkeit, die man eigentlich nur von den Alten, etwa von dem Schweizer Jeremias Gotthelf oder dem Schwarzwälder Berthold Auerbach kennt. Was denkt ein Mensch von heute eigentlich bei dem Satz: »Satt geworden sind wir immer. Denn Brot, Salz und Wasser waren stets im Haus«? Hier spricht ein Zeitzeuge!

Der Verlag hat mit den beiden Bänden zwei auch äußerlich sehr ansprechende, fast bibliophil aufgemachte Bücher gestaltet, denen man viele Leser wünscht.

K. Ulshöfer

Dieter Merzbacher: Meistersgesang in Nürnberg um 1600. Untersuchungen zu den Texten und Sammlungen des Benedict von Watt (1569–1616). Nürnberg: Stadtarchiv, 1987 (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg Bd. 39). 518 S.

Die 1986 entstandene Würzburger Dissertation behandelt den Kürschner bzw. »Goldreißer« Benedict von Watt, der in den Jahrzehnten um 1600 einer der maßgeblichen Nürnberger Meistersinger war. Watt, der aus einem St. Gallerer Geschlecht stammte, muß etwa 1589 nach Nürnberg gekommen sein. Er erwarb dort weder das Bürgerrecht noch einen Meistertitel – offenbar weil ihm dazu die notwendigen Geldmittel fehlten. Watt rangierte gewiß in den unteren Ständen der Nürnberger Gesellschaft. Seine Integration in die Nürnberger Gesellschaft erfolgte indessen über den Meistersgesang. Merzbacher durchleuchtet das bieder-enge Œuvre Watts, das, literarisch – wie es beim Meistersgesang üblich ist – allenfalls handwerkliche Qualität aufweist. Zunächst geht der Autor ausführlich auf die Biographie und die Einschätzung Watts im Urteil der Zeitgenossen ein (die Meistersinger Bauttner, Winter und Deisinger äußerten sich nach Watts Tod über ihren Kollegen). Dann wird ebenso breit Theorie und Praxis der Nürnberger Singschule zur Zeit Watts dargestellt. Die Rezeption der Texte Watts an der Schule steht dabei im Zentrum des Interesses. Watt dichtete und komponierte nicht nur, er hat auch als Textsammler eine nicht geringe Bedeutung. Diesen Aspekt untersucht Merzbachers drittes Kapitel.

Insgesamt ist die wissenschaftliche Solidität der merzbacherschen Dissertation hervorzuheben. Was da kompiliert und verglichen wird, wie Textvarianten und -stemma erstellt werden, das ist durchaus imponierend. Leider liegt es in der Eigenart solcher Arbeiten, daß die Lesbarkeit über weite Teile völlig auf der Strecke bleibt. Es wäre zu erwägen, ob man die umfangreichen Tabellen und Stemmata, die oft seitenlangen Auflistungen der Quellen der Lesbarkeit halber nicht besser in die Fußnoten oder in einen Anhang hätte verbannen können. Aber Doktoranden stehen unter dem Zwang, ihre Wissenschaftlichkeit beweisen zu müssen. Daß da manchmal zu sehr für den Doktorvater und zu wenig für die Leser geschrieben wird, liegt auf der Hand. Daß es dann zu Formulierungen wie den folgenden kommt, ist wohl unvermeidlich: Es sei »Textproduktion im Kommunikationsfeld rechtsstädtischen (gemeint ist wohl: reichsstädtischen; GF) Literaturbetriebs zu fixieren« oder es seien »Aspekte, die im Bereich meistersingerischer Kunstpraxis ein Parameterbündel bilden« zu »katalogisieren«. Derartige Formulierungen tragen zwar zur Klarheit und zum Verständnis wenig bei. Im universitären Alltag scheinen sie – was durchaus keine Spitze gegen Merzbacher sein soll – dennoch gang und gäbe zu sein.

G. Fritz

Heinrich Schöff-Zerweck: Der Zauberspiegel. Ein Maler und Dichter erinnert sich an seine Jugend in Stuttgart und Schwäbisch Hall. Hrsg. von Willi Bidermann. Stuttgart 1987

Is es vermessen, von einer Biographie Aufschluß über Menschen und Zeiten erwarten zu dürfen? Diese Frage stellt sich bei der Lektüre von Schöff-Zerwecks »Zauberspiegel«, einer Beschreibung der Kindheits- und Jugendjahre des Malers und Dichters in Stuttgart und Schwäbisch Hall im ausgehenden 19. Jahrhundert. Wem wie der Autorin dieser Kritik die Person Schöff-Zerwecks gänzlich unbekannt war, wird auch nach der Lektüre die Gretchenfrage »Wer war Schöff-Zerweck?« nicht beantworten können, und dies aus verschiedenen Gründen.

Die Jahre im sogenannten Alt-Stuttgart werden pauschal aus der Sicht beliebiger Zeitgenossen abgehandelt, ja abgehakt. Wie sich ein junges Talent in Wechselwirkung mit seiner Umwelt herausbildet, bleibt ungeklärt. Banal wirken Schilderungen der Geschäfte in der Königstraße oder des Volksfestes auf dem Cannstatter Wasen. Noch weniger überzeugend wirkt die Darstellung der kurzen(!) Zeit des Künstlers in Schwäbisch Hall. Jeder von uns kann sich schließlich vorstellen, daß die Atmosphäre einer Strafanstalt in der unmittelbaren Nachbarschaft für einen Heranwachsenden bedrückend sein kann. Persönliche und histori-

sche Schlüsselerlebnisse bleiben gleichermaßen an der Oberfläche: Wie wirkt der Entschluß der Eltern auf den Jungen, ihn wieder nach Stuttgart in die Obhut der Großeltern zu schicken? Oder: Welchen Eindruck macht der Preußeneinmarsch auf den Jugendlichen? Überhaupt ist der letzte Aspekt der fragwürdigste überhaupt: Was kann dem Leser ein solches Werk noch vermitteln, wenn es da heißt: »Man kann ihm (dem Künstler, d. Verf.) nicht vorwerfen, daß das, was aus seiner Zeit verständlich ist, heute keine Gültigkeit mehr besitzt.«

Nicht den im Jahre 1937 verstorbenen Dichter trifft hierfür die Schuld, sondern den Herausgeber der Erinnerungen von 1977, W. Bidermann. Denn er hat nicht erkannt, daß diese mehr oder weniger alltäglichen Erinnerungen nicht nur keinerlei stilistische Qualitäten, sondern auch keinerlei zeitdokumentarische Aussagekraft besitzen. Vermessen ist es, Schöff-Zerwecks Memoiren mit dem Werk eines Ludwig Finkh oder Hermann Hesse vergleichen zu wollen, denn nicht einmal deren epigonenhaft-neoromantische Züge sind hier zu entdecken. Aber vielleicht wäre dieses Urteil über den Künstler und sein Werk ja durchaus revidierbar, wenn sich der Herausgeber zunächst einmal der Edition der Zerweckschen Dichtung annehmen und uns auf diesem Weg eines Besseren belehren würde. *G. Kugler-Enerle*

9. Volkskunde

Johanna Woll u. a.: Alte Festbräuche im Jahreslauf. – Stuttgart: Ulmer, 1991. 126 S., zahlr. Farbabb.

In der mit hervorragendem Bildmaterial ausgestatteten Broschüre haben Johanna Woll, Margret Merzenich und Theo Götz alte, teilweise fast schon vergessene Festbräuche liebevoll zusammengestellt. Aus profunder Kenntnis heraus beschreiben sie jene Alltagsbräuche und bäuerlichen Lebensformen, die einst die kleinen und großen Feste des Jahres begleiteten. Dem Leser werden vielerlei Anregungen für die Ausgestaltung solcher Festbräuche gegeben, darüber hinaus findet er bewährte Rezepturen fürs Backen von Springerle, Fasnetküchle, Rahmblooz, Hutzelbrot und anderen Köstlichkeiten. Interessant zu wissen, daß die Autoren seit vielen Jahren zum ehrenamtlichen Mitarbeiterkreis des Hohenloher Freilandmuseums in Wackershofen gehören. *M. Akermann*

Karl-Heinz Wüstner: Zirkelschlag und Vasenstrauß. Zeitgenossen der Rößler – neue Forschungen zu malenden Schreinerfamilien im Hohenlohischen. Hrsg. vom Kultur- und Förderverein »Rößler-Haus« e. V. Untermünkheim, 1992. 135 S., Abb. und Farbtafeln

Das zehnjährige Jubiläum des »Kultur- und Fördervereins Rößler-Haus Untermünkheim« gab Anlaß zu einer vom Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen unterstützten Ausstellung, auf deren bemerkenswertes Katalogbuch mit großem Nachdruck aufmerksam gemacht werden muß. Karl-Heinz Wüstner, dem Verfasser des Katalogs, ist es aufgrund einer ausgezeichneten Kenntnis der in Museen und Privatbesitz erhaltenen Möbel, von denen er viele erst aufgespürt hat, und einer umsichtigen Erforschung der archivalischen Quellen gelungen, unser Wissen über »Bemalte Möbel aus Hohenlohe« (so der Titel der grundlegenden Veröffentlichung Heinrich Mehls aus dem Jahre 1985) teils zu revidieren, teils zu ergänzen und wesentlich zu erweitern. Was wir bisher nicht oder so nicht wußten, sei kurz zusammengefaßt: Neben der bekannten und bisher für den Bereich Hohenlohe-Franken als repräsentativ geltenden Werkstatt der Rößler in Untermünkheim hat es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Hohenlohischen zahlreiche Schreinerwerkstätten gegeben, deren Ansehen bei den zeitgenössischen Kunden mit demjenigen der Rößler vergleichbar war und deren Möbel sowohl handwerklich als auch von der Bemalung her mit den Rößler-Möbeln in Konkurrenz treten konnten. Karl-Heinz Wüstner hat diese Werkstätten, die Biographien der Schreinermeister, die Schicksale ihrer Familien und ihrer Betriebe aus den

Quellen gehoben und ihnen die für sie charakteristischen bemalten Möbel zugeordnet. Es sind dies u. a. die Schreinerfamilie Dippold in Goggenbach, die Schreinerwerkstatt Kurr in Unterschneifach, die Nachfolgewerkstätten von Kurr in Unterschneifach, Reinsberg und Talheim, dazu die bedeutende Ausbildungswerkstatt Schönhut in Oberhof bei Künzelsau, deren weit verzweigte Verwandtschaft als regelrechte Schreinerdynastie das Hohenloher Land beherrschte. Einem der Mitglieder der Schönhutfamilie, dem Johann Leonhard Schönhut (1783–1855), der sich bisher hinter dem Notnamen des »Zirkelschlagmeisters« verbarg, gilt Karl-Heinz Wüstners besondere Aufmerksamkeit. Die Schönhut-Möbel sind nach Anspruch und Qualität ihrer Bemalung und der Breite der Produktion durchaus mit den Rößler-Möbeln vergleichbar, so daß man zurecht die Bezeichnung »Künzelsauer Möbel« durch den Begriff »Schönhut-Möbel« ersetzen kann. Die Zuordnung der Malprogramme, die gewissermaßen als Markenzeichen dienten, an bestimmte Werkstätten und die kunsthistorische Bewertung der bemalten Möbel ist das eine, ihre sozialgeschichtliche Interpretation das andere und wohl nicht weniger wichtige. Karl-Heinz Wüstner führt uns von der schönen Oberfläche der bunten Möbel zu ihren »Hintergründen«, das sind die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Handwerkerfamilien auf dem Lande. Die sachlich nüchternen Daten in Kirchen-, Grund- und Rechnungsbüchern oder Inventaren sind das gelebte Leben: Geburt, Hochzeit und Tod, Kinderreichtum und Kindersterblichkeit, wirtschaftlicher Erfolg und Mißerfolg, Krieg, Hungersnot und Brandkatastrophen, Wirtschaftskrisen und Auswanderung. Eindrucksvoll ist, was Karl-Heinz Wüstner über die Arbeitsleistung der Frauen und der Töchter als unentbehrliche Arbeitskräfte in oft kinderreichen Haushalten zu erzählen weiß. Die Geschichte der bemalten Möbel führt uns zur Geschichte der Menschen, die sie hergestellt und die mit ihnen gelebt haben. Fast überflüssig zu sagen, daß das Katalogbuch auch in seiner Gliederung und Ausstattung vorzüglich gelungen ist. Auf die einführende Abhandlung Karl-Heinz Wüstners folgen 33 Katalognummern mit Farbtafeln und erläuternden Texten, hinzu kommen als Beilage die Genealogie der Schreinerfamilien Dippold und Schönhut und eine Übersicht über die verwandtschaftlichen Beziehungen innerhalb der Schönhutwerkstätten. E. Göpfert

10. Biographien, Familiengeschichte

Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Im Auftr. der Komm. für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg aus dem Nachlaß von Robert Umland hrsg. von Gerhard Taddey. – Stuttgart: Kohlhammer. Bd. 17 (1991). – 344 S., III.

Auch nach dem Tode des Herausgebers Robert Umland im Oktober 1987 gelang es wieder, einen weiteren Band der Reihe »Lebensbilder aus Schwaben und Franken« zu veröffentlichen, so daß seit 1940 über 460 Einzelbiographien bedeutender Frauen und Männer des südwestdeutschen Raumes zusammengetragen wurden. In dieser Gesamtzahl ein sicherlich unverzichtbares Werk. Die 16 Beiträge des 17. Bandes erstrecken sich von Menschen des Mittelalters, wie Abt Konrad von Urach, bis hin in dieses Jahrhundert.

Einen breiten Raum nehmen diesmal Männer der Kirchen ein, so der Prälat Johann Albrecht Bengel, der Mitarbeiter Zinzendorfs, Mathäus Gottfried Hehl, und Pater Anselm Schott, dessen Name heute noch im »Schott Meßbuch« weiterlebt. Die Lebensbilder der Missionare Elias Schrenk und Johannes Olpp setzen einen zweiten Schwerpunkt: Das Wirken von Männern aus dem Land in fernen Gegenden. Dazu passend sind die Beiträge über den Stuttgarter Gastwirt Johann Allgeyer, der im 17. Jahrhundert eine Reise nach Persien unternahm, und über Carl Christian Friedrich Kielmaier, der in Äthiopien zu Tode kam. Neben den anderen Biographien noch zu erwähnen ist das Portrait des letzten württembergischen Landesherrn Wilhelm II., gezeichnet von Wilhelm Kohlhaas, der mit Wilhelm II. noch persönlich bekannt war. Auffallend und zu bedauern ist, daß wiederum unter den Beschriebenen keine Frau zu finden ist. Da die meisten Lebensbilder dieses Bandes

Personen des 19. und 20. Jahrhunderts beschreiben, kann dies kaum mit der fehlenden Präsenz von Frauen im öffentlichen Leben entschuldigt werden.

Der vorliegende Band ist der letzte seines Namens; ab dem 18. Band wird die Reihe unter dem Titel »Lebensbilder aus Baden-Württemberg« fortgeführt. So begrüßenswert die regionale Erweiterung auf alle Landesteile auch sein wird, fallen dadurch leider historische Gebietsbezeichnungen der Einheitlichkeit zum Opfer.

A. Kozlik

11. Einzelne Orte

Frans Hermans: Die Lochmühle in Dilsberg-Rainbach. Aus ihrer 600jährigen Geschichte. Mit einem Beitrag von Berndmark Heukemes. – Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt, 1992. 64 S.

Die Geschichte der Rainbacher Lochmühle läßt sich bis zu deren urkundlicher Erstnennung 1369 zurückverfolgen. Frans Hermans behandelt in sechs Kapiteln die gut 600 Jahre der Mühlengeschichte, ein siebtes trägt der ehemalige Oberkonservator des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg bei. In Hermans' Text steht die Zeit der seit 1789 im Besitz der Mühle befindlichen Müllersfamilie Bernhard im Vordergrund. Viele Illustrationen und Faksimiles alter Schriftstücke lockern den Text auf. Die Geschichte der bis 1957 arbeitenden Mühle ist sauber zusammengestellt, wenn Hermans auch nicht alle Akten zur Lochmühle auswerten konnte (z.B. Triebwerksakten, Einträge in Kirchenbüchern u. a.). Dazu sind diese Quellen viel zu zerstreut. Insgesamt wird man zu einer Mühlenmonographie kaum mehr erwarten können, als das, was Hermans zusammengetragen hat. Mühlengeschichten dieser Art würde man sich noch viele wünschen. – Mit dem Beitrag von Heukemes, der einen römischen Münzfund (Goldsolidus aus dem frühen 5. Jahrhundert) aus dem Garten der Lochmühle und ein den Göttern Merkur und Rosmerta geweihtes Denkmal aus dem benachbarten Dilsbergerhof behandelt, geht der kleine Band weit über die eigentliche Mühlgeschichte hinaus. Und der Anhang – die wortgetreu wiedergegebenen Erlebnisse des Lochmüllers Martin Bernhard 1805–1814 unter Napoleon in Spanien – hätte eine separate Veröffentlichung verdient: Denn dieser militär- und sozialgeschichtlich wichtige Beitrag wird in einer Mühlenveröffentlichung sicher nicht gesucht und wird manchem potentiellen Leser deshalb entgehen.

G. Fritz

Konrad Plieninger: Stadtschreiber, Leibärzte, Festungskommandanten. Altwürttembergische Ehrbarkeit in den Epitaphen der Oberhofenkirche Göppingen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Bd. 28). – Weißenhorn: Konrad, 1992. 119 S., zahlr. Farbabb.

Was Gerd Wunder 1987 mit seinem letzten Werk »Personendenkmale der Michaelskirche in Schwäbisch Hall« hinterlassen hat, legt nun Konrad Plieninger für die ehemalige Stiftskirche Oberhofen in Göppingen vor: ein Inventar der erhalten gebliebenen Epitaphe. Während Wunder in knapper Form insgesamt 132 Denkmale beschreibt und ihre genealogischen Zusammenhänge aufzeigt, enthält Plieningers Buch lediglich 27 Nummern. Der Verfasser kann sich daher neben den familienkundlichen Aussagen auch mit kunstgeschichtlichen und ikonographischen Fragen auseinandersetzen und – besonders hilfreich – zahlreiche Quellen- und Literaturhinweise vermitteln. In der Denkmälerreihe treten die Namen der in und um Göppingen ansässigen Familien der Degenfeld, Härlin, Liebenstein und Zillenhart mehrfach auf. Sämtliche Epitaphe sind farbig abgebildet, teilweise sind die Porträts der Verewigten zusätzlich im Ausschnitt wiedergegeben. Eine in jeder Beziehung vorbildhafte Publikation!

M. Akermann

Jüdisches Museum Göppingen. Hrsg. von der Stadt Göppingen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Bd. 29). – Weißenhorn: Konrad, 1992. 147 S., zahlr., teilw. farb. Abb.

Die Stadt Göppingen verfügt seit dem Jahr 1992 über eine in verschiedener Hinsicht beispielhafte museale Einrichtung. In der 1966 aus der gottesdienstlichen Nutzung genom-

menen evangelischen Kirche von Jebenhausen wurde eine umfassende Dokumentation über die Geschichte der 1777 hier gegründeten und in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Göppingen verlegten jüdischen Gemeinde eröffnet. Damit erhielt das denkmalgeschützte Bauwerk aus dem Jahr 1506 wieder eine sinnvolle Nutzung, die ihm vor allem deshalb gut ansteht, weil über diese Kirche die Ortsherren – die Freiherrn von Liebenstein – jahrhundertlang das Patronatsrecht ausübten und mit mehreren Epitaphen bis heute im Kirchenraum gegenwärtig sind – jene Herren, die am 7. Juli 1777 der Niederlassung von zunächst neun jüdischen Familien zugestimmt hatten. Diese bildeten den Kern einer in den folgenden Jahrzehnten mächtig aufblühenden jüdischen Gemeinde, die 1845 mit 550 Personen zahlenmäßig ihren Höhepunkt erreichte. Kurz danach setzte infolge der sich im Filstal im Zuge der Industrialisierung eröffnenden besseren Erwerbsmöglichkeiten die Abwanderung vor allem ins nahegelegene Göppingen ein, wo es am 1. Juli 1867 zur Gründung einer eigenen Kirchengemeinde und 1881 zum Bau einer Synagoge kam. 1905 wurde die Jebenhäuser Synagoge abgebrochen; 5 Deckenleuchten und die Kirchenbänke wurden der evangelischen Kirchengemeinde überlassen. Dort blieben sie bis 1966 in Gebrauch und zählen nun zu den wichtigsten Ausstattungsstücken des neuen Museums. Dessen Planer, Stadtarchivar Dr. Karl-Heinz Rueß, hat es mit Hilfe zahlreicher Leihgeber und Mitarbeiter verstanden, in dem schlichten Kirchenraum unter Einbeziehung der Empore ein lebendiges Bild von der Entwicklung der Judengemeinden in Jebenhausen und Göppingen zu zeichnen, deren religiöse Bräuche und Traditionen durch kostbare Exponate zu belegen, das unerhörte wirtschaftliche Engagement der Göppinger Judenschaft bei der Industrialisierung Göppingens deutlich zu machen, einzelne bedeutende Persönlichkeiten, wie den Heldenenor Heinrich Sontheim und den Rabbiner Aron Tänzer, hervorzuheben und in besonders beeindruckender Weise das Schicksal der jüdischen Mitbürger während des Dritten Reiches aufzuzeigen. In dem vom Anton H. Konrad Verlag in Weißenhorn bestens ausgestatteten Begleitbuch ist der Großteil der Exponate des jüdischen Museums abgebildet, die Texte von Karl-Heinz Rueß stimmen in knapper Form in die Thematik ein. Er kann dabei auf die 1927 von Aron Tänzer herausgegebene, 1988 neu aufgelegte und bis 1945 fortgeschriebene Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen verweisen.

M. Akermann

Heilbronn und das mittlere Neckarland zwischen Marbach und Gundelsheim, bearb. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Mit Beitr. von K. D. Adam, W. Angerbauer, S. Arnold, J. Biel u. a. [Red.: Christoph Unz]. – Stuttgart: Theiss, 1991 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland; Bd. 22). 254 S., 93 Abb., 1 Farbtaf.

Mit dem Führer Bd. 22 sind in der aufgeführten Reihe nun auch die archäologischen Stätten und Hinterlassenschaften des Heilbronner Raumes des mittleren Neckarlandes, zwischen Marbach und Gundelsheim, erstmals erfaßt und mit zahlreichen Abbildungen (Fotos, Zeichnungen, Karten, farbl. gestalteter Umschlag) illustriert worden.

Inhaltlich umfaßt der Führer als erstes einen größeren Komplex allgemeingehaltener Artikel zu der Vor- und Frühgeschichte des Heilbronner Raumes, angefangen von der geologischen Beschreibung des Arbeitsgebietes, der Urgeschichte, dem Neolithikum, den Metallzeiten (so durch Funde der Frühbronzezeit, der Hügelgräberbronzezeit, der Urnenfelderzeit, Hallstattzeit und Latènezeit bezeugt), der Römerzeit, sowie der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit bis hin zum Mittelalter (S. 11–85).

Danach folgt der umfangreiche Teil der Objekte, die in alphabetischer Reihenfolge nach Ortschaften und darunter in chronologischer Folge nach einzelnen Fundobjekten systematisch gegliedert sind (S. 86–250). Ein Abkürzungsverzeichnis zur Literatur, ein Ortsregister und der Bildnachweis schließen den Band 22 ab (S. 251–254).

Rezensent begrüßt vor allem den wertvollen Artikel von Christoph Unz zur Forschungsgeschichte (S. 21–26), der die ersten Funde, Sammlungen und Heimatforscher der zurückliegenden Jahrhunderte wieder in Erinnerung ruft. So wird hier Simon Studion (1572–1605?) als »Vater der württembergischen Altertumskunde« bezeichnet, der bereits 1583 sieben

lateinische Inschriften in der Umgebung von Marbach, auf der »Bürg« in Benningen, in Steinheim entdeckte und sie nach Stuttgart an die herzogliche Kunstkammer schickte. Auf dem Gebiet der Römerforschung haben sich aber dann erst wieder im 18. Jahrhundert der Geschichtsschreiber Chr. F. Sattler (1705–1785), der Archivar von Öhringen-Neuenstein, Chr. E. Hansselmann (1698–1775), Herzog Karl Eugen (1744–1793) und im 19. Jahrhundert E. Paulus der Ältere (1803–1878), W. Ganzhorn (1818–1880) u. a. verdient gemacht.

Gekrönt wird die Vor- und Frühgeschichtsforschung in ihren Anfängen erst recht durch den unermüdlichen Fleiß und Einsatz des Heilbronner Stadtarztes, den Vorsitzenden des Historischen Vereins (1875 gegr.) und Leiter des Museums Heilbronn, Dr. med. Alfred Schliz (1849–1915), der sich bei seinen archäologischen Forschungen besonders durch spezielle anthropologische Untersuchungen auszeichnen konnte.

Ein Gang in die Forschungsgeschichte ist deshalb von großer Bedeutung, weil oft alte Grabungen wieder aufgenommen werden oder alte Fundgegenstände erneute Untersuchungen erfahren. Selbst gut geordnete Stadt- und Gemeindearchive können mitunter – sogar bisher unbekannte – Quellen zur Forschungsgeschichte eines größeren Arbeitsgebietes bergen.

In diesem Sinne verschafft der Führer – mehr als notwendig – genügend Arbeitsmaterial zur Vor- und Frühgeschichte Südwestdeutschlands. Es lohnt sich also, die oben aufgeführte Reihe mit Elan fortzuführen.

G. G. Reinhold

Gerhard Taddey: Hermersberg. Die Geschichte von Schloß und Wildfuhr. (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 41, hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall und dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein). – Sigmaringen: Thorbecke, 1992. – 204 S., zahlr. z. T. farb. Abb.

Keiner der zahlreichen Schloßbauten in Hohenlohe kann sich rühmen, eine derart qualifizierte, ausführliche und aufwendig ausgestattete Beschreibung erfahren zu haben, wie das einstige Jagdschloß der Fürsten zu Hohenlohe-Öhringen, Hermersberg. Für die repräsentative Ausgestaltung des großformatigen Werkes zeichnet weitgehend die von Reinhold Würth, dem heutigen Schloßherrn, begründete Stiftung Würth verantwortlich. Ohne ihr großzügiges finanzielles Engagement wäre die Aufnahme einer solch großen Zahl farbiger Abbildungen niemals möglich gewesen.

Seit dem Auf- und Ausbau des in staatliche Obhut übernommenen Hohenlohe-Zentralarchivs in Neuenstein im Jahr 1971 beschäftigte sich dessen erster Leiter, Dr. Gerhard Taddey, mit der Geschichte des inmitten ausgedehnter Wälder hoch über dem Kochertal in der Nähe von Niedernhall gelegenen Schlosses. Systematisch wertete er das reiche Quellenmaterial über den in seinen Anfängen in das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts zurückgehenden Schloßbau aus, dem Graf Wolfgang von Hohenlohe-Neuenstein (1568–1610) seine im wesentlichen bis heute erhalten gebliebene Form verlieh. So entstand eine lückenlose Dokumentation der umfangreichen Baumaßnahmen bis hin zur Beschreibung des Schloßinventars und – wie im Titel ausdrücklich vermerkt – der »Wildfuhr«, dem weiten, das Schloß umgebenden Jagdrevier. Der Verfasser macht deutlich, welcher Anstrengungen es bedurfte, das Schloß vor dem unmittelbar nach dem Tod des Grafen Wolfgang einsetzenden Verfall zu bewahren. Einige ältere Fotografien belegen den bis in die jüngste Vergangenheit herrschenden desolaten Zustand der Anlage eindrucksvoll. Um so mehr darf man es begrüßen, daß der Künzelsauer Unternehmer Reinhold Würth 1971 Schloß Hermersberg erwarb und denkmalgerecht zum Familiensitz ausbaute. In einem kurzen Essay am Ende des Bandes legt er seine »Gedanken« zu diesem Kaufentschluß nieder. Detaillierte Register und eine Vielzahl von Anmerkungen runden die bemerkenswerte Veröffentlichung ab.

M. Akermann

Hans-Joachim König, Hans Leipersberger: Heimatbuch Jagstheim. Hrsg. v. d. Bürgergemeinschaft Heimatbuch Jagstheim. – Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1990. 511 S., zahlr. Abb.

Die beiden Verfasser, im Ruhestand lebende evangelische Pfarrer, haben sich ihre Arbeit aufgeteilt. Hans-Joachim König behandelt auf ca. 70 Seiten den ortsgeschichtlichen Teil, Hans Leipersberger beschäftigt sich auf etwa 350 Seiten mit der »Chronik der Kirchengemeinde Jagstheim«. König stellt seinem historischen Abriss, der sich weitgehend in der Wiedergabe besitzgeschichtlicher Fakten erschöpft, eine Beschreibung Jagstheims aus dem Jahr 1732 voran, die er durch kurze Erläuterungen zum Zehnten, zur Gerichtsbarkeit u. a. ergänzt. Regestenartig wird das Auftreten der adeligen Herren der Zehe und von Ellrichshausen sowie weiterer in Jagstheim begüterter Familien abgehandelt, verschiedene Ordnungen und besondere Ereignisse angeführt und zu guter Letzt dem 19. Jahrhundert ein kurzes Kapitel gewidmet. Eine Darstellung der jüngsten Vergangenheit sucht man vergebens. – Damit tut sich auch Hans Leipersberger schwer. Sein mit »Die Zeit von 1933 bis zur Gegenwart (1990)« überschriebenes Kapitel beschränkt sich auf eine Auflistung der in jenen Jahren amtierenden evangelischen Pfarrer sowie der »wichtigsten Baumaßnahmen« in der Gemeinde. Begründet wird dies mit »der noch fehlenden abschließenden Beurteilung dieses Zeitgeschehens« und mit den »verschärften Bestimmungen des Datenschutzes«. Diese Argumente sind mit Sicherheit nur sehr bedingt stichhaltig. Ortsgeschichten, die bis in die 2. Hälfte unseres Jahrhunderts hinein fortgeschrieben sind, gibt es in großer Zahl. Ansonsten ist die Arbeit Leipersbergers hoch zu loben, gingen ihr doch umfangreiche Quellenstudien in staatlichen, kommunalen und kirchlichen Archiven voraus. So ist ein weitaus breiteres Spektrum der Jagstheimer Geschichte entstanden, als es die Kapitelüberschrift erwarten läßt. Neben dem roten Faden »Kirchengemeinde« finden sich umfangreiche und höchst informative Exkurse in die allgemeine Dorfgeschichte, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und vieles andere mehr. – Nicht unbedingt nachzuvollziehen ist der Entschluß der Herausgeber, den nahezu 70 Seiten umfassenden »Bildteil« an den Schluß des Bandes zu setzen, zumal dafür keine bessere Papierqualität gewählt wurde. Eine Zuordnung der Abbildungen zu den entsprechenden Kapiteln hätte den umfangreichen Textteil wohlthuend aufgelockert.

M. Akermann

Gerhard Fritz: Die Einwohner des Klosteramtes Murrhardt und der Pfarrei Sulzbach/Murr vom 12. Jahrhundert bis 1561. (Heutige Gemeinden und Teilorte Murrhardt, Murrhardt-Fornsbach, Sulzbach/Murr, Großerlach, Gaildorf-Ottendorf und Rosengarten-Westheim). Festgabe für Dr. rer. nat. Rolf Schweizer zum 60. Geburtstag. Murrhardt und Backnang: Ortsgruppe Murrhardt des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und Verlag Fr. Stroh 1992. 79 S.

Fast sechs Jahre nach der Abfassung des Skripts erscheint die Murrhardter Einwohnerliste, die ursprünglich als Anhang zum letzten größeren Werk des Verfassers (Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit) gedacht war, die seinerzeit aber wegen Geldmangel nicht erscheinen konnte. Bei dem Werk handelt es sich im Grunde um eine modifizierte Übertragung des Quellenwerks von Gerd Wunder über die Bürger von Hall auf die Murrhardter Verhältnisse. Fritz wertet für die Zeit bis 1561 alle erreichbaren Quellen zu allen Einwohnern aus und gewinnt durch solche Kompilation eine teilweise erstaunliche Informationsmenge für die behandelten Personen. Für Genealogen und Sozialwissenschaftler ist das Werk denn auch von erheblicher Bedeutung, um so mehr, als es im wesentlichen die Zeit vor den Kirchenbüchern erschließt. Um Druckkosten zu sparen, wurde die billige Methode des computergestützten Desktop-Publishing gewählt. Daß dabei der eine oder andere Setzfehler vorgekommen ist, schmälert den Inhalt des Werks nicht: Hauptsache, das umfangreiche Material ist der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

H.-D. Bienert

Karl Julius Zehender: Heimatbuch Oppenweiler. – Oppenweiler: Gemeinde Oppenweiler, 1992. – 948 S., zahlr. Abb.

Auf der Landkarte der Heimatbücher ist mit dem vorliegenden Werk über Oppenweiler ein weiterer weißer Fleck verschwunden. In über sieben Jahren trug der Verfasser (Karl Julius Zehender war Bürgermeister von Oppenweiler von 1948–1978 und ist Ehrenbürger seit 1987) Unmengen von Quellen, Tatsachen und Details zusammen, die er in diesem umfangreichen Werk zusammengestellt hat und damit das erste umfassende Buch über die Gemeinde Oppenweiler präsentiert. Dem Teil I »Gemeinsame Geschichte«, der das die Gesamtgemeinde Betreffende enthält, folgen die Teile »Oppenweiler«, »Die Freiherren von Sturmfeeder und ihr Besitz«, »Reichenberg«, sowie in weiteren 9 Teilen alphabetisch die übrigen Gemeindeteile, bzw. ehemals zur Markung gehörenden Orte, wie Dauernberg oder Fischbach. Die Informationen zu den einzelnen Orten werden jeweils in den Teilen in Kapitel gegliedert, vom Allgemeinen (z. B. Entstehung, öffentliche Einrichtungen, etc.) hin zum Speziellen (»Zell: Die öffentliche Fernsprechstelle«). Für alle, die mit Oppenweiler verbunden sind, bietet sich dieses Buch an, denn es lädt zum Schmökern geradezu ein. Doch bei weitergehendem Interesse entpuppt sich der scheinbare Vorteil der Materialfülle als Schwachpunkt des Werkes. Die Menge der Information und die fehlende Gewichtung nach Wesentlichem macht ein Arbeiten mit dem Buch, bzw. die gezielte Suche nach Teilfragen unmöglich, oder es ist zumindest unkomfortabel: Die Inhaltsverzeichnisse zu den einzelnen Teilen sind über das ganze Buch verstreut bei den jeweiligen Titelblättern angegeben. Ein Nachschlagen im Personen- und Sachregister hilft dabei kaum weiter, z. B. führt der Sucheinstieg »Staigacker« zwar an zwei Nennungen in anderem Zusammenhang, aber nicht zum Kapitel 35 »Der Staigacker« im Teil XIII »Zell«. Bei dem Stichwort »Bauernkrieg« erfolgt eine Verweisung auf die Nennung im Beitrag »Oppenweiler vom Hochmittelalter bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts« von Gerhard Fritz, der Hinweis auf die ausführlichere Stelle »Der Bauernkrieg 1525« im Kapitel 24 des Teiles I unterbleibt. Das Register hat trotz Ausführlichkeit einige Schwachstellen: Der ev. Pfarrer von Oppenweiler Reinhold Ganter ist unter P (Pfarrer), nicht unter G (Ganter) geordnet, ebenso unter P findet sich der Prinz Friedrich von Württemberg. Neben unnötigen Eintragungen wie »Republik« oder »Namen, Entstehung derselben« finden sich unvollständige, wie »Nägele, Abgeordneter« (statt: Nägele, Ferdinand) oder »Wolf, R.«. So umfassend die Darstellungen sind, so mangelhaft bleiben die Quellenangaben, insbesondere die Form der zitierten Literatur. Dem reichlichen Anmerkungsapparat fehlt es unter bibliographischen Gesichtspunkten an Einheitlichkeit (z. B. Verfasser, Titel, Ort, Jahr), unvollständige Angaben machen sich selbst sinnlos (z. B. S. 391 »Paul Häberle in einer Heimatbeilage der BKZ«), oder erschweren die Suche nach der zitierten Literatur: So wird die Heimatbeilage der Backnanger Kreiszeitung nie mit ihrem Namen »Unsere Heimat« zitiert, selten der Titel des darin erschienenen Aufsatzes angegeben. Anmerkungen wie S. 568 »Gemeinderat Hildt, Backnang, über Großaspach, Heimatbeilage Nr. 46/1914, darin Bezugnahme auf Bossert, Blätter für evangelische Kirchengeschichte« bleiben auch im Textzusammenhang rätselhaft. Wie immer noch in vielen Heimatbüchern ist die Zeit des Dritten Reiches 1933–45 wenn nicht ausgespart, so doch auf Grundaussagen verkürzt. Die einzige Erwähnung der NSDAP außerhalb des schon erwähnten Beitrages von G. Fritz schließt in Zusammenhang mit der Geschichte des Rathauses mit dem Satz: »Der Kriegsausgang machte dann dem Parteispuk ein Ende«. Die Aufzählung weniger Beispiele aus einer Fülle von Schwachpunkten soll die enorme Fleißarbeit des Verfassers in keiner Weise schmälern, doch muß deutlich gesagt werden: Als Lesebuch zur Geschichte und Gegenwart Oppenweilers ist dieses Buch sehr geeignet, doch als Grundlagenwerk zur weiteren Einarbeitung der Lokal- und Regionalgeschichte fehlt diesem Buch Übersichtlichkeit in der Anlage und Konsequenz in den vorhandenen Ansätzen, wie Quellenangaben und Register. Dies hätte wohl durch eine Endredaktion mit einem wissenschaftlichen Mitarbeiter verhindert werden können, ohne die Qualität als Lesestoff zu verlieren. Diesbezüglich hat die Gemeinde Oppenweiler eine Chance vertan.

A. Kozlik

900 Jahre Ottendorf am Kocher. Hrsg. von der Stadt Gaildorf. – Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1991. 296 S., zahlr. Abb.

Hans König: Eutendorf wie's früher war. – Horb: Geiger, 1991. – 132 S., zahlr. Abb. Jubiläen werfen ihre Schatten voraus. Dies gilt insbesondere für Ortsjubiläen, denn es ist inzwischen beinahe eine Selbstverständlichkeit geworden, diesen Termin zum Anlaß zu nehmen, den Ort in Buchform zu präsentieren. Gerade bei kleineren Orten ist dabei die Initiative zu spüren, ein angemessenes und durchdachtes Ortsbuch zu veröffentlichen. Die Orte Ottendorf und Eutendorf haben dies beide auf ihre Art verwirklicht. Der Anlaß ihrer Feierlichkeiten geht sogar auf die gleiche Quelle zurück: Das Korbinger Schenkungsbuch nennt zum 10. August 1091 ein Tauschgeschäft, das unter anderem Ottendorf und Eutendorf erwähnt. Von dieser Quelle ausgehend hat Gerhard Fritz die Verhältnisse im Gaildorfer Raum um 1090 untersucht, sein Beitrag »900 Jahre Eutendorf, Groß- und Kleinaltdorf, Winzenweiler und Ottendorf« ist in beiden Bänden abgedruckt, im Ottendorfer Buch hat Fritz die Ortsgeschichte bis zum Bauernkrieg weitergeführt. Die insgesamt 29 Beiträge in gutgestalteter Aufmachung verhelfen Ottendorf zu einem repräsentativen Band: Von der Geologie über einzelne Aspekte der Ortsgeschichte bis hin zu den Vereinsdarstellungen: alles was einen Ort ausmacht, wird in seiner Entwicklung dargestellt. Ausführlich geht Werner Schimmelfennig von der Oye auf die Geschichte der Ottendorfer Mühlen ein und belegt diese mit interessantem Bildmaterial. Dasselbe gilt für seinen Beitrag über die örtlichen Gastwirtschaften. Daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ottendorf (bis 1884 Oedendorf!) »eine der bedeutendsten chemischen Fabriken Württembergs stand«, macht der bemerkenswerte Aufsatz von Dr. Hellmar Weber deutlich. Wer vermutet heute, daß aus Ottendorf einst Alaun, Vitriol, Glaubersalz, Soda, Chlorkalk und eine Vielzahl weiterer chemischer Produkte weit über die Landesgrenzen hinaus verkauft wurden? Zur Geschichte von Bahn und Post steuert der frühere Gaildorfer Bürgermeister Hans König informative Aufsätze bei. Karl Dürrich handelt sehr knapp die Zeit des Dritten Reiches und das Schicksal der Heimatvertriebenen ab. Im Vorwort des Buches ist bedauernd vermerkt, daß zur Ottendorfer Schulgeschichte kein Beitrag vorlag und daß auch die Behandlung der Teillorte Spöck und Hägenau zu kurz kam. Dennoch verdient die Kochertalgemeinde für ihre Initiative zur 900-Jahrfeier Anerkennung.

Der Band von Hans König anläßlich des Eutendorfer Jubiläums wirkt daneben bezüglich des Inhalts und der Aufmachung wie der kleinere Bruder. Neben der geschichtlichen Einführung und den Beiträgen »Dorfordnung von 1602«, »Eutendorf um 1850« und »Eutendorfer Familiennamen« liegt der Schwerpunkt des Bandes in der Abbildung und Darstellung der Häuser und Einwohner des Ortes, wobei die Wohnplätze der Ortschaft nicht vergessen werden. Das Ergebnis ist ein Band, den jeder, der mit dem Ort verbunden ist, gerne zur Hand nimmt.

M. Akermann/A. Kozlik

Barbara Schnurrer: Die Tierseuchenbekämpfung im Territorium der freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber im 18. Jahrhundert. Diss. med. vet. München. Rothenburg, 1991. 161 S.

Im 18. Jahrhundert erfolgte allmählich der Einbruch einer naturwissenschaftlich orientierten Medizin im Humanmedizinbereich. Im Veterinärmedizinwesen schlug sich das nur zögernd nieder. Man hat bei der Lektüre der vorliegenden Münchener veterinärmedizinischen Dissertation den Eindruck, daß sich im Verlauf des gesamten Jahrhunderts in der Methodik und Praxis nicht sehr viel geändert hat.

Natürlich war es den Obrigkeiten – schon aus wirtschaftlichen und ernährungspolitischen Gründen – wichtig, auch auf dem Sektor der Tierseuchenbekämpfung ihre Ordnungen und Vorschriften zu erlassen. Auch die Reichsstädte, besonders die mit einem größeren agrarischen Hinterland, zu denen Rothenburg gehörte, mußten darauf bedacht sein, die grassierenden Tierkrankheiten in den Griff zu bekommen. Konnte man sie auch nicht so genau diagnostizieren, so hatte man doch ein großes Erfahrungspotential. Insbesondere handelte es sich damals um Rinderpest, Milzbrand, Maul- und Klauenseuche, Tollwut und Räude.

Im Vorfeld einer medizinischen Bekämpfung der Tierkrankheiten war die Kenntnis von Seuchenausbrüchen in anderen Regionen von Bedeutung, damit gegebenenfalls prophylaktische Maßnahmen ergriffen werden konnten (Handelssperren, Marktverbot). Im Rothenburger Stadtarchiv sind genügend Quellen vorhanden, die einen regen Informationsaustausch in dieser Hinsicht belegen. Die wichtigsten Gesprächspartner waren die Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach und die befreundeten Reichsstädte Dinkelsbühl, Nördlingen und Hall, wobei Hall der Vorort für den Schwäbischen Kreis und die westlichen Regionen war. Bei aller Ablehnung, die wir Heutigen großspurig der alten Medizin entgegenbringen, hatte man damals doch schon längst gelernt, Krankheitsverläufe und Symptome sauber zu beschreiben, anatomisch-pathologische Befunde aufzunehmen und Sektionsergebnisse gründlich zu notieren. Dies war für die Fortentwicklung der Medizin und Veterinärmedizin durchaus von Bedeutung. Die Verfasserin der vorliegenden Studie ist durch die exakte Beschreibung der Tierkrankheiten tatsächlich zu modernen Diagnosen in der Lage.

Die damaligen prophylaktischen und therapeutischen Maßnahmen bestanden vor allem in hygienischen (Sauberkeit, Luft), diätetischen (Ernährung), medikamentösen (Heilkräuter) und chirurgischen Vorkehrungen. Die obrigkeitlichen Verordnungen richteten sich hauptsächlich an die Landwirte, die sich den Vorschriften jedoch oft genug zu widersetzen schienen, besonders wenn diese in der Quarantäne und Tötung von Viehbeständen bestanden.

Zum Personal, das veterinärmedizinische Funktionen wahrnahm, gehörten die Vieh- und Fleischbeschauer, die Fall- und Wasenmeister und die Hirten. Tierärzte im heutigen Sinne gab es noch nicht, so wenig wie eine reguläre akademische Veterinärmedizin (dagegen gab es hierzulande damals, die Brauchbücher zeigen es, volks- und zaubermmedizinische Methoden in den Ställen, die in der vorliegenden Arbeit jedoch keine Rolle spielen). Mit seuchenpolizeilichen Funktionen waren auch Handwerker und Gewerbetreibende betraut, die mit Tieren und Tierprodukten zu tun hatten, wie Viehhändler und Metzger. Entsprechende obrigkeitliche Vorschriften samt Sanktionen ergingen vom reichsstädtischen Regiment und seinen Behörden, den Gerichten und dem für das Medizinalwesen zuständigen Collegium medicum – schließlich waren Gefahren für Menschen zu besorgen.

Alle diese Themenbereiche untersucht die Verfasserin aufgrund der (teilweise im Anhang publizierten) Rothenburger Quellen, mit deren Hilfe sie viele Einzelfälle aufrollt. Sie weist natürlich pflichtgemäß darauf hin, daß vom heutigen – transitorischen – Kenntnisstand aus die damaligen Vorkehrungen in der Regel »wenig erfolgversprechend« waren. Erfolg konnte erst die naturwissenschaftlich untermauerte Medizin verheißen, die sich seit dem 19. Jahrhundert allerdings vehement entwickelte.

K. Ulshöfer

Hermann Hommel: Satteldorf. Ortschronik. Hrsg. v. d. Gemeinde Satteldorf. – Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1989. 381 S., Abb.

Der Verfasser, 35 Jahre lang Bürgermeister der Gemeinde, bezeichnet sein Werk im Untertitel als »Eine umfassende Darstellung der Satteldorfer Ortsgeschichte«. Eine solche ist das Buch aber gerade nicht. Es ist eine chronologische Aufzeichnung von Ereignissen und Fakten, die in ihrem bei weitem umfangreichsten III. Abschnitt auf den Seiten 19 bis 349 den Zeitraum zwischen 1791 und 1987 behandelt. Mittelalter und frühe Neuzeit müssen sich mit zwei (!) Seiten begnügen; die anschließend zitierten Ausschnitte aus der Crailsheimer Chronik des Pfarrers Jeremias Christoph Bauer von 1722 vermitteln Hinweise auf Geschehnisse seit 1613. Als Chronik – aber eben nicht als eine einer logischen Gliederung unterworfenen Orts-Geschichte – ist die Arbeit Hommels uneingeschränkt brauchbar – vor allem auch zum Nachschlagen nach runden Vereins-, Schul- und Maikäferplagen-Jubiläen. Ein so konzipiertes Ortsbuch läßt kaum eine Bewertung der historischen Begebenheiten seitens des Bearbeiters erwarten. So stehen dann eben Überschriften wie »1935. Aufwärtsentwicklung im Dritten Reich« kommentarlos im Raum ... Recht brauchbar am Schluß die Auflistungen der Gemeindeoberen und -räte, der Pfarrer, Schulleiter, Auswanderer und Feuerwehrkom-

mandanten, der Hof- und Flurnamen sowie die kurzgefaßten Geschichten der Mühlen und Brechhäuser. *M. Akermann*

R Paul Swiridoff: Schwäbisch Hall. Mit Beiträgen von Elisabeth Schraut und Gerd Wunder. – Schwäbisch Hall: Swiridoff, 1992. – 156 S., zahlr. Farbabb.

Wenn es um eine anspruchsvolle fotografische Dokumentation der Stadt Schwäbisch Hall geht, dann steht der Name Paul Swiridoff obenan. Begründet hat er diesen Ruf bereits im Jahr 1955 mit seinem ersten großformatigen, noch ganz in Schwarzweiß-Technik gestalteten Bildband, dem er 1967, 1969, 1974 und 1982 jeweils neu bearbeitete Bildpublikationen zum Thema folgen ließ. Auch der kurz vor Weihnachten 1992 vorgestellte Haller Swiridoff-Band glänzt mit einer vollkommen neuen Bildserie. Paul Swiridoff hat damit den Wandel im Haller Stadtbild – vorwiegend innerhalb von dessen »historischem« Bereich in vielfacher Weise dokumentiert. Daß er sich dabei zunehmend aufwendigerer technischer Hilfsmittel und ausgefallener Standorte bediente, macht der vorliegende Band besonders deutlich. Nicht selten halfen nur eine ausgefahrene Feuerwehrlleiter und ein extremer Weitwinkel beim Festhalten derart ungewöhnlicher Panoramaansichten, wie sie etwa auf den Seiten 24/25, 40/41, 42/43 oder 46/47 wiedergegeben sind. Dabei mußten oft starke Verzerrungen in Kauf genommen werden – für Liebhaber dieser durch und durch professionellen Fotografie ein gewünschter Effekt. Im Textteil wurde auf das hervorragende Essay »Tausend Jahre Schwäbisch Hall« des unvergessenen Historikers Gerd Wunder (gest. 1988) aus der Auflage von 1982 zurückgegriffen. Elisabeth Schraut steuerte »Schlaglichter auf die Stadtgeschichte von Schwäbisch Hall im 19. und 20. Jahrhundert« bei. Besonders hervorzuheben sind die ausführlichen, mit wichtigen Informationen gespickten Bilderläuterungen. Kurzfassungen der Texte finden sich in englischer und französischer Sprache zum Ausklappen am Ende des Buches. *M. Akermann*

R Dieter Kalinke: Das gute alte Hall. Vergangene Zeiten in alten Postkarten. – Schwäbisch Hall: Haller Tagblatt, 1992. 256 S., zahlr. Farbabb.

Kaum jemals lag ein so aufwendig ausgestatteter Bildband auf dem Tisch des Rezensenten wie dieses »Nebenprodukt« einer Veröffentlichungsreihe alter Postkarten, die das »Haller Tagblatt« seit dem Sommer 1991 in dichter Abfolge veröffentlichte. Als man erkannte, welche einzigartigen – oftmals mehr als 100 Jahre alten – »Schätze« dieses Genres in Haller Haushalten und Privatsammlungen schlummerten, entschloß sich der Zeitungs- und Buchverlag, die eindrucksvollsten Beispiele dieser lange verkannten Zeitdokumente in gebundener Form zu publizieren. Dies geschah durchweg in Farbe oder wenigstens mit unterlegter Tonplatte auf schwerem Hochglanzpapier und in einem anspruchsvollen Layout. Dieter Kalinke, engagierter Lokalredakteur beim »Haller Tagblatt«, der auch die Zeitungsserie textlich begleitet hatte, wählte aus einem großen Fundus insgesamt 288 alte Ansichtskarten (ergänzt durch einige weitere Fotografien) aus und plazierte sie, systematisch gegliedert, auf den großformatigen Seiten des Buches. In seinen Beschreibungen geht Kalinke ausführlich auf die Bildinhalte ein und gibt, wenn möglich, Hinweise auf einstige Besitzverhältnisse von abgebildeten Häusern, Geschäften, Wirtschaften u. a. Im einen oder anderen Fall hätten dabei weitere Recherchen und Befragungen noch detailliertere Angaben ermöglicht. Ohne jede Einschränkung ist es ein hohes Verdienst von Verfasser und Verlag, diese wichtigen stadtgeschichtlichen Bildquellen auf so hervorragende Weise erschlossen zu haben. *M. Akermann*

Ländliche Bauten aus dem fränkischen Württemberg. Ein Wegweiser zu den Gebäuden des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen. Führer durch das Hohenloher Freilandmuseum, Band 3. Hrsg. von Albrecht Bedal. Verein Hohenloher Freilandmuseum e. V., Schwäbisch Hall, 1991. 208 S., zahlr. Abb.

1983 ist der erste Führer durch das damals neu eröffnete Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen erschienen. Inzwischen ist dieses erfolgreiche Museum ländlicher Kultur so erweitert und ausgebaut worden, daß auch ergänzende Neuauflagen

dem Informationsbedürfnis des großen Publikums nicht mehr gerecht werden konnten. Der derzeitige Museumsleiter, Albrecht Bedal, hat deswegen einen Museumsführer vorgelegt, der in Erscheinungsbild und inhaltlicher Konzeption neue Wege geht. Der Führer konzentriert sich auf das Wichtigste, was ein Freilandmuseum zu sammeln, zu konservieren, zu erforschen und zu präsentieren hat, nämlich die Gebäude. Ihre Bau- und Besitzgeschichte wird mit fachkundiger Spezialterminologie sehr übersichtlich dargestellt. Die Forschung ist inzwischen über manche Aussage des alten Museumsführers hinweggegangen. Als Ergebnis der Arbeit des Freilandmuseums hat sich unser Wissen über alte Häuser vermehrt, ja im grundsätzlichen geändert. Dies trifft insbesondere für den charakteristischen Typ des sogenannten »Pfarrer-Mayer-Hauses« zu. Wer eine Erläuterung der Einrichtung der Häuser, die der alte Führer noch gegeben hat, vermißt, muß sich noch gedulden. Albrecht Bedal kündigt neue »Wegweiser zu den Einrichtungen des Hohenloher Freilandmuseums« an, die über die Möbel und Einrichtungsgegenstände in den Häusern, über die Geräte in den Werkstätten und Scheunen sowie über die Pflanzen- und Tierwelt im Museum berichten werden. Der gelungene, informative, handliche und ansprechende Führer zu den Häusern des Hohenloher Freilandmuseums ist ein vielversprechender Auftakt, dem man rasche Fortsetzung wünscht.

E. Göpfert

Die vier Bücher der Selber Müllerzunft (Personenregister). Bearb. von Dieter Arzberger. (= Sonderheft zum Bd. 10 der Selber Hefte). Selb: G. Arzberger, 1988. 41 S.

Die Selber Müllerzunft hat vier von 1666 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reichende Zunftbücher hinterlassen: Das »Jahrtagsbuch« mit Einträgen über die jährlich am Peter- und Pauls-Tag (29. Juni) stattfindende Zunftversammlung, das »Meisterbuch« über alle mit der Meisterprüfung zusammenhängenden Vorgänge, das »Zunftbuch« über normale Geschäftsvorgänge, insbesondere über Lehrverhältnisse, und das »Rechnungsbuch« über Einnahmen und Ausgaben der Zunft. Interessant ist, daß sich genau dokumentieren läßt, wieviele Gesellen zwischen 1666 und 1870 zu Meistern gesprochen wurden (121, wobei eine ins Detail gehende weitere Aufschlüsselung nach Auswärtigen und Einheimischen enthalten ist). Arzberger druckt die vier Zunftbücher nicht komplett ab, sondern beschränkt sich – nach eingehender Beschreibung aller vier Bücher – auf die genealogisch und sozialgeschichtlich hochinteressante Wiedergabe aller in den Zunftbüchern genannten Müller. Damit steht ein wichtiges Grundlagenwerk der Forschung zur Verfügung.

G. Fritz

Paul Sauer: Kleine Geschichte Stuttgarts; von der Reichsgründung bis heute. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, 1991. 150 S.

Paul Sauer, der Direktor des Stadtarchivs Stuttgart, legt eine »kleine« Geschichte Stuttgarts von 1870/71 bis 1991 vor, die, wie es sich bei einem solchen Titel gehört, auch optisch »klein« geraten ist: Es handelt sich vom Umfang her um ein dünnes, kleinformatiges Bändchen. Der Name Sauer garantiert allerdings dafür, daß der Inhalt keineswegs dünn ist. Vielmehr liefert Sauer eine fundierte Darstellung der letzten 120 Jahre der Stuttgarter Geschichte mit allen wichtigen Facetten: Nicht nur die Landes- und Reichs- bzw. Bundespolitik und Stuttgarts Rolle darin kommen zu ihrem Recht. Genauso findet sich, prägnant zusammengestellt, Stuttgarts bemerkenswerte industrielle Entwicklung, die Geschichte der Stuttgarter Demographie, der Kultur, der Kommunalpolitik, der Parteien, der Kirchen, der Architektur und des Städtebaus. Selbstverständlich hat man fast alle in Sauers »kleiner« Geschichte gelieferten Informationen bereits in den voluminösen Bänden der Stuttgarter Chronik geliefert bekommen (außer für die allerletzten Jahre, für die die Chronik noch nicht erschienen ist), aber der Wert der »kleinen« Geschichte Stuttgarts liegt ja gerade darin, für einen Kreis interessierter Laien und für Fachleute, die rasche Orientierung suchen, das Wesentliche und die großen Linien herauszuarbeiten. Daß das gelungen ist, kann nicht bezweifelt werden.

G. Fritz

12. Ausstellungen

Drei hällische Dörfer im 19. Jahrhundert: Gailenkirchen, Wackershofen, Gottwollshausen; (Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen, 30. Juni bis 3. November 1991). Hrsg. von Ulrike Marski und Albrecht Bedal. Kataloge des Hohenloher Freilandmuseums Band 8. Sigmaringen: Thorbecke, 1991, 192 S., Farbtafeln und zahlr. Abb.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Deutschland noch weithin agrarisch-ländlich geprägt, am Ende des Jahrhunderts dominierten Industrie, Handel und Gewerbe. Die Landwirtschaft und damit die ländliche Lebenswelt hatte sich infolge moderner Produktionstechniken, intensiver Bodennutzung und Steigerung der Produktion, durch Veränderung der Arbeitsweisen und insbesondere durch die Verflechtung in das nationale und internationale Marktgeschehen tiefgreifend gewandelt. An gesamtgesellschaftlichem Gewicht hatte die Landwirtschaft verloren, das ökonomische und soziale Gefälle zwischen Land und Stadt war gewachsen. Wie dieser im Vergleich zu den jahrhundertealten Traditionen des Lebens und Arbeitens rasche und sich beschleunigende Modernisierungsprozeß konkret vor Ort, genauer in drei Dörfern der ehemaligen Reichsstadt und nun Oberamtsstadt Hall vor sich gegangen ist, hat ein Arbeitskreis von Mitarbeitern des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen erkundet, in einer Ausstellung dokumentiert und präsentiert und im reich bebilderten Begleitbuch ausführlich dargestellt. Gemeindefrchive, private Dokumente, Gegenstände des täglichen Gebrauchs und Bildzeugnisse machen die Rekonstruktion des Alltagslebens auf dem Lande möglich. 15 Aufsätze spannen den Bogen von Flur und Siedlung über die Arbeit in Haus und Hof, Gerätschaften und Kleidung, das Mit- und Gegeneinander der sozialen Gruppen bis zu den Institutionen Kirche, Schule und Wirtshaus. Ein Aufsatz über den Straßen- und Eisenbahnbau macht mit Recht den Schluß, beenden doch die modernen Verkehrsmittel die relative Abgeschlossenheit des Dorfes und damit die Stabilität einer vormodernen, hierarchisch gegliederten, strenger sozialen Kontrolle unterworfenen, weithin traditionsgeleiteten ländlichen Lebenswelt, die sich in ritualisierten, kaum reflektierten Normen bewegte. Das Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen ist mit dieser Veröffentlichung wieder einmal in vorbildlicher Weise seiner Aufgabe nachgekommen, eine uns schon fremd gewordene Welt nicht nostalgisch zu verklären, sondern realistisch, d. h. in ihrer Vielfalt, ihren Widersprüchen und Schattierungen nahezubringen. Auch außerhalb von Gailenkirchen, Wackershofen und Gottwollshausen kann man dieses Buch mit Gewinn und mit Vergnügen lesen.

E. Göpfert

Schwäbisch Hall: Wiege der deutschen Sängerbewegung. Begleitschrift zur Ausstellung im Foyer des Rathauses vom 30. 4. bis 24. 5. 1992. Herausgeber: Musikverein Schwäbisch Hall 1817 e. V.

Der Musikverein Schwäbisch Hall 1817 e. V., der älteste Gesangverein im Schwäbischen Sängerbund und einer der ältesten Gesangvereine ganz Deutschlands, legte aus Anlaß seines 175jährigen Bestehens eine von Roland Längst verantwortete Festschrift vor, die einer entsprechenden Ausstellung als Begleitbuch diente. Historiker und Musikwissenschaftler wie Dieter Langewiesche, Hermann Josef Dahmen und Friedhelm Brusniak, engagierte Sänger und Chorleiter wie Willi Eller und Klaus Schönfeld haben kundige Aufsätze zur Geschichte der Sängerbewegung und zum Vereinsleben beigesteuert. Manche interessante Text- und Bildquelle, die das Stadtarchiv Schwäbisch Hall in der Ausstellung präsentierte, findet man als Abbildung in dieser Festschrift wieder, die man allen Musikinteressierten nur empfehlen kann.

E. Göpfert

13. Weitere Buchzugänge

Ulrike Ankele: Der Ansbacher Hofgarten im 18. Jahrhundert. Mittelfränkische Studien Bd. 8. – Ansbach: Historischer Verein für Mittelfranken, 1990. 145 S., zahlr. Abb., 3 Pläne beil.

Karl Eßlinger: Heimatkundliche Geschichte von Stadt und Oberamt Gerabronn. Nachdruck der Originalausgabe von 1930. Gerabronn u. Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1992. 317 S.

Gabriele Geibig: Der Würzburger Dichter Max Dauthendey (1867–1918). Sein Nachlaß als Spiegel von Leben und Werk. Schriften des Stadtarchivs Würzburg, Heft 9. – Würzburg: Schöningh, 1992. 147 S., zahlr. Abb.

Ortskernatlas Baden-Württemberg. Stadt Vaihingen an der Enz. Landkreis Ludwigsburg. Bearb. v. Edeltraud Geiger-Schmidt. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Stuttgart, 1992. 65 S., zahlr. Abb., Klappkarte.

Peter H. F. Jakobs: Der römische Gutshof von Fischbach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 17). – Stuttgart: Theiss, 1992. 78 S., zahlr. Abb. – Ergebnisse der 1992 abgeschlossenen Ausgrabungen im »Römerpark Fischbach«. Der Gutshof lag im unmittelbaren Einzugsbereich des antiken Rottweil, dem Municipium Arae Flaviae.

Herwig John u.a. (Bearb.): Die Kreis- und Gemeindegewappen im Regierungsbezirk Karlsruhe. Kreis- und Gemeindegewappen in Baden-Württemberg. Hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg Bd. 2. – Stuttgart: Theiss, 1990. 108 S., zahlr. farb. Wappendarstellungen.

Ludwig Kilian: Landwirtschaft im Wandel der Zeit. Rückblick und Ausblick eines fränkischen Altbauern. – Uffenheim: Wencker-Wildberg, 1992. 62 S., Abb.

Otto Linck (1892–1985): Ausgewählte Schriften. Hrsg. v. d. Stadt Güglingen und dem Zabergäuverein aus Anlaß des 100. Geburtstags von Otto Linck am 15. 5. 1992. – Brakenheim: Kohl, 1992. 636 S., zahlr. Abb.

Waldemar Lutz, Erich Scheible (Hrsg.): Kennzeichen WN. Heimatkunde für den Rems-Murr-Kreis. – Lörrach: Lutz, 1990. 224 S., zahlr. Abb.

Gerhard Nerz: Im Schwäbischen Wald daheim. Von der Landschaft und den Menschen. – Backnang: Stroh, 1990. 118 S., zahlr. Farbabb.

Bernd Ottnad (Hrsg.): Badische Biographien. Neue Folge Bd. II. – Stuttgart: Kohlhammer, 1987. 338 S. Der Band enthält 177 Kurzbiographien von Persönlichkeiten aus dem badischen Raum, vorgestellt von 107 Autoren.

Heinz H. Poker: Chronik der Stadt Stuttgart 1988–1990. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 54. – Stuttgart: Klett-Cotta, 1991. 534 S., Abb.

Wolfgang Ribbe, Eckart Henning: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung; begründet von Friedrich Wecken. 10. Aufl. – Neustadt a. d. Aisch: Degener, 1990. 479 S.

Roland Schlichenmaier (Hrsg.): Geschichte und Geschichten aus unserer Heimat Weissacher Tal (Allmersbach, Althütte, Auenwald, Weissach im Tal). Bd. 1–6. Weissach im Tal: Schlichenmaier, 1986–1991.

Herbert Schübler: Historische Ansichten aus der Gesamtgemeinde Rot am See. Landwirtschaft und Handwerk. Hrsg. v. d. Gemeinde Rot am See. – Bergatreute: Eppe, 1992. 132 S., zahlr. Abb.

Herbert Schübler: Unbekanntes Hohenlohe-Franken. Bilder, Geschichte und Geschichten aus dem ehemaligen Gerabronn. – Bergatreute: Eppe, 1988. 153 S., Abb.

Herbert Schübler: Erlebtes Tauberland. Bd. 1: Von der Tauberquelle bis Bad Mergentheim. Bd. 2: Von Bad Mergentheim bis Wertheim. – Bergatreute: Eppe, 1988 u. 1987. 196 bzw. 228 S., Abb.

Jörg Thierfelder u. Uwe Uffelmann: Der Weg zum Südweststaat. Hrsg. v. d. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. – Karlsruhe: Braun, 1991. 371 S., Abb.
 Manfred Wankmüller: Mit lauter lieben Leuten unterwegs. Reisegeschichten, hrsg. von Philipp Wankmüller. – Gerabronn u. Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1991, 194 S. Die Erinnerungen des 1988 verstorbenen Journalisten Manfred Wankmüller an zahlreiche, von ihm geleitete Studienreisen in Europa.

Verfasser und Herausgeber der besprochenen und angezeigten Werke

- | | |
|----------------------------------|---------------------------------|
| Adam, K. D. 552 | Leipersberger, Hans 553 |
| Angerbauer, W. 552 | Lenssen, Jürgen 528 |
| Ankele, Ulrike 560 | Linck, Otto 561 |
| Arnold, S. 552 | Lipp, Wolfgang 529 |
| Appelt, Heinrich 523 | Lutz, Waldemar 561 |
| Arzberger, Dieter 538, 558 | Marski, Ulrike 559 |
| Baumann, Karin 536 | Maurer, Hans-Martin 531 |
| Bedal, Albrecht 558, 559 | Merzbacher, Dieter 547 |
| Bidermann, Willi 548 | Müller, Rainer A. 524 |
| Bidlingmaier, Maria 539 | Nerz, Gerhard 561 |
| Biel, J. 552 | Ottnad, Bernd 561 |
| Borst, Otto 534 | Pferschy, Bettina 523 |
| Brandt, Peter 535 | Pfieninger, Konrad 551 |
| Bruch, Rüdiger 524 | Poker, Heinz, H. 561 |
| Brückner, Wolfgang 528 | Ribbe, Wolfgang 561 |
| Bührlen-Grabinger, Christine 524 | Rürup, Reinhard 535 |
| Ditsche, Magnus 544 | Sauer, Paul 559 |
| Engels, Odilo 525 | Schäff-Zerweck, Heinrich 548 |
| EBlinger, Karl 560 | Scheible, Erich 561 |
| Frey, Sabine 541 | Schlichenmaier, Roland 561 |
| Fritz, Gerhard 554 | Schnabel, Thomas 535 |
| Geibig, Gabriele 560 | Schnurrer, Barbara 556 |
| Geiger-Schmidt, Edeltraud 560 | Schraut, Elisabeth 557 |
| Gmähle, Albrecht 538 | Schulze-Dörrlamm, Mechthild 543 |
| Goertz, Hans-Jürgen 528 | Schüßler, Herbert 561 |
| Graus, František 527 | Schwarzmaier, Hansmartin 527 |
| Haag, Gottlob 546 | Swiridoff, Paul 557 |
| Henning, Eckart 561 | Stievermann, Dieter 532 |
| Herkenrath, Maria 523 | Taddey, Gerhard 550, 552 |
| Hermans, Frans 550 | Thierfelder, Jörg 561 |
| Heukemes, Berndmark 550 | Uffelmann, Uwe 561 |
| Hammel, Hermann 557 | Uhl, Stefan 541 |
| Jakobs, Peter H. F. 560 | Wankmüller, Manfred 561 |
| Jäckel, Antje 545 | Weber, Franz 538 |
| John, Herwig 560 | Wecken, Friedrich 561 |
| Kalinke, Dieter 558 | Weinfurter, Stefan 525, 526 |
| Kilian, Ludwig 551 | Willemsen, Carl-Arnold 544 |
| Klee, Ernst 530 | Woll, Johanna 548 |
| Koch, Walter 523 | Wunder, Gerd 557 |
| König, Hans 555 | Wüstner, Karl-Heinz 549 |
| König, Hans-Joachim 553 | Zehender, Karl Julius 554 |
| Kottje, Raymund 544 | Ziegler, Walter 537 |
| Krause, Rüdiger 531 | Zöller, Edmund 545 |
| Kuhn, Axel 533 | |

Kurt Meider

geb. Weikersheim 11. 8. 1910

† Weikersheim 29. 9. 1992

Zum Gedenken an Kurt Meider

Im Alter von 82 Jahren starb am 29. September 1992 Kurt Meider, Ehrenbürger von Weikersheim und Ehrenvorsitzender des Vereins »Tauberfränkische Volkskultur«. Als Initiator von vier Museen und als profunder Kenner der Geschichte des Oberen Taubertals hat er im Bereich der Heimatpflege markante Akzente gesetzt, ein Beispiel für unermüdliches Wirken gegeben und

kulturelle Arbeit mit großem Engagement betrieben und gefördert. Über das Hohenloher Land hinaus verschaffte er sich Anerkennung als Volkskundler und Museumsfachmann, gehörte seit den frühen siebziger Jahren bis 1991 dem Beirat des Museumsverbandes Baden-Württemberg an und war in Würdigung seines Einsatzes auch dessen Ehrenmitglied.

Mit seinem Werk hat er sich bleibende und bedeutende Verdienste erworben: Als Motor des »Tauberländer Dorf museums« Weikersheim, als Gründer des Forstmuseums auf dem Weikersheimer Karlsberg und des 1982 eröffneten Flachsbrechhütten-Museums in Finsterlohr-Burgstall sowie als maßgeblicher Ideengeber des seit drei Jahren eingerichteten Museums »Vom Kloster zum Dorf« in Frauental hat er das bislang gewichtigste Stück Museums geschichte im Oberen Taubertal geschrieben. Als Beiratsmitglied verfolgte er aufmerksam die Entwicklung des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen.

Die Erforschung der Vergangenheit der Region Tauberfranken-Hohenlohe, wobei er den Blick auf Entwicklungen keineswegs nur stur zurück richtete, machte sich Kurt Meider seit Mitte der fünfziger Jahre zur Lebensaufgabe. Parallel zum Ausbau der von den Eltern übernommenen Weinhandlung widmete er sich den vielfältigen Aspekten der Kulturgeschichte des von ihm geliebten Landstriches rechts und links der Tauber. Neben der Einrichtung der genannten Museen mündete diese zeitaufwendige Arbeit ein in Vorträge, VHS-Kurse, Veröffentlichungen in Büchern und Zeitschriften sowie natürlich in Sonderausstellungen, von denen hier drei genannt sein sollen: »Baudenkmäler aus staufischer Zeit im Tauberland«, »Vom Feldbau zur Landwirtschaft«, »Weikersheim in der Barockzeit« – drei Unternehmungen mit großer Resonanz.

Wer mit ihm tiefer ins Gespräch kam, verspürte bald den Elan des von seinen Ideen überzeugten Praktikers, dem Pläne wichtig, aber Taten vordringlich waren. Die Städte des oberen Taubertals verdanken ihm viel, ohne seine wegweisende Arbeit wäre die Region um viele kulturelle Impulse ärmer.

Gerhard Layer



Aus der Arbeit des Historischen Vereines für Württembergisch Franken im Jahr 1992

1. Mitglieder

| | |
|---|------------------|
| Die Zahl der Vereinsmitglieder hat sich im Jahr 1992 nur wenig verändert. | |
| Am 1. Januar 1992 hatte der Verein | 1202 Mitglieder. |
| Durch Tod und Austritt sind ausgeschieden | 48 Mitglieder. |
| Neu eingetreten sind | 51 Mitglieder. |
| Der Verein hatte am 31. Dezember 1992 | 1205 Mitglieder. |

2. Organe

In der Jahreshauptversammlung am 9. Mai in Gaildorf wurden Herr Leitender Regierungsdirektor Albert Rothmund, Schwäbisch Hall, zum Vorsitzenden und

Herr Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall, zum stellvertretenden Vorsitzenden auf die Dauer von drei Jahren gewählt. Der Vorstand setzt sich wie folgt zusammen:

Albert Rothmund, Schwäbisch Hall, Vorsitzender

Ernst Conrad, Schwäbisch Hall, stellvertretender Vorsitzender

Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall, Rechnungsführer

Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall, Beisitzer (Museumsbeauftragter)

Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein, Beisitzer (Schriftleiter)

In den Ausschuß des Vereines wurde neu aufgenommen Frau Dr. Isabella Fehle. Herr Bankdirektor a. D. Richard Hirsch wurde auf eigenen Wunsch von der Mitgliedschaft im Ausschuß entbunden. Der Ausschuß wurde im Jahr 1992 dreimal einberufen.

Der Vorstand hatte insgesamt 30 Besprechungen.

3. Persönliches

Den Herren Dr. Hans Mattern, Schorndorf, und Reinhard Wolf, Marbach, wurde für ihr Werk »Die Haller Landheg – Ihr Verlauf und ihre Reste« (Band 35 der Reihe Forschungen aus Württembergisch Franken) der Landespreis für Heimatforschung 1992 verliehen.

Am 1. April 1992 hat die neue Leiterin des Hällisch-Fränkischen Museums, Frau Dr. Isabella Fehle, ihren Dienst angetreten. Frau Dr. Fehle hat Kunstgeschichte und Geschichte studiert und war zum Schluß als Leiterin des Stadtarchives und des im Aufbau befindlichen Stadtmuseums bei der Stadt Kornwestheim tätig.

Am 3. Mai trat der stellvertretende Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums, Herr Dr. Armin Panter, seinen Dienst an. Herr Dr. Panter hat ebenfalls Kunstgeschichte und Geschichte sowie Literaturwissenschaft studiert. Er war zuletzt bei der Abteilung Schlösser und Gärten der Oberfinanzdirektion Karlsruhe beschäftigt.

4. Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand am 9. Mai 1992 im Wurmbrandsaal des Schlosses Gaildorf statt. Herr Hauptkonservator Dr. Ingo Stork, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, sprach über das Thema »Das Gräberfeld und Dorf bei Lauchheim – Exemplarische Quellen zur Gesellschaftsstruktur der Merowingerzeit in Ostwürttemberg«. Im Anschluß an

die Veranstaltung fand im Weißen Saal des Schlosses Gaildorf ein Empfang der Stadt Gaildorf statt.

5. Schrifttum

Bei der Jahreshauptversammlung wurde das Jahrbuch Württembergisch Franken 1992 (Band 76) übergeben. Das Jahrbuch enthält 17 Beiträge und zahlreiche Buchbesprechungen. Es hat einen Umfang von 387 Seiten.

Am 29. April 1992 wurde im Schloß Hermersberg das Buch »Hermersberg – Die Geschichte von Schloß und Wildfuhr« von Gerhard Taddey (Band 41 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«) vorgestellt.

Am 16. Mai 1992 wurde im Schloß Weikersheim das Buch »Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie – Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim (1587–1610)« von Jost Weyer (Band 39 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«) übergeben.

Am 21. November 1992 wurde in Murrhardt die Schrift »Einwohner des Klosteramtes Murrhardt und der Pfarrei Sulzbach/Murr vom 12. Jahrhundert bis 1561« von Gerhard Fritz vorgestellt.

6. Exkursionen

Am 13. und 14. Juni 1992 fand eine Exkursion nach Weimar (Stadtrundgang, Goethehaus, Schillerhaus, Historischer Friedhof, Nietzsche-Archiv, Belvedere-Park) statt über Lobenstein, Wurzbach, Leutenberg, Saalfeld, Bad Blankenburg, Paulinzella, Stadtilm, Kranichfeld, Bad Berka, Oßmannstedt, Apolda, Bad Kösen (Rudelsburg), Schulpforta, Naumburg (Dom), Dornburg (Schlösser) und Jena. Die Leitung hatte der inzwischen verstorbene Dr. Ernst Müller, der vor seiner Übersiedlung nach Schwäbisch Hall im Staatsarchiv Weimar tätig war.

Am 11. Juli 1992 führte eine Exkursion nach Lichtenstern (Klosterkirche) und Weinsberg (Johanneskirche, Kernermuseum).

Am 19. September 1992 fand unter Leitung von Dr. Hans Mattern, Schorndorf, und Manfred Akermann, Schwäbisch Hall, eine Exkursion nach Bopfingen (Kirche) zum Ipf, Goldberg, Goldburghausen (Museum) und Flochberg (Kirche) statt.

7. Vortragsveranstaltungen in Schwäbisch Hall

In Schwäbisch Hall fanden 1992 folgende Vortragsveranstaltungen statt:

- 5. Februar 1992: Dr. Hartmut Schäfer, Stuttgart: »Forschungen und Probleme der Mittelalterarchäologie im Kreis Schwäbisch Hall«
- 4. März 1992: Dipl.-Ing. Albrecht Bedal, Schwäbisch Hall: »Haus und Hof vor dem 30jährigen Krieg in Württembergisch Franken«
- 7. Oktober 1992: Horst Clauß, Mainhardt: »Holzfrevel im Mainhardter Wald«
- 4. November 1992: Dr. Volker Rödel, Wertheim: »Burgmannen und Knechte. Organisation und Rechtsverhältnisse der Burgbesetzungen im Mittelalter«
- 2. Dezember 1992: Werner Hoenes, Schwäbisch Hall: »Instandsetzung und Restaurierung der Haller Kirchen St. Michael und St. Katharina«

8. Arbeitskreis »Archäologische Denkmalpflege« Leitung: Horst Clauß, Mainhardt

- 29. April 1992: Besichtigung der Ausgrabungen im Bereich der römischen Zivilsiedlung in Jagsthausen unter Führung von Dr. Rüdiger Krause, Stuttgart.
- 20. Mai 1992: Besichtigung der mittelalterlichen Badeanlage in Crailsheim unter Führung von Karl Wiedmann, Crailsheim.
- 13. Juni 1992: Das mittlere Kochertal im Mittelalter – Eine Autowanderung zu den Burgen zwischen Künzelsau und Niedernhall (Lichteneck, die Zarge, Nagelsberg, Kocherstein). Führung: Richard Seber, Ingelfingen.

16. September 1992: Neue Ausgrabungen am Limes im Hohenloher Land (Mainhardt, Öhringen, Pfahldöbel, Jagsthausen). Referent: Dr. Rüdiger Krause, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.
10. Oktober 1992: Besichtigung der alemannischen Abteilung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart.
27. November 1992: Ausgrabung eines Friedhofes aus alemannisch-fränkischer Zeit. Referent: Fritz Maurer, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

9. Arbeitskreis »Mühlenforschung«

Am 7. November 1992 wurde in Weinstadt-Großheppach die Landesgruppe Baden-Württemberg der deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde gegründet. Diese wird künftig die Arbeit des Arbeitskreises »Mühlenforschung« im Historischen Verein für Württembergisch Franken fortführen, insbesondere die Herstellung eines Mühlenatlases für ganz Baden-Württemberg. Der Historische Verein für Württembergisch Franken wird in dieser Landesgruppe der deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde mitarbeiten. Der Arbeitskreis »Mühlenforschung« in unserem Verein besteht bis auf weiteres weiter.

10. Arbeitskreis »Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald«

15. Mai 1992: Besuch der Ausstellung »Glasherstellung im Spätmittelalter in Sachsen, Thüringen und Württemberg – Grabungen an Hüttenplätzen des 15. Jahrhunderts« in Uhingen.
24. Oktober 1992: Arbeitssitzung in Murrhardt.

11. Ortsverband »Murrhardt« (einschließlich der Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Murrhardt)

29. März 1992: Exkursion nach Worms und Speyer zur Ausstellung »Das Reich der Salier 1024–1125«. Führung: Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt.
2. April 1992: Sinn und Symbolik der Ornamente an der Waltherichskapelle in Murrhardt. Referent: Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt.
- Ab 20. Mai 1992: Seminar »Mühlenarchäologie« mit sieben Zusammenkünften. Leitung: Dr. Gerhard Fritz und Helmut Claus, Murrhardt.
15. November 1992: Kunst- und heimatgeschichtliche Exkursion nach Würzburg unter Leitung von Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt.
21. November 1992: Der Nahe Osten in Vergangenheit und Gegenwart. Referent: Hans-Dieter Bienert, Murrhardt.

12. Ortsverband »Ingelfinger Geschichtsfreunde«

7. Februar 1992: Die Amerikaner kommen. Die Ereignisse im Frühjahr 1945. Berichte von Zeitzeugen aus Ingelfingen.
8. März 1992: Besichtigung des jüdischen Friedhofs Berlichingen. Führung: Barbara Schwedler, Kocherstetten.
- 17./18. Oktober 1992: Exkursion nach Thüringen und Sachsen-Anhalt. Besichtigung bedeutungsvoller Erinnerungsstätten der deutschen und hohenlohischen Geschichte im Raum Jena–Naumburg–Freyburg. Leitung: Margarethe Rathe-Seber und Richard Seber, Ingelfingen.
6. November 1992: Am Bahndamm steht ein Sauerampfer. Die Kochertalbahn. Referenten: Erhard Weiß und Anton Florian.
13. November 1992: Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen – Ein tragisches Schicksal in einer bewegten Epoche. Referenten: Margarethe Rathe-Seber, Rolf Werner u. a.

9. Dezember 1992: Jugoslawien und seine Geschichte. Diskussionsabend mit Lorenz Kling.

13. Ortsverband Künzelsau

Aus dem Arbeitskreis »Heimat und Geschichte« ist am 7. März 1992 der Ortsverband Künzelsau im Historischen Verein für Württembergisch Franken hervorgegangen. Dieser führte folgende Veranstaltungen durch:

16. Mai 1992: Geschichte der Post in Künzelsau. Referenten: Stefan Kraut und Helmut Schwarz, Künzelsau.
 12. September 1992: Vor hundert Jahren, als die Eisenbahn nach Künzelsau kam. Referent: Werner Paul, Künzelsau.
 14. November 1992: Fotos vom alten Künzelsau – Das Bild als Geschichtsdokument. Referent: Stefan Kraut, Künzelsau.

14. Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau

31. März 1992: Pfarrer Mayer – Ein Gipsapostel, nicht mehr? Referent: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
 29. April 1992: Die Wiederentdeckung der schwäbischen Romantik. Referent: Harald Knauss, Schloß Aschhausen.
 3. Mai 1992: Musik der schwäbischen Romantik. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Baden-Württembergs. Ausführende: Rosina Sonnenschmidt und Harald Knauss, Schloß Aschhausen.
 5. Mai 1992: Das Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein. Führung: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
 13. Mai 1992: Von Künzelsau in die weite Welt – Auswanderung nach Amerika. Referent: Stefan Kraut, Künzelsau.
 26./27. September 1992: »An der Saale hellem Strande« – Exkursion nach Thüringen (Saalfeld, Jena, Naumburg). Leitung: Margarethe Rathe-Seber und Richard Seber, Ingelfingen.
 17. Oktober bis 20. November 1992: Albert Schumann (1880–1960). Ausstellung über einen Künzelsauer Heimatforscher.

15. Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Öhringen

21. März 1992: Kostbarkeiten im Weygang-Museum. Referentin: Karin Bertalan, Öhringen.
 7. April 1992: Das Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein. Führung: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
 9. Mai und 10. Oktober 1992: Erinnerungsstücke an glanzvolle Tage des Hauses Hohenlohe – Führung im Schloßmuseum Neuenstein durch Hans Köhler.
 11. Oktober 1992: Öhringen und seine Türme – Ein Rundgang um die Altstadt. Führung: Brigitte Hoffmann.
 13. Oktober 1992: Das Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein. Führung: Dr. Franz Moegle-Hofacker, Neuenstein.
 18. Oktober 1992: Kostbarkeiten im Weygang-Museum. Referentin: Karin Bertalan, Öhringen.

16. Gemeinschaftsveranstaltungen mit der Volkshochschule Schwäbisch Hall

24. Mai 1992: Das Reich der Salier (1024–1125) – Besuch der Ausstellung in Speyer.

17. *Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Crailsheimer Historischen Verein*

21. Februar, Quellenlektüre. Leitung: Hans Gräser, Crailsheim.
 20. März,
 8 Mai 1992:
 30. März 1992: Besichtigung des Crailsheimer Spitals. Führung: Susanne Sackstetter, Crailsheim.
 27. September 1992: Exkursion nach Vellberg und zur Stöckenburg. Leitung: Hermann Künstner, Vellberg.
 12. Oktober 1992: Unterregenbach und die Salier. Referent: Günter Stachel, Langenburg-Unterregenbach.
 23. November 1992: Archäologische Untersuchungen der Burg Amlishagen. Referentin: Iris Fritzsche, Stuttgart.
 7. Dezember 1992: Biedermaier-Kultur, vorgestellt anhand von Exponaten aus der Sammlung des Crailsheimer Museums. Referentin: Susanne Sackstetter, Crailsheim.

18. *Hällisch-Fränkisches Museum*

Der Rückblick auf die Ausstellungstätigkeit des Hällisch-Fränkischen Museums im Jahr 1992 beginnt chronologisch mit der bereits am 1. Dezember des Vorjahres eröffneten Ausstellung »Edgar Gutbub – Arbeiten 1965–1991«. Der Bildhauer Edgar Gutbub, der in einer alten Mühle in Mistlau bei Kirchberg/Jagst lebt und arbeitet, gehört zu den bedeutendsten Künstlern der Region Hohenlohe. Die Präsentation von seinen Arbeiten aus mehreren Jahrzehnten, die diese erste umfassende Retrospektive bot, ist im Rahmen einer Ausstellungsreihe zu sehen, in der das Hällisch-Fränkische Museum in lockerer Folge das Schaffen bedeutender in der Region ansässiger Künstler vorstellt. Zu dieser Kunstaussstellung erschien ein Katalog mit Beiträgen von Wilfried Brückner, Thomas Lenk, Manfred Schneckeburger und Kuno Ulshöfer.

Im Mai veranstaltete die Stadt Schwäbisch Hall gemeinsam mit der Universität Stuttgart einen viertägigen Kongreß zum Thema »Die Borgia – Eine Renaissancefamilie im Zwielicht«, der in den Medien große Beachtung fand. Als Beitrag zu diesem Kongreß zeigte das Hällisch-Fränkische Museum vom 29. Mai bis 16. August die von der Stadthistorikerin Elisabeth Schraut organisierte Ausstellung »Die Renaissancefamilie Borgia – Geschichte und Legende«. Anhand von Druckgraphiken, Münzen und Medaillen wurde die berühmte-berühmte Familie vorgestellt, bedeutende historische Ereignisse der Zeit beleuchtet und die Rezeption der Borgia in Wissenschaft und Literatur behandelt. Als Band 6 in der Reihe der Museumspublikationen wurde bei Thorbecke ein Katalog dazu herausgegeben.

Die Hauptausstellung des Jahres, »Erzählkunst der Graphik – Meisterwerke von Dürer bis Rembrandt aus der Sammlung Max Kade«, die seit vielen Jahren vorbereitet wurde, lief vom 25. Oktober 1992 bis 10. Januar 1993 außerordentlich erfolgreich im Museum.

Der 25. Todestag von Max Kade gab Anlaß, des aus Steinbach stammenden Industriellen, Förderers und Mäzens würdig zu gedenken. Ansatz für eine Ausstellung bot Kades Leidenschaft für die alte Druckgraphik, mit deren Präsentation die kunstsinnige Persönlichkeit in den Mittelpunkt gerückt wurde. Zudem wurde der Aspekt des großzügigen Mäzens und Kunstförderers herausgehoben, da er seine einzigartige Sammlung an altdeutscher, oberitalienischer und niederländischer Druckgraphik bereits zu Lebzeiten öffentlichen Sammlungen geschenkt hatte. Die dankenswerte Zusage der Graphischen Sammlungen in München, Stuttgart und Tübingen bot die einmalige Chance, eine hochkarätige Auswahl von über hundert Blättern in dieser Ausstellung dem Publikum zu zeigen. Eine im Foyer des Museums aufgebaute Begleitausstellung, die in enger Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall konzipiert und realisiert wurde, würdigte die Persönlichkeit und die großen Verdienste Kades.

Eine großzügige finanzielle Zuwendung der Max Kade-Foundation Inc. New York ermöglichte die Herausgabe eines zweibändigen Ausstellungskataloges.

Auch das Eingangsgebäude des Museums wurde im zurückliegenden Jahr wieder für kleinere Präsentationen genutzt: Von Mitte Juli bis Mitte August war dem interessierten Publikum die Möglichkeit geboten, mit der Ausstellung »Blick hinter die Kulissen des Museums« einen normalerweise verborgenen Tätigkeitsbereich im Museumswesen kennenzulernen. Die Museologin am Hällisch-Fränkischen Museum, Michaela Bauer, stellte einen Teilbereich ihres Arbeitsfeldes vor, nämlich Inventarisierung und Dokumentation, d. h. die systematische Erfassung jedes einzelnen Sammlungsstückes in einer Inventarkartei. Die konsequent verfolgte wissenschaftliche Inventarisierung der Sammlung gehört zu den Hauptaufgaben jedes Museums und bildet die Grundlage für jede Art der Präsentation und Vermittlung des Bestandes. Daher war es uns ein Anliegen, diesen bedeutenden Arbeitsbereich, der im Verborgenen geschieht und damit nicht unmittelbar vom Publikum wahrgenommen wird, einmal exemplarisch einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen.

Die vom 22. August bis 3. Oktober aufgebaute Ausstellung »Hohenloher Fossilien Sammler stellen sich vor«, die von dem Geologen Dr. h. c. Hans Hagdorn kenntnis- und materialreich zusammengestellt wurde, fand auch über die Region hinaus ein interessiertes Publikum. Neun Sammler von Trias-Fossilien wurden von ihm exemplarisch ausgewählt und ihre Forschungsschwerpunkte anhand von Fundstücken und Schautafeln anschaulich dargestellt.

Das Hällisch-Fränkische Museum versteht sich in seiner Museumsarbeit als lebendiges Forum, auf dem auch gegenwärtige Entwicklungen und Tendenzen in unserer Gesellschaft zur Diskussion gestellt werden. So waren neonazistische Schmierereien, die Schändung des Jüdischen Friedhofs in Steinbach/Schwäbisch Hall am 7. 11. 1992 sowie die bundesweit zunehmenden rechtsextremistischen Gewaltakte gegen Ausländer für das Hällisch-Fränkische Museum Anlaß, mit einer Ausstellung ein Zeichen gegen Ausländerfeindlichkeit zu setzen. Die in Kooperation mit dem Stadtarchiv und Kreisarchiv Schwäbisch Hall konzipierte Ausstellung »Gewalt gegen Mitmenschen – Haben wir nicht aus der Geschichte gelernt?« dokumentiert in Wort und Bild auf acht Tafeln Gewalttaten in der NS-Zeit und zeigt Parallelen zu Entwicklungen in der Gegenwart auf. Um auf breiter Basis Betroffenheit und Nachdenken auszulösen, wurde die Ausstellung – unter Verzicht auf Original-Exponate – in 15facher Ausführung hergestellt und kann somit an vielen Orten gleichzeitig gezeigt werden. Die Ausstellung wurde am 2. Dezember 1992 zentral durch Oberbürgermeister Binder im Foyer des Rathauses eröffnet. Weitere Exemplare der Ausstellung waren im Haller Stadtgebiet bereits im Landratsamt, im Arbeitsamt, in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen, in städtischen Ämtern und kirchlichen Zentren zu sehen. Seit Anfang 1993 wird diese Wanderausstellung von vielen interessierten Institutionen in der Region übernommen.

Über die oben genannten Sonderausstellungen hinaus war das Hällisch-Fränkische Museum zur Unterstützung des Stadtarchivs beim Aufbau und bei der Gestaltung der Ausstellung »Schwäbisch Hall – Wiege der deutschen Sängerbewegung« (Foyer des Rathauses) und von »Der Haller Siedershof – Brauchtumpflege oder Tourismuswerbung?« (Nonnenhof) beteiligt. Neben wechselnden Ausstellungen wurde 1992 vom Hällisch-Fränkischen Museum auch ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm für jung und alt, sowie für spezielle Zielgruppen angeboten. Das facettenreiche Spektrum beinhaltet sowohl die regelmäßig angebotenen öffentlichen Führungen durch Schausammlung und Sonderausstellungen, als auch das zu vielen Ausstellungen ausgearbeitete museumspädagogische Begleitprogramm, das sich speziell an den jungen Museumsbesucher richtet.

Eine Reihe von historischen und kulturhistorischen Vorträgen fand wieder im Rahmen der vom Historischen Verein organisierten »Offenen Abende« statt, die sehr gut besucht waren. Das im Rahmen des Hohenloher Kultursommers veranstaltete Gesprächskonzert mit Harald Knauss bereicherte mit seinem didaktischen Ansatz, einen Gang durch die europäische Instrumentenkunde vorzunehmen, ebenso unser Veranstaltungsprogramm wie die

vielbesuchte Präsentation des neuen Mundartbandes »Gwages Houlz – Gedichte in hohenlohisch-fränkischer Mundart« von Walter Hampele. Die große Resonanz freut uns besonders, denn gerade die Bereiche Musik und Literatur sind verständlicherweise schwierig im Museum zu vermitteln.

Eine besondere Anziehungskraft hatte in diesem Jahr erneut der zum zweiten Mal vom Hällisch-Fränkischen Museum im Keckenhof veranstaltete »Haller Kunstmarkt«. Zahlreiche Künstlerinnen, Künstlergruppen, Institute und Vereine aus der ganzen Region beteiligten sich wieder daran und stellten am 25./26. April ihre Arbeiten vor.

Das Ausstellungsprogramm der vom Hällisch-Fränkischen Museum mitbetreuten Städtischen Galerie am Markt stand in der ersten Jahreshälfte 1992 noch unter dem seit Jahren laufenden Thema »Arbeiten an der Geschichte«. An die zahlreichen Ausstellungen, die bislang die unterschiedlichsten Aspekte dieses vielschichtigen Themas beleuchtet hatten, knüpfte die vom 14. Dezember 1991 bis 9. Februar 1992 gezeigte Präsentation »Eva-Maria Schön: Tastsinn – Sehsinn« an. Mit Hilfe der von ihr entwickelten sehr einfachen Maltechnik läßt die in Berlin lebende Künstlerin Formen entstehen, die an geologische und biomorphe Strukturen erinnern.

Vom 23. Februar bis 12. April 1992 folgte die Ausstellung »Schaffe, schaffe, Häusle baue« mit Zeichnungen und einem Raumobjekt des aus Tuttlingen stammenden Künstlers Hannes Forster. In Auseinandersetzung mit dem vorgefundenen Raum, dem unteren hohen Galerie-raum, schuf Forster um die mächtigen Holzständer herum eine ungewöhnliche Installation, die durch Irritation des Betrachters ein neues Raumgefühl projizierte.

Einen weiteren Akzent zum laufenden Galerieprogramm fügte die Ausstellung »Kreuzgang« von Lilli Engel hinzu, die vom 25. April bis 21. Juni gezeigt wurde. Die in Berlin lebende Malerin nahm mit einer Werkreihe unmittelbar Bezug zu einem Architekturdenkmal der Region, zur Comburg. Die historischen Wandspuren des dortigen Kreuzgangs waren ihr Anregung für eine aus acht großformatigen Gemälden bestehende Installation.

Bei der vom 4. Juli bis 6. September 1992 gezeigten Ausstellung »Die nächste Stufe« wurden Zeichnungen und Installationen der in Rumänien geborenen Künstlerin Pomona Zipser präsentiert. Aus bereits existierenden Skulpturen, die sie in Beziehung zum Ausstellungsort setzte, realisierte sie eine raumgreifende Installation aus Holzresten, die die Raumarchitektur neu erfahren ließ.

Mit dieser Ausstellung von Pomona Zipser wurde der von meinem Vorgänger, Harald Siebenmorgen, konzipierte Zyklus »Arbeiten an der Geschichte« abgeschlossen. Dieser Ausstellungszyklus fand allgemein Beachtung, da die Künstlerinnen und Künstler nicht nur und allein eine Auswahl aus ihrem künstlerischen Schaffen in der Galerie präsentierten, sondern auch mit einem Werk versuchten, speziell einen Bezug zum historisch bedeutsamen Ausstellungsort Schwäbisch Hall herzustellen.

Nach einer für Renovierungsarbeiten notwendigen Pause wurde das Ausstellungsprogramm in der Galerie fortgesetzt. Zum erstenmal erhielt die Performance, eine erst in den letzten Jahren entstandene Kunstform, breiteren Raum. Mit einer Reihe verschiedenartiger Veranstaltungen – von der Photoausstellung, dem Künstlergespräch, Workshop bis zur Aufführung selbst – wurde einem interessierten Publikum auf unterschiedlichen Ebenen der Zugang zu dieser Aktionskunst ermöglicht. Den Rahmen für diese Veranstaltungsreihe bildete die Ausstellung mit Photos von Performances, die der Hamburger Künstler Johannes Lothar Schröder während intermediärer Aufführungen international renommierter Aktionskünstler aufgenommen hatte. In zwei Veranstaltungsblocken kamen Performances von Johannes Lothar Schröder, Norbert Wilting und Dieter Breuer aus Köln, Judith Hamann aus Hamburg, Li Portenlänger aus Bremen, Mia Zabelka aus Wien und Andrea Morein aus Amsterdam zur Aufführung, die zum einen in der Galerie, im Museum und im Schlachthaus stattfanden und zum anderen auf der Freitreppe von St. Michael.

Mit der Ausstellung von Johannes Lothar Schröder, der sich über Jahre hinweg fotografierend, schreibend und darstellend mit dem Thema Performance auseinandergesetzt hat,

wurde ein neuer Ausstellungszyklus für die Städtische Galerie am Markt ins Leben gerufen: »Die Photographie in der zeitgenössischen Kunst«.

Im Rahmen dieser neuen Reihe wurde dann am 5. Dezember die Ausstellung »Robert Häusser – Photographische Bilder« eröffnet, die mit einer Auswahl seiner photographischen Bilder aus den Jahren 1955–1991 einen repräsentativen Überblick über das photobildnerische Werk des in Mannheim lebenden Künstlers gab. Häusser bleibt mit seinen schwarz-weiß-Aufnahmen im Bereich der gegenstandsbezogenen Darstellung, gleichwohl erweisen sich seine photographischen Bilder durch den Einsatz der künstlerischen Ausdrucksmittel in der Aussage als rätselhaft.

Die Städtische Galerie am Markt, die sich mit ihrem Ausstellungsprogramm als Forum für international bedeutende zeitgenössische Kunst eingeführt hat, findet mit den 6 Wechselausstellungen pro Jahr sowie zahlreichen parallel stattfindenden Vorträgen, Künstlergesprächen und Performances, die das Kunstgeschehen der Gegenwart zur Diskussion stellen, großen Anklang und Anerkennung beim Publikum, was eine Besucherzahl von 10000 im Jahr 1992 belegt.

Der Historische Verein für Württembergisch-Franken tätigte im Jahr 1992 Ankäufe, die vor allem die graphische Sammlung bereichern. Erwähnt seien hier sieben Aquarelle mit Ansichten von Schwäbisch Hall und Umgebung des 1882 geborenen und bis 1934 in Schwäbisch Hall tätigen Zeichenlehrers Gustav Schlipf sowie zwei Ölgemälde desselben Künstlers. Anzuführen ist auch ein Silberbecher mit Haller Marke, der um 1670 datiert werden kann.

Die Stadt Schwäbisch Hall erwarb für die Museumssammlung mehrfach Graphiken, darunter eine Genreszene von Louis Braun, einen Pokal der Gürtlerzunft von Hall sowie Möbel des 16. und 17. Jahrhunderts. Erwähnenswert sind auch die Schenkungen, die das Hällisch-Fränkische Museum aus verschiedenen Haushalten erhielt. Von besonderer Bedeutung im Hinblick auf den 3. Bauabschnitt des Museums ist hier die Schenkung des Sabbatleuchters aus der Synagoge in Braunsbach anzuführen, der in der sogenannten Reichskristallnacht aus dem Kultraum entfernt worden war. Mit Mitteln der Stadt wurden auch Werke der für die Region bedeutenden Künstlerinnen Marie Sieger, Dieter Franck, Edgar Gutbub, Marion Reuter, Michael Turzer, sowie für die Städtische Kunstsammlung Gemälde, Skulpturen bzw. Objekte von Lilli Engel, Zvika Kantor und Pomona Zipser erworben.

Zur Finanzierung seines Eigenanteils an den Kosten der Restaurierung wurde gemäß Vereinbarung vom Jahre 1987 das Eigentum des Historischen Vereins an drei Museumsobjekten (Tympanon und Taufstein aus Anhausen; Himmelbett um 1830) auf die Stadt Schwäbisch Hall übertragen.

Die Restaurierungsmaßnahmen an der bedeutenden Schützenscheibensammlung wurden fortgesetzt, desweiteren wurde eine Fahne von 1848 des TSG-Steinbach restauriert.

Die bedeutenden Bestände des Museums, vor allem die außerordentliche Schützenscheibensammlung, wurden auch im Jahr 1992 als Leihgaben für Ausstellungen in Ulm, in Schloß Waldenbuch, Lüdenscheid sowie für »Die Salier und ihr Reich« in Speyer und für »Jüdische Lebenswelten« in Berlin zur Verfügung gestellt.

Im Jahr 1992 hat das Hällisch-Fränkische Museum mit seiner Schausammlung, den Wechselausstellungen und den zahlreichen Veranstaltungen ein großes Publikum erreicht, wofür eine Besucherzahl von über 40000 spricht. Die Planungen für das Jahr 1993 sehen die Fortführung eines sowohl vielfältigen als auch anspruchsvollen Museums- und Galerieprogramms vor, wobei die Konkretisierung und Teilplanung für den letzten Bauabschnitt im Vordergrund steht, da der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Hall die Fortführung der Baumaßnahme in die mittelfristige Planung aufgenommen hat. Die Realisierung des noch ausstehenden Bauabschnitts ist uns ein wichtiges Anliegen, denn noch fehlen uns Abteilungen zu bedeutenden Sammlungsschwerpunkten des Museums, nämlich zur Haller Theatergeschichte, zum Salz, zum Heller und vor allem zum jüdischen Leben mit dem bedeutend-

sten Sammlungsstück des Museums, der Synagogenvertäfelung von Hall-Unterlimpurg, zudem noch Abteilungen zum 19. und 20. Jahrhundert.

19. Musikschaffen im baden-württembergischen Franken und angrenzenden Gebieten

Das am 1. September 1991 begonnene Forschungsvorhaben »Musikschaffen im baden-württembergischen Franken und angrenzenden Gebieten« hat bis September 1992 gute Fortschritte gemacht. Der unter maßgeblicher Förderung der Arbeitsverwaltung und zahlreicher Mäzene aus dem Vereinsgebiet vom Historischen Verein für Württembergisch Franken angestellte Musikwissenschaftler Dr. Andreas Traub führte umfangreiche Archivarbeiten und vorbereitende Arbeiten zur Herausgabe der ersten Bände durch. Abgeschlossen sind die Vorbereitungen für die noch vorhandenen elf Kantaten einschließlich zweier Magnificat und elf Liedern von dem Haller Kanton Johann Samuel Welter (1650–1720). Sehr weit gediehen sind die Vorbereitungen für acht achtstimmige Messen von Augustin Plattner, ehemals Organist beim Deutschen Orden in Mergentheim, für vier Instrumentalkonzerte von Ernst von Gemmingen und Schöntaler Mess-Gesänge. Leider wurde die ABM-Förderung für Herrn Dr. Traub auf die Dauer von voraussichtlich einem halben Jahr unterbrochen. Der Verein geht davon aus, daß die Förderung 1993 fortgeführt wird.

20. Grabungsbericht zur Kirche Groß-Comburg

Zur Erarbeitung eines Grabungsberichtes über die Ausgrabungen in der Kirche Groß-Comburg in den 60er Jahren hat der historische Verein für Württembergisch Franken mit maßgeblicher Förderung durch das Arbeitsamt Schwäbisch Hall und das Landesdenkmalamt die Archäologin Frau Dr. Ulrike Plate angestellt. Dieses Beschäftigungsverhältnis ist im März 1993 ausgelaufen.

21. Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Ausschuß des Historischen Vereins für Württembergisch Franken beschloß am 5. Februar 1992, Schüler der Klassen 12 und 13 an den Gymnasien im Vereinsgebiet, die sich durch besonders gute Leistungen im Fach Geschichte auszeichnen, mit dem »Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken« auszuzeichnen. Der Preis ist mit einer kostenlosen Mitgliedschaft beim Verein auf die Dauer von fünf Jahren verbunden. Der Preis wurde zum Schuljahrende im Sommer 1992 an folgende Preisträger verliehen:

Brucklacher, Friederike, 7163 Oberrot, Schwalbenweg 16; Schenk-von-Limpurg-Gymnasium Gaildorf

Burkert, Carola, 7119 Muldingen-Simprechtshausen, Hauptstr. 22; Schloßgymnasium Künzelsau

Felzmann, Dirk, 6991 Igersheim, Odenwaldstr. 17; Deutschorde-Gymnasium, Bad Mergentheim

Hartlieb, Holger, 7184 Kirchberg/Jagst, Charlottenhöhe 30; Schloßschule Kirchberg

Hönninger, Jochen, 6973 B.-Kupprichhausen, Ahornstr. 20; Martin-Schleyer-Gymnasium, Lauda-Königshofen

Holoch, Christian, 7077 Vordersteinenberg, Kiefernweg 5; Ev. Kirchl. Aufbaugymnasium, Michelbach/Bilz

Laux, Stefanie, 7158 Sulzbach/Murr, Hermannstr. 12; Heinrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt

Lüdicke, Ralf, 6987 Kilsheim, Odenwaldstr. 4; Matthias-Grünwald-Gymnasium, Tauberbischofsheim

Markert, Ralph, 6992 Weikersheim-Nassau, Lange Str. 23; Gymnasium Weikersheim

Müller, Armin, 7170 Schwäbisch Hall, Hagenbacher Ring 191; Erasmus-Widmann-Gymnasium, Schwäbisch Hall

Nagel, Erhard, 7115 Kupferzell, Bergstr. 2; Ganerben-Gymnasium, Künzelsau
Schenk, Hans, 7110 Öhringen, Zeppelinstr. 6; Hohenlohe-Gymnasium, Öhringen
Thaidigsmann, Michael, 7176 Braunsbach-Elzhausen 13; Gymnasium Gerabronn
Wink, Tilmann, 7170 SHA-Gailenkirchen, Bückelhalde 31; Gymnasium bei St. Michael,
 Schwäbisch Hall

22. Vertretung in anderen Institutionen

Der Verein ist auch in anderen Institutionen vertreten. Er wirkt insbesondere mit

- in der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg,
- im Vorstand des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen,
- im Vorstand des Vereins Alt Hall,
- im Stiftungsrat der Weygang-Stiftung Öhringen.

23. Förderer des Vereins

Die Arbeit des Vereins wurde durch Spenden nachfolgender Institutionen und Personen gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 BEW Umformtechnik GmbH, Westheim
 Dr. Breit, Ernst sen., Schwäbisch Hall
 Gipswerke Mack GmbH, Schwäbisch Hall-Hessental
 Hahn, W., Stuttgart
 Hohenlohekreis
 Knorr, Eberhard, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim
 Kulturstiftung Würth, Künzelsau
 Land Baden-Württemberg
 Landesbausparkasse – LBS –
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Löwenbrauerei Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 von Olnhausen, Hermann, Kriftel
 Optima GmbH & Co., Schwäbisch Hall
 Schaeff Karl GmbH & Co., Langenburg
 Scheib Bauunternehmung, Schwäbisch Hall-Sulzdorf
 Stadt Schwäbisch Hall
 Südwestbank Schwäbisch Hall
 Then Maschinenbau GmbH, Schwäbisch Hall
 Voith Turbo GmbH & Co. KG, Crailsheim
 Volz, Hans-Konrad, Schwäbisch Hall

Ich freue mich, daß der Historische Verein für Württembergisch Franken wieder auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken kann. Mein Dank gilt allen Vereinsmitgliedern, die sich ehrenamtlich für die Erforschung und Darstellung der Geschichte dieses Raumes und die Arbeit im Verein eingesetzt haben. Insbesondere danke ich

– den Schriftleitern

Herrn Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein
 Herrn Manfred Akermann, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, und
 Herrn Rainer Gross, Kreisarchiv Hohenlohe

- den Verantwortlichen für das Museumswesen
 Frau Dr. Isabella Fehle,
 Herrn Dr. Armin Panter,
 Herrn Dr. Konrad Betz,
- den Leitern der Ortsverbände
 Herrn Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt,
 Herrn Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,
 Herrn Stefan Kraut, Künzelsau,
- den Leitern der Arbeitskreise
 Herrn Horst Clauß, Mainhardt,
 Herrn Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt
 Herrn Hans-Dieter Bienert, Murrhardt
- dem Verantwortlichen für die Exkursionen
 Herrn Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall,
- dem Verantwortlichen für die Vortragsveranstaltungen
 Herrn Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall,
- dem Verantwortlichen für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken
 Herrn Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall,
- dem Kassenverwalter
 Herrn Kreisverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall,
- dem Kassenprüfer
 Herrn Bankdirektor Kurt Rück, Crailsheim,
- der Leiterin der Geschäftsstelle und Sekretärin
 Frau Hannelore Gudat, Schwäbisch Hall,
- der Verantwortlichen für die Rundschreiben
 Frau Herta Beuter, Stadtarchiv Schwäbisch Hall.

Ich danke allen Mitgliedern des Vorstandes und des Ausschusses für ihr großes Engagement.

Albert Rothmund
 Vorsitzender

Für den Teil »Hällisch-Fränkisches Museum«
Dr. Isabella Fehle

Neue Mitglieder 1992

| | | |
|-----------------------------------|-----------------|-------------------|
| Bayerisches Hauptstaatsarchiv | | München |
| Becking | Marianne | Würzburg |
| Nittel | Christoph | Igersheim |
| Boedecker | Thomas | Stuttgart |
| Brucklacher | Friederike | Oberrot |
| Burkert | Carola | Mulfingen |
| Cramer | Luise | Langenburg |
| Daz | Helmut | Michelbach/Bilz |
| Emmert | Gerhard | Gerabronn |
| Dr. Fehle | Isabella | Schwäbisch Hall |
| Felzmann | Dirk | Igersheim |
| Greiner | Fritz | Mainhardt |
| Dr. Greiner | Walter | Sonthofen |
| Grund- und Hauptschule Waldenburg | | Waldenburg |
| Haag | Simon | Bretzfeld |
| Haas | Hans | Künzelsau |
| Hartlieb | Holger | Kirchberg/Jagst |
| Holoch | Christian | Vordersteinenberg |
| Hönninger | Jochen | Boxberg |
| Kirschmer | Heiner | Backnang |
| Kirschstein | Hermann | Sulzbach-Laufen |
| Knörzer | Ernst | Murrhardt |
| Kuhn | Karl und Ursula | Schwäbisch Hall |
| Laux | Stefanie | Sulzbach/Murr |
| Lebherz | Desider | Schwäbisch Hall |
| Leiser | Elisabeth | Schwäbisch Hall |
| Lüdicke | Ralf | Külsheim |
| Lung | Hubert | Künzelsau |
| Markert | Ralph | Weikersheim |
| Merkle | Sieglinde | Mainhardt |
| Müller | Armin | Schwäbisch Hall |
| Nagel | Erhard | Kupferzell |
| Dr. Panter | Armin | Schwäbisch Hall |
| Piek | Annemarie | Schwäbisch Hall |
| Reiher | Christine | Murrhardt |
| Rieger | Waltraud | Stimpfach |
| Rieth | Elke | Schwäbisch Hall |
| Röhler | Liese | Schwäbisch Hall |
| Schäffer | Eckart | Backnang |
| Schenk | Hans | Öhringen |
| Schleehuber | Emil | Obersontheim |
| Schweizer | Christian | Murrhardt |
| Schweizer | Kurt | Schwäbisch Hall |
| Staatl. Schlösser und Gärten | | Stuttgart |
| Technisches Hilfswerk (THW) | | Schwäbisch Hall |
| Thaidigsmann | Michael | Braunsbach |
| Dr. Traub | Andreas | Bietigheim |
| Vogel | Friedrich | Crailsheim |
| Wandel | Florian | Schwäbisch Hall |
| Wink | Tilman | Schwäbisch Hall |
| Zeller | Otto | Künzelsau |

Orts- und Personenregister

Vorbemerkung: Ortsnamen werden in der historischen Form wiedergegeben, also Hall und Mergentheim statt Schwäbisch Hall und Bad Mergentheim.

Adlige Namen sind unter dem Zunamen eingereiht, auch Grafen, Pfalz-, Land- und Markgrafen, Herzöge oder Fürsten. Dagegen stehen Bischöfe, Äbte, Könige und Kaiser unter dem Vornamen.

- Aachen 131
Abel, Walter 509
Ackermann, Georg 511
Adalbero, Bischof v. Würzburg 199
Adelmannsfelden, Dr. Graf Adelman v. 47
Adelsheim, Götz v. 7
Adelsheim, Zeisolf v. 7
Adler, Eugen 487, 507, 508, 510
Adolzfurt 374
Agassiz, L. 234
Agnes, Kaiserin 543
Agnes, Tochter Heinrichs IV. 527
Agricola, Georg 419
Agustoni, Luigi 258
Ailringen 476, 477
Akermann, Manfred 531, 536, 538, 544, 548,
550, 552, 553, 555, 557
Allgeyer, Johann 549
Allmersbach 322
Alois Hudal, Bischof in Österreich 530
Altfuld, Friedrich 407–409
Altfürstehütte 270
Altkrautheim 476
Ambrosius, Kirchenvater 254
Ammertweiler 322
Amorbach, Kloster 194
Andrèè, Sebastian 274, 276
Anerio, Felice 257
Angelus Münch, Abt von Schöntal 403
Ansbach 35
Antoine, Charles 251
Are, F. 206
Arrezzo, Guido v. 256
Arnold, Ella 506
Arnold, Klaus 527
Arnold, S. 302
Aßmuth, v., Regierungsrat 435
Aub/Ochsenfurt 402
Augsburg 36
Augustinus, Kirchenvater 254
Auschwitz 495, 497
- Bach, Johann Christian 410
Bachmann, G. H. 427
Backnang 323, 338, 354, 358, 539
Baer, Bernhard 514
Baer, Felix 510, 514
Baer, Jakob 510, 514
Baer, Lazarus und Regina 489, 513
Baer, Liesel, geb. Lindenberger 510
- Baer, Siegfried 490, 510
Baer, Sigbert 490, 509–511, 514
Bader, K. S. 366
Baden, Rudolf IV., Markgraf v. 214
Balingen 423
Ballenberg 401–403
Bandmann, G. 208
Barsis, Carl 482–484
Bartenstein 35, 36
Bauer, Jeremias Christoph 556
Bauer, Ludwig 482–484
Baumann, Michael, Superintendent 14, 43, 52
Baur, C. 424
Bayer, Georg Albrecht, Pfarrer 368
Bayer, Heinrich Georg, Glasmeister 272–276
Bazille, Wilhelm 458, 460, 468
Beatrix, Kaiserin 523
Bechstein, F. 361
Bedal, Albrecht 564
Beilstein 322
Bekiers, Andreas 124, 130–135
Bengel, Johann Albrecht 549
Benner, Georg 39
Benner, Karl 516
Bennhof 323
Bereths, G. 407
Bergdold, Adam 409
Berlichingen 477, 478, 480
Berlichingen, Götz v. 402
Berlichingen, Herren v. 477
Berlin 129–131, 135
Berlinger, Fam. 477
Berlinger, Simon 488, 519
Berney, Siegfried und Hedwig 488, 509
Bernhard v. Clairvaux 251, 254, 255, 527
Bernhard, Martin, Müller 550
Bernward, Bischof v. Hildesheim 199
Berolzheim/Baden 401
Bertha, Gattin Heinrich IV. 527
Bertolf, Abt. v. Murbach 250, 251, 257, 260
Beutter, Wilfried 156
Beyer, Chirurg 38
Biberach 542
Bibersfeld 322
Bienert, Hans-Dieter 269, 301, 302, 553
Bieringen 38, 477, 478
Bihl, Daniel v. 409
Bildhausen, Kloster 528
Bilfinger, Bergrat 423
Bodan, Edne, geb. Berlinger 519

- Bodé, Joseph Rudolf 410
 Böhme, E. 365
 Bohn, KMV-Vorsitzender 463
 Bohn, Eberhard u. Matthias 301
 Bonesepla, Joseph 411–413
 Bootz, Wolf Georg, Amtmann 339
 Bopfingen 530, 531
 Borst, Arno 527
 Brandenburg-Ansbach, Karl Friedrich Wilhelm,
 Markgraf v. 381
 Brandhof/Gschwend 302
 Braun, P. 405
 Braubach a. Rhein 135
 Braunsbach 461, 462, 464, 478, 480
 Bremen 129
 Bronnbach, Kloster 528
 Brude, Schulrat 450, 454, 463–465, 467
 Bruder, Karl 352, 358
 Brunner, H. 427
 Brusniak, Friedhelm 559
 Buchen 401, 402
 Büchelberg 323
 Bury, de, Dr. Med. 450

 Cantzler, Bernhard, Keller v. Michelstadt 14
 Carlé, Walter 417
 Charlien, Guido v. 255
 Christophthal/Freudenstadt 426
 Cichy, B. 186, 209, 210
 Claudius Vaussin, Generalabt der Zisterzienser
 253
 Claussen, P. C. 192
 Clauß, Horst 564
 Clemens, Paul 134
 Cluny, Kloster 206
 Colmar 250, 251
 Comburg, Burkhart, Graf v. 199
 Crailsheim 417, 424, 427, 430, 449
 Cramer, J. 13
 Creglingen 323
 Creutzfelder, Friedrich Hiskias 25
 Creutzfelder, Joachim Georg, Maler 13, 23, 24,
 46, 52, 53, 85, 89
 Creutzfelder, Johann Georg 25
 Creutzfelder, Leonhard Florian 25, 26, 50, 86–88
 Cronhütte 302, 303, 309
 Cuno, Wilhelm, Reichskanzler 447, 464
 Currles, Günther 538

 Dachau, KZ 511
 Däfern 323
 Dahmen, Josef 559
 Dangel, A. 421
 Danto, Georg 408
 Danzig 463
 Dauernberg 322, 323
 Dehio, Georg 128, 136, 157–160
 Demmer, Adolf 127
 Derendingen 323
 Deters, Th. 269, 272

 Dichel, Marie Catharina 355
 Dieterich, Fr. 31, 40, 59
 Dieth, E. 269
 Dietrich, NSDAP-Kreisleiter 483
 Dilich, Wilhelm 135
 Dinkelsbühl 323
 Dioskorides, griech. Arzt 418
 Dippold, Schreinerfamilie 549
 Dirmstein 405, 406
 Donzdorf 537
 Dörzbach 476, 477
 Dotzauer, W. 365
 Drackenstein 41
 Dresden 128
 DUBY, Georges 254
 Dürkheim 406
 Dürr, Günther, 482, 488
 Dürr, Richard 458

 Eberle, Prof. 449, 456, 458, 460, 462, 463, 466
 Ebhardt, Bodo 131
 Ebhardt, Bodo Heinrich Justus 123–183
 Ebhardt, Fritz 131
 Ebhardt, Karl Emil Christoph 129
 Ebhardt, Klaus 131
 Ebni 323
 Ebrech, Kloster 528
 Echterdingen 322
 Ecker, Restaurator 47, 48
 Edelman, Bürgermeister 363, 367, 369
 Eisenmühle/Alldorf 322
 Eislingen 541
 Eitner, R. 401
 Elias, Norbert 527
 Ellenweiler 322
 Eller, Willi 559
 Ellwangen 36
 Ellwangen, Kloster 205, 532
 Embricho, Bischof v. Würzburg 194
 Emmendingen 514
 Endres, R. 365, 376
 Enough, A. 449
 Ernsbach 478, 515
 Ernst Günther, Herzog v. Schleswig-Holstein 133
 Ernst II., Herzog v. Schwaben 526
 Esslingen 188, 201
 Ettenhausen 368
 Etzel, Zacharias, Vogt 210
 Eutenhof 322

 Fabricius, Georg 417
 Fackler, SPD-Gemeinderat in Schwäbisch Hall 445
 Faurndau, Chorherrenstift 209
 Fehle, Isabella 563
 Fehring, G. P. 185, 188, 199
 Fellerer, Karl Gustav 253, 257
 Fenchel, Carl 512
 Fenchel, Kurt, SA-Obertruppführer 512
 Fils, Johann Anton, Hofcellist 411

- Finkel, K. 404
 Finsterrot 322
 Fischer, Adolf 9, 364
 Fischer, Johannes 453
 Fischer, Theodor 462, 464, 466
 Fleck, Walther Gerd 7–122, 542, 545
 Fleischhauer, W. 41
 Flochberg, stauf. Reichsburg 531
 Folleville, Baron v. 38
 Fontanesi, Joseph v. 406, 408, 409, 411, 412
 Fraas, Dr. 511
 Fraas, E. 424
 Francois, v., General 463
 Frank, Dr., Landwirt aus Oberlimpurg 456, 470, 472
 Frank, Helene, geb. Gottlieb 508
 Frank, Karl 458
 Frank, SPD-Gemeinderat 450, 453
 Frankenthal 401, 404, 405, 407, 409–412
 Frankenweiler 322
 Frankfurter, Emmy, geb. Maezler 489
 Franz, Gunther 361
 Franz I., Kaiser 370, 373, 391, 393
 Frentzel, Konrad 303
 Frey, Martin 475
 Frey, Theophil 39
 Friedrich I., Barbarossa 523
 Friedrich I., Herzog v. Schwaben 527
 Friedrich I., Herzog v. Württemberg 270, 274
 Friedrich Karl v. Schönborn, Bischof von Bamberg 385
 Friedrich Wilhelm, Kronprinz 126
 Friedrich, WBP-Parteisekretär 460, 461
 Friedrichthal/Senfenberg 275
 Frisoni, Giovanni Donato, Baumeister 34
 Fritsch, K. E. O. 131
 Fritz, Erich 7
 Fritz, Gerhard 186, 301, 302, 311, 315, 317, 328, 329, 338, 351, 523, 526–528, 533, 535, 536, 539, 547, 550, 558
 Fronsbach 321, 322
 Fuchs, Ignaz, Pater 403
 Fuchs, Paul, Nachrichtenr 329
 Fugger, Gräfin v. 37, 38
 Furchheimer, David und Sofie 491, 516, 518
 Fürstenhütte 322

 Gai, Sveva 299, 301
 Gaildorf 418, 423, 435, 437, 440, 443, 446, 449
 Gailenkirchen 457, 559
 Gambach, Johann Martin 405
 Gambach, Magdalena 405
 Gambach, Maria Elisabeth 405
 Gambach, Valentin 409, 411
 Ganter, Reinhold, Pfarrer 554
 Ganzenmüller, Oberamtsbaumeister 479
 Gebmann, Cantor 407
 Geidel, Georg Tobias, Pfarrer 368
 Geislingen 537, 538
 Genter, Alois 509

 Gerber, Pfarrer 335, 337, 339, 341
 Geyer, Johann Conrad, Metzger 355
 Giardini, Giuseppe 408
 Giese 457, 458
 Gilly, David 125
 Gisela, Kaiserin 526
 Gleichen 7
 Gleitsmann, R. J. 275
 Glenk, Fa. 483
 Glenk, Karl 483, 486
 Glötzge, Ernst Anton 430, 431, 433–438, 440, 441
 Gmünd (Schwäbisch) 541
 Göller, Gottfried 253
 Gölshausen 354
 Göpfert, Eberhard 528, 549, 558, 559
 Göppingen 537, 538, 541, 550, 551
 Görres, Joseph 126
 Gössler, Geometer 439
 Goetz, Landrichter 457
 Goff, Jacques le 527
 Goggenbach 549
 Gohl, Eberhard 250
 Goldberg, Ruth 519
 Goldburghausen 531
 Goldstein, Julius 492, 510
 Goslar 127
 Gottfried II., der Bärtige, Herzog v. Oberlothringen 526
 Gottlieb, Jakob und Ida 493, 508, 509
 Gottwald, Clytus 250
 Gottwollhausen 559
 Grab/Großerlach 269, 322
 Graf, württ. Innenminister 446, 452
 Gregor d. Große, Papst 254
 Gregor V., Papst 526
 Gregor XIII., Papst 257
 Greiner, Caspar 303
 Greiner, Georg, Hüttenmeister 303
 Greiner, Hans Georg 303
 Greiner, Jakob 303
 Greiner, Karl 269, 270, 272, 273, 302–304
 Groß, Baumeister 272
 Großhöchberg/Spiegelberg 322
 Grünenwald, Elisabeth 21, 23, 24, 137, 138, 156
 Grünspan, Herschel 482
 Grünstadt 405, 406, 411
 Günther v. Henneberg, Bischof v. Speyer 251
 Gumbel, Rechtsanwalt aus Heilbronn 453
 Gunhild, Gattin Heinrichs III. 527
 GuBmann, K. 364
 Gutenberg 423
 Gutmann, Christian 458
 Gwinner, M. P. 427

 Haag, Friedrich 516
 Haas, W. 207
 Häcker, Friedrich 472
 Häffelein, Ludwig 446, 449
 Hägele, Wilhelm 483, 486, 507, 520

- Hagkling/Gschwend 302
 Hall (Schwäbisch) 38, 233, 369, 436, 445–473,
 478, 524, 547, 557, 559
 Haller, Landtagsabgeordneter 465
 Hels/Großerlach 322
 Haltenbergstetten, Schloß 544
 Hanauer, Emanuel 494, 509
 Hanauer, Friedl 513
 Hanauer, Hugo 509, 517, 518
 Harbach/Murrhardt 322
 Hartmann-Kurz, Maja 516
 Hartmann, WBWB-Kocherstetten 462
 Hase, Conrad 130
 Haselmajer, Wilhelm Conrad, Prälat 353
 Hasselbach, Dora 510
 Hattenhauer, Hans 540
 Haug, Studienrat 446, 449, 453, 459, 460
 Hausen/Murr 322
 Häusermann, Otto 516
 Häußler, U. 208, 209
 Hebel, Johann Peter 534
 Hebenstreit, Angelus 253, 257, 263
 Hecht, Jette 495
 Heermann, Johann Heinrich 353, 354
 Hehl, Hofkammerrat 277
 Hehl, Mathäus Gottfried 549
 Heidelberg 128, 131, 401, 402, 409, 410
 Heidesheim 406
 Heilbronn 440, 443, 535, 551
 Heilsbronn, Kloster 528
 Hein, Irmgard 315, 329, 351
 Heinrich II., Kaiser 543
 Heinrich III., Kaiser 526
 Heinrich IV., Kaiser 526
 Heinrich, Abt v. Murrhardt 214
 Heinrich v. Magstadt, Abt. v. Schöntal 253
 Heller, W. 449
 Helmrich, Buchhändler 446, 449
 Henderson, J. 302
 Herdtle, Antonius 272
 Hermann, Holzhandlung 483
 Hermbstädt, S. F., 431
 Hermersberg 9, 552
 Herodot 418
 Herrenalb, Kloster 253
 Heuß, Hermann 29, 137
 Hieber, Johannes 465
 Hiegel, Sigismund 403
 Hildebrand, Fr. J. 405
 Hildesheim 199, 200
 Hiller, Landtagsabgeordneter 456, 459, 460
 Hindenburg, Paul v. 459
 Hinterwestermurr 322
 Hirsau, Kloster 188, 194, 206
 Hirsch, Salomon 476
 Hitler, Adolf 448, 449
 Hitzler, Pfarrer 325
 Hoenes, Werner 564
 Hörlin, Adolf 458
 Hoffeld 323
 Hoffmann, Adolf 449
 Hofmann, H. H. 365
 Hofmann, Lydia 513
 Hofstetter, Roman und Johann Urban Alois 401
 Hohebach 476–478, 513
 Hohenhardtsweiler 322
 Hohenlohe, Herren v. 137
 Hohenlohe, Constantin Prinz zu 123, 137, 138,
 148
 Hohenlohe, Gottfried IV. v. 7
 Hohenlohe, Kraft V. v. 7
 Hohenlohe, Ludwig Casimir Graf v. 137
 Hohenlohe-Bartenstein, Grafen, Fürsten v. 9,
 10, 366–399
 Hohenlohe-Bartenstein, Christian, Graf v. 361
 Hohenlohe-Bartenstein, Ferdinand Graf v. 28,
 31–33, 36, 37, 371
 Hohenlohe-Bartenstein, Joseph, Fürst v. 31, 32,
 34, 36, 367, 371
 Hohenlohe-Bartenstein, Karl Philipp, Fürst v. 28,
 34, 36, 37, 367, 374, 386, 390
 Hohenlohe-Bartenstein, Maria Anna Felicitas v.,
 geb. Gräfin v. Waldburg-Zeil-Wurzach 37, 38
 Hohenlohe-Ingelfingen, Christian Kraft I., Graf
 v. 380
 Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig, Fürst
 zu 138
 Hohenlohe-Langenburg, Hermann v. 139
 Hohenlohe-Oehringen, Christian Kraft II., Fürst
 zu 138, 139, 142, 143, 149
 Hohenlohe-Oehringen, Ludwig Friedrich Karl,
 Fürst zu 138
 Hohenlohe-Pfedelbach, Dorothee v., geb. Gräfin
 von Erbach 9
 Hohenlohe-Pfedelbach, Floriana Ernestina, Grä-
 fin v. 13, 14, 23, 43, 53
 Hohenlohe-Pfedelbach, Friedrich Kraft Graf v. 9,
 13, 14, 23, 53
 Hohenlohe-Pfedelbach, Hiskias, Graf v. 9, 13,
 23, 25, 26, 29
 Hohenlohe-Pfedelbach, Ludwig Eberhard Graf
 v. 9, 10, 13, 43
 Hohenlohe-Pfedelbach, Ludwig Gottfried, Graf
 v. 9, 24–26, 28–33, 36, 362
 Hohenlohe-Pfedelbach, Luise Charlotte, Gräfin
 v. 31, 32
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Ludwig Gustav Graf
 v. 361
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Philipp Ernst 374,
 376, 380, 384, 393
 Hohenlohe-Waldenburg, Agathe v., geb. Gräfin v.
 Tübingen 8, 13, 19, 39, 40
 Hohenlohe-Waldenburg, Eberhard, Graf v. 8, 9,
 19, 21
 Hohenlohe-Waldenburg, Georg Friedrich I., Graf
 v. 9, 14, 41
 Hohenlohe-Waldenburg, Georg Friedrich II.,
 Graf v. 9, 14
 Hohenlohe-Waldenburg, Philipp Heinrich, Graf
 v. 9, 14

- Hohenlohe-Weikersheim, Georg Friedrich, Graf v. 25
 Hohenlohe-Weikersheim, Karl Ludwig, Graf v. 372, 390
 Hohenlohe-Weikersheim, Wolfgang II., Graf v. 20–22, 41, 552
 Hohenstaufen 538
 Hohkönigsburg 136, 139
 Hollenbach 476, 477
 Holst, Heinrich v. 130, 131
 Holzbauer, Ignaz Jakob 411, 414
 Hommel, W. 445
 Horlachen 302–304, 323
 Horlacher, Elsa 513
 Hotz, W. 208
 Hoyer, Josef 463
 Hub, Wilhelm 32
 Huber, Hans 303
 Hummel, Amtmann 270–274, 277–280, 284
 Hummel, Heribert 249
 Huse, N. 125, 126, 130
 Hussendörfer, R. 209

 Ilsfeld 322, 351
 Ingelfingen 403
 Ismer, Kurt 445, 446, 449
 Izbica, KZ 489, 498, 501–503

 Jacobsen, W. 190
 Jagstheim 553
 Johann Philipp Anton von Frankenstein, Bischof v. Bamberg 385
 Johannes Helin, Abt von Herrenalb 253
 Johannes Hummel, Abt v. Murrhardt 210
 Jakob, Bertie 519
 Jakob, S. 421
 Jebenhausen 538, 551
 Jonathan, Bischof v. Otranto 544
 Joosten, Samuel Jakob, Stadtphysikus 409
 Jüttemann, Herbert 538

 Kämmerer, Anna Maria 412
 Kaiser, Catharina 326
 Kaisersbach 301, 323
 Kaltenböck, Dr. 448, 454, 468
 Kapf, Oberamtsrichter 437
 Kapp, Wolfgang 459, 460
 Karl der Große 189, 190, 254
 Karl VII., Kaiser 365, 370, 393
 Karl Eugen, Herzog v. Württemberg 28, 34, 280, 351
 Karlsruhe 35
 Karnsberg 322
 Kaufmann, Therese Liese 488
 Kaupp, H. 303–305
 Kempt, Fritz 7
 Kern, Georg, Baumeister und Burgvogt 12, 14, 23, 30, 51, 138
 Kerner, Justinus 443
 Kerr, T. 237, 239
 Kessler, Heinrich 434–438, 440, 442, 443
 Kielmaier, Carl Christian Friedrich 549
 Kirchberg 9, 21, 26, 29, 41, 56, 403, 466
 Kirchenkirnberg 301–309
 Kirchheimer, Hans 495
 Kirchheimer, Salomon und Betty 495
 Klein, Friedrich, WBP-Gemeinderat 454, 458–462, 464–468
 Klein, SA-Standartenführer 512
 Klein, T. 394
 Kleinespach 322, 539
 Kleist, Ewald v. 446, 449
 Klevinghaus, G. 124, 126
 Klink, Mathias 311
 Klorer, J. B. 440
 Klotz, Clara 460
 Knapp, Johann Jakob 362, 367, 369, 370, 373, 375, 384
 Knebel, Rat 276, 277
 Koch, Hans Oskar 401
 Koch, K. A. 29
 Kochenthaler, Babette 496
 Kohl, Herbert 524, 529, 530, 532, 533, 534
 Kolb, Siedmeister 438
 Köln 36
 Komburg, Kloster 188, 199, 200, 205, 206, 209, 213, 214
 Konrad II., Kaiser 194, 526, 543
 Konrad III., Kaiser 251
 Konrad d. Jüngere, Herzog v. Kärnten 526
 Konrad der Rote, Herzog v. Lothringen 526
 Konstantinopel (Istanbul) 476
 Konstanz 201
 Kopp, H. 418
 Körner, Theodor 470–472
 Kost, E. 209
 Kowalewski, Petra 123–183
 Kozlik, Andreas 269, 543, 550, 554, 555
 Kraut, Stefan 475, 480
 Krautheim 402
 Kraus, Joseph Martin 401
 Krebs, Elfriede 131
 Kreffit, G. 234
 Krollmann, Christian 134
 Kronberg 323
 Krone, Bauinspektor 131, 132
 Kubach, H. E. 206
 Kuchler, Otto 515
 Külb, P. H. 419
 Kümmerer, Sulzdorf 471
 Künzelsau 475–521
 Kugler-Euerle, G. 548
 Kummer, S. 201
 Kupferzell 374, 393, 462
 Kurr, J. G. 418
 Kurzach 322
 Kusiel, Gustav 497
 Kusiel, Julius und Jettchen 497
 Kusiel, Ruth 497

- Lachweiler 322
 Laibach 476, 477
 Lammers, Walter 527
 Lang, W. 302
 Langenburg 25, 41, 133, 403
 Langewiesche, Dieter 559
 Laudenschlag 401
 Lauffen a. Neckar 539
 Lauxmann, R. 421
 Ledermann, G. 479
 Ledermann, Getti 499
 Ledermann, Max und Rosa 498, 509, 516–518
 Lehmann, E. 206
 Lehrberg 234
 Lenssen, J. 189
 Lenz, Hermann 516
 Leofels 133
 Lessinger, Lotte 519
 Levy, Rose 514, 519
 Liebenstein, Freiherr v. 551
 Limpurg, Grafen v. 303
 Lind, Ludwig 278
 Lippoldsweiler 351
 List, Professor 436, 437
 Locher, Paul 488
 Loeb, Carrie 513, 518
 Lohr a. Main 272, 276
 Longpont, Guido v. 255
 Lorenz, würzb. Chronist 478
 Lorsch, Kloster 206
 Löwenstein 423
 Löwenstein, Grafen v. 214, 216
 Löwenstein, Albrecht I. Graf v. 214, 216, 217
 Löwenstein, Ludwig, Graf v. 336
 Löwenstein, Nikolaus, Graf v. 214–217
 Löwenthal, Moses (Mex) 482, 500, 509, 510, 515, 517
 Ludwig der Fromme 186
 Ludwig XIV., König v. Frankreich 406
 Ludwigsburg 34, 35, 233
 Lüling, K.-H. 239, 240
 Lustnau 322
 Lutzenberg/Althütte 322
 Lutzmannsdorf/Steiermark 323
- Maastricht, Stiftskirche** 200
 Mack, Hans, Kübler 314
 Magdeburg 129, 199
 Mahling, Ch. H. 406
 Mainhardt 368
 Mainz 199, 401
 Mann, A. 199
 Mannheim 401, 408, 410–412, 414
 Marbach 323
 Marienburg 125, 127, 132
 Marksburg 135
 Marosszéki, R. 250, 255, 256
 Martin, M. 235
 Maubach 323
 Maulbronn, Kloster 250, 251, 253
- Maurer, Friedrich 531
 Maus, Anna 401, 406
 Mayer, Christoph, Zimmermann 8, 21
 Mayer, Johann Georg Friedrich Hartmann, Pfarrer 367, 368
 Mayer, Matthäus 405
 Mayer, Sebastian, Baumeister 8
 Megingaud, Bischof v. Würzburg 189
 Meider, Kurt 562
 Mergenthaler, Christian 446–469
 Mergentheim, Bad 403
 Merkel, Christoph Friedrich, Pfarrvikar 368
 Mertens, Dieter 525
 Mertz, Christian 440
 Mertz, Theodor 443
 Messer, Friedl 482–484, 486
 Meßerer, Michel, Zimmermann 355
 Metz 254, 255, 257
 Metzgingen 423
 Metzler, Georg 402
 Meydenbauer, Albrecht 130, 133
 Meyer, H. v. 235
 Merz, G. 421
 Michelbach 323
 Millenberg/Main 401
 Mittelbronn 418, 421
 Mittelfischbach/Großelach 301, 302
 Mittelrot 323
 Möbius, F. 207
 Mögglingen/Rems 421
 Mössingen 322
 Mohr, Helmut 450
 Molitor, Raphael 257
 Molt, Schullehrer 436, 437
 Morgenroth, Isaak 515
 Morgenroth, Samuel und Ida 500, 508, 514
 Morgenroth, Selma 500
 Moser, Johann Jakob 361, 362, 366, 367, 369, 371, 372, 381, 396
 Mozart, Wolfgang Amadäus 401, 410
 Mühlhausen/Thüringen 528
 Müller, Armin 445
 Müller-Mertens, Eckhard 525
 München 513
 Münster 323
 Müntzer, Thomas 528
 Mulfingen 476
 Murrhärle 322
 Murrhardt 185–231, 233–248, 315, 322, 323, 351–359
 Murrhardt, Kloster 532
 Mussolini, Benito 447
 Muthesius, H. 131
- Nagelsberg 478, 479
 Nagy, Adalbert 488
 Nau, E. 198
 Naumann, Friedrich 453
 Neuenstadt 269
 Neuenstein 41, 42, 54, 123–183

- Neulautern 322
 Neumann, A. 479
 Neumann, Alexander und Sophia 492
 Neumann, Balthasar 405
 Neumann, Berta 494
 Neumann, Jakob und Malchen 502, 507
 Neumann, Klara 501
 Neumann, Leopold und Else 502
 Neumann, Rose, geb. Wiesenfelder 501
 Neumann, Salomon 502, 507
 Neustadt/Main 189, 190, 191, 194, 210, 220, 221
 New York 516
 Niederndorf 423
 Nietzsche, Friedrich 459
 Nitschke, August 527
 Noldan, Philipp 402
 Noll, Gotthilf, Dr. med. 328
 Nürnberg 25, 376, 528, 547
- Oberdorf** 531
 Oberkessach 38
 Obermühle/Oberrot 322
 Oberrohrn 7
 Obersontheim 461
 Oberstenfeld, Stiftskirche 200
 Oechelhäuser, A. v. 159
 Oechsler, Julius 249, 403
 Öhringen 7, 368, 383, 384, 392, 403, 449, 461, 471, 524
 Öhringen, Stiftskirche 8, 205
 Oertle, G. F. 235, 242
 Oexle, Otto Gerhard 527
 Oliner, Laure und Craig 518
 Olpp, Johannes 549
 Oppenweiler 358, 359, 434, 554
 Orbais/Elsaß 250
 Orsenhausen/Bieberach 541
 Orth, Georg 440, 442
 Otranto 544
 Ottendorf 417–444, 555
 Otto I., Kaiser 543
 Otto III., Kaiser 193, 543
 Otto, Graf im Wormsgau, Herzog v. Kärnten 526
- Paderborn** 199, 213
 Pairis/Elsaß, Kloster 250
 Palestrina, Giovanni Pierluigi de 257
 Paul V., Papst 257
 Pfaff, K. 423
 Pfalz, Carl Theodor, Kurfürst v. d. 401, 406, 408, 411
 Pfedelbach 7–122, 362, 369–371, 375
 Pfedelbach, Herren v. 7
 Pfedelbach, Reitza v. 7
 Pfeifer, Hans, Ziegler 339
 Pfeiffer, Franz Anton 401
 Pfitzenmaier, Fam. 351–359
 Pfizenmaier, Anna Maria, geb. Lang 351–359
 Pfizenmaier, Hermann 486
 Pfizenmeier, Johann Jakob 352, 354
- Pfitzenmaier, Joseph, Schuhmacher 351–359
 Pfizenmaier, Magdalena, geb. Merz 351–354
 Pflaumloch 530
 Pflüger, Georg, Bürgermeister 483, 485, 486
 Pfullingen 423
 Piper, Otto 132, 133, 136
 Pistorius, Amtsrichter 38, 43, 61
 Plate, Ulrike 185
 Plieninger, T. 235
 Plinius, Gaius 418, 419
 Press, Volker 394, 397
 Prinz, Friedrich 525
 Probst, Johann Michael 38
 Pütter, Johann Stephan 370
 Putze, M. 188
- Quayzin, H.** 295, 296, 308, 309
Quenstedt, Friedrich August v. 234, 235, 242, 424
- Raimondi, Giovanni Battista** 257
Rainbech 550
Ramcke, Andreas 402
Ramcke, Antonie Charlotte 402
Ramcke, Antonius, Schulmeister 402
Ramcke, Carolina Margarethe, geb. Gamburg 405, 407, 412
Ramcke, Margaretha, geb. Noldan 402
Ranqué, Maria Theresia 410
Ranqué (Ramcke), Sigismund 401–415
Raschke, Joachim 529
Rastatt 323
Rath, Ernst vom 480
Rauschenbach, Ernst 445, 446
Ravenstein 402
Rechberg, Ulrich v. 541
Reichenbach/Murr 322
Reichenberg-Oppenweiler 322, 323, 554
Reichert, Bernhard 409
Reinhold, G. G. 552
Reinöhl, Ilse 467
Reitz, Adolf 269
Retty, Leopoldo, Baumeister 34
Reu, Studienrat aus Heilbronn 462
Reustle, S. 540
Reutlingen 205, 535
Richter, Franz Xaver 411
Riga 495, 497, 500, 503
Riedbach 367, 368
Riesbürg 530
Rieth, Otto 130
Ritschel, Johannes 411
Robert v. Molesme, Abt und Heiliger 251, 528
Roeck, B. 397
Rödel, Volker 564
Röhler, Ernst 458
Rösler, Bergmeister 426
Rößler, Schreinerfamilie 548
Rohrbacher, Stefan 538
Rom 254, 257

- Roos, Bruno 465
 Rosenberg, Herren v. 545
 Rosenthal, Ruth 519
 Rosner, U. 200, 203
 Roth, Herren v. 541
 Roth, Alfred 445, 453, 454, 465
 Rothenburg o. d. Tauber 555
 Rothmund, P. 455
 Rudolf v. Habsburg, Kaiser 216
 Rudolf, Herzog v. Schwaben 527
 Rürup, R. 366
 Rueß, Karl-Heinz 551
 Rund, Georg Friedrich 440, 443
 Ruskin, John 128
- Sachs, Hofrat 446
 Sänger, Dr. 461
 Salzburg 36
 Sandel, David 444
 Sandrart, Jakob 53
 Satteldorf 556
 Sauer, Paul 354
 Sauter 445
 Scheel, A. 217
 Schad, Georg Christoph 542
 Schad d. Ä., Johann Philipp 542
 Schäfer, Carl 128
 Schäfer, Hartmut 564
 Schäfer, W. 136, 270
 Schapiro, Julius 475, 484
 Schaurath, Eberhard Christian Wilhelm v. 362
 Schellendorf 387
 Schelling, Friedrich 125
 Schenk, Winfried 528
 Schickardt, Heinrich 14, 137
 Schierhof/Gschwend 302
 Schiffraim 323
 Schiller, Friedrich 125
 Schilling, Georg Peter 28, 36
 Schillingstadt 405
 Schindling, A. 386
 Schinkel, Karl Friedrich 125
 Schirmacher, Käthe 463
 Schlachter, Frida und Meta 503
 Schlachter, Hirsch 503
 Schlaich, K. 386
 Schlegel, Friedrich v. 125
 Schlettstadt 136
 Schliz, Alfred, Dr. med. 552
 Schmitt, Eduard 401, 402
 Schnebele, Jakob 470
 Schneider, Bruno 254
 Schneider, Reinhard 526, 527
 Schoch, N. 361–363, 364
 Schönbronn 322
 Schönhut, Johann Leonhard, Schreiner 549
 Schönhut, Ottmar F. H. 402
 Schönleber, C. 269
 Schöntalhölle/Großberlach 269–300
 Schöntal, Kloster 249–268, 403, 528
- Schön, Theodor v. 125, 126
 Schott, Anselm, Pater 549
 Schott, Rechtsanwalt 460, 466
 Schraut, Elisabeth 528
 Schrenk, Elias 549
 Schreyer, Johann, Maler 25
 Schubart, Christian Friedrich Daniel 533
 Schubert, Helene 538
 Schubert, F. H. 386
 Schübler, Bergat 440
 Schübler, Eduard, Advokat 436, 437, 443
 Schütz, Alexander 130
 Schultze, H. P. 236
 Schumann, G. 382
 Schumm, Karl 367
 Schupp, Johann Andreas 409
 Schwaigern 322
 Schwarzach, Benediktinerabtei 414
 Schwarz, Th. 227, 229, 231
 Schweizer, Rolf 185, 199, 204, 209, 233, 269, 301, 351
 Schwandel, Johann, Geigenbauer 408
 Sechselberg 323
 Seegis, Dieter 233, 301, 302
 Seibt, W. 132, 133
 Seiler, Alois 523
 Semper, Gottfried 127
 Setzer, Else 482
 Sicken, B. 365
 Siebenmorgen, Harald 536
 Siegelsberg 322
 Sifrid, Abt v. Maulbronn 250
 Sigel, Erich 449
 Sindringen 363, 364, 366–368, 370, 375, 384, 387, 390
 Sittenhardt 323
 Slawentzitz/Oberschlesien 138
 Sontheim, Heinrich 551
 Soriano, Francesco 257
 Speyer 525
 Speyer, Dom 205
 Spiegelberg 269, 270, 272, 281
 Sprandel, Rudolf 527
 Stäblein, Bruno 254
 Stätter 447
 Steemitz, Johann 411
 Stangl, Franz, KZ-Lagerkommandant 530
 Staudinger, Matthäus, Geigenbauer 408
 Steger, Dr., Landtagsabgeordneter 450
 Stegle, Georg, Baumeister 21, 22, 41
 Steinbrecht, Conrad 127, 132
 Stein, F. 406
 Stein, Herren v. 137
 Steinbach 322, 323, 374, 457
 Steinberg 322
 Steinbruck 322
 Steinle, P. 351
 Stemeis, Wilhelm 40
 Stephan, Direktor d. Donänenkanzlei 138, 139, 149, 150

- Stephan Harding, Abt v. Schöntal 254, 255
 Stern, Adolf 503, 507
 Stern, Berta 488
 Stern, D. 479
 Stern, Heinrich 504
 Stern, Melli 513
 Stern, Mina, geb. Schlachter 488
 Stern, Samuel und Towa 519
 St. Gallen 201, 202
 Stiefel, Hofverwalter 437
 Straßburg 36
 Straub, Daniel 537
 Strauß, David Friedrich 534
 Stresemann, Gustav, Reichskanzler 447
 Strümpfelbach 322
 Stühler, August 127
 Sturmfeder, Herren v. 554
 Stuttgart 34, 35, 55, 233, 322, 547, 558
 Sulzbach/Murr 311–349
- T**
 Tänzer, Aron 551
 Taddey, Gerhard 7, 138, 139, 394
 Tannenberg (Schlacht) 463
 Taxis, Schultheiß in Untertot 471
 Thenius, E. 233
 Theresienstadt, KZ 494, 497, 502, 504
 Toepke, G. 402
 Traub, Andreas 249
 Trauzenbach 322, 323
 Trefz, Werner 480
 Trippelt, Friedrich 446
 Trochtelfingen 531
 Troschel, Peter 53
 Trukes, Philip 449
 Tettenborn, Carl v. 38
 Tübingen 534
 Tuzeck, Johann 407
- U**
 Uebele, Anneliese 510, 512
 Uhl, Stefan 542
 Ulrich I., Bischof v. Speyer 251
 Ulrich, Herzog v. Württemberg 524
 Ulrich, SPD-Landtagsabgeordneter 448
 Ulshöfer, F. 361
 Ulshöfer, Kuno 469, 546, 556
 Unckel, Ernst Ludwig v., Pfarrer 338, 343
 Undingen 322
 Untermünkheim 471
 Unterregenbach 200, 201, 202
 Unterschöntal/Backnang 352
 Unterzuber, Leonhardt 278
 Urach 524
 Urach-Fürstenberg, Heinrich v. 215, 216
- V**
 Vaihingen 524
 Vellnagel, Rat 276, 277
 Verbeek, A. 192
 Veringendorf 205
 Villingen 215
 Vitet, Ludovic 128
- V**
 Vötsch, Jochen 361
 Vogler, Georg Joseph 408
 Vogler, Herbert 353, 354
 Vogt, Reichstagsabgeordneter 451, 469, 470, 471
 Vorbachzimmern 471
 Vorderwestermurr 322
- W**
 Wackershofen 559
 Wackershofen, Freilandmuseum 557, 559
 Wagner, Georg 424
 Wahl, Heinrich 305
 Waibstadt 402
 Walcher, Adolf 301, 303
 Waldenburg 8, 9, 41, 42, 374, 393, 461, 462
 Waldenweiler 322
 Waldrems 322
 Walldürn 403
 Walliser-Schäfer, M. 212
 Wallrauch, Karl, Hauptlehrer 477
 Walter, Alfred 488.
 Walter, F. 406
 Walter, Karl 516
 Walterich, Abt v. Murrhardt 189, 190, 191, 203, 209–211
 Waltersberg 323
 Wamser 189, 190
 Wartburg 127
 Warthausen, Schloß 542
 Wasseralfingen 441
 Waßmuth, Georg Philipp, Feldjäger 355
 Watt, Benedict v. 547
 Weber, Hellmar 417
 Weber, Lehrer 513
 Weber, Max 447
 Weber, Raimund J. 525, 541
 Weidenbach 323
 Weidner, Julius 472
 Weikersheim 9, 41, 55, 57, 403, 545
 Weiler, Johannes 458
 Weinmann, Heinrich, Oberamtmann 351
 Weinsberger, S. 479
 Weitbrecht, C. 363
 Welzheim 322
 Wendling, Dorothea 410
 Wendling, Johann Baptist 410
 Wenzel, Glasmacherfam. 270, 303
 Wenzel, Johann Conrad 270
 Wenzel, Philipp Friedrich 270
 Westernach 418, 423, 438, 441
 Wibel, Johann Christian 361
 Widman, Georg 186, 210
 Widmann, Ing. 446
 Wiehn, E. R. 455
 Wild, Prof. 456
 Wilhelm I., Kaiser 132
 Wilhelm II., Kaiser 132, 135, 136
 Wilhelm I., König v. Württemberg 24
 Wilhelm II., König v. Württemberg 459, 549
 Wilhelm, Bischof v. Straßburg 527
 Wilhelm Egen, Abt v. Murrhardt 532

- Wimpfen, Bad 205
 Windischbuch/Boxberg 401
 Windischenbach 7
 Windmüller, Otto 436
 Winkler, Marta 510
 Winnenden 272
 Wissmann, Ida 505
 Wissmann, Leo 486
 Wißmann, Selig, Lehrer 477, 479, 513, 517
 Wittighausen 418
 Wittmann, Fregattenkapitän 463
 Wizemann, Landwirtschaftslehrer 446
 Wölfling, H., Baumeister 28, 34–36, 59
 Wolfenbrück 322, 323
 Wolff, Adam, Pater 403
 Wolff, Baltasar, Baumeister 8, 21, 137
 Wolff, F. 362
 Wolff, Laura 458
 Wolfsölden 322
 Worms 131, 132, 199, 209, 406, 409
 Würzburg 35, 199, 205
 Würzburger, Emanuel 504, 506
 Würzburger, Hilde und Sallo 506
 Würth, Reinhold 552
 Würtz, R. 407
 Wunder, Gerd 550, 557
 Wunderlich, Samuel, Pfarrer 343
 Yelin, Johann Hieronymus, Pfarrer 364, 367,
 369, 370, 373, 375, 384, 387
 Zehler, Johann Friedrich 375
 Zeitler, Johann Peter 405
 Zell 322, 323
 Zeller, Dr., DDP-Ortsvorsitzender 453
 Zimmermann, Wilhelm 534
 Zobel, Hüttenschreiber 426, 427, 429, 430, 433
 Zoilo, Annibale 257
 Zürich 528
 Zumbe, Carl 431
 Zweibrücken 272
 Zweiflingen 323
 Zwingli, Ulrich 528
 Zyfflich, Chorherrenstift 200

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv, Schloß, 7113 Neuenstein

unter Mitarbeit von

Manfred Akermann, Stadtarchiv, Am Markt 5, 7170 Schwäbisch Hall (Rezensionen) und
Rainer Gross, Hohenlohe-Zentralarchiv/Kreisarchiv, Schloß, 7113 Neuenstein (Register)

Hans-Dieter Bienert, M. A., Justinus-Kerner-Straße 37, 7157 Murrhardt
Dr. Walther-Gerd Fleck, Knappenweg 75, 7000 Stuttgart 80
Martin Frey, Fleinerstraße 71, 7000 Stuttgart 40
Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 7157 Murrhardt
Sveva Gai, Ahornweg 10, 7400 Tübingen
Eberhard Göpfert, Konradweg 5, 7170 Schwäbisch Hall
Irmgard Hein, Karlstraße 69, 7157 Murrhardt
Mathias Klink, Kirchhofweg 16, 7158 Sulzbach/Murr
Dr. Hans Oskar Koch, Schulstraße 4, 6901 Heiligkreuzsteinach-Hilsenhain
Herbert Kohl, Brahmweg 11, 7170 Schwäbisch Hall
Petra Kowalewski, M. A., Schellengasse 10, 7100 Heilbronn
Andreas Kozlik, Fichtestraße 15, 7157 Murrhardt
Stefan Kraut, M. A., Buchenweg 18, 7118 Künzelsau
Gabriele Kugler-Euerle, Gerhart-Hauptmann-Straße 1, 7157 Murrhardt
Armin Müller, Hagenbacher Ring 191, 7170 Schwäbisch Hall
Ulrike Plate, M. A., Bebelstraße 68, 7000 Stuttgart 1
Dr. Gotthard G. G. Reinhold, Siegelsberger Straße 34, 7157 Murrhardt
Sabine Reustle, Brahmstraße 8, 7152 Aspach
Dieter B. Seegis, Vordere Ramsbachstraße 7, 7060 Schorndorf
Dr. Andreas Traub, Turmstraße 52, 7120 Bietigheim-Bissingen
Dr. Kuno Ulshöfer, Hebelweg 4, 7170 Schwäbisch Hall
Jochen Vötsch, M. A., Pietzschstraße 5, O-8028 Dresden
Hellmar Weber, Teurerweg 59/1, 7170 Schwäbisch Hall
Dr. Raimund J. Weber, Ziegelwiesenstraße 33, 7072 Heubach

Aus der Reihe

Forschungen aus Württembergisch Franken

Hermann Ehmer

Der Gleißende Wolf von Wunnenstein

Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adligen

1991. 256 Seiten mit 57 Abbildungen. 17 × 24 cm. Leinen

Im Sommer 1815 verfaßte Ludwig Uhland den Balladenzyklus um »Graf Eberhard, den Rauschebart«. Dadurch gewann der Gleißende Wolf Popularität. Angeregt durch diese Balladen, erforscht der Autor die Gestalt dieser schillernden Persönlichkeit. Zunächst wird die Geschichte der niederadeligen Familie von Wunnenstein dargestellt, deren Name sich von einem Vorberg der Löwensteiner Berge ableitet. Im Mittelpunkt des zweiten Teiles steht die Person des Gleißenden Wolfs selbst. Von ritterlichen Idealen geprägt, umfaßte seine Wirksamkeit vielfältige Unternehmungen im Dienste geistlicher und weltlicher Territorialherren und zahlreiche Fehden gegen Reichsstädte wie Straßburg und Frankfurt am Main. Durch Uhlands Dichtungen gewann der Gleißende Wolf Bedeutung für das württembergische Geschichtsbewußtsein im 19. Jahrhundert. 1888 wurde auf dem Wunnenstein ein Aussichtsturm als vaterländisches Denkmal errichtet.

Jost Weyer

Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie

Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610

1992. 516 Seiten mit 131 Abbildungen. 17 × 24 cm. Leinen

Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) war wie andere fürstliche Zeitgenossen ein Liebhaber der Alchemie. In Schloß Weikersheim, seiner Residenz, hatte er ein alchemistisches Laboratorium eingerichtet. Quellenmaterial hierzu, das im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein aufbewahrt ist, vermittelt ein anschauliches Bild von der Alchemie an einem Fürstenhof der Renaissance. In dem Buch werden unter anderem folgende Themen behandelt: Bau eines neuen Laboratoriums, Anfertigung von chemischen Geräten, Kauf von Chemikalien, alchemistische Bücher in Wolfgangs Bibliothek, ein betrügerischer Goldmacher am Weikersheimer Hof, Korrespondenz mit Fürsten über alchemistische Fragen, Alkoholdestillation und Salpetersiederei in Weikersheim.



Jan Thorbecke Verlag · Postfach 546 · D-7480 Sigmaringen